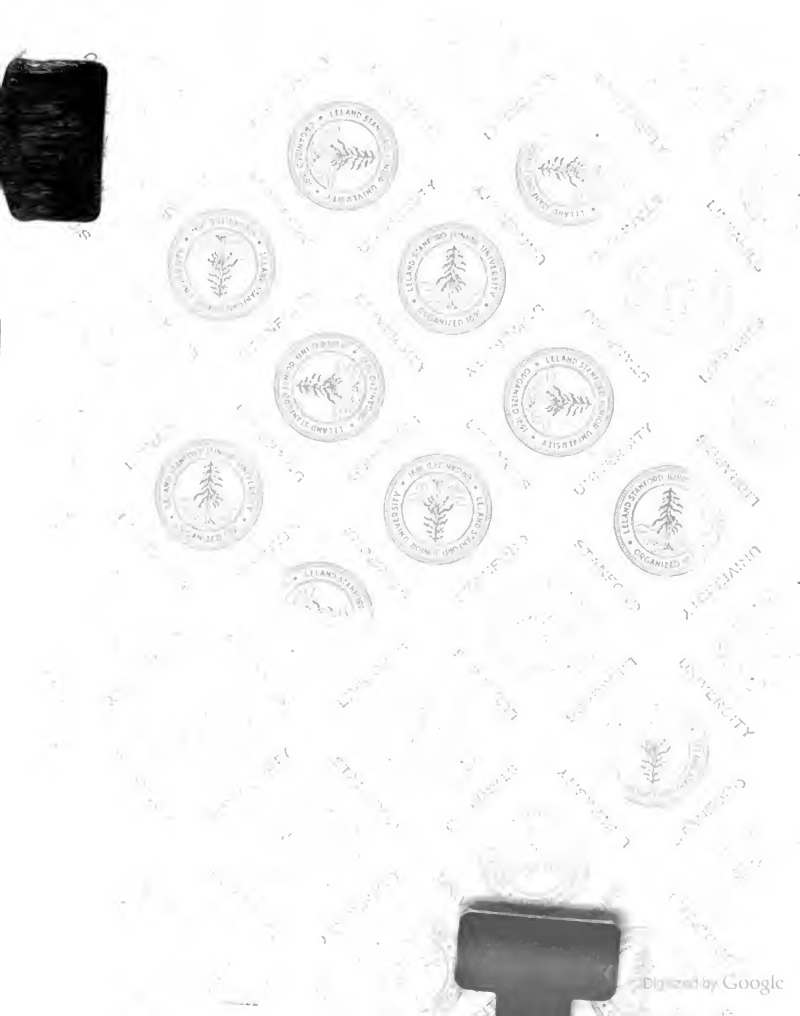
Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Kauffman

A 105

1830 Obl/

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

APR 15 1971

AP30
M65
V. 24: nos. 235-313
1830: Oct-Dec

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

Oktober.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich betreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparteylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gehoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Unendlichkeit am Himmel. Nach Lamartine von G. Schwab. 235. 236.
Hymne des Kindes bei seinem Erwachen. Nach Lamartine von G. Schwab. 238.
Der Westen. Nach Lamartine von G. Schwab. 242.
Das Straßburger Münster, von G. Frin. 247.
Lieder von Theodor von Sacken. 255.
Der Kampf, von Kreuser. 260.
Homonymen: Kamm. 236.
Logogryph: Schleyer. Leyer. Eyer. 242. — Charade. 248.
Räthsel: Der Reif. 254. — Das Bild im Wasser. 259.

Romane und Erzählungen.

Das Gewitter, Novelle von Fr. Laun. 235 — 248.

Länder- und Völkerkunde.

Statistische Notizen über die Vereinigten Staaten von Nordamerika. 247.
Züge des römischen Volkscharakters. 248. 249.

Reisen.

Besteigung der Schneekoppe im Riesengebirge. 240.
Reise nach dem Krater des Etna. 251 — 254.

Naturgeschichtliches.

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge. 237. 238. 239. 241. 242. 243. 244. 245.
Noch eine Bemerkung über die Entstehung der Nordlichter, von Dr. Nürnberger. 250.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Das Hôtel in der Vorstadt St. Germain und das Hôtel in der Straße Rivoli. 246.
Ueber Egypten. Aus einem Schreiben des östreichischen Konsuls Acerbi in Egypten. 249.
Eine Scene aus Goethes Faust, in der schwäbischen Mundart, von M. Rapp. 250. 251.
Bilder aus Rußland. 252 — 260.
Miszellen. 255. 258. 260.
Die Toilette. 256. 257.
Ungedruckte Briefe von Fernow. 258.
Meiner Urgroßmutter Spinett. 259.

Korrespondenz.

Genf. 235. 236. 237. 238. 239. 240. 247. 248. 249. — Paris. 241. 242. 249. 250. 251. 252. 253. 255. 256. 257. 258. 259. 260. — Zürich. 241. 242. — London. 243. 244. 251. — Lausanne. 245. 246. — Dresden. 246. 247. — Berlin. 253. 254. — Bern. 256. 257. 258. 259.

Digitized by Google

Kunst-Blatt.

Nro. 79.

Ueber das Technische der Glasmalerei. (Forts.) — Archäologische Nachrichten aus Kleinasien und dem Archipel.

Nro. 80.

Ueber das Technische der Glasmalerei. (Beschluß.) — Kunstliteratur. Ludwig von Winkelmann's, Edlen auf Uermitz, neues Malerlexikon, zur nähern Kenntniß alter und neuer guten Gemälde, nebst den Monogramen. — Neue Kunstsachen.

Nro. 81.

Ueber Genremalerei und die Genrebilder von Pflug in Biberach. — An Herrn Brulliot, von Dr. J. C. Stellwag.

Nro. 82.

Ueber Genremalerei und die Genrebilder von Pflug in Biberach. (Beschluß.) — Ueber die neuesten Arbeiten der Düsseldorfer Kunstschule. — Berichtigung.

Nro. 83.

Ueber die neuesten Arbeiten der Düsseldorfer Kunstschule. (Beschluß.) — Nachträge zu Sillig's Verzeichnisse alter Künstler.

Nro. 84.

Nachträge zu Sillig's Verzeichnisse alter Künstler. (Beschluß.)

Nro. 85.

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1829. (Forts. von Nr. 74.) — Nekrolog.

Nro. 86.

Die Glyptothek in München. — Kunstausstellung in Mailand. (Forts.)

Literatur-Blatt.

Nro. 100.

Länder- und Völkerkunde. Rückschritte der Erdkunde in Frankreich. (Beschluß.) — Geschichte. Memoires et Journal du Marquis de Dangeau. — Biographie. Skizze der bis jezt bekannten Lebensmomente des merkwürdigen Fündlings Caspar Hauser in Nürnberg.

Nro. 101.

Lyrische Dichtkunst. 1) Gedichte des Königs Ludwig von Bayern. — 2) Gedichte von Ludwig Uhland. — 3) Gedichte und poetische Uebersetzungen von J. D. Gries.

Nro. 102.

Lyrische Dichtkunst. 4) Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen. Aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handschriften zusammengetragen von Dr. O. L. B. Wolff. — Rechtskunde. Bibliothek merkwürdiger Kriminal- und Rechtsfälle der ältern und neuern Zeiten und aller civilisirten Völker, von Theodor v. Haupt und Dr. Fr. Heldmann.

Nro. 103.

Lyrische Dichtkunst. 5) Volkslieder der Schweden. Aus der Sammlung von Geijer und Afzelius, von G. Mohnike. — 6) Runen von Karl August Nicander. Aus dem Schwedischen von G. Mohnike.

Nro. 104.

Lyrische Dichtkunst. 7) Napoleon. Stimmen aus dem Norden und Süden, von Dr. G. Mohnike. — Jugendbilder und Jugendträume von Ernst Münch.

Nro. 105.

Literaturgeschichte. Prospetto della Storia letteraria di Sicilia, nel XVIII. secolo, dal Abbate Scina istoriografo del Ré. — Lyrische Dichtkunst. 9) Poesie scelte da Matthisson, Goethe, Schiller, Cramer e Bürger, tradotte in versi italiani dal dottor Antonio Bellati.

Nro. 106.

Lyrische Dichtkunst. 10) Blumenlese aus spanischen Dichtern von Seb. Mutzl. — 11) Fabeln von Abraham Emmanuel Fröhlich.

Nro. 107.

Lyrische Dichtkunst. 12) Slavische Volkslieder, übersezt von Joseph Wenzig. — 13) Bilder des Orients von H. Stieglitz.

Nro. 108.

Die Leipziger Büchermesse. Michaelis, 1830.

Nro. 109.

Die Leipziger Büchermesse. Michaelis, 1830. (Forts.)

Nro. 110.

Die Leipziger Büchermesse. Michaelis, 1830. (Beschluß.) Taschenbücher auf 1831. 4) Vielliebchen. — 5) Penelope. — 6) Minerva. — 7) Taschenbuch der Liebe und Freundschaft. — 8) Taschenbuch zum geselligen Vergnügen von Kind.

Digitized by Google

N°. 235.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. Oktober 1830.

Heilig Schweigen, das die Welt jetzt füllet,
Sanfter Strom, der in den ew'gen Ufern
Endeloser Schöpfung feiernd hinrollt!
Und du herrlicher Gesang der Sterne,
Licht aus Licht, des Himmels sanfte Sprache!

Herder.

Die Unendlichkeit am Himmel.

Nach Alphonse de Lamartine, von Gustav Schwab.

Nacht — eine Sommernacht ist's, deren Flügeln
Im Blau die Funken tausendweis' entsprühn.
Wie einen trüben Spiegel wischet sie
Den Himmel ab, in seinen Ungrund läßt
Sie den entzückten Blick sein Senkblei werfen;
Und alle Blätter seines Feuerbuchs
Schlägt auf, von Wolken frei, das Firmament.
Dort, auf den höchsten Bergrand, wo das Auge
Nach Luft in doppelten Gesichtskreis schweift,
Setz' ich mich schweigend, lasse den Gedanken
Hinwallen, wie ein Meer das Mondlicht wiegt.

Der Aether, wogend in stets gleichem Blau,
Umgiebt mit rein'rer Flüssigkeit die Berge,
Verwischt die Spitzen und die Linien,
Die zitternd in der Luft zu schwimmen scheinen,
Wie in dem stillen Meer, bis auf den Grund
Des Ufers, Schatten in den Wellen spielt.
In diesem strahlenlosen Tage scheint
Wie in des Morgenrothes Glanz dem Blicke,
Dem sinnenden, die Erde zu entblüh'n.
Verschied'ne Horizonte rollet sie
In Fernen auf und zeigt das Spiel der Hand,
So Bildnerin des ganzen Weltalls ist.
Hier schwillt ein kleiner Hügel, gleich der Woge;
Dort an zurückgedrängte Höhen reih'n
Sich Höhen an; mit grünem Vorhang hüllt
Das Thal sich ein, das wie ein Bett sich gräbt,
Den Schatten und die Wasser aufzunehmen;
Dort dehnt sich eine Ebne, wo die Fluth
Der Aehren wie am Strande steigt und sinkt;
Dort schürzt, wie ein zerstückter Schlangenleib,
Der Fluß die unterbroch'nen Wellen wieder;
Sein Silberlauf krümmt unermüdlich sich,
Schlüpft unter'n Hügel, zeigt sich neu im Schatten.
Die tiefen Forste, schwarzer Wolke gleich,
Mit grauem Fleck beschatten sie die Felder;
Und weiter hinten, wo die Gegend sich
In Falten legt, wo der verworrne Blick
In Dunst sich taucht, erscheint des Meeres Busen,
Von Inselchen durchschnitten, von dem Mond
Mit blassem Himmelswiderschein durchzückt,
Und strahlet, wie ein ungeheurer Spiegel,
Der auf des Bodens Staub zerbrochen liegt,
Bruchstücke Lichtes aus der Nacht zurück.

Wie göttlich ist des Menschen Aufenthalt,
Wenn so die Nacht des sturmbewegten Lebens
Geräusch erstickt! Es scheint, der sanfte Schlaf,
Der mit dem Thau vom Himmel niedersinkt,
Und des erschöpften Lebens Ströme hemmt,
Auf allen Elementen auch zu schweben,
Zu künftigen den Herzschlag alles Seyn's;
Ein frommes Schweigen ruht auf der Natur,

Digitized by Google

Der Fluß hat seinen Glanz, nicht mehr sein Rauschen,
Die Wege sind verlassen, und kein Laut
Steigt aus den Hütten; in der Wälder Wölbung
Erzittert auch kein Blatt, und selbst das Meer,
Am Ufer sterbend, rollet an den Strand
Mit Müh' nur und klagend seine Welle.
Wer diese Welt, in der kein Hall sich regt,
Wo sich das Ohr der Zauberstille freut,
Wo alles Hoheit, Dämmrung, Schweigen ist,
Die Welt, von deren Seyn der Blick nur zeugt —
Wer sie betrachtet, wird ihm nicht zu Muth,
Als blick' er tief in die Vergangenheit,
Und seh' im Traum den Schemen einer Welt,
In der das Leben längst geendet hat?
Nur in den breitgekrönten Fichtenstämmen,
Die Gruppenweis' dort über'm Abgrund stehn,
Verbreitet der gebroch'ne Hauch der Nacht
Von Zeit zu Zeit harmonisches Getön,
Die Wipfel mahnen uns, daß diese Welt,
Die eingeschlaf'ne, lebt und Athem holt.

Der Welten Eine schlummert unter'm Zelt
Des Himmels? Doch in diesem Zelte selbst,
Zu dem sich meine Blicke jetzt erheben,
Wie viele neue Welten schimmern dort
Im Schatten, Sonnen, die der Glanz verräth!
Die Zahl, die sie berechnen will, ermattet,
Der nimmer müde Geist erschlafft im Flug!
Unfruchtbar schelten die Jahrhunderte
Ihr Alphabet, sie haben Einen nur
Auf Tausend von den Sternen ohne Zahl
Genannt! — Was sag' ich? wallen an dem Rande
Der Himmel sah'n sie nur die sterbende,
Die halbe Gluth des fernen Feuerheerds.
Orion dort, der alte, der den Schleier
Der Nacht zertheilt, und dessen siebenfach
Gestirn von Hiob ward zuerst genannt;
Das Schiff, das durch den stillen Aether schwimmt,
Der Bärenhüter mit dem luft'gen Wagen,
Die goldne Leier und der weiße Schwan,
Das Roß, das aus dem Himmel Funken schlägt,
Die Wage, neigend ihre schwanke Schaale,
Das blonde Haar, bewegt vom Morgenhauch,
Der Adler, Widder, Stier, der Bogenschütz:
Was Hirten auf der Erde angestaunt,
Was Helden zu verewigen gedachten,
Und was vergöttern konnten Liebende,
Das Alles, an das Himmelszelt verpflanzt
In rührenden Symbolen, konnte nicht
Ausnennen diese lichten Weltenheere.
Der Himmel ist ein halbgeöffnet Buch,
Von welchem die Natur den Sterblichen
Nur Linien darbeut um Linien;
Kaum Eine Seit' entziffert ein Jahrhundert
Und spricht: „Hier endigt das erhab'ne Werk!“
Allein des himmlischen Schriftstellers Finger
Kehrt stets ein weitres Blatt des Buches um,
Und von den funkelnden Geheimnissen
Geblendet, sieht das Auge schönre Schrift
In immer schönern Zügen droben schimmern.
Und wie? eröffnet nicht in jeder Nacht
Ein kühner Weiser neue Himmel sich
Im uferlosen Raum, seitdem das Glas,
Das Welten nähert, durch den weiten Aether
In fernste Fernen dringet und den Blick
Hinträgt verloren in's Unendliche,
Bis wo, verwirrt, er vor der Rechnung bebt?
Die Himmel sind ein düft'res Domgewölb,
Das aufreißt und den Schatten schwinden läßt.
Vielfältiger, als jener irre Staub,
In dem der Sonne Strahl durchleuchtend spielt,
Verbreiten, bald getrennt und bald in Gruppen,
In Lagen, in Geschossen aufgehäuft,
In Wellen und in Schaum die Lichter sich,
Des Himmels Regionen überschwemmend,
So zahlreich, so gedrängt, daß unser Blick,
Der ein verschwundenes Gestirn im Raum
Verfolgt, wohl hundertmal im Felde,
Das er umfaßt, geblendet, Welten sieht
Wie Ströme Staubes durch die Räume fliegen!
Noch weiter hinten sind die Schimmer Lichts,
Die unsre Väter einst für Tropfen Milch,
Der Götter Nahrung hielten; wohl mit Recht!
Denn diese lichten Perlen, die den Pfad
Der fernen Nacht gebleichet haben, sind
Zukünft'ge Sterne, flammenvolle Keime,
Geiä't für alle Zeiten von der Hand,
Die immer voll ist, und es decket sie
Mit seinem fruchtbarn Flügeln Gottes Geist,
Und brütet in der Welten Wiege sie
Mit seinem Feuerschatten aus. Von dort
Beginnet am bestimmten Tag ihr Flug,
Wie der des jungen Adlers aus dem Nest;
Sie fliegen ohne Führer, sie beschreiben
Spurlos im Raum die schiefe Strahlenbahn,
Ihr Lauf zertrümmert ein veraltetes
Gestirn und macht die Himmel morgenhell.

(Der Beschluß folgt.)

Das Gewitter.

Novelle von Fr. Laun.

1.

Immer röther und mächtiger zuckten die Blitze durch das zunehmende Dunkel des schwülen Abends. Bald er-

Digitized by Google

hob auch der Donner seine Stimme. Endlich führte der Flügel des Sturmwindes die schwarze Gewitterwolke dicht über die schönbewachsenen Felsenberge heran, welche dem ansehnlichen Schlosse zu Weiberesthal gegenüberlagen. Dem großen Schauspiele seine ganze Aufmerksamkeit widmend, saß der Gutsherr, Baron Waldow, beim Thee mit seiner Gemahlin, die Lichter zurückweisend, womit ein Diener herbeieilte. „Wir behelfen uns schon noch einige Zeit,“ sprach er, als sie wieder hinweg waren, „mit den erhabenen Feuerbränden, welche die Natur herüberschleudert. Oder ist es Dir, liebe Agnes, in den Pausen allzufinster?“ — „Das Ungewohnte,“ antwortete sie, „führt oft zum Gefühle des Unheimlichen.“ Da erfüllte plötzlich ein Flammenmeer das ganze Gemach. Des Donners Krachen folgte unmittelbar darauf. Die Baronesse stieß einen Schreckenslaut aus und der auf ihrem Schooße eingeschlummerte einjährige Sohn fuhr auf und weinte heftig. „Das war sehr nahe!“ sagte besorgt der Gutsherr und wollte hinweg. Aber seine Gemahlin griff hastig nach seiner Hand und beschwor ihn, sie nicht allein zu lassen. Lange mußte er zur Thüre hinausrufen, ehe es vernommen wurde. Der fuchtbare Schlag hatte alle Ohren im Hause für andere Eindrücke unempfänglich gemacht. Der Flur füllte sich inzwischen mit Menschen aus Schloß und Dorfe, und als die Baronesse bereits mit Schauder unter dem immer stärker werdenden Weinen ihres Kindes die Feuersäule aus dem nahen Gasthofe emporlodern sah, berichteten mehrere ihrem noch an der Thüre harrenden Gemahle, daß dieses Haus von jenem starken Schlage getroffen worden. „Jetzt, liebes Kind, gebietet die Noth über mich!“ sprach er, Leute zu ihr hereinrufend, und eilte, die Rettungsanstalten selbst zu ordnen und zu leiten. Der beste Erfolg krönte seine vielfachen Anstrengungen. Das alte, gebrechliche, durch ein hölzernes Hintergebäude der Flamme die reichlichste Nahrung darbietende Haus war zwar bis auf die äußern Mauern niedergebrannt, doch keines der benachbarten Gebäude beschädiget, kein Mensch und kein Thier umgekommen, auch der größte Theil des Geräthes gerettet worden. In Auftrag des Barons hatte der Verwalter die Bewohner und Gäste des abgebrannten Gasthofs, wie es sich thun ließ, im Dorfe und auf dem Schlosse untergebracht.

Auf letzterem war, als der Gutsherr lange nach Mitternacht zurückkehrte, noch sehr helles Licht. Die Baronesse führte dem Eintretenden eine junge Dame entgegen, welche, bei der Absicht, im Gasthofe zu übernachten, dort von dem Unglücke verscheucht worden war. Der Verwalter hatte ihr ein Gemach im Erdgeschosse überlassen, die Baronesse aber, bei der eingetretenen Noth ebenfalls nicht unthätig bleibend, die dort Gefundene nebst der Kammerfrau in ihren Gastzimmern unterbringen zu müssen geglaubt, da ihre ganze Art und Weise den vornehmen Stand verrieth. Ihr Paß, sie als eine Marquesa von Arcos ausweisend, lautete noch mit auf jene Kammerfrau und einen Diener. Allein der letztere war unterwegs heimlich entwichen und hatte sie um einen großen Theil ihrer Juwelen gebracht. Wie die Maequesa gegen die Baronesse erklärte, gereichte es ihr zu großem Troste, daß er kein Deutscher sey, weil sie eine zu große Vorliebe für die deutsche Nation habe, um glauben zu können, daß ein so grundschlechter Charakter aus deutschem Blute stammen könne. Diese Bemerkung gefiel der für Deutschland und deutsche Sitte äußerst eingenommenen Baronesse sehr. Aber gerade weil der Baron die Liebe für die Eigenthümlichkeiten ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes mit seiner Gemahlin theilte, machte die Person der ihm von dieser zugeführten Spanierin keinen Eindruck auf ihn. Allerdings eine sehr wohlgewachsene Figur; allein der Teint ihres blassen Gesichts mußte gar weit hinter dem seiner Gemahlin zurückstehen; der unermeßliche Reichthum des schwärzesten Haares durfte sich kaum dem glanzvollen Golde gegenüberstellen, welches das Haupt der Baronesse umfloß. Was war der grelle Blitz aus dem dunkeln Auge der Fremden gegen den mit wohlthuender Wärme blos in des Herzens Tiefen eindringenden Schein des blauen Auges seiner Gemahlin? Aber nur um desto galanter benahm seine Feeundlichkeit der Maequesa die von ihr ausgesprochene Besorgniß, daß sie, die ganz Unbekannte, seinem Hause zur Last fallen könnte.

2.

In den drei Tagen, welche die Marquesa bereits auf dem Schlosse zubrachte, war sie in der Gunst der Gutsherrschaft sehr vorwärts gekommen. Die ungemeinen Reize der Gegend hatten bei der Fremden die Frage bejahend entschieden, ob sie den Sommer in ihr verleben solle. Und nun drang das Ehepaar so lange in sie, bis sie ihnen das Wort gab, es sich in ihrem jetzigen Aufenthalte gefallen zu lassen. Bald war die Maequesa ein nothwendiges Glied im Hause. So wenig auch die Baronesse in Sitte und Thun mit ihr übereinstimmte, so wenig schien sie die Person entbehren zu können, die, das vollkommene Widerspiel von der schönen ruhigen Haltung der deutschen Frau, immer von einem Extreme in das andere verfiel und oft aus einer Schwermuth, die, allem Anscheine nach, durch nichts als den Tod zu heilen war, plötzlich zu einem schmetternden Lachen überging, welches gar kein Ende nehmen wollte. Am wenigsten konnte sich die geschäftige Hausfrau an das fast gänzliche Nichtsthun der Dame gewöhnen. Bald aber erschien auch dieses als eine bekannte Nothwendigkeit und fiel weder ihr noch andern weiter auf. In manchen Stücken gelang es sogar der Marquesa, anscheinend ohne Absicht, die Ordnung des Paares nach der ihrigen zum Theil umzugestalten. So erhielt das Mittagessen eine viel spätere

Digitized by Google

Stunde, und die schönen Morgen gingen ganz verloren, damit man nur die Nacht, die Lieblingszeit der Andalusierin, desto länger mit ihr genießen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

Kraft der Regierung. Weiblicher Muth.

Wer glauben wollte, unserer Regierung fehle es an Kraft und energischem Willen, weil sie liberal und mild ist, der würde sich höchlich irren. Davon hatten wir vor Kurzem ein Beispiel, das, an die prompte Justiz Harms zu Rastadt erinnert. Es ist durch ein Gesetz verboten, innerhalb achtzig Ruthen von den innern Festungswerken irgend ein neues Gebäude zu errichten. Eine artige Frau, die ein Weinhaus nahe an der südlichen Bastion hält, hatte gar zu gern ihr Haus durch einen Pavillon vergrößert; dazu war aber kein Platz, als innerhalb der fatalen achtzig Fuß. Sie forschte hin und her bei ihren guten Bekannten, und einige Subalterne der Regierung, die häufig bei ihr einkehrten, mochten ihr wohl Hoffnung gemacht haben, daß man ein Auge zudrücken werde; kurz, sie schritt kek zum Werk, ließ alles zu den Pavillon vorbereiten, und zwanzig rüstige Arbeiter führten ihn in Einer Nacht auf, so daß er am andern Morgen fix und fertig da stand. Schon eine Stunde darauf war das Kriegskonseil das von benachrichtigt, und ein Kommissär ward an die schlaue Frau abgeschickt, um ihr zu bedeuten, sie habe bis zu Sonnenuntergang ihren Pavillon niederzureißen, oder es werde solches von Amtswegen geschehen. Sie hielt jedoch diese Drohung nicht für Ernst; mit den letzten Sonnenstrahlen traten aber sechs handfeste Maurer unter Vortritt einer obrigkeitlichen Person in den wenigstens sechsten Garten, und unter ihren gewaltigen Schlägen fiel der Pavillon bald in Trümmern zusammen — ein wahres Holocaust für unser unsinniges Festungssystem.

Aber nicht alle Gebäude sehen wir so gleichgültig zusammenstürzen, so gewaltig und auch die Verschönerungsliebe antreiben mag. Vor einigen Jahren mußte ein den Einsturz drohendes Haus aus dem Mittelalter eingerissen werden. Darauf war ein kleiner Erker, aus dem Calvin zum Volk gesprochen hatte. Wie Alle sahen das schwarze, rauchige Haus und seinen Erker mit Wehmuth fallen, denn er war, als dingen Atome aus jener merkwürdigen Zeit, Atome Calvins daran, dem Genf so viel zu danken hat. Jetzt steht einem andern alten Gebäude in der Nähe, der sogenannten alten Münze, ein gleiches Schicksal bevor. Es ist die Abreißung dieses Hauses sehr zu wünschen, weil dadurch ein enger, gefährlicher Stadtpaß auf einer sehr belebten Stelle verschwinden, wo schon manches Unglück geschehen und manches Kind unter den Rädern umgekommen ist. Dies Haus hängt uns aber auch am Herzen, denn aus einem kleinen Fenster desselben, das jedes Kind kennt, warf eine Frau bei der Escalade der Savoyer einen eisernen Topf mit kochendem Wasser auf einen feindlichen Offizier, und traf ihn so gut aufs Genick, daß er gleich todt niederstürzte. Wer möchte nun dies Fenster gleichgültig verschwinden sehen? Denn ist es einmal weg, können es sich die Knaben und Mädchen nicht mehr zeigen, so verliert sich auch die Geschichte aus dem Volk und erhält sich nur noch in Büchern. Solches ist aber eine elende Historie in Vergleich mit jener lebendigen, immer redenden, immer sprechen. Ich habe vorgeschlagen, die neue, erweiterte Straße rue de la marmite zu nennen, um doch wenigstens etwas von dem schönen Zug zu erhalten. Das Geschlecht jener wackern Genferin ist aber noch nicht ausgestorben, im Gegentheil, unsere Frauen zeigen oft mehr Muth und Gastesgegenwart, denn ihre Männer. Davon hatten wir neuerdings wieder ein Beispiel. Da unsere Straßen und Wege so sicher und öffentliche Unsittlichkeiten unerhört sind, sieht man oft rechtliche Mädchen Abends ganz einzeln zwischen den Landhäusern spazieren gehen. So war es auch im vergangenen schönen Mai bei Chateau-Blanc, wo in den dichten Blüthenbäumen die Nachtigallen keinen andern Ton neben sich aufkommen lassen. Ein aufsaugerer Zeisig hatte bemerkt, daß hier noch des Abends spät die Töchter aus den benachbarten Campagnen allein spazieren gingen, und er dachte da einen guten Fang zu machen. Er versteckt sich also in eine Momentbiegung, und als am Abend im Mondschein die schöne Demoiselle B., welche er besonders aufs Korn genommen hatte, vorübergehen will, fällt er über sie her. Sie aber kratzt ihm aus Leibeskräften über das Gesicht, so daß das Blut nachläuft, und schreit dabei unbarmherzig. Da wird dem Menschen doch bang und er entflieht; sie aber hatte sich sein Gesicht recht gut gemerkt. Aehnliche Angriffe geschahen nun an mehreren Stellen, und trotz aller Aufmerksamkeit und List der Gensdarmen wurde nichts entdeckt; Mamsel B. stellte dies Verbrechen selbst dahin; denn im vorigen Juli begegnet sie dem Menschen in der rue basse des Allemands devant und erkennt ihn. Noch er muß etwas gemerkt haben, denn als er sieht, daß sie umkehrt und ihm nachgeht, flüchtet er in einen der zahlreichen Durchgänge und von da in ein Haus, dessen Treppen mit einem andern zusammenhängen, von da Stiegen auf, Stiegen ab, das leichte, gewandte Mädchen immer nach, bis sie ihn in eine Enge getrieben hat und da den ersten besten um Beistand angeht. Nun wird auch der Mensch gleich festgenommen und eingesteckt. Es zeigt sich, daß es ein lockerer Franzose ist, und er gesteht lachend seine Galanteries, wie er es nennt, ein, und ist entsetzlich entrüstet, daß man ihn dafür drei Jahr zum Zuchthaus verdammt. Die Mädchen der andern Mädchen, die auch von Chevallier — so heißt der unritterliche Bube — angegriffen worden, traten zusammen und ließen Dem. B. eine schöne Theekanne von Silber machen, deren Aufschrift: De la part des mères, à la vertu, au courage et à l'honneur die Bedeutung des Geschenks aussdrückt. Diese Theekanne wurde Dem. B. von der Frau unsers ersten Syndics überreicht.

Mein Gott; wie einen doch die Frauen vom rechten Weg abbringen können! Ich wollte von abgerissenen Gebäuden und neuen Bauten sprechen, und bin in braven Mädchen gerathen, die zu meinem Unglücke noch schön sind. Es ist keine Kleinigkeit, sich, den ihnen loszureißen, um sich wieder zu Steinen, Mörtel und Mauern zu wenden. Wenigstens will ich mit dem Theater anfangen, da ist doch einige Verwandtschaft. Unser Bühnenhaus ist zu einer Zeit gebaut worden, wo man noch am Baugeschmack Ludwigs XV. laborirte; daher die Säulen im zweiten Stocke, die dickleibigen Arabesken, die Ochsennasen u. s. w. Da ihm jetzt das Museum Rath mit seinem hübschen Pronaos und seinen einfachen Proportionen gegenüberstellt, so sieht das reformirte Gebäude gar wunderlich aus. Daher wird es jetzt abgetragt; es wird wie an einer alten Dame an allen Ecken an- und aufgesetzt, geschobt und gepinselt. Ja, ich will es erleben, daß ihm über ein Kleines Niemand mehr ansieht, wie häßlich es vorher war, zumal es im Innern tüchtig, beauem und selbst geschmackvoll gebaut ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 236.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend 2. Oktober 1830.

— Da gibt es guten Zeitvertreib;
Sie ist rein toll, wo nicht ein Teufelsweib.

Shakespeare.
Die gezähmte böse Sieben.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

Ueber der Marquesa Herkunft schwebte ein Dunkel, welches aber ihre vertraute Kammerfrau, Luise, der Gutsherrschaft zur Dämmerung milderte, aus der manch erfreulicher Glanz hervorleuchtete. Daß sie zur Familie der Herzoge von Arcos gehöre, ließ Luise deutlich merken. Es schien sogar, als ob der Wittwe, denn schon in ihrem sechszehnten Jahre war der Marques von Arcos gestorben, Ansprüche an das Königreich Granada geblieben seyen. Für die zum Theil wirklich recht seltsamen Eröffnungen, mit denen Luise über diesen Punkt das Paar in Erstaunen setzte, hielt letzteres sich um so mehr zur Mittheilung seiner häuslichen Verhältnisse und Schicksale verbunden, da die Marquesa mit der freundschaftlichsten Aufmerksamkeit diesen zuhörte. Die größte Theilnahme widmete sie der Schilderung des Mißbehagens, welches der jetzigen Zufriedenheit des Paares mehrere Jahre vorausgegangen war. Ungeduldig hatte nämlich der Baron auf einen Erben gehofft, und in demselben Grade, als seine Hoffnung immer schwächer wurde, war die Sehnsucht darnach heftiger geworden. Die Baronesse nahm schmerzlich Theil an dem fruchtlosen Sehnen und seiner Trauer darüber. So hatte denn ein Hauch des Verderbens zwei Personen getroffen, welche zuvor ganz bestimmt schienen, ihr Glück gegenseitig zu begründen und das Muster einer vollkommenen Ehe zu seyn. Mit einem Mal aber erhellte eine Aussicht, an die man nicht mehr geglaubt hatte, freundlich das immer tiefer gewordene Dunkel ihrer Seele, bis mit der Geburt eines gesunden und kraftvollen Sohnes eine Sonne über ihrem Leben aufging, deren Strahlen in der Erinnerung an die verschwundene trostlose Nacht um so erquickender auf sie wirkten. Beiden, dem Bgron wie der Baronesse, war dieses Kind gewissermaßen der Mittelpunkt alles Lebens und all ihrer Liebe geworden und das immer mehr, da einige Zeit nachher die fernere Hoffnung auf Nachkommenschaft sich ganz zu verlieren schien. Ohne Zweifel wendeten beide zu ausschließend ihr Auge auf den Kleinen. Um nur ihm recht leben zu können, vernachläßigten sie die Bekannten und Freunde in der Nachbarschaft. Allmählig hatten alle geselligen Verbindungen zwischen dieser und Waldows aufgehört. Letztere befanden sich wohl dabei. Bei allem Glücke aber, in dessen Genusse sie sich fühlten, gab es doch wieder einen Gedanken, welcher zuweilen, wenn sie ihm nachhingen, sie in wahrhafte Verzweiflung versenkte. Es war die Möglichkeit des Verlusts ihrer einzigen Freude, dieses Kindes. Aber statt hiervon auf die Nothwendigkeit sich dingewiesen zu sehen, das Herz im Leben nicht ausschließend Einem Gegenstande zu widmen, suchten sie zulezt gewöhnlich ihre Verdüzung in der Vorstellung, daß, bei der seltenen Kraftfülle ihres Isidor, ein Unfall kaum zu besorgen sey.

Besser als aller andere Umgang schien dem Paare die durch ein Ungewitter ihm zugeworfene neue Bekanntschaft zu zulagen, vorzüglich vielleicht darum, weil die meisten Gewohnheiten derselben von den ihrigen abwichen. Aller-

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Mangel an Kays am See. Weibliche Mode des Ertränkens. Literarisches.

Es ist nicht zu läugnen, alle Bauten und Anlagen, die unsere Regierung unternimmt, haben einen würdigen Charakter, und daran wird nicht gespart. So ward kürzlich die Anlage eines bedeckten Gemüse- und Blumenmarkts mit einigen dazugehörigen Gebäuden beschlossen, und dazu 535.000 Gulden ausgesetzt. Hier werden mehrere nützliche Anstalten und Spulen Platz finden, die sich bisher in engem Raum zusammendrängen mußten. Darauf werde ich in der Folge zurückkommen. Unsere neue Sternwarte mit weitem Horizonte schreitet auch wacker ihrer Vollendung entgegen.

Es ist kurios! wir Genfer haben einen schönen See, zu dem Fremde aus allen Weltgegenden herbeieilen, und wir genießen ihn wenig oder gar nicht. Es fehlt nicht etwa an gutem Willen dazu, sondern an der Möglichkeit. Versoix, Copet, Nyon, Rolles, Ouchy, Cully, Vevey und Villeneuve, desgleichen auf der savoyischen Seite Evian und Thonon haben schöne Wege und Spaziergänge am Seeufer; wir haben keinen. Dies ist freilich nicht immer so gewesen. Wir wissen aus Urkunden, alten Büchern und Zeichnungen, daß sich vor hundert Jahren noch Fußwege am südlichen und nördlichen Ufer hinzogen, auf denen die Genfer des Abends vielfältig spazierengingen. Diese Wege sind nun sämmtlich verschwunden, die verschlossenen Gärten und Grundstücke gehen bis an den See und sind oft durch Mauern von einander getrennt. Fragt man nun, wie das zugegangen? so nennt man bei stillem, heitern Wetter nur ins Wasser zu sehen; da liegen eine große Menge Mauersteine und Pfähle stehen weit in den See hinein. Sagten es die Urkunden nicht, so lehrte es der Augenschein: das Wasser hat im Süden und Westen, wo die Rhone heftig anspült, immer mehr um sich und unter sich gefressen; die alten Wege liefen auf Steindämmen hin; seitdem diese nun größtentheils eingestürzt sind, ist das Wasser unmittelbar an die Grundstücke getreten. Nun fragt sich's aber, war der Staat oder waren die Steganlieger zur Erhaltung dieser Dämme verbunden? und im letztern Fall, können sie nicht noch jetzt zur Wiederherstellung derselben gezwungen werden? Einige haben schon Dämme und Mauerwerk errichtet, sie aber dann als ihr Eigenthum betrachtet und uns zugänglich gemacht. In der französischen Zeit, zumal wo bei allen Reichen und Wohlhabenden ein Zug zugedrückt wurde, das Volk hinzugehen nichts war, geschah in dieser Beziehung großer Unfug, der jetzt nicht wieder gut zu machen ist, wenn man nicht alle Regierungsmaßregeln und Verfügungen aus der damaligen Zeit umstoßen will.

Wenn man es recht bedenkt, so ist es ein Glück, daß die Genfer nicht so leicht zu ihrem See kommen, denn sonst ertränkten sich noch mehr, als jetzt schon geschieht. Fast möchte man sagen, dies werde Mode, besonders unter dem weiblichen Geschlecht, dem doch sonst von Liebeskummer und Leidenschaftlichkeit nichts vorzuwerfen ist. Eine Putzmacherin hat einen hübschen Laden miethen wollen, eine andere kommt ihr darin zuvor, gleich geht sie ins Wasser; ein anderes Dämchen kann das Geld zu einem Schawl nicht auftreiben, fort, ins Wasser. Einer aber erginge gar fatal, und mir nichts, die nichts ward sie wieder herausgefischt und aufs Trockene gebracht. Ich weiß nicht, ob meine deutschen Landsmännin-nen auch so eine entsetzliche Abneigung vor dem haben, was nicht ist und was doch seyn sollte, oder wie es Voltaire nennt, vor dem Leeren. Hier ist es wenigstens so. Daher treiben sie sich mit Steifleinwand, Fischbein, Kork und Ouatte an allen Ecken und Enden auf; durch dergleichen Unterschleifereien lügen sie Fülle und schöne Formen, wo nur Knochen zu finden sind. Und dies alles ist so täuschend erlogen und nachgemacht, so gut abgerundet, daß selbst ein Kenner irre wird. Ich wenigstens habe schon einige Wetten verloren, und ich will den sehen, der seiner Sache gewiß ist. Nun, daß ich zur Sache komme. Ein so aufgeklärtes und gebortes Frauenzimmer hat mit ihrem Liebhaber einen Wortwuß, der ihr das Leben unerträglich macht; also flugs ins Wasser. Aber was geschieht? Zwei ungeheure Gigots und eine mächtige Korkturnüre erhalten sie aufrecht; sie macht die unsäglichsten Anstrengungen, um zu Grund zu gehen — unmöglich! die zwei Gigots schwimmen wie Schwimdsblasen über dem Wasser und unten treibt der Kork immer nach oben. Am Ende fängt sie an zu schimpfen und zu schelten. So finden sie einige Fischer, die ihr zu Hülfe geeilt waren. Der Zufall führte mich herbei, als sie diese dame del lago oder Wasserjungfer aus Land brachten. Es war ein erbarmenswerther Anblick, denn das ganze Kunstgestell war nun durch die nassen, dicht anliegenden Kleider sichtbar, und es zeigte sich der große Abstand zwischen Natur und Kunst.

In unserm literarischen Leben ist auch mitunter Ouatte zu finden. Die Arbeiten der für die neue Gestaltung des Unterrichts niedergesetzten Kommission sind noch nicht zu Ende. Darauf sind wir am gespanntesten, denn es muß viel in dieser Beziehung geschehen, wenn es besser werden soll. Das Promotionsfest der Kollegiumsschüler, über das ich mich schon früher einmal todtreid in diesen Blättern ausgesprochen habe, war auch dieses Jahr. Dabei wurden mehrere akademische Rn. den gehalten. Die merkwürdigste war unstreitig die des Rektors Chenevière. In dieser Rede ward durchgegangen und aufgerechnet, was in wissenschaftlicher Beziehung im vergangenen Schuljahr geschehen ist. Darin hieß es denn von Monnards Vorlesungen über die französische Literatur: „Lausanne hat uns einen seiner Professoren geliehen. Er sprach zumal über das achtzehnte Jahrhundert. Sein freier Vortrag war leicht und angenehm, sein Accent rein, seine Sprache klar und fein: Kenntniß vollständig. Sein Auditorium war zahlreich, aus allen gebildeten Ständen zusammengesetzt, und zeigte steigende Theilnahme an dem Cours. Um höchsten unter den Literatoren jenes Jahrhunderts stellte er unsern Landsmann J. J. Rousseau, dessen Name und Ruhm so lange leben werden als die französische Sprache, den die ganze gebildete Welt bewundert, wenn ihm auch einige seiner Landsleute keine Gerechtigkeit widerfahren lassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Homonyme.

Es ist von Fleisch und ist von Bein,
Von Pflanzenstoff und Gold;
Es richtet, schichtet, ordnet sein.
Doch schmilzt es, bist du ihm nicht hold.

Manch dohner Kopf wird mit geschmücket,
Zuweilen plagt es ihn;
Im Hühnerhof wird's auch erblickt,
Und über Gebirge läuft es hin.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 237.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. Oktober 1830.

Als Unglücksstern beherrscht' sein Wesen ich,
Und hab' zum Narrn ihn, er zum Schicksal mich.

Shakespeare.
verlorne Liebesmüh.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

Der Gesang war zu Ende. Nach einem einzigen Blicke voll der süßesten Flamme warf sie die Laute bei Seite. „Noch einmal dieses Lied, herrliche Meisterin!“ bat der Gutsherr. „Nein, Baron, mein Wort darauf, daß ich dieses Lied nie wieder in Ihrem Beiseyn singen werde,“ antwortete die Marquesa lachend, indem sie mit der schönen Hand den ihr über das rechte Auge herabquellenden Reichthum des schwarzen Haares unter das brennend rothe seidene Netz zurückzwang. Dazu veränderte sie mit ungemeiner Kraft und Anmuth ihre seitherige Lage so, daß sie im selbigen Augenblicke neben ihm stand. „Kommen Sie,“ sprach sie, ihren Arm unter den seinigen schiebend. „Sie haben ein Unrecht gut zu machen!“ fügte sie hinzu und schaute ihn an, mit einer Miene, deren Freundlichkeit ein Anhauch von Unmuth trübte. „Ein Unrecht? Das Ihnen geschah?“ — „Auch mir gewissermaßen mit: statt zu mir herüber zu kommen, hätten Sie der Baronesse folgen sollen.“ Jetzt erst bemerkte er, daß diese weggegangen war. „Ich wußte ja nicht einmal —“ versetzte er. „Wieder ein Hauptfehler. Darf je der Gemahl seine Gemahlin, um einer andern willen, auch nur auf Augenblicke vergessen?“ Bei diesen Worten sah die Marquesa ihm mit dem ganzen Feuer ihres Blickes in das unruhig gewordene Antlitz. Sogleich aber fügte sie lachend hinzu: „Legen Sie in den Ernst meiner Worte um Gotteswillen keine Wichtigkeit, lieber Baron. Lassen Sie uns vielmehr Ihre Gemahlin aufsuchen und Buße thun vor ihr. Mit Unwillen, kann ich Ihnen sagen, mit Unwillen gegen mich verließ sie den Platz.“ — „Durch diese Voraussetzung geschieht ihr doch wohl Unrecht!“ entgegnete der Baron. „Ich thue ihr nicht Unrecht, und sie hat auch nicht Unrecht. Sie, Baron, und ich, wir beide haben es allein. In Ihrem Beiseyn äußerte die Baronesse schon einmal gegen mich, daß ihr dieser Gesang nicht recht sey, und doch war es Ihnen, wie mir, entfallen. Außerdem würde ich ihn ja so wenig vorgetragen, als Sie, während des Ihrer Frau mißfälligen Liedes, sich zu mir herüberbemüht haben.“ — „Meinen Sie,“ erwiederte der Baron, „daß in Deutschland der Mann jede Grille seiner Gattin berücksichtigen und ihr, wider bessere Ueberzeugung, nachgeben müsse?“ — „Auf die Beantwortung solcher Streitfragen,“ entgegnete sie höchst schalkhaft, „ist mein Scharfsinn nicht eingerichtet.“ — „Sie eilen ja ungemein,“ sprach lächelnd der Baron, als sie wirklich mit mehr als gewöhnlicher Schnelle dem Schlosse zuschritt. „Weiß man denn,“ fragte sie, „in Deutschland noch nicht, daß wo man etwas gut zu machen hat, jeder Augenblick zusammengenommen werden muß?“ Mit dem ausgesprochenen Worte schien aber auch dessen Sinn ihrem Gedächtnisse wieder entschlüpft. „Luise!“ rief sie, ihre Kammerfrau in einiger Entfernung wahrnehmend.

Die zephyrleichte Gestalt Luisens konnte ihren französischen Ursprung nicht verläugnen: ein äußerst nied-

Digitized by Google

licher Wuchs, verbunden mit der anmuthigsten Gelenkigkeit. Das artige Gesichtchen eignete sich ganz, als Muster zu einem für den Geschmack der Mehrheit in Frankreich berechneten Dosenporträt zu dienen. Sie war durchaus nicht schön, ja im Einzelnen kaum hübsch, der Mund winzig klein, die Nase ebenfalls. Die schmalen Augenbraunen zogen einen scharfen, dunkeln Halbzirkel um das hellbraune Auge, das rastlos sich geltend zu machen suchte. Dieses und das stete Lächeln, wodurch der zu kleine Mund einiges Anseben gewann, war eigentlich der Zauber, welcher dem ganzen Gesichte unter den Männern viel Freunde zu erwerben pflegte. Dabei wußte Luise ihrem kastanienbraunen Haare jeden Tag eine andere Foem zu geben. Die Kosten ihres Anzugs trug offenbar ihre Gebieterin. Denn an Feinheit des Stoffes übertraf er nicht selten die Kleidung der Marquesa, von welcher er übrigens völlig abwich. Die niedliche Französin ließ sich nämlich durch das Pariser Modejournal im eigentlichen Verstande tyrannisiren, die Marquesa dagegen behielt, während ihres ganzen Aufenthaltes zu Weibersthal, die Tracht ihres Vaterlandes mit Strenge bei. Luise verfuhr offenbar mit dem eigenen Anzuge weit nachlässiger, als ihre Herrin. Aber eben diese Nachlässigkeit diente ihr in der Regel zu einem besondeen Reize, so daß sie die Meisten im Verdacht eines recht sorgfältigen Studiums desselben hatten. „Luise," sagte die Marquesa, „wer hat Dir diese Rose ins Haar gesteckt? Sehen Sie nur, Baron! Könnte Amor selbst die Anordnung besser treffen? Muß ich nicht," sprach sie weiter, „schon dieser reizenden Frau wegen, so viel als möglich die Städte fliehen? Bei so großer Anmuth ist sie ja keinen Augenblick vor einem Manne sicher, dem sie wider Willen das Herz entwendet und der nicht eher ruht, als bis sie ihm ihr Jawort gegeben hat." Demüthig drückte die Französin die Hand der Marquesa an ihre Lippen, die Marquesa aber umarmte sie mit Herzlichkeit.

War es der Widerspruch zwischen der kurz zuvor von ihr behaupteten Nothwendigkeit einer eiligen Abdite und dem nunmehrigen, ganz unnöthigen Aufenthalt, oder war es das völlige Heraustreten aus dem Verhältnisse zu ihrer Kammerfrau, was den Baron verstimmte, genug, der Marquesa entging, als Luise wieder hinweg war und sie ihren Weg weiter verfolgte, die Veränderung keineswegs. Sie schien die letztere Ursache anzunehmen und sprach: „Entschuldigen Sie die unwillkührliche Aufwallung meines Herzens. Ein Unglück, auffallend ähnlich mit dem meinigen, muß wohl zwischen dieser Person und mir die durch die Verschiedenheit der Verhältnisse gezogene Schranke zuweilen aufheben. Die Ungleichheit des Standes verstummt oft vor der Gleichheit des Unglücks. Uebrigens kann Ihnen kaum entgangen seyn, daß meine Luise, weit entfernt, meine Achtung vor ihr zu mißbrauchen, am gehörigen Orte immer nur als meine Dienerin erscheint. Und zwar ist sie letzteres einzig aus eigenem Willen. Meinem Wunsche nach sollte sie mit nur zur Gesellschafterin und Reisegefährtin dienen. Das ist denn auch der Grund, weßhalb ich die Duldung der trefflichen Frau in Ihrer Nähe so oft in Anspruch zu nehmen pflege. Daß sie von sehr gebildeten Eltern stammt, gibt ihr ganzes Betragen wohl deutlich genug zu erkennen. Es freut mich, daß sich diese günstige Gelegenheit fand, ihr vor Ihnen eine Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die ich ihr schuldig zu seyn glaube."

Ein vollkommenes Bild vom Gegensatze des Widerwillens, mit dem die Marquesa sie hatte verschwinden sehen, kam die Baronesse, welche aufgesucht werden sollte, ihnen bereits entgegen. Das freundlichste Wohlwollen belebte die wahrhafte Schönheit ihres Antlitzes und das Ebenmaß ihrer Gestalt. Der kleine Sohn lächelte auf ihrem Arme. Die schöne Stille des Gemüths, die sich in ihrer ganzen Haltung ausprägte, ertheilte ihr, nur auf andeee Weise, den Heiligenschein, mit dem die alten Maler die Madonna auszuhatten pflegten, an deren Bild ihre jetzige Erscheinung Jedermann erinnern mußte. Sie stand im Begriff ihren Gemahl wieder aufzusuchen. Sie glaubte ihm und der Marquesa eine Vergütung des Unmuths schuldig zu zu seyn, von dem sie sich hatte übereilen und hinwegtreiben lassen. Sie fürchtete, beiden Unrecht gethan zu haben. Der wilden Ueppigkeit im Gesange der Marquesa brauchte ja nicht gerade ein Anschlag auf den Baron zum Grunde zu liegen. Sie war vielleicht nichts als ein eigenthümlicher Ausdruck in ihrer glühenden Geburtsgegend, wie des Liedes Inhalt ihn dort erforderte. Und daß ihr Gemahl so bezaubert davon erschien, das ließ sich ja ebenfalls aus dem besondeen Reiz erklären, irgend eine wohlgebildete Andalusierin in dieser Situation zu sehen. Einen persönlichen Antheil an der Marquesa hatte ohnstreitig blos ihre eifersüchtige Laune der Sache untergelegt. Sie kannte ja ihres Gemahls Liebe zu ihr, seine Grundsätze. Und ihm als ein Unrecht anzurechnen, daß er den achtnationalen Gesang eines spanischen Liebesliedes aus höherem Gesichtspunkte betrachtete, als die deutsche Weiblichkeit ihr solches erlaubte, wäre doch in der That das schreiendste Unrecht an ihm gewesen. Geleitet von diesem Gedanken und von dem Drange, ihr Verfehen auszugleichen, war die Baeonesse den ganzen Abend die Liebenswürdigkeit selbst. Und hätte wirklich in dem Baron eine unwillkührliche Aufwallung für die Marquesa stattgefunden, so würde sie vor der herrlichen Harmonie, in welcher das Wesen seiner Gemahlin erschien, schwerlich haben bestehen können, zumal da die Marquesa, von ihrem Uebergewicht sich gedrückt fühlend, die Laune offenbar völlig verlor und aus einem Gähnen in das andere verfiel, auch im Gefühle, sich und andern unausstehlich zu werden, den Vorwand, nach Hause schreiben zu müssen, ergriff, um nur mit Anstand sich zurückziehen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

Zweiter Artikel.

Die Aufgabe, die wir uns im vorigen Artikel gestellt haben, ist, an der Hand der Geologie zu zeigen, auf welche Weise die Erde durch eine Reihe gewaltsamer Veränderungen ihre jetzige physische Beschaffenheit und das Relief erlangt hat, das gegenwärtig die Gesammtheit der Erdunebenheiten bildet. Wir dürfen aber bei dieser Untersuchung nicht zu weit rückwärts gehen, dürfen uns namentlich nicht aus den Grenzen hinauswagen, innerhalb welcher die Naturforschung Reste untergegangener Thier- und Pflanzengeschlechter entdeckt hat; und somit bietet sich uns als schicklichster Anfangspunkt diejenige Erdumwälzung dar, nach welcher die Bildung der Steinkohle begonnen hat; denn von dieser Zeit an finden wir, daß einerseits sich die versteinerten organischen Körper, Pflanzen und Thiere, nach und nach und immer mehr der Schöpfung nähern, in der wir gegenwärtig leben, daß andererseits durch die allmähliche Erhebung der Hauptgebirgszüge das Land, das sich über den Meeresspiegel erhebt, nach und nach die Umrisse erhielt, wie sie unsere Karten zeigen.

In der langen Reihe von Tagen und Jahrhunderten, in der unser Planet sich um sich selbst dreht und seinen Kreis um die Sonne beschreibt, war eine Zeit, und diese Zeit mußte lang seyn, wo das Land in unseren Breiten mit einer unendlich kräftigen Vegetation bedeckt war, die unserer Phantasie ein gar seltsames Bild gibt. Die Botaniker haben geforscht, welcher der mannigfachen Floren auf unserem Erdenrund diese Uebfora noch am meisten gleichen möchte, und haben gefunden, daß der Pflanzenwuchs an den niedrigen Küsten und auf den Inseln zwischen den Wendekreisen noch am ehesten einen Begriff davon geben kann.

Daß dem wirklich so ist, das beweisen die unzähligen Abdrücke von, unserem jetzigen Klima völlig fremden Pflanzenblättern und Stengeln, die man in den Flötzschichten findet, welche die Steinkohlenlager enthalten; diese Lager selbst sind aber nichts als Anhäufungen jener Gewächse, die einst da wuchsen, wo man sie jetzt, meist ziemlich tief, vergraben findet. An den Blätterabdrücken in den Gebirgsschichten ist häufig das Aderwerk so fein und deutlich ausgeprägt, als man es an natürlichen Blättern in einem Herbarium nur sehen kann; das gleiche gilt von den Stengeln und ihren Scheiden. Ein geübter Botaniker ist nun im Stande, durch Vergleichung dieser fossilen Pflanzentheile mit den entsprechenden Theilen der verschiedenen Klassen jetzt lebender Gewächse, auszumitteln, in welche Pflanzenklassen jene fossilen Ueberreste gestellt werden müssen. Auf diese Weise hat der französische Botaniker Brogniart sämmtliche bisher aufgefundene fossile Gewächse auf unsere heutigen Klassen zurückgeführt, sie in Geschlechter, ja am Ende in Arten abgetheilt, und der letztern bereits 500 — 550 herausgebracht.

Gibt man einem Botaniker eine Sammlung von lebendigen Pflanzen, die in einer fernen Gegend gesammelt worden sind, so fällt es ihm nicht schwer, aus der Beschaffenheit der Gewächse auf die Beschaffenheit des Klimas, in dem sie wuchsen, zu schließen; sollte es nun dieser Analogie nach nicht auch möglich seyn, aus dem freilich unvollständigen, aber meistens charakteristischen Bild, das uns die fossilen Gewächse von den Floren der verschiedenen Erdperioden geben, einigermaßen auf die physischen Verhältnisse zu schließen, unter denen diese Gewächse jedesmal wuchsen, also besonders das Klima der verschiedenen Perioden zu ermitteln? In jenem alten Zeitraum, welcher durch die Steinkohlenbildung bezeichnet wird, kommen nur Pflanzen aus zweien von den gegenwärtig angenommenen sechs Hauptklassen der Gewächse vor: es sind einerseits Farrenkräuter und Schachtelhalmähnliche Pflanzen, andererseits Palmen und baumartige Lilliengewächse; jene schlagen bei weitem vor, und zwar so, daß von zweihundert und sechzig in der Steinkohlenformation entdeckten fossilen Arten zweihundert und zwanzig den Farrenkräutern und Schachtelhalmen angehören. So ähnlich aber diese Gewächse den entsprechenden jetzt lebenden Arten sind, so unterscheiden sie sich doch wesentlich von denselben im innern Bau, besonders aber durch ihren riesenhaften Wuchs. Es gab damals Schachtelhalme, die über zehn Fuß hoch waren und fünf, sechs Zolle im Durchmesser hielten, während die größten jetzigen um mehr als zwei Drittheile kleiner sind; baumartige Farrenkräuter, vierzig, fünfzig Fuß hoch, während die stärksten Farren unter den Tropen gegenwärtig höchstens zwölf Fuß hoch werden. Wo wir nun heutzutage die Farrenkräuter in großer Anzahl gegen die andern Gewächse überwiegen sehen, da herrscht sehr große Hitze und Feuchtigkeit. Sehen wir uns aber näher um, wo auf der jetzigen Erde die Flora sich jener fossilen urweltlichen am meisten nähert, so finden wir das merkwürdige Resultat, daß auf den Inseln die sogenannten kryptogamischen Gewächse, und unter diesen wieder die Farren und verwandte Familien, in sehr bedeutendem Verhältnisse vorschlagen.

Aus allem Bisherigen können wir mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß zur Zeit der Bildung der Steinkohle das sich über den Meeresspiegel erhebende Land nur aus Inseln oder Inselgruppen bestand, und daß sich noch kein großer Continent gebildet hatte; ferner, daß die Temperatur auf diesen Inseln weit höher war, als gegenwärtig irgendwo auf der Erde; zu letzterm Schluß berechtigt uns besonders der riesenhafte Wuchs dieser Flora.

Die ausnehmende Einfachheit im Pflanzenbau jener Epoche scheint auch darauf hinzudeuten, daß das vegetative Leben sich damals auf der Erde noch gar nicht lange entwickelt hatte; dasselbe gilt auch vom thierischen Leben,

Digitized by Google

denn von einem Laubthier findet sich in dieser Periode keine Spur, und die Meere wurden nur von Thieren der niedrigsten Klassen und von noch sehr wenigen Fischen bewohnt. Von einem Säugethier hat diese Zeit vollends keinen Ueberrest aufzuweisen. Wir haben ihrer Flora so eben einen unsinlarischen Charakter zugeschrieben; jener Mangel an Säugethieren stimmt nun trefflich mit der Beobachtung überein, daß auch jezt noch Säugethiere auf kleinen Inseln weit seltener, ja vielleicht überhaupt erst von den Kontinenten dahin verpflanzt sind. Es ist überdieß noch die Frage, ob jene durch ihren Bau und gigantischen Wuchs so ausgezeichneten Gewächse überhaupt irgend einem Thiere zur Nahrung dienen konnten.

Wenn nun auch jene beißen, feuchten, mit so seltsamen Wäldern dicht bewachsenen, von keinem Thier belebten Inseln im unendlichen Ocean unserer Einbildungskraft ein sehr fremdartiges, düsteres Bild geben, so muß doch anerkannt werden, daß die organische Natur jener fernen Zeit, von der wir unsere Betrachtungen beginnen, sich von der heutigen im Wesentlichen lediglich nicht unterscheidet. Schon dieß aber erweckt wohl in Jedem das Gefühl, daß auch die unorganische Natur damals keinen andern Gesetzen gehorcht haben werde als gegenwärtig, daß namentlich die Flöze sich damals schon just so werden abgelagert haben, wie sie sich jezt unter unsern Augen ablagern.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsezung.)

J. J. Rousseaus Statue. Sein Lehrbrief.

Ebenerière war der erste, der, seit der Restauration, in der Akademie, in feierlicher Versammlung, in Gegenwart des Staats- und des repräsentativen Raths und der Gebiethen des Volks, Rousseaus Namen nannte. Welcher Abstand, welche Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen zwischen dieser akademischen, von einem verehrten Geistlichen gesprochenen Rede und dem Augenblicke, wo der Genfer Staatsrath Jean-Jacques philosophische Schriften durch den Henker verbrennen ließ!

Wegen Rousseau's Statue ist nun Alles im Reinen. Nach Maßgabe der eingegangenen Beiträge — gegen 15.000 Franken — sollte eine Statue, sechs Fuß hoch, bestellt werden. Die für die Errichtung des Denkmals ernannte Kommission, welche größtentheils aus wohlhabenden und reichen Leuten besteht, ging aber weiter. Sie kam nämlich mit dem Genfer J. Pradier in Paris dahin überein, daß er Rousseau's Statue acht Fuß hoch machen solle. Anfangs war man nicht einverstanden, ob dieselbe aus Carrarischem Marmor oder aus Bronze gemacht werden solle; die Meinung für Letzteres gewann endlich aus guten Gründen die Oberhand. Ich habe das Modell gesehen, das Pradier gemacht hat. Sehr passend ist Rousseau stehend vorgestellt, mit dem Vorderfuße vorgestreckt, den Kopf etwas zur Seite geneigt, wie er im Leben pflegte. Der Ausdruck hat mir sehr wohl gefallen, und ist ganz im Charakter Jean-Jacques. Dadurch wurde die moderne Draperie leichter, als wenn er stehend vorgestellt worden wäre. Ich wollte, Manche hätte für sein kleines Goethisches Standbild dieselbe Stellung gewählt, dann würde der fatale Oberrock weniger unangenehm auffallen. Die Statue soll Ende 1834 fertig seyn; sie wird freilich viel mehr kosten, als bisher dafür zusammengekommen ist.

Da ich einmal bei Rousseau bin, von dem ich nie leicht loskommen kann, so will ich Ihnen doch einen Fund mittheilen, welcher ihn betrifft. Es ist das Notariatsprotokoll, das aufgenommen wurde, als der Knabe bei dem Graveur Abel Ducommun — der Mann hatte den Namen mit der That — in die Lehre gegeben wurde. Dies Aktenstück wurde erst neulich durch einen glücklichen Zufall entdeckt. Ich setze es im Original her, da derselben in der Uebersezung sehr verliert: Du vingt-six Avril mil sept cent vingt cinq avant midy. Etablis en personne Sieur Gabriel Bernard, citoyen de cette ville, lequel de son bon gré baille et remet pour apprenti Jean-Jacques Rousseau, fils du Sieur Isaac Rousseau, son neveu, ici présent et ainsi désirant être fait au Sieur Abel Ducommun, maitre graveur, citoyen de cette ville ici présent et acceptant; et c'est pour le terme de cinq années prochaines et consécutives, à commencer le premier May prochain et à semblable jour devoir finir, pendant lequel temps le dit Sieur Ducommun promet d'apprendre au dit Rousseau apprenti sa dite profession de graveur, circonstances et dépendances dont il se mêle, sans lui en rien cacher, ni celer, en tant toutefoi que le dit apprenti la pourra comprendre, et demeure aussi chargé de nourrir et de coucher le dit apprenti pendant le dit temps et l'élever et instruire en la crainte de Dieu et bonnes moeurs, comme il est convenable à un pere de famille. Ce qui a été ainsi convenu moyennant la somme de trois cents livres argent courant de cette ville et deux Louisd'or d'épingles, payables en trois payemens par le dit Sieur Bernard, savoir: cent livres et les deux Louisd'or au premier Août prochain; autres cent livres au premier Août mil sept cent vingt six, et les dernières cent livres au premier Août mil cept cent vingt sept, et outre ce le dit Sieur Bernard demeure chargé de vêtir et blanchir le dit apprenti, de toutes choses à lui nécessaires, et demeure aussi garant de la fidelité du dit apprenti et qu'il n'absentera point le service de son dit maitre sans congé et cause légitime, à peine de tous dépens, dommages et interêts qui à ce défaut s'en pourraient ensuivre. Ainsi convenu entre les parties qui ont promis par serment d'avoir à gré le présent acte et n'y contrevenir, à l'obligation de leurs biens présent et à venir, submissions à toutes cours, constitutions des dits biens, renoncitations à tous droits contraires et autre clauses requises. Fait et prononcé au dit Genève dans la maison d'habitation du dit Sieur Bernard cte. — In diesem auch durch seine Sprache komischen Protokoll ist nichts merkwürdiger als die Stelle, wo Ducommun verspricht, den kleinen Jean-Jacques sein Gewerb zu lehren, vorausgesezt, daß der Lehrling es zu begreifen vermöge.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 238.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. Oktober 1830.

Fall' an sein Herz, an seine Brust,
Als Kind in seinen Schooß;
Du bist in Vaters Lieb und Lust
Mehr als die Schöpfung groß.

Herder.

Hymne des Kindes bei seinem Erwachen.

Nach Alphonse de Lamartine, von Gustav Schwab.

O Vater, dem mein Vater flehet,
Den man nur kniend nennen soll,
Dess Name süß und grauenvoll,
Vor den gebeugt die Mutter gehet.

Man sagt, daß dieser Sonnenball,
Als leichter Spielball, vor dir liege,
Und sich zu deinen Füssen wiege
Wie eine Lampe von Krystall.

Man sagt, du habest unsern Auen
Die kleinen Vögelein geschenkt,
Und habest Seelen eingesenkt
Den kleinen Kindern, dich zu schauen.

Man sagt, es kommen her von dir
Die Blumen in dem schmucken Garten,
Und ohne dich auf Früchte harrten
Umsonst vom Obstgehege wir.

Du rufst zur Gabe deiner Gnaden
Die ganze Welt auf ihre Spur;
Zu diesem Feste der Natur
Ist auch das Würmchen eingeladen.

Vom Quendel frißt an grüner Wand
Das Lamm, es hängt am Klee die Ziege,
In weißen Tropfen schlürft die Fliege
Den Rahm von meines Napfes Rand.

Der Sperling folgt dem Futterschwinger;
Die Lerche fliegt am Schnitter hin,
Ein fallend Korn ist ihr Gewinn;
Das Kind läuft an der Mutter Finger.

Und alle Gabe der Natur
Zu haben Mittags, Abends, Morgens,
Was braucht es da viel Müh' und Sorgens?
Wir sprechen deinen Namen nur.

O Gott! auch meine Lippe stammelt
Das Wort, vor dem der Engel bebt,
Des Kindes Stimme nicht verschwebt
Im Chor, der sich vor dir versammelt.

Er liebt Gebete, wie man spricht,
Die ihm der Kinder Lippe streuet,
Weil er der Unschuld sich erfreuet,
Die in uns ist — wir wissens nicht.

Der Kinder schwache Töne erreichen,
Sagt man, am leichtesten sein Ohr;
Es schweb' um ihn ein Engelchor,
Und wir auch sollen Engeln gleichen.

Ach, wenn der Ferne denn versteht
Das Wort, das meine Lippen hauchen,
So soll ihm stets, was andre brauchen,
Vertrau'n mein kindliches Gebet.

Digitized by Google

Das Wasser gieb, o Gott, den Bächen,
Den Sperlingen ihr Federn gieb,
Das Wollenfell den Lämmern lieb,
Und Schatten gieb und Thau den Flächen.

Gesundheit gieb dem kranken Mann,
Dem Armen Brod auf seine Bitte,
Dem Waisenknaben eine Hütte,
Gefangnen Rettung aus dem Bann.

Dem Vater der, o Herr, dich scheuet,
Gieb Kinder gnug, des Hauses Zier,
Und Weisheit gieb und Segen mir,
Damit sich meine Mutter freuet.

Gut laß mich seyn, bin ich auch klein,
Mich seyn, wie jenes Kind im Tempel,
Das vor mir hängt, mir zum Exempel,
Und lächelt in mein Bett herein.

Gerechtigkeit sey meine Zierde;
Gieb Wahrheit mir auf meinen Mund,
Laß reifen dann im Herzensgrund
Dein Wort in Furcht und Lernbegierde.

Und meine Stimme hebe sich
Zu dir, wie Duft empor sich schwinget,
Der aus der Weihrauchpfanne dringet,
Gewiegt von Winden, klein wie ich.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

4.

Weit früher, als die Marquesa sonst aufzustehen pflegte, war sie am folgenden Morgen schon mit Luise nach der drei Stunden entfernten Residenz gefahren. Spät am Abend erst kehrte sie zurück. Der außerordentlich gute Humor, den sie mitbrachte, verbreitete den höchsten Glanz über die anmuthvolle Gestalt. Eine kränkliche Tante, deren Tod sie gefürchtet und welche sie unverhofft gleichsam versüngt gefunden hatte, war, ihrer Angabe nach, die Ursache. Dieses Wiederfinden äußerte auch, wie sie sagte, den wesentlichsten, erfreulichsten Einfluß auf ihre Zukunft. Die Tante hatte ihre Aussöhnung mit der Familie zu bewirken versprochen. Sehr bald dachte die Marquesa nach der Heimath zurückzukehren, wo mit dem Wiedererstehen jener verehrten Verwandten Alles eine neue Gestalt für sie gewonnen zu haben schien. Zwischen Scherz und Lachen verfiel sie in behagliche Träume ihres Wiedersehens der hohen Felsen von Arcos de la Frontera und des unten dahin schleichenden Flusses der Vergessenheit (Guadalete). Sie versicherte, dort und anderwärts einiges Aufsehen mit ihrem Tanzen erregt zu haben, hing dann an den Zweifel, ob sie auch, bei dem langen Mangel an aller Uebung, noch damit fortkommen werde, einen tiefen Seufzer und zeigte die in der Stadt eingekauften Castagnetten vor, mit denen sie sich wieder etwas, hauptsächlich im Fandango, einzuüben gedenke. Der Baron bat sehr, daß sie ihn von dem Versuche, wenn sie ihn mache, in Kenntniß setzen möchte. „Nachsichtige Beurtheiler," antwortete sie, „als wofür Sie mir bereits bekannt sind, müssen mir freilich angenehmer seyn, als strenge Kritiker, und so ist mir dieses Ihr Verlangen willkommen. Noch mehr: viel zu aufgeregt, um den zu frühzeitig abgebrochenen Schlaf nunmehr nachholen zu können, bin ich nicht abgeneigt, mich sogleich dazu zu entschließen, Ihnen für das Erste nur eine schwache Idee davon beizubringen. Liegt mir doch selbst daran, baldigst zu wissen, ob ich mich noch darauf werde einlassen dürfen."

Natürlich gab der Baron ihrem Erbieten seinen Beifall, und sie entfernte sich, um nach einiger Zeit ganz in vaterländischer Tracht mit ihrer zum Tänzer umgestalteten Kammerfrau erst eine ausdrucksvolle Pantomime darzustellen und dann in den Fandango überzugehen. Die würdige Stille seines Anfanges machte einen recht guten Eindruck auch auf die Baronesse. Allein dieser verminderte sich in dem Grade, als der Charakter des Tanzes sie immer weiter aus derselben hinausriß. Immer höher wogte der Sturm der Leidenschaft; von seiner Woge getragen, schleiften die feinen, in grüne Seide mit goldener Stickerei gekleideten Füße in der Luft zu schweben. Mit wachsender Freude schmiegten Waldows Blicke sich innig und inniger an die Gestalt und jede ihrer Bewegungen an. Sein unwillkührliches Bravo und Händeklatschen schauerte zwar der Baronesse durch alle Glieder; allein außer daß ihr keuscher Blick nach dem eigenen Busenstore sich zurückzog, bezwang sie jede Aeußerung der Abneigung. Als endlich die Tänzerin in völliger Erschöpfung auf ein Sopha niedersank, begleitete sie sogar den Gemahl zu ihr hin, seiner Bewunderung wenigstens einen kurzen Dank für die gewaltige Anstrengung hinzufügend.

5.

Die Marquesa kam von einem Besuche auf einem benachbarten Gute weit früher zurück, als der Baron erwartet hatte. Die Freude verklärte ihr Gesicht noch entschiedener, als nach der gestrigen Heimkehr. Leicht begrüßte sie den am Fenster lesenden Baron und flog dann zu dem offenstehenden Pianoforte. Dort spielte sie etwas aus der aufgeschlagen liegenden Ouvertüre der Stummen von Portici und sprang dann wieder auf, nach der Baronesse fragend. Waldows Nachricht, daß die Baronesse auf ein benachbartes Gut gefahren sey, warf einen leichten Schleier des Unmuths über das ungewöhnlich rothe Gesicht

Digitized by Google

der reizenden Dame. „Ich hat sie,“ sprach die Marquesa, „doch so sehr, mich dorthin mitzunehmen, und da muß sie gerade heute, hinter meinem Rücken den Besuch ethun! Und wer ist Schuld an dergleichen kleinen Feindseligkeiten, als Sie, Baron? Wissen Sie noch an jenem Abend auf dem Berge? Ihr partheiliches Wohlgefallen an meinem Gesange stellte sich da dem, vermuthlich weit gerechteren Verdrusse der Baronesse so schroff gegenüber; dann gestern bei dem Fandango.“ Waldow antwortete unmuthig: „diese Aeußerungen schuldloser Gefühle sollten die Baronesse eher erfreuen, als daß sie sich dadurch für verletzt achten dürfte.“ Lachend schüttelte die Spanerin das Haupt: „Sie sind hierin im Unrecht, Baron. Wir Frauen haben so gut unser Bischen Eitelkeit, wie die Männer, und diese verlangt Schonung. Darf ich daher wohl bitten, mein werther Freund, daß Sie, während meines Aufenthalts auf Ihrem Gute, nicht wieder solche kleine Unverschtigkeiten zu meinem offenbaren Nachtheile begehen? Meine hiesige Zeit ist kurz, sehr kurz, und ich möchte so gern eine recht freundliche Erinnerung in diesem mir so werthen Hause zurücklassen.“ Eine ganz eigene Grazie leuchtete aus dem Gesichte der Dame. „Gut, gut!“ sprach sie, als der Baron ihre Hand mit dem Ausdrucke tiefer Empfindung an seine Lippen zog. „Ich verstehe die Zusage und denke Ihnen solche, bei dem kleinsten Verstoße dagegen, wohlwollend ins Andenken zu rufen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Fortsetzung.)

Das alte Land, auf dem die Vegetabilien wuchsen, welche die Steinkohlenschichten bilden, ist gegenwärtig nur darum schwer zu unterscheiden, weil es später durch so zahlreiche Umwälzungen untereinander geworfen wurde. Doch ist unverkennbar, daß manche Theile des Bocage in der Normandie, einige häufichte Partbieen in England, verschiedene Theile vom Auvergner Plateau, den Vogesen u. s. w. zu den Inseln gehörten, welche in jener fernen Zeit sich über den Spiegel des Meers erhoben. Aber auch sie bestehen aus Flötzen, deren Schichten unter Winkeln gelegt liegen, während die Steinkohlen an ihrem Fuße horizontal gelagert sind; auch diese Inseln hatten sich also durch Naturereignisse aus dem Schooße des Meers erhoben; die aber der Bildung der Schichten, in denen wir die Steinkohlen finden, vorangingen.

Auf keine Gebirgsart paßt der Ausdruck Flötz besser, als auf die Steinkohlenformation; Niemanden wird es wohl einfallen, daß die Schichten von Sand und Schlamm, zwischen denen man die Blätter und gigantischen Stengel der ältesten Gewächse in so großer Menge liegen sieht, sich im Wasser anders als wagerecht niedergeschlagen haben. Und doch gibt es keine Gebirgsart, deren Schichten häufiger zerbrochen und tausendfach untereinander geworfen sind; dies ist auch ein Hauptgrund, warum der Bau auf Steinkohlen häufig so schwierig ist. Diese Zerklüftung eines so alten Depots darf uns aber nicht Wunder nehmen, wenn wir bedenken, daß die zahlreichen Emporhebungen, die seither stattfanden, alle darauf gewirkt haben.

Wenn wir im Bisherigen über die Periode der Steinkohlenbildung etwas weitläuftiger waren, so geschah dies theils wegen des allgemeinen Interesses des Gegenstandes, theils um einen Ausgangs- und Anhaltspunkt zu gewinnen; wenn wir im Folgenden die verschiedenen Flötzbildungen und auftretenden Bergsysteme durchgehen, werden wir uns, da wir uns nicht zu tief in die Geologie einlassen wollen, kürzer fassen müssen.

Nach der Steinkohlenformation treten nach einander von unten nach oben als Hauptglieder der Flötzbildung auf: der rothe Sandstein des Schwarzwalds und der Vogesen, der eine Formation für sich bildet; dann die Gruppe des bunten Sandsteins der Vogesen und des Schwarzwalds, des Muschelkalks und des bunten Mergels; ferner die Formation des Jurakalks, endlich die des grünen Sandsteins und der Kreide; nach dieser folgen nach oben die sogenannten tertiären Gebilde. — Zwischen jede dieser vier Bildungen nun, die als die materiellen Zeugen ebensovieler Revolutionen zu betrachten sind, schiebt sich ein System von Höhenzügen; je zwischen zweien hat sich eine Reihe von Erdunebenheiten erhoben. Merkwürdigerweise jedoch gehört keiner der Berge, die sich von der Steinkohlenformation an durch alle oben genannten Glieder durch erhoben haben, zu einem der bedeutendsten Gebirge Europas, wie dieß aus der folgenden flüchtigen Uebersicht sich ergeben wird; ja was noch merkwürdiger ist, mit jeder Revolution, die einem Bergsysteme den Ursprung gibt, scheinen die Berge im Durchschnitt mächtiger zu werden.

Der rothe Vogesensandstein erstreckt sich, so viel dem französischen Beobachter positiv bekannt ist, in horizontalen Schichten nur an den Fuß der Höhenzüge bei Valenciennes, Mons, Lüttich, Aachen und Saarbrück; dieser Sandstein bildete sich also unmittelbar nach der Steinkohle, nachdem dazwischen die Erdschichten jener niederländischen Höhen gewaltsam aufgehoben worden waren. Nicht lange darauf aber begab sich eine neue Umwälzung, wodurch die Schichten des rothen Sandsteins aufgehoben wurden und damit die Vogesen und den Schwarzwald bildeten. Das Flötz, das sich nach dieser Revolution aus dem Meere niederschlug, der bunte Sandstein und der Muschelkalk, erstreckten sich horizontal durch das Rheinthal an den Fuß beider Gebirge. Die längere oder kürzere Periode von Ruhe, während

Digitized by Google

welcher also Muschelkalk und bunter Sandstein die obersten Erdschichten bildeten, endete wieder mit dem Auftreten eines neuen Bergsystems, wodurch die ebengenannten und alle frühern Schichten aufgehoben wurden. Diese Berge sind die Höhen an der Südwestküste der Bretagne, die Hügel der Vendée, das Thüringer- und das Böhmerwaldgebirge; die Schichten der vorigen Flötzformationen sind an diesen Bergen aufgerichtet, aber die nun auftretende Formation, der sogenannte Jurakalk, breitet sich wagerecht bis zu ihrem Fuße aus. Die letztgenannten Bergsysteme sind also offenbar Produkte der Revolution, welche den Muschelkalk vom Jurakalk trennt. Die nächste Formation nach dem Jurakalk ist, wie oben angegeben, unten der grüne Sandstein und oben die Kreide, die z. B. die malerischen Küsten des Kanals von England bildet. Unverkennbar nun hat sich auch zwischen diesen zwei Reihen von Bildungen ein Bergsystem erhoben, zu dem die Cote-d'Or in Burgund, das Erzgebirge in Sachsen, der Pilatusberg bei Zorez, vielleicht auch zum Theil die Hügel im Norden der Bretagne, ferner die höchsten Berge von Wales und Schottland gehören. Der grüne Sandstein und die Kreide umschreiben diese Gebirge in wagerechten Schichten.

Dieß wären also im Allgemeinen die Formationen der eigentlichen sogenannten Flötzperiode, und die zwischen den einzelnen Abschnitten derselben erschienenen Höhenzüge in Europa. Werfen wir nun, ehe wir zu den spätern, ungleich interessanteren Gebirgsbildungen übergehen, einen Blick auf die Pflanzen- und Thiergenerationen, welche während dieser langen Periode auf dem Erdboden sproßten und wieder abtraten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Zahl der Studirenden. Das Jesuitenkollegium in Freiburg.

Auf unserer Akademie studiren jetzt 237 Studenten, nämlich 36 Theologen (14 Genfer und 22 Auswärtige), 15 Juristen (13 G., 2 A.); 65 studiren Philosophie (44 G., 19 A.), 40 schöne Wissenschaften (10 G.) u. s. w. Von diesen 237 Studenten gehören nun 154 nach Genf, was allerdings sehr viel ist, und mehr als irgend ein anderes Land verhältnißmäßig aufzuweisen hat. Dabei muß bemerkt werden, was Sie wohl nicht geglaubt hätten, daß manche Väter ihre Knaben bei den Jesuiten in Freiburg erziehen lassen, wozu sie bei dem frühern Stand der Dinge in Frankreich ihre guten Gründe haben mochten. Denn um da angestellt zu werden und seinen Weg im Civil oder Militär zu machen, mußte ein Vater beweisen, daß sein Sohn eine gute christliche, d. h. jesuitische Erziehung genossen habe. Ich war im vorigen Juni mit einem Genfer in Freiburg, der seinen Sohn zu den Jesuiten brachte, und habe mir Mühe gegeben, ihre Anstalt kennen zu lernen, so viel als es in einigen Tagen möglich ist. Denken Sie sich ein großes Gebäude in länglichtem Viereck, vier Stockwerk über dem Erdgeschoß hoch, mit 498 Fenstern. Man sollte meinen, da müßte Licht genug hereindringen! Dies stattliche Gebäude liegt wie eine große Citadelle auf dem höchsten Punkt der Stadt. Am Eingang empfing und ein Pförtner im schwarzen Ordenskleid; er verband große Höflichkeit mit einem durchdringenden Blick. So wie wir hereinwaren, wurde das doppelte Eisengitter sogleich wieder hinter uns geschlossen, ungefähr wie in unserer Genfer Maison pénitentière. Der Pförtner that nun einige Schläge mit einem großen ehernen Thürklöpfel; gleich darauf erschienen drei junge Jesuitenpatres, die den Auftrag haben, den Fremden auf ihr Verlangen die Anstalt zu zeigen, ungefähr so, wie es die chinesischen Mandarinen mit Lord Makartney machten, oder wie man Parlamentäre in belagerten Festungen herumführt. Schnellen Schritts, dem man kaum folgen kann, wurden wir durch die weiten, hellen, freundlichen und reinlichen Gänge geführt. Bewundern mußten wir die Ordnung in den Küchen, Speisesälen und Vorrathskammern; überall herrscht die größte Reinlichkeit, auch in den geringsten Gegenständen. Durch sinnreiche Einrichtungen kann Alles gesehen werden, was da vorgeht. Hierauf kommt man in die großen luftigen Höfe und in den Garten, wo die Zöglinge spielen, ringen, laufen und sich balgen; ist es schlechtes Wetter, so versammeln sie sich in den Recreationssälen; da stehen Billarde, ein hübsches Theater, ein Bazar mit Spielsachen aller Art; kurz, nichts fehlt zum physischen Wohlseyn und zur angenehmen, wechselnden Unterhaltung der Zöglinge. Milde und Freundlichkeit scheint überall zu herrschen, denn mild und freundlich ist auch die Sprache der Lehrer. Nur nach längerer Aufmerksamkeit zeigt sich ihre beständige Beobachtung der Zöglinge; keine Bewegung, keine Geberde, kein Wort, auch nicht die geringste hingeworfene Aeußerung entgeht ihnen, denn Alles muß mit der größten Genauigkeit in ein Buch eingetragen werden, und dies Buch wird zur Hand genommen, wenn jeden Abend der Zögling Rechenschaft von seinem Tagewerk ablegt, was unerläßlich jeden Tag gefordert muß. Wehe dem Zögling, der einen kleinen Fehler vergäße, oder ihn aus falscher Scham verschwiege! Ausserdem mit hundert Augusungen haben Alles erspäht und aufgezeichnet, was in den Lehrstunden, beim Spiel, ja sogar im Schlaf gesprochen worden ist. Anzeigen: ist das erste und unerläßlichste Gesetz des Hauses und des Ordens. Die Strafen dieser Jesuitväter sind, ihrer sanften, beinahe süßen Worte ungeachtet, sehr hart und ernstdringend. Vor einigen Jahren entfloh der junge Couvoisier aus der Briegger Jesuitenschule, und irrte vierzehn Tage lang im Dezember ohne warme Kleidung und Nahrung in den Gebirgen von Wallis umher. Das möchte aber noch angehen, wären nur ihre Studien besser; darin aber sind sie wenigstens um zwei Jahrhunderte zurück. Bei der Geschichte wird der P. Loriquet, bei der Naturlehre der Abbé Nollet, im Griechischen Fragmente aus St. Basilius und St. Gregorius, und in der neuern französischen Literatur nur Batteux mit einigen gewählten Fabeln und Auszügen aus Leichenreden zum Grunde gelegt. Aeußerst ärmlich ist der mathematische Unterricht, und gar erbärmlich wird Philosophie in Küchenlatein vorgetragen; desgleichen das canonische Recht. Gar mancher Professor wird hier wegen seines Wissens angestaunt, den man in Genf oder Lausanne nicht zum Baccalaureus würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 79.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 239.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Oktober 1830.

Du Troyse Stein und Leimen, der dem Schooß
Des Chaos einst entfloß und festgerann
Und sich begrünte, dann ein großes Heer
Von Lebenden gebar und sie begrub,
Und wieder wegschmilzt in des Chaos Nacht!

Herder.

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Fortsetzung.)

Es liegt in der Natur der Sache, daß mit jeder Revolution, welche die Schichten der nacheinander gebildeten Flöze zu Bergen aufhob, des trockenen, aus dem Meere emporragenden Landes immer mehr wurde; daß jene Inseln und Archipele, von denen wir oben gesprochen, nach und nach zusammenschmolzen, daß sich große Eilande, endlich ein eigentlicher Kontinent bildete. Nicht lange, nachdem die Elemente wieder ins Gleichgewicht gekommen waren, scheint sich auch jedesmal der Erdboden wieder mit Grün bedeckt, mit Thieren bevölkert zu haben. So finden wir gleich in dem, unmittelbar auf den Vogesen- und Schwarzwaldsandstein folgenden sogenannten bunten Sandstein die Reste einer Menge von Gewächsen. Allem nach waren einst Vogesen und Schwarzwald, wo jetzt so schöne Eichen, Buchen und Fichtenwälder prangen, dicht damit bewachsen. Die Flora unterscheidet sich bereits wesentlich von der der Steinkohlenperiode: die Farrenkräuter bilden jetzt schon nicht mehr beinahe die ganze Vegetation, so häufig sie auch noch sind, bereits treten Nadelhölzer und andere Gewächse auf; kurz, die Vegetation wird, im Vergleich mit jener der Steinkohlenzeit, bereits mannigfaltiger, nimmt einen Charakter an, der schon auf eine größere, dem Meere entstiegene Länderstrecke, auf eine nicht mehr ganz so hohe Temperatur hinweist; die Geschlechter der Pflanzen nähern sich schon mehr denjenigen, welche gegenwärtig auf der Erde der Zahl nach vorschlagen, namentlich denjenigen, die in den Tropenländern wachsen. So findet man unter andern ein baumartiges Farrenkraut, und sein Wuchs berechtigt uns zum Schluß, daß damals das Klima in unsern Breiten doch noch weit heißer war als gegenwärtig. In diese, wenn nicht sogar in eine noch frühere Periode gehören auch die merkwürdigen Sandsteine in Schottland, auf deren Schichten man ganz deutlich und in großer Anzahl Fußstapfen von Schildkröten sieht. Man findet aber in dieser Zeit auch wirkliche Ueberreste von Schildkröten, deren Panzer gegen acht Fuß lang waren, und Gebeine mächtiger Eidechsen, die damals in den Flüssen der Vogesen und des Schwarzwalds hausten, wie gegenwärtig in der heißen Zone ihre Anverwandten, die Krokodille und Kaimans. Noch gehört zu dieser Formation der sogenannte Muschelkalk, ein Kalkflötz, das Werner so benannte, weil häufig der Schaalthiere, die sich darin finden, eine unendliche Menge ist. Von Säugethieren findet sich in dieser Periode noch keine sichere Spur.

Gehen wir eine Formation weiter, zu der des Jurakalks, und sehen uns um, welche Pflanzen und Thiere auf dem damals dem Meere entstiegenen Boden Europas, also z. B. in der Vendee, Bretagne, im Thüringer- und Böhmerwalde gelebt haben. Man hat in den verschiedenen Schichten der Jurakalkformation gegen siebzig Pflanzenarten entdeckt, die Reste einer neuen, eigenthümlich charakterisirten Vegetation, die sich von den der älteren

Digitized by Google

Formationen wesentlich unterscheidet. Die kryptogamischen Gewächse schlagen immer noch in starkem Verhältnisse vor; die Familie der Farrenkräuter allein macht noch ein ganzes Drittheil aus, und bildet mit den Nadelhölzern und verwandten Geschlechtern fast die ganze Flora. Die Pflanzenfamilien, die hier vorherrschen, haben bekanntlich das Eigene — und vorzüglich von den Farren gilt dieß — daß sie auch jetzt noch auf dem ganzen Erdboden vorkommen, daß sie aber im Allgemeinen nach der höhern oder niedrigern Temperatur mehr oder weniger groß und stark werden. In der Periode nun, von der wir sprechen, scheinen sie ungefähr so groß gewesen zu seyn, als sie gegenwärtig unter den Tropen werden; die kleinsten derselben würden heutzutage mindestens dem Klima des Vorgebirgs der guten Hoffnung oder Neuhollands angehören. Die Vegetation dieser Periode der Vorwelt ist zwar von allen Floren auf dem jetzigen Erdenrund gar sehr verschieden; am meisten Aehnlichkeit hat sie jedoch mit der Vegetation auf den Küsten großer tropischer Inseln, z. B. der Antillen, des Caps, der Molukken und Japans. Es läßt sich darnach nicht mit Unrecht vermuthen, daß ziemlich beträchtliche Inseln diese Pflanzen getragen haben, was mit der allgemeinen Schätzung, in welchem Verhältnisse ungefähr das trockene Land sich ausgebreitet haben mag, recht gut übereinstimmt.

Was das Thierreich betrift, so kennt man aus diesem Zeitraum nur wenige Reste von Säugethieren, und Manche haben die Aechtheit derselben lange in Zweifel gezogen. Sie gehören einer Insekten fressenden, mit den Beutelthieren verwandten Art an. Die Knochen dieses kleinen Säugethiers lagen mitten unter den Resten von Thieren aus der Familie der eierlegenden Reptilien, worunter sich verschiedene Krokodile und ein Paar andere Geschlechter fanden, deren bizarre Formen wirklich der menschlichen Phantasie, die doch von jeher in Erfindung fabelhafter, seltsamer Thiere so fruchtbar war, Trotz bieten. Unsere Einbildungskraft ist, wenn es sich von Mythen handelt, gleich bei der Hand, sich einen Drachen, einen Greifen so oder so zu malen; es wird ihr aber schwer, ja sie schaudert davor, sich als wirklich lebend geflügelte Eidechsen von drei, vier Fuß Flügelspannung zu denken. Diese fliegenden Reptilien — wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, der, wie Cuvier richtig bemerkt, einen wahren Widerspruch enthält — hatten einen langen Hals, einen Vogelschnabel, überhaupt das seltsamste Ansehen, und nach Bucklands Beobachtungen, waren sie wahrscheinlich, wie unsere Fledermäuse, Nachtthiere und lebten von Insekten. Die Geschlechter Ichthyosaurus und Plesiosaurus, gleichfalls Eidechsen, die in dieser Periode lebten, haben Manches mit den wallfischähnlichen Thieren gemein und sind in Wahrheit die allerseltsamsten Geschöpfe, auf die sich der an Wunder gewöhnte Naturforscher nur immer gefaßt machen konnte. Das erste Geschlecht, die Fischeidechse, hat eine Delphinschnauze, Krokodilzähne, Kopf und Brustbein wie eine Eidechse, Tatzen wie ein Robbe, aber vier, endlich Wirbelbeine wie die Fische. Beim zweiten, noch seltsameren Geschlecht sieht man einen kleinen, der Form nach dem der Eidechsen ähnlichen Kopf auf einem langen, biegsamen, dem Körper der größten Riesenschlangen ähnlichen Halse sich wiegen. Dieser Hals, der noch weit unverhältnißmäßiger ist, als der der Giraffe, und aus weit mehr Wirbeln besteht, als der Hals der langhalsigsten Vögel, namentlich des Schwans, der am meisten Halswirbel unter allen Thieren hat, saß auf einem verhältnißmäßig blos mittelmäßigen Körper, der in einen ziemlich kleinen Schwanz auslief und sich auf vier Tatzen, ähnlich den der Robben, bewegte. Dieses Thier, das bis jetzt blos in England gefunden wurde, ist, wie Cuvier bemerkt, der allerseltsamste Bewohner dieser Welt, ein Thier, das, wenn irgend eines, den Namen Ungeheuer verdient. Wenn man die Abbildungen dieser Ungeheuer betrachtet, glaubt man fratzenhafte Produkte einer phantastischen Mythologie, nicht Wesen zu sehen, die einst in Luft und Wasser lebten; man meint Zerrbilder auf indischen Tempelmauern vor sich zu haben, nicht Zeugen einer Vorwelt, die tief aus der Erde Eingeweihten gebrochen wurden. Und wahrhaftig! denkt man sich eine Landschaft, wo ungeheure gestaltete Eidechsen über den riesigen Farrenbäumen schweben, wo Schwärme von Fischeidechsen an den Meeresküsten schwimmen, Schlangeneidechsen die ungeheuren Hälfe aus den Wogen recken, wo seltsame Krokodile und riesige, mißgestaltete Schildkröten an den See- und Flußufer umherkriechen, so ist einem nicht anders, als ob der Marsch, wenn seine Phantasie poetische Ungeheuer und mythische Fratzen schafft, einen Traum aus der Urzeit der Erde träumte. Der schon sehr zusammengesetzte Bau jener wunderlichen Wesen setzt indessen in der Zeit, wo sie lebten, einen Zustand der Dinge voraus, der von dem unsrigen nicht mehr sehr abwich, und wo die bildenden Naturkräfte zwar mächtiger, sicher aber nicht nach andern Gesetzen wirkten.

Bei den zahlreichen Ueberresten jener Fischeidechsen hat man sogar noch viele ihrer Excremente gefunden. Schon die Form dieser Körper wieß darauf hin, die volle Ueberzeugung gewann man aber bei ihrer Zerlegung: man fand, daß diese seltsamen Thiere sich besonders von Sepien und Fischen nährten, ja daß die größern Fischeidechsen die kleinern fraßen. — Viele Fische, von denen man Abdrücke, Schuppen, Gräte und ganze Skelette hat, lebten damals in den Meeren. Auch an Sepien (Dintenfischen) fehlte es nicht; sogar ihr Saft ist eingetrocknet im Gestein entdeckt worden, und man hat wirklich mit fossiler Sepia Zeichnungen ausgeführt.

(Beschluß des zweiten Artikels.)

Digitized by Google

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

Der ankommende Thee sollte, nach der Marquesa Vorschlag, im Garten getrunken werden. „Das ewige Sitzen," sprach sie, „ist mir zuwider, besonders nach so langem Eingesperrtseyn im Wagen. Lebt man doch kaum halb, wenn die freien Bewegungen gehemmt sind." Achselzuckend deutete Waldow auf das plötzlich eingetretene Regenwetter, das eben große Tropfen an das Fenster warf, und darauf, daß die Laube der Terrasse, wo im Garten der Thee gewöhnlich eingenommen wurde, noch weniger Raum als das Zimmer darbiete. „Ach!" seufzte sie und die Flamme ihres Auges streifte über des Barons Gesicht, um dann als eine Anklage wider die Vorsehung in die Höhe zu lodern, „über den bösen Unbestand der Dinge in Ihrem, mir doch so lieben Deutschland! Kaum erquicken mich eben noch im Wagen, unter dem blauen Himmel, die Träume vom baldigen, frohen Umherwandeln mit meinen Freunden in den grünen Laubgewölben, so weckt mich hier der kalte, düstere Regen recht unsanft auf. Hat die Freundschaft der Deutschen eben so wenig Bestand? Wird nicht in zwei Monaten, ja vielleicht noch früher, wenn ich, vor dem Guadalete stehend, an seine nicht rastenden Wellen den fruchtlosen Wunsch richte, daß er sich an mir als der Fluß des Vergessens wirklich bewähren möge, wird nicht mein Bild hier bereits ganz erloschen, oder, was ich ohne Schauer nicht denken kann, vielleicht gar bis zum Widerwärtigen unsreundlich geworden seyn?" — „Marquesa," rief Waldow, und die Leidenschaft, welche plötzlich, ein unwiderstehlicher Riese, jede Muskel seines Körpers durchzuckte, gab dem bereits mehr als dreißigjährigen Mann die volle, frische Blüthe seiner schönsten Jünglingsmonate zurück; „ich schwöre Ihnen—"—„Keinen Schwur!" unterbrach die Dame ihn rasch. „Mein Glaube an die Dauer des Gefühls, von dem Ihr ganzes Wesen mir eben sagt, bedarf der Befestigung nicht weiter. Sollte es Ihnen möglich seyn, ihn zu täuschen, so hätte ich durch den Schwur ja auch keinen Gewinn. Sie aber würde ein Meineid auf der Seele brennen. Nein, Baron! — Nun aber von andern Dingen. Hauptsächlich lassen Sie uns diese Stelle verlassen. Eben fällt mir ein allerliebster Zeitvertreib ein. Im Vorübergehen bei Ihrem Ballspielsaale dieß es sehr oft, daß wir nächstens dieses Spiel versuchen wollten. Das schöne Wetter hielt uns davon ab. Jetzt, wenn es Ihnen recht wäre! Nur erlauben Sie mir zuvor das Ablegen der Reitkleidung."

Darauf verschwand sie, erschien aber, im Verhältniß zu der inzwischen erfolgten gänzlichen Umwandlung ihres Aeußern, sehr bald wieder. In dem enganliegenden, strohfarbigen Atlaskollet glich sie einem wunderschönen Pagen aus dem Mittelalter. Die Fülle des rabenschwarzen Haares barg zum Theil ein Barett von purpurrothem Sammt, von dem drei der schönsten weißen Reiherfedern herunterschwankten. Das Ballspiel begann. Dasmal aber verließ den Baron seine berühmte Gewandtheit darin völlig, während die Marquesa durch ihre unerschöpfliche Grazie in jeder Bewegung sein Staunen, seine Bewunderung erregte. „Marquesa," sprach er in einer Pause des Spiels, „Sie verschmähten vorhin meinen Schwur." — „Was verlangen Sie jetzt?" fragte sie. „Nichts, gar nichts, als eine Gunst, welche Ihrer Kammerfrau, in meinem Beisein, von Ihnen vorgestern Abend zu Theil wurde." — „Lieber Waldow," erwiederte die Marquesa, „was ich bei Louisen dem Unglücke schuldig zu seyn glaube, das muß ich dem Glücke vorenthalten, welches Ihnen in Ihrem Hause so üppig und neidenswerth blüht. Lassen Sie mir mit meinem Unglücke das Gefühl, solches nicht verdient zu haben, und bleiben Sie Ihres Glückes würdig!"

Der Ernst der Dame erschütterte ihn um so gewaltiger, da er ihm noch gar nicht in diesem Grade an ihr vorgekommen war. Dazu fiel die Binde plötzlich von seinem Auge, durch welche ihm die Gefahr der zunehmenden Genauigkeit des Verhältnisses zwischen ihm und der Marquesa verborgen worden. Er schauderte zurück vor dem Abgrunde, welcher dicht neben seinem Fuße sich aufthat. Er hatte zeither bei allen Handlungen die Billigung seines Gewissens als eine Nothwendigkeit betrachtet, und eine Vergehung gegen die Gemahlin, die er als das Muster einer Gattin und Mutter ansah, würde, auch wenn ihr solche nie bekannt worden wäre, gewiß den Frieden seines ganzen Lebens zerstört haben.

Im nämlichen Augenblicke trat die Baronesse in den Ballspielsaal, wohin man die nach dem Gemahle fragende Zurückgelehrte gewiesen hatte. Daß etwas vorgefallen war, davon zeugte eine Verlegenheit des Gutsherrn, deren sie ihn unter allen Verhältnissen zuvor nicht fähig gehalten hätte. Sein bald irres, bald sie offenbar vermeidendes, bald wieder, wenn sie ihn nicht zu bemerken schien, mit Betrübniß an ihrer Person hängendes Auge dünkte ihr ein unwiderlegbarer Zeuge der Schuld. Auch der Marquesa Blick zeigte in den ersten Momenten unwillkommene Ueberraschung und Betroffenheit, und wenn sie nachher plötzlich nur in desto größere Freundlichkeit ausbrach, so sprech eben dieser, alles natürlichen Ueberganges von einer Gemüthsstimmung in die andere entbehrende Sprung nicht viel weniger auch gegen sie. Vielleicht kostete der Baronesse die würdige Haltung, welche sie behauptete, ungewöhnliche Anstrengung; sie gelang ihr aber meisterhaft. Man blieb den Abend beisammen, und da wirklich die eingetretene Schuld

Digitized by Google

von Seiten des Barons nur im Uebermaß gefährlicher Gefühle, nicht in einer begangenen unrechten Handlung bestand, er auch diese Gefühle bereut hatte, sobald er zu ihrem Bewußtseyn gelangt war, fand er allmählig den rechten Ton wieder, so daß bald gar keine Störung vorgefallen schien.

Kaum hatte die Marquesa das Paar verlassen, so nahm der kleine Sohn, der bei der Mutter Rückkehr geschlafen hatte, durch ein ungewohntes Weinen die Aufmerksamkeit der Baronesse in Anspruch. Die Unruhe des Kleinen dauerte die ganze Nacht. Der Arzt fand am Morgen die Sache von keiner Bedeutung; allein die bekümmerte Mutter verließ des Kindes Bette keinen Augenblick.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Fortsetzung.)

Die Jesuiten in Freiburg. Rundreise des Bischofs. Zusammenkünfte der Studenten. Religionsverhältnisse.

Der Professor der Chemie und der Naturwissenschaft in der Anstalt der Jesuiten zu Freiburg, der hier der Père physicien heißt, ist der einzige unterrichtete, in seinem Fach erfahrene Mann, ein Flamänder von Geburt, er physikalische Beobachtungen macht, auch mit den deutschen und französischen Gelehrten in Verbindung und Korrespondenz steht. Das physikalische und naturhistorische Kabinet, das der Abbé dem Freiburger Kollegium geschenkt hat, ist seiner Aufsicht und Leitung übergeben. — Man sagt, in den ersten Monaten 1828 seyen mehr denn dreihundert Zöglinge hier gewesen, jetzt nur noch hundertunddreißig. Dazu muß man aber noch sechzig Schüler rechnen, die in der zu St. Michel gehörenden Jesuitenschule zu Estavayer befindlich sind. Auch in dieser Anstalt bewährt sich die Kunst, mit der die Jesuiten Zöglinge an den Orden zu fesseln verstehen, die sich durch die rechten Anlagen oder Talente anzeigen, oder die sonst durch ihre Verhältnisse, durch ihre Stellung in der Gesellschaft nützlich seyn können. (Ein junger Graf Stolberg wurde voriges Jahr hier als Lehrer angestellt.) In der Freiburger Regierung und in den bedeutendern Familien ist dies besonders zu bemerken. Zwei Drittheile der sämmtlichen Zöglinge sind aus Freiburg, das übrige Drittheil aus Frankreich, der Schweiz, Belgien und Savoyen. Die Franzosen gehören fast sämmtlich den Departements an, die Ch. Dupin auf seiner bekannten Civilisations- und Intelligenzkarte von Frankreich schwarz bezeichnet hat.

Auf unserer Rückreise von Freiburg begegneten wir dem Bischofe, der von einer Inspektionsreise zurückkam. Dieser Prince du Saint Empire, wie er sich nennt, reist in einem vierspännigen Reisewagen, und mit ihm der bischöfliche Kanzler nebst einem Freiburger Staatsrath, der die Geburts-, Ehen- und Sterberegister zu untersuchen hat, welche von den Ortspfarrern gehalten werden. Jedes Kirchspiel zahlt Sr. Eminenz dem Bischof 16 Schweizer Franken, 8 dem Staatsrath und 2 dem Oberrentier, der sie bezahlet. Die gewöhnlichen Reise- und Unterhaltskosten des Bischofs und seiner Begleiter betragen wenigstens 64 Fr. für jedes Kirchspiel, demnach 7168 Fr. für den ganzen Kanton. Rechnet man nun noch die zufälligen und außerordentlichen Kosten hinzu: für das Aufziehen und Paradiren der Militzen, für Kavalleriesalven, Militärmusik, Gastmähler, Feuerwerke, gezwungene Wege und gezwungenen Müßiggang, daher verlorene Zeit des Volks auf dem Land, was zusammen wenigstens ebensoviel beträgt, so kann man nicht läugnen, daß 14,500 Schweizer Franken für eine solche Reise zu viel sind.

Wenn im Freiburger Kollegium Manches zu tadeln ist, so kann man auch unsern Schülern und Studenten, desgleichen den Lehrern und Professoren gar Manches nachsagen. Manche Professoren machen es sich bequem und kommen erst eine halbe Stunde nach der festgesetzten Zeit. Die Studenten haben den Mutz nicht, ihnen solche Unarten abzugewöhnen, wie es auf deutschen Universitäten geschehen möchte; sie sind nur zu froh, einen armen Mednez und Uhrmacher zu necken und zu erschrecken. Eins nur möchte ich auch bei den deutschen Studenten sehen, denn es würde unserm zerspaltenen, von Meinungen, Ansichten und Hirngespinsten zerrissenen Vaterland gar wohl thun, und Manches in politischer und religiöser Hinsicht ausgleichen, was jetzt ungleich ist. Die hiesigen Studenten gehen bald nach Zofingen, bald nach Lyon, bald nach Lausanne, oder die Zofinger und Waadtländer kommen hierher. Es wird dabei viel von Patriotismus und Studentenleben verkehrt, und wenn es ihnen damit recht Ernst ist, so muß man dies sehr loben; wenn es aber nur schöne, wohlklingende Worte wären? Die vielen aufgedrungenen und gewaltigen Phrasen bei den Schweizervereinen mißfallen mir gar sehr; aber die Sache an sich ist treflich. Die ungleichartigsten Elemente finden sich hier aus den Schweizerkantonen zusammen; Meinungen und Ansichten kommen zusammen und entwickeln sich in freundlicher Ansprache und Reibung. Es kann gar Manches hier in Frieden und Freundschaft besprochen werden, was in einigen Jahren, wenn diese jungen Männer in Thätigkeit und zu Einfluß kommen, herrliche Früchte trägt; Manches wird vorbereitet, was außerdem große Mühe kosten oder gar nicht zu Stand kommen würde; die Provinzialstaatsbedenkeleien verlieren sich. Wäre für Deutschland etwas nothwendiger und heilsamer? Aber um nur Eins zu erwähnen, von Zofingen nach allen Schweizerkantonen, und von einem zum andern ist ein Spaziergang in einem herrlichen Gartenland, den Jeder leicht zu Fuß macht; von Leipzig nach Berlin aber durch die Haiden und Sandebenen? Unserm deutschen Jammer und unserm Zurückbleiben hinter Andern, trotz aller Geschäftsamkeit, ist schwer abzuhelfen.

Während man in den vernünftig hochgebildeten Nordeutschland mit theologischen Zänkereien die Zeit verderbt, und den Segen der Reformation, Gedanken- und Gewissensfreiheit, mit Füßen tritt, gehen bei uns alle Sekten zusammen vorüber. Die Methodisten, Mennisten und Mataristen geben sich freilich mit Toben, Eifern, Schimpfen und Sweiten alle Mühe, die Leute gegen einander zu hetzen; es gelingt ihnen aber nicht, denn die Masse und das Gewicht des gesunden Menschenverstands im Volk ist zu groß und zu mächtig, und man kann nicht mit ihm umgehen, wie man will. Unsere Methodisten probirten es auf alle Art. Einmal suchten sie eine Menge ihrer kleinen pietistischen Schriften den kleinen Mädchen in der Lancasterschule in die Hände zu spielen, damit diese sie zu Haus ihren Aeltern und größern Geschwistern mittheilten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 240.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Oktober 1830.

Es will dem Menschen nicht gelingen,
Sich von der Erde wegzuschwingen;
So freut es ihn, auf ihren Höh'n
Und über'm Wolkenmeer zu stehn.

Bodmer.

Besteigung der Schneekoppe im Riesengebirge.

In das Thal zwischen den Vor- und Hauptbergen des Riesengebirges gedrängt, liegt die Stadt Schmiedeberg. In sie gelangt man von Landshut herüber nur mit Mühe, indem die Fahrt die Berge hinauf eben so beschwerlich, als hinab nicht ohne Gefahr ist. Freundlich zieht sie sich an einem Bache hin, der zuweilen zum verheerenden Strome wird und die Spuren seiner Verwüstung viele Jahre zeigt. Eine der größten richtete er im Mai 1810 an. Zwischen dem hohen Gebirge drängen sich nämlich die Wolken meist so zusammen, daß sie, besonders bei Gewittern, sich in fürchterlichen Regenmassen entladen, wodurch denn das enge Flußbett bald überfüllt wird. Schon in Schmiedeberg harren gewöhnlich die dienstbaren Geister, die den Fremden, welcher die Koppe (so wird der höchste Gipfel des Gebirges genannt) besteigen will, freundlich geleiten. Ihr Amt aber geht eigentlich erst in Krummhübel an. Dort sind auch mehrere Tragstühle für diejenigen zu haben, denen die Lust und die Kraft mangelt, sich von den eigenen Füßen hinauftragen zu lassen. Aehnliche Anstalten sind auf der Seite gegen Hirschberg und Seidorf. Dem rüstigen Fußgänger bieten aber von allen Seiten Kinder und Frauen Alpenstöcke an. Dieß sind freilich nur einfache weiße Stäbe, die man jedoch recht gut benutzen kann. Von Krummhübel geht es Anfangs nur allmählig aufwärts, ja es kommen selbst einige Stellen vor, wo man wieder hinabsteigt. Endlich aber kommt man in die waldige Region, und mit ihr beginnt schon ein beschwerlicheres Steigen. Aber das Mühsamste erwartet einen an der Seifenlehne, die viele deßhalb die Seufzerlehne nennen. Ehe man jedoch an dieß schwere Werk geht, stärkt man sich mit dem klar auf dem Gestein dahin fließenden Wasser der kleinen Lommnitz. Uns verhüllte ein dichter Nebel den zu besteigenden Berg, und bald rieselte ein sanfter Regen auf uns nieder. Die Führer und Träger trösteten mit dessen baldigem Aufhören; aber wenn auch in kurzen Pausen unsere Hoffnung erfüllt ward, so wiederholte sich doch das Wolkenbad stets aufs Neue. Endlich auf der sanft sich abdachenden Fläche angelangt, auf welcher die Hampelbaude liegt, umhüllte uns plötzlich ein so dichter und dunkler Nebel, daß wir keinen, nur auf zehn Schritt entfernten Gegenstand unterscheiden konnten. Wir eilten, und kamen glücklich unter das dergende Obdach der Baude. Dieß ist der Name für alle auf diesem Hochgebirge liegende Wohnungen (Sennhütten). Einige Fremde, die, gleich uns, die Koppe zu besteigen, hier waren, forschten vom Bäudler (Sennen) Hampel, was er wohl vom Wetter hoffe. Er gab wenig Trost; ich ging hinaus, bestieg eine Anhöhe neben der Baude und kam mit der Verkündigung zurück, daß nach meiner Beobachtung des Wetters wir heute noch die Sonne oben auf dem Berge klar untergehen sehen würden. Man lachte und schüttelte ungläubig den Kopf. Ich aber blieb fest bei meiner Meinung, drang auf den Abmarsch, und im feucht sprühenden Nebel ging es die Bergslehne hinauf. Als wir hier auf dem

Digitized by Google

Kamme, der höchsten Ebene des Gebirges, anlangten, fingen die Wolken an zu zerreißen und uns hie und da einen Blick in den blauen Aether zu gestatten. Wir jubelten laut auf und eilten vorwärts nach der Koppe. Als wir am Fuße derselben waren, öffnete sich nach Böhmen hin die Wolkenmasse in einem unermeßlichen Spalte, und ließ uns einen Blick tief hinein in dieß gesegnete Land thun. Muthig ging es über die Felsenstufen hinauf. Ein heftiger Wind erhob sich, der bald zum förmlichen Sturme wurde. Er gestattete uns nicht, viel umherzuschauen, weil jeder nur darauf bedacht seyn mußte, sich fest zu halten, um nicht über die Felsentrümmer hinuntergeworfen zu werden. Nur wo hervorstehende Klippen einigen Schutz boten, konnten wir zuweilen einen Blick rückwärts thun. Da lag unter uns der Riesengrund, und tief aus seinem Schlunde leuchteten grüne Matten herauf, und auf diesen, an der blinkenden Auga hin, menschliche Wohnungen. Ueber sie gehen die Stürme der Luft und der Zeit hinweg, und sie werden selten von ihnen berührt: ein Thal für jeden, der mit dem Leben zerfallen ist. Auf der Höhe gegenüber blitzte im Sonnenstrahl die Auga, die auf dem Kamme entspringt und gleich im Anfange ihres Laufs auf einer Felsenmasse ihr Bett findet, von welcher sie hüpfend hinabgeht in den Grund und nach vielfachen Krümmungen von der Elbe aufgenommen wird. Kaum hundert Schritte von jener hat die Lomnnitz ihre Quelle. Sie aber wendet sich nördlich, springt wie jene über vielfach aufgeschichtetes Gestein und stürzt sich in tiefe Schluchten hinab. Ihr späteres Bett ist im Bober und zuletzt in der Oder, mit welchem sie sich in der Ostsee begräbt, während jene mit der Elbe in die Nordsee fällt. So werden oft zwei Jünglinge als Nachbarn geboren und erzogen, und bald trennen sich ihre Lebenswege, die nie wieder zusammenführen.

Endlich hatten wir das Ziel erreicht. Wir standen oben auf dem höchsten Punkte des norddeutschen Gebirges. Der Himmel hatte sich wieder umzogen, der Nebel strömte aus den Bergschluchten aufwärts. Wir suchten den Schutz der oben befindlichen Kapelle, die seit einigen Jahren zu einem gastlichen Aufenthalte umgeschaffen ist. Niemand sucht hier oben Luxus und findet sich leicht befriedigt von dem, was ihm geboten werden kann. Ein knisterndes Feuer im Ofen ist auf einer Höhe von 6000 Fuß ein angenehmer Ton. Bald füllte sich der enge Raum mit Wanderern. Verlangend blickten wir fort und fort nach den Fenstern, und wenn ein Sonnenstrahl durch dieselben blitzte, so eilten wir hinaus; aber immer noch waren wir mitten im Wolkenmeere. Endlich aber blickte die Sonne reiner. Vor der Pforte der Kapelle angelangt, wurden wir von einem Schauspiele überrascht, welches uns alle in Entzücken versetzte. Die Wolken hatten sich hinabgesenkt in die Tiefe. Wir standen über ihnen und sahen auf ihrer Oberfläche hin wie über ein ungeheures Eisgefilde. Von der Sonne beleuchtet, glänzten sie wie Schnee, und die Erhabenheiten, welche sie bildeten, glichen Bergen. So denke ich mir die Schneesteppen Sibiriens. Ein furchtbarer Sturm tobte um uns, und die ihn begleitende Kälte vollendete die Täuschung. Aus den Schluchten rings um die Koppe wirbelten Nebel herauf, die der Sturm an dieselbe trieb und die nun nicht weiter konnten. Wie Dämpfe aus siedenden Kesseln stiegen sie herauf, flogen mit Blitzesschnelle an uns vorüber und bildeten in der Ferne die wundersamsten Gestalten. Aber im Westen stand die Sonne im reinsten Glanze, und nur selten verhüllte sie ein sich höher wälzender Wolkenballen. Wir wurden vom Sturme hin und her geworfen, wie ein Schiff auf der See, und mußten immer wieder das dergende Obdach der Kapelle suchen. Nach unserem einfachen Mahle gingen wir alle wieder hinaus und sahen die Sonne gleich einer glühenden Kugel hinabrollen hinter das Gebirge. Ueber das Land nach Osten dehnten sich schon längst die Schatten desselben. Alles drängte sich jetzt hinein, ich aber verweilte noch außen und sah im Geiste noch einmal das herrliche Schauspiel, was ich vor vielen Jahren hier oben mit dreien meiner Geführten genossen. Wir sahen die Sonne sich senken und ihren Rand schon den Horizont berühren, als einer von uns sich umwandte und mit Entzücken rief: „o seht doch!“ Im Osten, der Sonne fast gerade gegenüber, tauchte der Mond aus dem Aether, und wie zwei Wagschalen standen die beiden Kugeln einen Augenblick wie im Gleichgewicht, was sich aber bald änderte. Denn nur einige Minuten, und der Mond stand siegend oben, und die Sonne war hinunter. Im Norden standen schwere Wolken, die gleichsam auf den Untergang der Sonne harrten. Denn kaum war sie hinab, so brachen auf allen Seiten die Blitze aus denselben. Herrlicheres dürfte es selten zu schauen geben. Ein Strahl, gleich einem glühenden Strome, schoß herab, und unerwartet schnell begrüßte die irdische Flamme die himmlische. Eine Feuersäule stieg empor und wir weideten uns hier oben an einer Schönheit, die den Bewohnern da unten zum Jammer wurde.

Damals war die Kapelle noch nicht zur gastlichen Herberge eingerichtet und wir mußten zu unserem Nachtlager hinab in die Bauden. Dieß war vor drei-und-zwanzig Jahren, als mein Vaterland noch unter der Zwingherrschaft der Fremden seufzte. Heute war es anders, und doch war von hier oben derselbe ruhige und schöne Anblick, damals wie heute. Hier herauf drang das Toben des Krieges nicht.

Rüstig kam jetzt, als ich im Anschauen verloren dastand, noch ein Haufen Wanderer mit ihren weißen Stöcken in der Hand heraufgestiegen, zwei Mädchen unter ihnen muthig voran. Sie fanden keinen Raum in der Herberge und kletterten, nach kurzem Verweilen, eben so flink hinab, obgleich die Dunkelheit ihren Fittig schon längst ent-

Digitized by Google

faltete. Noch ehe die Sonne am andern Morgen heraufstieg, waren sie schon wieder oben. Meine Landsmännin-nen machten dadurch den Schweizerinnen den Preis streitig.

Der Sturm hatte die Nacht hindurch fortgetobt und begrüßte uns beim Heraustreten ziemlich heftig. Aber je mehr sich der Horizont im Osten erhellte, um so mehr erstarb er, und es herrschte beim Aufgange der Sonne eine völlige Stille. Es war Sonntag, und wohl gegen 4 — 500 Menschen harrten hier oben dieses Schauspiels. Jubelnd ward das große Licht begrüßt. Viele eilten nun sogleich wieder hinab, als wären sie pflichtmäßig genöthigt gewesen, die Sonne nur aufgeben zu sehen; wir genossen der herrlichsten Fernsicht. Unaussprechlich lieblich liegt vor allem das Hirschberger Thal ausgebreitet. Die Fischbacher beiden Berge (Falkensteine genannt) stehen als Ehrensäulen da. Dort wogte diesen Sommer eine stets zu- und abströmende Menschenmenge, weil der geliebte Vater des Vaterlandes mit den Seinigen da weilte. Einen großen Theil von Schlesien, von Böhmen und der Lausnitz umfaßt von hier oben das Auge. Gleich einem ungeheuren Panorama liegt das Land ausgebreitet zu den Füßen. Sucht man bekannte Orte, so blickt man gewöhnlich zu weit, und es scheint am Fuße des Gebirges zu liegen, was doch mehrere Meilen entfernt davon ist.

Unser Herabgehen war weit anmuthiger, als das Hinaufsteigen. Nicht daß es viel weniger mühsam gewesen wäre, denn man empfindet es in den Füßen eben so schmerzhaft; aber der heitere Himmel und die Stille der Luft ließen alles mit weit mehr Ruhe und Genuß betrachten. Wenn man dann ganz müde und matt herabkommt, so ist frische Milch, schwarzes Brod mit kräftiger Butter und Käse in den untern Bauden das köstlichste Labsal, und auf der weitern Reise begrüßt man überall die Koppe, wo man sie zu sehen bekommt, wie einen alten Bekannten.

E.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

6.

Einer schon am Morgen des Tages zuvor besprochenen Parthie nach den benachbarten Trümmern eines alten Bergschlosses beizuwohnen, war die Baronesse durchaus nicht zu bewegen, obschon der ihr als ein besonders erfahrener, einsichtsvoller und sorgsamer Mann bekannte Arzt versicherte, daß unter der Aufsicht der alten wackern Wärterin für ihren Kleinen nicht das Mindeste zu befürchten sey. Unwillig über ihre Weigerung, die er Eigensinn nannte, machte der Baron die Parthie mit der Marquesa und dem Justitiar Doktor Nettling. Da sowach ein Platz leer blieb in dem vierspännigen Wagen, so ward er auf der Marquesa Bitte Luisen eingeräumt.

Der Spanierin Morgenanzug war sehr reizend. Obschon ein heftiges Kopfweh, welches sie, ihrer Klage nach, um den ganzen Nachtschlaf gebracht hatte, sie blässer als gewöhnlich machte und ihr gestern so lustig brennendes Auge mit dem Schleier der Schwermuth umhüllte, meinte doch der Baron, sie nie so einnehmend gesehen zu haben. Dazu lag in ihrem ganzen Wesen diesmal eine Weichheit und Hingebung, gerade darum besonders hinreißend, weil ihr Charakter im Allgemeinen mehr Wildes und Widerstrebendes hatte. Dem Baron, verstimmt durch das, was er den Eigensinn seiner Gemahlin nannte, welcher allerdings beim Abschiede die sonst ihr ganzes Wesen durchströmende Anmuth wirklich abgegangen war, that der an der Marquesa ihm noch völlig neu erscheinende Reiz doppelt wohl. Er würde übrigens die beste Gelegenheit gehabt haben, seiner Nachbarin Alles, was ihm gutdünkte, unbemerkt zu sagen, da der junge Justitiar offenbar immer tiefer mit Auge und Seele in die beredten, durch den feinsten, sorgfältigsten Anzug und alle Künste der Toilette gehobenen Reize Louisens versteckt wurde, diese Schlaue auch seinen Huldigungen ausschließend sich hinzugeben schien. Allein den Baron drückte eben die Qual eines Mangels an Worten. Ohne Zweifel rührete derselbe nicht von der Schüchternheit jugendlicher Liebe her, über die ihn Jahre und Erfahrung hinausgehoben; es war vielmehr das Ergebniß eines mächtigen Kampfes zwischen seinem stets regen Pflichtgefühl, dem Gedanken an das ihm ganz widrig vorgekommene Betragen seiner Gemahlin und der Anmuth der Marquesa. Hätte diese gerade ihren muntern Tag gehabt, so würde sie, unerschöpflich in Reden und Einfällen, die Kosten der Unterhaltung allein bestritten haben; diesmal aber äußerte sich an ihr blos eine Empfänglichkeit für Gefühle, ihrer welchen Stimmung angemessen, keine Mittheilungslust.

So war man am Fuße des alten Bergschlosses angelangt. Als der Baron seine Begleiterin aus dem Wagen hob, fiel ein Tropfen auf sein Gesicht. Als er schnell nach dem ihrigen emporschaute, leuchtete dessen Spur noch auf ihrer Wange; unwillkührlich drückte er sie an sich. „Sehen Sie wohl, daß meine Furcht vor Männern nicht grundlos war?“ sagte die Marquesa oben in dem Gemäuer der Ruinen zu ihrem Begleiter, als sie, durch eine Schießscharte blickend, der Justitiar gewahr wurden, wie er augenscheinlich Louisen etwas höchst Verbindliches sagte. „Ganz sicher geht sie mir bald verloren auf diesem Wege; und ich hätte sie schon nicht mehr, hielte ihr Verstand nicht gleichen Schritt mit ihren Reizen. Das bleibt noch mein einziger Trost. Keineswegs als dächte ich sie durch Zurückhalten bei mir ihrer künftigen Bestimmung treulos zu machen. Doch würde mich's ungemein schmerzen, wenn

Digitized by Google

dieses liebliche Wesen in Hände geriethe, welche ihren Werth nicht zu schätzen wüßten. Was ist der Justitiar, außer seinem empfehlenden Aeußern, für ein Mann?“ Der Baron wußte nur Gutes von ihm zu sagen.

Die Situation war höchst verführerisch, und ein weißes Taubenpaar aus der benachbarten Meierei, welches so eben den Thurm des alten Burggemäuers umflatterte, schien die Versuchung zu verstärken. Das schien jedoch nur also. Der Baron fühlte sich vielmehr bei seinem Anblicke von den bemoosten Steinen, auf denen er neben der Spanierin saß, wie mit Gewalt emporgerissen. Die Heiligkeit einer schönen Erinnerung war es, welche diese Gewalt über ihn übte. Nicht viel anders kam nämlich am Tage nach seiner Vermählung, als er mit seiner Gattin im Garten saß, ein ähnliches Taubenpaar herbeigeflogen. Euer Ebenbild! sagte der danebenstehende Vater der Baronesse, und bat um das Paar, als um ein sichtbares Andenken an das Kind, das seinem Hause entronnen, und an die Liebe, durch welche es ihm geraubt worden war. Vor wenigen Wochen erst war der Baron mit seiner Gemahlin und der Marquesa zum Besuche bei dem Schwiegervater gewesen. Er hatte ihnen das Paar gezeigt, welches seiner besondern Pflege genoß, und dabei geäußert, daß er diese Tauben als die Ebenbilder seiner Lieben betrachte. Der Greis richtete diese Rede besonders an die Marquesa. Waldow erinnerte sich, wie dieser bei dem Blicke des alten Mannes das Blut ins Gesicht getrieben war, und ihr Auge ihn nicht hatte aushalten können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, September.

(Beschluß.)

Umtriebe der Methodisten. Kirchenfreiheit.

Auf unsern Dampfschiffen habe ich oft schöne Mädchen bemerkt, die solche pietistische Bücher ihren Nachbarn während der Ueberfahrt wie zur Unterhaltung zu lesen geben. Abends werden dergleichen auf Eck- und Brunnensteine gelegt, unter die Hausthüren geschoben, an die Thürklingeln gebunden, auch wohl den Vorübergehenden in die Hand gedrückt. Einige Missionarien der Mailänderkirche wagten sich sogar nach Savoyen, in die Gegend des Schlosses Allinges, und streuten da dergleichen Schriften aus. Da wären sie aber bald schimpflich weggekommen, denn die katholischen Geistlichen kamen bald dahinter und setzten die Gensdarmen in Bewegung; glücklicherweise waren die Missionäre schon wieder fort; außerdem hätten sie wohl für einige Monate ein Gefängniß in Chambery bewohnen können. Mailand hat eine große Säuberung in seiner Kirche vorgenommen, denn kürzlich stieß er zweiundsechszig Personen wegen „Ketzerei“ aus seiner Gemeinde. Damit hat es aber folgende Bewandtniß. Auf dem bourg de four in der Stadt hat sich unter Hrn. Empoya eine neue Methodistengemeinde gebildet, die seine Vorträge für klarer und verständlicher hält, als die Mailand. In dessen Versammlung sind nun auch jene zweiundsechszig Personen gegangen, was denn der eifersüchtige Fromuling „Ketzerei“ nennt. Dafür war einige Tage nachher an seiner Kirche angeschlagen:

Le doux Mollan vous avertit,
Bonnes gens qui venez l'entendre,
Que si vous y perdez l'esprit
Il n'a pas de quoi vous le rendre.

Dies sind die einzigen Waffen, die gegen den Gottesmann gebraucht werden; man verunglimpft ihn nicht, man setzt die Regierung nicht gegen ihn auf, was auch ganz zwecklos seyn würde, da diese keine Macht in Religionssachen hat und volle Kirchenfreiheit bei und herrscht. Dadurch werden aber glückliche Verbesserungen im Kirchenwesen und in der Liturgie nicht gehindert. Davon nur Ein Beispiel. Bisher wurde am 31. Dezember, als am Fest unserer Restauration, in allen Kirchen eine Dankpredigt gehalten, und darin besonders das Glück ausgesprochen, daß Genf nicht mehr unter französischer Herrschaft stehe. Dies wäre nun Alles recht gut; bei Genfs Restauration sind aber einige französische Dörfer zur Abrundung des Kantons herübergekommen; für deren Einwohner war es doch hart, so über ihr ehemaliges Vaterland sprechen zu hören, desgleichen für die umliegenden Franzosen, die oft nach Genf in die Kirche kommen. Es wurde daher beschlossen, künftig alles Kränkende aus diesem Gottesdienst wegzulassen und diesem Fest eine würdigere Gestalt zu geben. Damit wurde nun in zwei Kirchen begonnen, und der neue Gottesdienst war wirklich würdig und ergreifend; die Predigt enthielt, was sie enthalten muß: das Glück unserer Restauration wurde darin anerkannt und gepriesen, aber ohne weitere Andeutung; darauf folgten passende Hymnen, welche die Liebhaber der Musikgesellschaft vortrugen; diese Gesänge waren vom Musikdirektor Fränzl aus München komponirt, der den Winter bei uns zugebracht hatte, und er leitete auch das Orchester; Alles hatte einen edlen, erhebenden Charakter.

Unsere Methodisten verstummten nicht, über diese Neuerung als über ein Werk des Satans zu schreien und wieder eine Menge Schriften darüber auszustreuen. Dies hat aber nichts zu bedeuten; man weiß, wo der Wind herkommt und warum diese Leute so toben. So bilden sich auch oft neue Sekten neben den Mailändern, ohne daß Jemand Notiz davon nimmt, so sehr sie sich auch um das Märtyrerthum bemühen und allgemeine Aufmerksamkeit erregen möchten. Alle Mittel sind ihnen dazu recht; davon nur Ein Beispiel. Seit einiger Zeit hatte man bemerkt, daß des Nachts mehrere Männer und Frauen auf dem Gottesacker zwischen den Gräbern dia, und hergingen, und sich bisweilen nach unten und nach oben bewegten. Die Polizei ward aufmerksam auf das sonderbare Wesen und stellte einen Gensdarmen zum Beobachten aus, denn sie dachte, es seyen vielleicht Leute, welche die Leichen ausgraben, oder so etwas. Schon in der nächsten Nacht kamen sie wieder; da aber die versteckte Wache nichts Unrechtes sah, so ließ sie sie gewähren und erst, als sie wieder fortgehen wollten, trat sie vor und bat die Gesellschaft, ihm zum Polizeilieutenant zu folgen. Darüber waren Alle sehr erstaunt, denn sie posirten sehen, betrübt zu werden. Auf Befragen der Polizeibehörde erwiederten sie: „Wir gehen auf den Kirchhof, um uns mit den theuren Seelen unserer verstorbenen Freunde und Angehörigen in Berührung und Rapport zu setzen; Gott gibt uns dies ein, wenn es gleich die irdische Dürftigkeit verbietet.“ — „O nein,“ erwiederte der Polizeilieutenant, „die Dürftigkeit hat dagegen gar nichts; ich will Ihnen sogar einen Schutzbrief zum Kirchhof geben, damit Sie bequemer hinein können, als durch die Nachtwasgärten.“ Seit dieser Zeit ist Niemand mehr auf dem Gottesacker erschienen, und die „theuren Seelen“ sind in Ruhe geblieben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 80.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 241.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 8. Oktober 1830.

— Fluch der glatten Weiberzunge,
Die schlimme Worte säet zur schlimmern Frucht.

Werner.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

Auch jetzt entging der Marquesa die Ursache des plötzlichen Aufstehens ihres Gesellschafters keineswegs, und wie die Sonne zuweilen auf einmal hinter Wolken verschwindet, so verschleierte im Augenblicke eine tiefe Schwermuth wieder ihr Antlitz.

Das andere Paar trat heran. Der Justitiar berichtete, daß der Kastellan aus dem benachbarten Schlosse angekommen sey, um ihrem Wunsche gemäß das Innere einiger erhaltenen Gemächer in den alten Ruinen vorzuzeigen. Es war, wie sich nachher fand, des Beschauens wenig werth gewesen. Das Geräth, welches noch aus der Zeit des Bestehens der Burg herrühren sollte, war augenscheinlich ein Gemisch aus verschiedenen Jahrhunderten. Durch den Beweis, welchen Doktor Nettling dafür führte, suchte er seine Kenntniß des Alterthums, und besonders der Gebräuche des Mittelalters, der Marquesa ins Licht zu setzen. Nebenher bemühte er sich überhaupt, ihr von der besten Seite zu erscheinen. Allein die Marquesa hatte in ihrer jetzigen Stimmung eben so wenig Sinn für seine gelehrten Demonstrationen, als für die dicken Weihrauchwolken, welche er ihr ins Gesicht blies. Luise schien seiner bereits gewiß zu seyn. Wenigstens verfügte sie schon so bestimmt über ihn, als ob ihre Pantoffelherrschaft durch das Recht der Verjährung sanktionirt wäre. Wahrhaften Verdruß schien ihr der Bote zu verursachen, welcher gegen Mittag an den Baron die Nachricht von der zunehmenden Krankheit seines Kindes brachte. Sie traf ihn sichtbar gleich einem Blitzstrahle. Auf der Stelle wollte er allein zurück und dem Justitiar die Führung der Marquesa überlassen. Allein diese bestand darauf, an der Rückreise Theil zu nehmen, und so hatte Luise die Unlust, den von dem Dufte des bestellten Mahles erfüllten Gasthof hungrig verlassen zu müssen.

7.

Es dauerte ziemlich lange, ehe Luise sich im Wagen von ihrem Unmuth etwas erholte. Ueberhaupt herrschte ein sehr unbehagliches Schweigen, welches der Justitiar durch die Fortsetzung seiner antiquarischen Bemerkungen über das auf der Burg gefundene Geräth zwar endlich aufhob, aber schwerlich damit Jemand, außer sich selbst, zufriedenstellte. Von diesen Geräthschaften und den darunter mit begriffenen Waffen, gerieth er auf die ähnlichen Täuschungen, welche der Welt jeden Tag durch die Schaubühne wiederführen, wo ein in die Eigenheiten der Gebräuche verschiedener Zeiten eingeweihtes Auge das seltsamste Durcheinanderwerfen der Sitten und Anzüge zu dulden habe.

Luise, durch die Auszeichnung, welche der Justitiar ihr erwies, sich aus dem untergeordneten Zustande emporgehoben fühlend und zugleich bemerkend, daß die Auseinandersetzungen ihres Verehrers den Zuhörern fast noch unerträglicher vorkamen, als das Schweigen, welches sie ver-

Digitized by Google

drängt hatten, fiel ihm endlich mitten in eine erst halbvollendete Tirade und sprach: „Das ist nun leider einmal so, und man könnte sichs vielleicht gefallen lassen, wenn das Leben überhaupt weniger Täuschungen hätte. Ich will nur den heutigen Tag anführen. Hatten doch der Herr Baron und meine verehrte Gebieterin schon die Darstellung vom Genusse seines Restes völlig ausgebildet uns vorgelegt. Bis zu dem zu verwandtenden köstlichen Sonnenuntergange standen die Umrisse unseres Treibens vor uns. Allein schon den ersten Anfang der vorgezeichneten Zukunft, das fröhliche Mittagessen, muß uns der Bote vom Hause zu von Grund aus zerstören, daß alles Uebrige mit untergeht. Und ich wette darauf, es empfängt uns zu Hause wieder eine Täuschung, wenn schon eine viel erwünschtere, doch immer eine Täuschung." — „Und welche?" fragte Waldow, ziemlich finster. „Hoffentlich, Herr Baron, werden Sie Ihr Söhnchen in einem Zustande finden, der Sie all Ihrer jetzigen Sorgen und Kümmernisse entbindet." — „Wollte Gott!" rief er aus. „Eben darum," fuhr Luise fort, „nannte ich auch diese Täuschung eine erwünschte. Gleichwohl wird auch ihr, Trotz der Freude, welche Ihnen durch sie bereitet würde, der Nachklang des Verdrusses schwerlich fehlen. Ohne Zweifel werden Sie sich bald darauf immer mehr ärgern, daß Sie, ohne alle Ursache, um einen recht erfreulichen Nachmittag und Abend gebracht worden." Waldow warf einen Blick des Mißtrauens auf Luise. Schon seit ihrer Ankunft mit der Marquesa hatte zwischen Luisen und der Baronesse eine ziemlich erkennbare Antipathie stattgefunden. Dieser schrieb er denn auch jetzt die Bemerkung der Kammerfrau zu. Letztere sprach weiter: „Allerdings ist es der liebenden Mutter sehr zu verzeihen, wenn sie für das Leben ihres erkrankten Kindes zittert, auch nach der Erklärung des Arztes, daß es unnöthig sey. Ich führte die Sache nur an als eine der im Leben so oft vorkommenden Täuschungen. Schwebte mir doch dabei ein selbsterlebtes, ganz ähnliches Ereigniß vor Augen, wo immer eine Täuschung auf die andere folgte. Es war eine Parthie, von der unsere heutige als die bloße Nachahmung erschient. Ein sehr achtungswerther Mann hatte ebenfalls seine Gemahlin, des Kindes Krankheit halber, zu Hause lassen müssen. Bei der Parthie befand sich eine Dame, die vielleicht an Schönheit mit Niemand als meiner theuren Gebieterin zu vergleichen war. Die Mutter zu Hause bekommt daher Anwandlungen von Eifersucht. In dieser nun läßt sie dem abwesenden Gemahl das Zunehmen der Krankheit des Kindes eiligst vorspiegeln. Er kehrt zurück. Auch ihn hat bei der Abreise der Arzt versichert, daß durchaus nichts zu befürchten sey. Als er heimkehrt, entschuldigt sich dieser wegen der ihm widerfahrenen Störung, da er ihn nimmermehr würde haben zurückholen lassen. Gewiß wäre jenem braven Manne das Ertragen einer übertriebenen Mutterſorge leicht geworden, allein es fand sich eben, daß es nicht einmal diese, sondern in der That bloße Eifersuchtslaune gewesen war. Und späterhin kam die noch weit betrübtere Täuschung an den Tag, daß das Kind, dessen vorgespiegelte Lebensgefahr ihn heimgerufen, nicht das seinige, sondern ein nur unterg eschobenes war." Waldow befand sich in einem so dumpfen Zustande, daß er das Letzte kaum halb vernahm und erst durch die, mit einer Miene ausgedrückte Mißbilligung der Rede von Seiten der Marquesa, auf welche jetzt sein Blick fiel, wieder aufmerksamer wurde. Da ergriff die Marquesa das Wort und sprach: „Das Kapitel der Täuschungen ist eins der trostlosesten in dem unerklärbaren Buche des Lebens. Ueberschlagen wir es jetzt. Ist doch das ganze Leben selbst die grausamste Täuschung, da es jedem die Hoffnung auf Glück in einem zahllosen Wechsel reizender Gestalten vorhält, einzig, um zuletzt dem Sterbenden hohnlachend ins Ohr zu rufen: Ich äffte dich nur mit Lügenbildern, denn es gibt kein Glück!"

Wirklich hatte der Baron bei der Heimkehr die große Freude, seinen Isidor beinahe hergestellt zu finden. Aber freilich wurde diese Freude nur allzubald von der Empfindlichkeit darüber verdrängt, daß er ohne alle w ahre Ursache zurückgehalt worden. Auch ließ der Arzt ohngefähr dasselbe Wort fallen, welches der Arzt in Luisens Beispiele geäußert hatte. Des Barons Unmuth hierüber äußerte sich laut gegen seine Gemahlin. Diese aber, in einem an ihr ganz ungewohnten, hochaufgeregten Zustande, stieß die Frage aus: „Beinahe schelnt es, daß es Ihnen mehr Beruhigung gewährt haben würde, hätten Sie Ihr Kind mit dem Tode ringend wiedergefunden, als so."

Auf das Tiefste fühlte sich der Baron von dieser Rede aus einem Munde verletzt, dem gewöhnlich nichts als Sanftmuth zu Gebote stand. Von der Marquesa aber, die vermittelnd eintreten wollte, wendete sich die Baronesse fast unartig ab, auf das Bette ihres Kindes sich niederwerfend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

Dritter Artikel.

Wir haben im zweiten Artikel die eigentlichen oder sogenannten sekundären Flötzformationen, die dazwischen sich erhebenden Bergsysteme und die organischen Schöpfungen betrachtet, die jedesmal im Zwischenraume der Ruhe auftraten. Blos noch die Pflanzen- und Thierwelt der letzten eigentlichen Flötzformation, der des grünen Sandsteins und der Kreide, haben wir zu erwähnen.

Nach allen Anzeichen ist das nun schon zum Theil gebirgige Land, das nach Bildung des Erzgebirges, der Cote d'Or, kurz aller bei der Formation der Kreide er-

Digitized by Google

wähnten Berge aus dem Meer emporragte, von der ersten Verrückung des Jurakalksteins an nicht wieder vom Meer bedeckt worden. Der Leguan der Vorwelt (Iguanadon) das Paläotherium, das Mastodon und der Mensch sind nach einander auf diesem Boden aufgetreten, der nun nur noch durch heftige, aber vorübergehende Wasserströme durchwühlt wurde.

Ganz unzweifelhaft war während des Niederschlags des grünen Sandsteins und der Kreide das zum Theil gebirgige Land mit einer schon sehr mannigfaltigen Vegetation bedeckt; aber hier ist eine große Lücke in den Beobachtungen; in der Kreide hat man bis jetzt nur wenige Abdrücke von Seegewächsen gefunden. Leider sind wir, was die eigentlichen Landthiere betrifft, nicht viel weiter; aber Amphibien finden sich genug in dieser Periode: mehrere Krokodilarten von verschiedener Größe, wieder die oben beschriebenen Fisch- und Schlangeneidechsen, die fünfundvierzig Fuß lange sogenannte Rieseneidechse, das Iguanadon, das nach einem auf der Insel Wight gefundenen Fußknochen, doppelt so groß seyn mußte als der Elephant, endlich der Mosasaurus, der unter dem Namen des großen Thiers von Mästricht bekannt ist; auch dieß war eine, vierundzwanzig Fuß lange Eidechsenart. Ferner kennt man aus diesem Zeitraum verschiedene Fische, und der mit den unsrigen verwandten, obgleich nicht ganz mit ihnen übereinstimmenden Schaalthiere ist eine unendliche Menge. Ueberhaupt wirkten allem nach die organischen Kräfte während der Kreideperiode außerordentlich kräftig, und wir können hier, was wir schon mehrmals behauptet haben, noch bestimmter wiederholen, nämlich, daß zu einer Zeit, wo Land und Meer eine so unendliche Menge mit den jetzt lebenden so verwandter Geschöpfe zeugten, die damalige unorganische Natur von dem jetzigen Zustand der Dinge unmöglich so sehr abweichen konnte, daß die Flöhe, die sich damals niederschlugen, nicht durchgängig gerade so wagerecht geworden seyn sollten, wie sie jetzt werden, und der Satz, daß gewisse Schichten erst durch eine äußere Kraft schief oder senkrecht gestellt worden sind, ist desto einleuchtender, je mehr sich diese Schichten in Zeiträumen der Ruhe gebildet haben, die von dem jetzigen Zustand der Dinge weder der Zeit nach sehr entfernt, noch von ihm sehr abweichend sind; und es kommt dieß der Wissenschaft desto mehr zu gut, da die letzten Verrückungen der Erdrinde, wie wir sehen werden, die gewaltsamsten gewesen zu seyn scheinen.

* * *

Wir sind nun in Verfolgung der Erdschichten von unten nach oben an das Ende der eigentlichen regelmäßigen Flöhe, und an einen der auffallendsten Abschnittspunkte in der Reihe der Flötzgebilde überhaupt gekommen, nämlich an den Punkt, wo die Kreide von den sogenannten tertiären Gebilden auffallend geschieden ist. Letztere Gebilde nannte man so, weil sie den Beobachtern im Verhältniß zu den unter ihnen gelagerten sogenannten secundären Bildungen (den bisher betrachteten) auffallend neuern Ursprungs erschienen; die Schichten dieser Gebilde finden sich fast überall auf der Erde und bestehen aus Thon, Kalk, Gips, Sand. Wir haben im Bisherigen zwischen den einzelnen Flötzformationen Bergsysteme sich erheben sehen; darunter waren aber weder Alpen, noch Pyrenäen, noch Cordilleren. Sollten diese mächtigsten Gebirge der Erde gar neuern Ursprungs seyn, als jene, die wir bereits haben auftreten lassen? Wir wollen sehen, ob sich dies plausibel machen läßt.

Pyrenäen und Apenninen. — „Es gibt keine Pyrenäen mehr," konnte der Politiker blos bildlich sagen; der Geologe aber führt uns leicht in eine Zeit zurück, wo es noch keine gab, wo die Kalkschichten, aus denen diese Berge zum Theil bestehen, noch ruhig in der Tiefe des Meeres lagen, aus dem sie sich niedergeschlagen hatten.

Das Erscheinen der Felsenmauer zwischen Frankreich und Spanien entspricht der eben berührten Lücke zwischen Kreide und tertiären Gebilden, und der Mangel an Continuität zwischen beiden ist wohl nirgends auffallender, als eben am Fuße der Pyrenäen. Nach vielfältiger Beobachtungen breiten sich die tertiären Gebilde wagerecht bis an den Fuß dieser Berge aus, ohne in ihre Masse einzugehen, während sich die verrückten Schichten der Kreide bis zu ihrem Kamme erheben; denn der Kreideperiode gehören die Seemuschelbänke in der Rolandsbreche und an den Marborethürmen und jene Madreporen an, deren feines Netzwerk noch an den Kalkwänden sichtbar ist, weshalb Ramond sagte: man sehe Neptuns Manchetten an den Felsen des Montperdu hängen. Es folgt daraus, daß die Pyrenäen ihre jetzige Gestalt zwischen der Periode, in welcher grüner Sandstein und Kreide sich ablagerten, und derjenigen erhalten haben, in welcher die tertiären Schichten sich niederschlugen. — Ganz dieselben Verhältnisse zeigen sich bei der Hauptkette der Apenninen zwischen Modena und Florenz, bei Bari und Tarent u. s. w., und vorzüglich ist darauf aufmerksam zu machen, daß der Hauptgebirgszug der Apenninen in gleicher Richtung mit den Pyrenäen streicht. Wir erinnern hiebei an das im ersten Artikel Gesagte, nämlich: daß unser Beobachter die Richtung, in der ein Gebirge streicht, mit seiner Bildung in nächsten Zusammenhang bringt, und bemerken für die Zukunft, daß er zwei in derselben Richtung laufende Gebirge so lange als zugleich durch dieselbe Aeußerung der Naturkraft gebildet betrachtet, als dieß nicht durch unmittelbare Beobachtung widerlegt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

Die Mondfinsterniß.

Am Abend des 2. Septembers waren die Straßen, Plätze und Baumgänge von Paris ungewöhnlich belebt. Der heitere Abend hatte die gestirnten Einwohner und Fremden zum Lustwandeln eingeladen, die armen Arbeiter dagegen hatten sich vor Hunger auf den Weg gemacht, und da sie durch das Laufen nur noch größeren Appetit bekamen, so fiel ihnen ein, sich an den Maschinen zu rächen, als ob diese Anstrengung ihren Hunger nicht noch vermehrt haben würde. Während die Spaziergänger ausruhen und beimgehen wollten, rückten zahlreiche Patrouillen der Bürgerwache derher, um die Maschinen und die öffentliche Ruhe zu beschützen.' Da lief plötzlich das Gerücht um, an demselben Abend werde man eine Mondfinsterniß sehen, und mit einemmale dachten die Spaziergänger nicht ans Gehen, die Hungrigen nicht ans Essen, die überzähligen Wachen nicht ans Schlafen, sondern Alle zielten mit ihren Gedanken nach der Mondfinsterniß. Es war bald neun Uhr und die Dunkelheit wollte noch nicht erscheinen. Das Publikum war ungeduldig; es hätte gerne getlatscht und gestampft, damit die Natur den Vorhang aufziehe und den Mond bedecke; da aber das Schauspiel unentgeltlich war, so mußte man schon abwarten, bis die Harmonie der Sphären die Güte hatte, zur Dunerkürze zu schreiten. Während ich so unter den Gruppen stehe, kommt ein alter Mann und sagt zu einem junoen: „Bah! laß gut seyn! was die Sachen betrifft, die auf Erden vorgehen, so mögen eure Gelehrten wissen, was geschehen ist, und vielleicht, was geschehen wird; aber was diesen Himmel da betrifft — bah! laß gut seyn!“ Und der junge Mann citirte vergeblich den jonischen Philosophen und den polnischen Astronomen und seinen eigenen Schulmeister; der Andere wiederholte: „Bah! laß gut seyn!“ Da hatte aber plötzlich der Vollmond auf der Nordostseite ein Stückchen verloren und der Mann machte große Augen; noch ein Stückchen, und er sperrte den Mund auf; ein großes Stück, und der junge Mann sagte: „Siehst Du?“ — „Ja,“ versetzte der Andere, „aber es ist kein Wunder, die Sache ist öfter geschehen, alle so und so viele Jahre, Monate, Minuten, und das haben sich eure Propheten gemerkt.“ Und er wollte immer noch Recht gegen den jungen Mann behalten. Bei einem Arbeiterschwarm, welcher einherzog, siegte der Hunger über die Neugierde und die leeren Magen schrieen nach Lebensstoffen. Die Bürgerwache stellte sich in Schlachtordnung und hätte, wenn sie handgreiflich verfahren wäre, die leeren Maaen mit Kugeln gefüllt. Ein Theil der Zuschauer lief davon, aber ein Gelehrter wich nicht vom Platze und citirte eine Parallelstelle aus Herodot. In diesem Schriftsteller steht: „als zwei Völker in Kleinasien kämpfen wollten, legte sich eine Entyofie ins Mittel,“ und der Gelehrte hatte richtig citirt, der Himmel wurde immer dunkler, und die Neugierde oder Furcht siegte über den Hunger. „Wie geht das zu,“ fragte ein Arbeiter seinen Nachbar, „daß der Vollmond mir nichts dir nichts zum Halbmond wird?“ Der Nachbar lachte und sprach: „Gott weiß.“ — „Ich will euch Alles erklären,“ deroonte ein systematischer Arbeiter: „die Sonne tritt in die Mitte zwischen Erde und Mond, und da muß doch wohl der Mond verschwinden.“ Die Arbeiter sahen den Systematicus verwundert an und drängten sich um ihn, um sich von einem so gelehrten Mitbruder alle Einzelnheiten erklären zu lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Zürich, Oktober.

Die neue Synodalordnung.

Die zu Ende Septembers versammelte Geistlichkeit des Kantons Zürich, oder die sogenannte Synodalversammlung hat sich, in Folge einer vorigen Jahr dazu ertheilenen Anregung, mit der neuen Synodalordnung, das will sagen, mit einer zeitgemäß veränderten Organisation ihrer Verhältnisse und ihrer Stellung zu dem engeren Kollegium des Kirchenrathes beschäftigt, und wenn das Ergebniß der diesmaligen Sitzung zunächst nur ein negatives, nämlich die Beseitigung des völlig unbefriedigent gefundenen Entwurfs der neuen Synodalordnung gewesen ist, so ward dagegen durch Beanstragung eines, aus dem Schooß der Synode selbst hervorgegangenen Comités für eine befriedigendere Ausarbeitung, dieses Restaurationswerk wachtig gefördert. Es hat dazu eine wenige Tage vor der Versammlung von dem berühmten Philologen, Professer Joh. Caspar Orelli, der nicht Gelehrter nur, sondern auch ein so freisinniger als tüchtiger Geschäftsmann ist, aufgegebene Flugschrift wesentlich beigetragen. Sie führt den Titel: „Freimüthige Ansichten über den Entwurf einer neuen Synodalordnung; der öffentlichen Meinung vorgelegt.“ Wie eindringend in den Geist des Protestantismus und wie besonnen und gründlich die Kritik Orellis zu Werke geht, mag das darthun, was er über die Worte des Entwurfes sagt, durch welche, bei Auflösung der Verrichtungen der Synode, zu diesen gezählt wird: „brüderlicher Austausch der Gedanken über kirchliche Lehrfäße.“ — „Es soll demnach,“ so drückt sich Orelli aus, „der Austausch vor Allem brüderlich seyn; allein, da alle Lehrsätze doch stets wissenschaftlicher Natur sind, das ist, von der Wissenschaft aufgestellt, durch strenge Beweise begründet werden müssen, so reicht dazu einz blos gemüthliche Stimmung, die der Brüderlichkeit, nicht hin. Die Wissenschaft muß auftreten, aufstellen, bekämpfen, vertheidigen; ohne sie wird der brüderliche Austausch wahrhaftig zu langweiligem Geschwätze. . . Ferner sollen Lehrsätze erörtert werden. Hat der Kirchenrath reiflich bedacht, was dies sagen wolle, was dies mit sich bringe? Unter Lehrsätzen kann er wohl schwerlich etwas anders, als was man in der wissenschaftlichen Sprache Dogmen heißt, verstanden haben. Die Dogmen aber sind die Criterien der einzelnen Kirchen. Allerdings hätte auch die Zürcherische Kirche, wenn sie jetzt wieder weltthorisch auftreten wollte und könnte, wie im Jahr 1519. das Recht, eigene Dogmen aufzustellen und anzunehmen; allein nach dem bei uns anerkannten Prinzip protestantischer Freiheit müßte man dabei so verfahren: die Wissenschaft und deren Stellvertreten müßten ihre Ansichten als Thesen aufstellen; die gesammte Geistlichkeit oder die Mehrzahl in der Synode, die dadurch zum Nationalkonzilium würde, aus freier Ueberzeugung sie annehmen und nachher in ihren Vorträgen als Volk lehren; die Laien wiederum aus innerer Ueberzeugung von der Wahrheit derselben sich zum Glauben daran verstehen, jedoch so, daß es jedem Geistlichen und Nichtgeistlichen unbenommen bliebe, dagegen zu sprechen, zu schreiben, sich von der Mehrheit abzusondern und seiner Ueberzeugung zu folgen. Dieß fand vor drei Jahrhunderten thatsächlich bei uns statt. Als darf bedauerten, daß von 1519 bis 1531 noch größere Unbefangenheit, Freimüthigkeit, Preßfreiheit bei uns herrschte, als jetzt, wenigstens eben so viele.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 242.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Oktober 1830.

— Schau' im letzten Strahl
Der untergeh'nden Sonne ihre Pracht,
Vernimm den Feidenden, der sie umschwebt
Mit gold'nem Grissel.

Herder.

Der Westen.

Nach Alphonse de Lamartine, von Gustav Schwab.

Friedsam wurde das Meer, (so sezt sich in schäumender Urne
Alsbald, wenn sich der Heerd bleichte, der siedende Qualm)
Und von dem Rande gemach die noch rauchende Woge zurück ziehnd,
Legt' ins geräumige Bett sich, wie zu schlummern, die Fluth.

Aber des Tages Gestirn, von Wolke gesunken in Wolke,
Hielt ob der Welle den Kreis düster und strahlenentblößt,
Tauchte dann in die Fluth zur Hälfte sein blutiges Bildniß,
Wie ein entzündetes Schiff am Horizonte sich neigt.

Blaß jezt wurde der Himmel zur Hälft', und der Wind in den Segeln
Regungslos, lautlos starb; es durchflogen die Luft
Schatten in eilendem Lauf, und unter der graulichen Färbung
Schwand bald Himmel und Meer, Alles zusammen verwischt.

Und in der Seele mir auch allmählig verbleichten und sanken
Alle die Stimmen der Welt mit dem versinkenden Tag;
Etwas in der Natur und etwas mir in der Brust auch
Weinet' und betet' und litt, segnet' im Wechselgefühl.

Gegen den Westen allein ließ immer ein schimmerndes Thor noch
Fluthen und wogen das Licht herrlich in wallendem Gold;
Reich mit Purpur gesäumt glich mächtigem Zelte die Wolke,
Welches den riesigen Heerd, ohne zu löschen, verhüllt.

Alles, die Schatten, die Winde, die Fluth aus dem rauschenden Abgrund
Schien nach dem Flammengewölb' eilend hinüberzuziehn,
Gleich als hätte die Welt, und was ihr Leben beseelet,
Jezt, wo das Licht hinsiehbt, Furcht vor dem Tode gefaßt.

Dorthin wallte der Staub von der Erde, dem Abend entstiegen,
Dorthin weißlich gelockt wogte der Schaum auf dem Meer;
Und sie verfolgte mein Blick, lang, traurig, gezwungen und irrend;
Thränen, doch mißmuthlos, rollten mir in das Gesicht.

Alles verschwand, und niedergedrückt blieb leer mir die Seele,
Leer, dem Gesichtskreis gleich, welcher sich deckte mit Nacht;
Endlich erhob sich in mir einsam nur ein eing'ger Gedanke,
Wie in der Wüste voll Sand die Pyramidengestalt.

Licht, wo gehest du hin? du flammenerschöpfete Kugel,
Nordwind, Wolken und Fluth', sagt mir, wo rinnet ihr hin?
Staub, und Schaum, und du Nacht, und Augen auch ihr und du Seele,
Wenn ihr es wisset, o sprecht, sprecht, wohin gehn wir zumal?

Digitized by Google

Göttliches All, zu dir! deß blassender Funke die Sonn' ist;
Ziel du der Nacht und des Tags, Ziel auch des Geistes bist du;
Himmlische Fluth und Ebbe des ganzen allweltlichen Lebens,
Meer du des Wesens, in dem Alles zusammen versinkt!

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

„War das meine Gemahlin?“ summte kopfschüttelnd der Baron, welcher der Marquesa nach ihren Zimmern gefolgt war. Luisen, die dort ihre Gebieterin erwartete, entging dieser dumpfe Ausbruch seiner Unzufriedenheit nicht. „Wie fanden Sie Ihr Söhnchen, Herr Baron?“ fragte sie rasch. Starr blickte er auf das Gesicht, hinter dessen erheuchelter Theilnahme die Verschlagenheit sich nicht ganz zu verbergen wußte. „Luise,“ sprach er, „die Marquesa rühmt Ihre Geistesgaben, dießmal übersteigen sie meine Fassungskraft beinahe. So dunkel ich mich auch auf das Beispiel einer Täuschung besinne, das Sie bei unserer Rückkehr uns vorlegten, so klar hat sich solches mir als ächte Prophezeihung bewährt. Unser Arzt sagte mir im Wesentlichen ganz dasselbe, was der in Ihrer Geschichte dem heimkehrenden Vater über sein ziemlich hergestelltes Kind mittheilte.“ — „So darf ich ja wohl Glück wünschen?“ versetzte Luise. „Wenn nicht alles Glück nur Täuschung wäre!“ rief er, die Hand der Marquesa mit Feuer an seine Brust ziehend. „Ja, Freundin! ich trete Ihnen vollkommen bei: es gibt kein wahrhaftes Glück im Leben.“ — „Doch, Herr Baron,“ sprach Luise mit dem freundlichsten, einschmeichelndsten Tone; „und zwar glänzt es am schönsten nach überstandenem Schmerze. Sie erblickten eine Prophetengabe in meinen Worten. Ich hoffe mich an Ihnen als Prophetin von einer Seite zu erweisen, von der Sie solches gewiß nie erwarteten.“ — „Luise!“ raunte die Marquesa der Sprechenden in warnendem Tone ins Ohr, noch ein Paar ganz leise Laute hinzufügend. Waldow blickte beide befremdet an. Allein der Marquesa gelang es doch, ihn durch eine wahrhafte Theilnahme an seinem verstimmten Innern in bessere Gemüthsverfassung zu setzen.

8.

Die folgenden Tage bereiteten großes Mißbehagen für das ganze Haus. Es gab darin zwei Partheyen, von denen jede Recht zu haben glaubte. Auf der einen Seite stand Waldow nebst den Fremden und dem Justitiar, auf der andern die Baronesse ganz allein, aber mächtig unterstützt von dem allgemeinen Antheile der Offizianten und aller Untergeordneten überhaupt.

Obschon der kleine Isidor völlig hergestellt war, wich die Baronesse doch nicht mehr von ihm. Sie schien nichts als das Uebelwollen der fremden Mitbewohner des Schlosses zu fürchten und den Kleinen, ihrer Ansicht nach, sogar vor den Blicken dieser ihm übelwollenden Personen nicht genug verwahren zu können. Dem Arzte, der vor so kurzer Zeit noch Zeuge von der in diesem Grade höchst seltenen häuslichen Harmonie gewesen war, ging die plötzliche totale Veränderung an das Herz. Wie er die Eilbotschaft gemißbilligt, durch welche die Baronesse ihren Gemahl von der alten Burg hatte zurückholen lassen, so billigte er noch viel weniger die Wirkung dieser zu ängstlichen Maßregel auf die Ruhe des ganzen Hauses. Wenn, meinte er, der Baron auch etwas unwillig über die Störung hätte seyn können, so mußte er, seines Erachtens, davon doch nicht Gelegenheit zu einer so trostlosen Umgestaltung der Dinge nehmen. Er hielt sich daher auch für verpflichtet, ihm Vorstellungen deshalb zu machen, und besonders seine Aufmerksamkeit auf das tiefe Gefühl seiner Gemahlin und die möglichen nachtheiligen Folgen für ihr Leben hinzuleiten. Ergriffen von dem so geschickten als innigen Vortrage des Mannes, legte Waldow ihm Alles dar, wie es wirklich sich verhielt, und bat ihn nur, seiner Gemahlin gleiche Vorstellungen zu thun. Dieß geschah; allein wider alles Verhoffen zeigte sie sich so hartnäckig und unwillig gegen den Baron, daß dadurch die Sache eher noch schlimmer wurde. Nach einer, Nachmittags im Garten, wo die Marquesa mit der Baronesse zusammengetroffen war, von dieser der ersteren angethanen offenbaren Beleidigung, nahm der Baron den Arm der Spanierin unter den seinigen und eilte mit ihr hinweg.

Von der Sonne beleuchtet, lag vor ihnen der Pfad, welcher sich zwischen bejahrten Buchen und Birkengebüsch den Berg hinanschlängelt, denselben Berg, auf dessen Gipfel die Harmonie im gutsherrlichen Hause den ersten bemerkbaren Stoß erhalten hatte. Recht empfindlich wurden sie eben durch die Laute daran erinnert, welche Luise der Marquesa eiligen Schrittes nachbrachte. Schnell griff die Beleidigte nach dem Instrumente; sie fuhr so hastig und stark in die Saiten, als gedächte sie den innern Sturm mit Tönen von außen zu übertäuben. Aber derselbe Zorn, der ihr durch die Seele rauchte, bewegte auch die Saiten. Immer mehr schien er sich an den Phantasien zu entzünden, worin sie ausbrach, und kaum merkte sie das, so schleuderte sie auch die Laute von sich. „Das Liebestlied von damals!“ bat innigst der Baron, ihr das Instrument überreichend. Halb gedankenlos nahm es die Marquesa wieder. Gerade ihr Zorn schien seiner Bitte günstig. Schon zitterten unter ihrer schönen Hand die ersten, leisen Töne des allmählig in eine gewaltige Wildheit ausbrechenden Liedes. Da streifte Luise an ihre Gebieterin an. Diese gewahrte kaum die offenbare Warnung, welche der Kammerfrau Miene ausdrückte, als sie auch sogleich die Laute zurückgab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Fortsetzung.)

Ganz dieselben Charaktere in Richtung und Bildung, wie Pyrenäen und Apenninen, zeigen die julischen Alpen, zwischen Venedig und Ungarn, ein Theil der kroatischen, dalmatischen, bosnischen, ja griechischen Gebirge; ferner ein Theil der Karpathen zwischen Ungarn und Gallizien; endlich verschiedene Höhenzüge in Norddeutschland, namentlich der nördliche Abhang des Harz, über dem der Brocken thront.

Sehen wir nun, ob sich die Richtung dieser europäischen Gebirge gleichen Alters nicht über Europa hinaus verfolgen läßt. Leider führt uns diese Richtung über die Meere häufig in Länder, über deren physischen Verhältnisse wir noch so wenig wissen, daß die Vermuthungen, die wir aus dem Streichen der Gebirge ziehen, der geologischen Kontrolle so ziemlich entbehren. — Die kleinen Bergketten, welche die neunten Karten im Norden der großen Wüste Sahara, südlich von Tripolis und dem Atlas, angeben, ferner die Nordküste von Afrika, zwischen der großen und kleinen Syrte, streichen genau parallel mit den Pyrenäen. Dasselbe gilt von der Kette des Berges Carmel in Syrien und mehreren Ketten im östlichen Egypten, die sich am rothen Meer endigen. Vorzüglich bemerkenswerth ist, daß das große Thal von Mesopotamien, der persische Meerbusen und die Ketten, die sich sogleich im Nordwest dieses großen Thals erheben und sich an den Kaukasus anschließen, ganz die Richtung der Pyrenäen haben; ferner, daß dasselbe von vielen Flüssen gilt, die im Kaukasus entspringen, und von manchen seiner Aeste, namentlich demjenigen, der nordöstlich von Mingrelien am schwarzen Meere hinläuft.

Hieße es nicht vielleicht zu weit gegangen, wollte man diese Vergleichung bis nach Indien fortsetzen, so könnte man bemerken, daß das Gebirge Gates auf der Küste von Malabar sichtbar in derselben Richtung läuft. Ein Blick auf eine Weltkugel endlich überzeugt einen, daß die Kette der Alleghanis in Nordamerika mit der Verlängerung der Pyrenäenkette parallel ist, und bei diesem Gebirge scheinen wirklich einige geologische Beobachtungen den aus der Richtung gezogenen Schluß zu bestätigen.

Man kann also wohl sagen: von Alabama und Tenessee in den Vereinigten Staaten bis zum Kap Comorin in Indien, oder doch zum wenigsten vom Kap Ortegal in Gallizien bis zum Eingange des persischen Meerbusens, läßt sich auf der Oberfläche der Erde, dreitausend fünfhundert, oder doch sechzehnhundert französische Meilen weit, eine Reihe langgestreckter Unebenheiten verfolgen, die merklich untereinander parallel laufen. Diese Unebenheiten sind allen Beobachtungen zufolge das Resultat von gewaltsamen Beulen in der festen Rinde der Erde. Die innere Ursache dieses Zerbrechens und Auftreibens der Erdschichten mag seyn, welche sie will, sicher ist es kein Zufall, daß diese Höhen parallel mit einem größten Kreise der Erde laufen, und sie sind, wie uns Alles vermuthen läßt, alle zu gleicher Zeitgleichsam auf Einen Stoß entstanden.

Unmöglich konnte die feste Erdrinde auf weite Strecken gewaltsam aufgehoben werden, ohne daß dadurch eine heftige plötzliche Bewegung der Meere entstand und der Zustand der Dinge auf der Erde fast ganz verändert wurde. Wohl schwerlich entging ein lebendes Wesen in diesem Sturme dem Untergang, höchstens in großer Entfernung von den Ländern und Meeren, welche zunächst der Schauplatz der Umwälzung waren. In diesem Sturme der Elemente nun schlugen sich jene Schichten der tertiären Gebilde nieder, welche wir wagerecht an den Fuß der Pyrenäen, Apenninen u. s. w. verlaufen sehen, und umschrieben den Fuß dieser Gebirge. Eine etwas geschlängelte Linie, die man aus der Gegend von London an die Mündung der Donau zieht, bildet ungefähr die südliche Grenze einer weiten Strecke niedrigen Landes, das fast durchaus mit neuen Bildungen bedeckt ist. Diese Linie, welche mit der Richtung der Pyrenäen merklich parallel läuft, scheint also das mittägliche Ufer eines großen Meeres gewesen zu seyn, das zur Zeit des Niederschlags der tertiären Gebilde zum großen Theil den Boden von Europa bedeckte, und dessen südliches Ufer ein von mehreren Meeresarmen durchschnittener Kontinent bildete, dessen höchste Punkte die jüngst erhobenen Pyrenäen und Apenninen waren. (Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Beschluß.)

Die Mondfinsterniß.

„Was mögen die Leute im Mond denken!“ meinte ein Mißbegieriger, „wenn ihnen auf einmal das Licht ausgeht? Ich denke mir so einen armen Mann im Monde, der seine Uhr herauszieht und glaubt, es sey noch nicht Mittag, und es wird Nacht.“ Ein Nachbar bemerkte: die eine Hälfte des Mondes sey immer dunkel und dort müßten die Leute immer bei Licht lesen. — „Warum nicht gar?“ versetzte ein Dritter; „kennen Sie nicht das Männchen in der dunkeln Passage Feydeau, das mir in der Finsterniß lesen kann? und warum sollte es nicht auf der ganzen jenseitigen Mondseite Menschen geben, die nur im Dunkeln lesen können?“ — „Dummes Zeug,“ erwiderte sein Freund; „die Ultras im Monde zünden beständig Feuer an; bei uns aber wird man am Ende so aufgeklärt seyn, daß wir gar keinen Mond mehr brauchen.“ Unterdessen hatte sich die gelbe Scheibe verfinstert, alles Gelbe verschwand, aber an derselben Stelle blieb ein feuriger rother Kreis. „Wie geht das zu?“ fragten Alle. „Die Astronomen des Mondes haben die Finsterniß vorausgesagt und die Bürger haben illuminirt.“ Ein Demisérer bemerkte: ein Professor in Göttingen habe schon lange durch strahlenwerfende farbige Gläser eine Telegraphen-Korrespondenz mit den Mondgeschöpfen anknüpfen wollen, und es stehe zu vermuthen, daß er diese Gelegenheit benutze und damit anfange, die Leute durch einen rothen Schein zu blenden. Sein Nachbar, ein Politiker: „Der Mond sey ein Trabant

Digitized by Google

und ärgere sich feuerroth über das Unglück der französischen Tyrannen.“ Eine liebenswürdige Dame lächelte und sprach: „Mamsell Luna errathet, sie ist verschämt, weil so viele Blicke und sichtende Reden gegen ihre beschriebene, sich verbildende Person gerichtet werden.“ Ich hatte in einer Zeitung gelesen, an der Stelle des Mondes werde nicht das Germeste zu sehen seyn, und wartete immer auf die vollkommene Dunkelheit der Mondstelle, als nach elf Uhr im Südwesten ein gelbes Stückchen wieder zum Vorschein kam. Nun fragte ich meinerseits, wie das zugehe? und erwartete von einem homgelehrten Geführten eine wissenschaftliche Antwort; aber auch er war zum Politiker geworden und antwortete: „Ganz natürl sollte die Stelle seyn? das ist in den gegenwärtigen Verhältnissen nicht möglich. Vollständiger Obscurantismus geht jetzt nicht mehr an. Gehen die Obscuranten zu weit, so wird die Weltkugel feurig roth, aber ihr Eifer trägt schnell den Sieg davon; sehen Sie, wie der klare Vollmond uns von Neuem beleuchtet!“

Zürich, Oktober.

(Beschluß.)

Die neue Synodalordnung.

„Die Flugschriften jener Zeit (sährt Orelli fort) sind jetzt noch nicht ohne Interesse. Allein jeder Vernünftige sieht auch klar ein, welch eitles Wortweben „ordnerischer,“ oder wollte man statt dessen auch vorziehen „wissenschaftlicher“ Austausch der Gedanken über „Dogmen“ veranlassen könnte, wenn rechtshaberische Sophisten oder Schwärmer je etwas von dieser Art in Anregung brächten. Verwerfungen ohne Ende würden dadurch veranlaßt, welche nur durch Gewaltstreiche beseitigt werden könnten, das ist, durch Entsetzungen, Verbannungen, wie im Waadtland, wozu wir ruhigeren Züricher niemals die Hand bieten werden, schon darum, weil in allen solchen Staatsstreichen, außer dem an sich Unvernünftigen und leidenschaftlich Willkührlichen, zugleich stets etwas Unwissenschaftliches und Unrechtliches gegen die Individuen liegt, das seiner Natur nach in einem Freistaate nicht statthaben darf. Man bedenke ferner, daß die Dogmen, denen hier gerufen wird, entweder alt oder neu sind; wie sich denn theils aus einzelnen mißverstandenen Sätzen der heiligen Bücher und den Lehren der Zeitphilosophie Endlosis dieser Art fort und fort entwickeln läßt, theils die Menschen sehr geneigt sind, aus Ekel an dem Vorhandenen und in der Verzweiflung, etwas Neues zu finden, wieder zu dem längst verlassenen Alten zurückzukehren; Erscheinungen, die sich gerade jetzt in zahlloser Menge und auf die traurigste Weise in Deutschland drängen; bei uns freilich noch nicht; allein wer bürgt dafür, daß dieß dogmatische Elend nicht auch uns beovrstehe? Also alt oder neu. Drei Fälle sind hiebei gedenkbar: irgend ein sogenannter Orthodoxe will ein vom Leben, wie es einmal ist, und seyn will, rein beseitigtes und stillschweigend abgethanes Dogma wieder ins Leben zurückrufen; ein sogenannter Rationalist wird eine auffallende Abweichung von dem stillschweigend geltenden Glauben belieben zu einer Zeit, wo seine persönliche Meinung unter der Masse noch Anstoß erregt; ein Pietist oder Schwärmer wird irgend eine mystische Frage zur Hauptsache des Christenthums erheben wollen; alle drei Bestrebungen sind gleich verkehrt, gleich eitel, gleich sehr den innern Frieden des Staates stördend, dem Vernünftigen, der über das Spiel der dogmatischen Meinungen erhaben ist, gleich — ich will nicht sagen lächerlich, aber doch sehr gleichgültig, wenn ihn seine äußere Stellung und innere Verpflichtung nicht zum offenen Kampfe dagegen aufrufen, während freilich die Beschränkteren dadurch in unglaubliche Leidenschaftlichkeit und sehr unchristliche Zänkereien hineingezogen werden können. Nun bringe man eine dieser drei Anvernünftigkeiten vor die Zürcherische Synode und sey gewärtig, was daraus entstehe. Das ist vor Allem fest zu behaupten, daß die Zürcherische Synode und ihre etwaigen Kommissionen sich lieber beschneiden sollten, kein Forum der Dogmen zu seyn, auch wenn die Synode, in ein Konciliums umgestaltet, an sich das Recht dazu hätte. Aber der Wirklichkeit gegenüber, wäre es höchst unweise, sich in irgend etwas von dem stillschweigend anerkannten, sich so, wie er es eben soll, nach zahllosen Individualitäten innerlich frei gestaltenden und fortschreitenden Glauben der reformirten Kirche absondern zu wollen, ohne die Kraft, das einzeln Gewählte dem gesammten Protestantismus, ja auch der katholischen und griechischen Kirche gegenüber zu verfechten. Gegenwärtig räth nicht nur die Klugheit, sondern selbst die Weisheit an, allerdings mit Einsicht und Freimüthigkeit vorwärts zu schreiten und die kirchliche Lehre immer mehr in Harmonie mit der allgemeinen göttlich-menschlichen Vernunft zu bringen, allein, eben damit dieses geschehen könne, keine neuen förmlichen Dogmen, noch minder eine neue Konfession, am allermindesten eine formula consensus aufzustellen. Fühlt hingegen der altertümliche Orthodoxe, der neuerungssüchtige Rationalist, der stürmende Schwärmer Beruf und Trieb in sich, ein neues Dogma förmlich aufzustellen, ein anderes umzuformen, ein drittes zu erneuern, nun, so trete er seine Ansichten, wie er es eben kann, bald als Sache des Autorität, bald als Gradezu der ihm zu Gebote stehenden Wissenschaft, bald als Beruf der Begeisterung, welche er in sich fühlt oder sich zurraut, dem Publikum vor; er sey dann gegenwärtig, ob sein schriftliches Wort Eindruck macht oder widerlegt wird, oder — wie meistens, und was noch nicht das Schlimmste ist — von Seite der Urtheilsfähigen oder auch der Masse keinerlei Beachtung findet. Ließe sich die Synode auf Dogmen ein, so könnte sie sehr leicht überstürmt oder besewagt werden; die Folgen davon wären überaus Beschäftige, die uns ferm kirchlichen Daseyn nur Nachtheil bringen und sich wegen vor der unparteiischen Gegenwart, noch vor der stets gerechten Nachwelt rechtfertigen würden. Wie alle Behörden und Korporationen, so hat sich namentlich die Synode vor Ueberschätzung in ihren Anträgen zu hüten. Semit mögen denn die Erörterungen über bestehende oder neu zu begründende kirchliche Lehrsätze aus den Verhandlungen der Synode völlig wegbleiben. Sie gehören auf den akademischen Lehrstuhl, in die Bücher, selbst in die Traktätchen, nur nicht vor die Synode, nicht auf die Kanzel.“

Auflösung der Homonyme in Nr. 256: Kamm.

Logogroph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8.

Wie fein und wie zart, wie ätherisch und schön!
Doch Sadnerös hab' ich dahinter gesehn;
Und schlägt dir die Sadnste das Schöne zurück,
Mit freundlichem Blick, so lobe dein Glück.

4. 5. 6. 7. 8.

Einst sang man dazu, dann sang man davon.
Nun singt man es selbst, ach! in einerlei Ton.
Und treibt es im alten Geleise so dumm,
„Wie des Färbers Gaul im Ring herum.“

5. 6. 7. 8.

Im Munde der Bäurinnen leben sie frisch,
Und kommen in mancher Gestalt auf den Tisch.
Doch schlüpfen und ihrem zerbrechlichen Haus
Einst herrliche Götterkinder heraus.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 243.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 11. Oktober 1830.

Sehn will ich, eh' ich preiße; wenn ich preiße,
Will ich Beweis, und hab' ich den — hinweg
Auf einmal dann mit Liebe!

Shakespeare.
Othello.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

Finster fiel der Blick des Barons auf Luisens Gesicht. „Sie hat vollkommen recht!“ sprach die Marquesa. „Es war ja an der nämlichen Stelle, wo ich gelobte, das Lied nie wieder vor Ihnen zu singen. Wenn ich auch, nach dem eben Erlebten, der Baronesse keine Rücksicht weiter schuldig seyn sollte, so muß ich doch vor mir selbst so viel Achtung haben, um das gegebene Wort zu halten.“ — „Ein Wort, wie dieses,“ versetzte der Baron, das Gesicht voll Unwillens Luisen zugekehrt, „würde schon darum keiner Mahnung bedurft haben, weil durch sein Vergessen Niemand Schaden gelitten hätte.“ — „Ich hoffe, Herr Baron, Ihnen künftig das Gegentheil darthun zu können!“ antwortete Luise. „Für solche Räthsel gehörte ein Oedipus!“ sagte er, ihr den Rücken kehrend. „Luise,“ sprach die Marquesa, als die Kammerfrau unter Seufzen sich mit dem Tuch über die Augen fuhr, „laß Dein Bewußtseyn Dir genügen. Uebrigens, Baron,“ fügte sie, mit sehr nachdrücklicher Betonung hinzu, „hat meine Luise vielleicht mehr Verdienst um Sie, als — gewisse Personen, die Ihnen ganz nahe stehen.“ — „Marquesa, wozu diese mir ganz unerklärbaren Andeutungen?“ — „Ihr Nachdenken daran zu üben, lieber Baron; Sie auf Wahrheiten allmählig vorzubereiten, denen, brächen sie plötzlich über Sie herein, Ihre Fassung doch vielleicht nicht gewachsen seyn könnte. So lange mich der Glaube an ein Glück für Sie in den seitherigen Verhältnissen betrog, war ich gegen die Entdeckung eines gewissen Umstandes, die ich nunmehr beinahe für nothwendig erachte. Denn jede Hoffnung auf Ihre künftige Zufriedenheit an der Seite dieser Frau dünkt mir jetzt eine wahrhafte Raserei.“

Der Baron glich einem vom Blitze Betäubten. Todtenblässe überzog sein Gesicht. Wenn gerade durch den Kontrast zwischen dem in der Regel so ruhigen, gehaltenen Wesen seiner Gemahlin und der unruhigen, ewig wechselnden Natur der Marquesa, ihm diese recht oft als äußerst pikant erschienen, so war ihm doch der Gedanke, seine Gemahlin, die Mutter seines geliebten Sohnes, ihr aufzuopfern, nie in die Seele gekommen. Jetzt, wo der Zorn der Spanierin ihm denselben gewissermaßen zurief, fühlte er sich von diesem Gedanken mit wahrhaftem Entsetzen erfüllt. Nein! gelobte er sich im Stillen, und wenn er schon einmal seit der neuen Bekanntschaft sich am Rande eines Abgrunds gesehen hatte, so fühlte er jetzt, daß sein Stand seitdem noch weit gefährlicher geworden, daß er bereits im Hinabstürzen gewesen sey. Zugleich fühlte er aber auch die Nothwendigkeit, sich fest anzuklammern und alle Kraft aufzubieten, zurückzuklimmen, um den vorigen festen Standpunkt zwischen Mutter und Kind wieder zu gewinnen. Durchschauete vielleicht die von ihrem Zorne gegen die Baronesse geblendete Marquesa seinen jetzigen innern

Digitized by Google

Zustand nicht völlig, so gelang das ihrer Vertrauten desto besser. Ein schnelles Einwirken dünkte Luisen am rathsamsten. Sie sprach: „Herr Baron, die Weissagungsgabe, welche Sie neulich mir beimaßen, betraf ziemlich unwesentliche Dinge. Wie oftmals in der Welt, so ähnelte die nachherige Wirklichkeit der Vorstellung, welche ich in Erwägung der Umstände mir von ihr im Voraus gemacht hatte. Wenn aber auch diese Nebendinge gar leicht sich anders begeben konnten, so war ich doch der Uebereinstimmung der Hauptsache in meiner Geschichte mit einem Ereignisse in Ihrem Hause desto gewisser. Nur meine Gebieterin hielt mich ab, Ihnen zu entdecken, daß ich Ihnen keine fremde, sondern Ihre eigene Geschichte vorgetragen, daß nämlich das Kind, welches Sie so lange als Ihr eigenes betrachteten und liebten, ein durch Ihre Gemahlin Ihnen untergeschobenes ist.“

Bei dieser Behauptung schien der starke Körper des Barons solch einem Angriffe auf Herz und Seele erliegen zu wollen. Das weitaufgerissene Auge stier auf den Mund gerichtet, durch den, wenn er Wahrheit gesprochen, seine ganze geistige Existenz, sein ganzes, irdisches Heil auf einmal vernichtet war, griff er krampfhaft, wie ein Sterbender, zur Seite nach einem Baumstamm, als müsse er sich festhalten, um aufrecht stehen zu bleiben. Die Marquesa bekräftigte Luisens Nachricht. Durch die Schwester der verstorbenen Wehmutter in der Residenz war die Sache an den Tag gekommen und von mehreren Zeugen bestätigt. „Wenn übrigens auch,“ äußerte Luise, „die Baronesse natürlich Niemand davon etwas wissen lasse, so habe sie doch gegen die Marquesa vor einiger Zeit, bei Erwähnung ihrer düstern Gemüthsverfassung vor der sogenannten Schwangerschaft, wirklich geäußert, sie sey in einem Augenblicke der Verzweiflung über ihr Unglück schon einmal auf den Gedanken gerathen, die damalige Abwesenheit ihres Gemahls in Staatsangelegenheiten zu einer Täuschung zu benutzen, wie sie sich solche nun auch wirklich erlaubt habe.“ Die Möglichkeit einer Täuschung dieser Art war kaum bestreitbar. Die Niederkunft der Baronesse erfolgte in der Residenz, als ihr Gemahl eben hundert und sechzig Meilen von der Heimath entfernt lebte.

Beweise! dieß Waldows erstes bestimmtes Wort. Er schwor, sich keinen Moment Ruhe zu gestatten, bevor er nicht von der Schuld oder Unschuld seiner Gemahlin ganz überzeugt worden. Noch spät Abends reiste er, zu allgemeinem Erstaunen, mit der Marquesa und Luisen nach der Residenz.

Unterweges eröffnete man ihm, wie die Sache entdeckt worden. In einem dortigen Gasthofe hatte die Wirthschafterin, welche eben Zeit übrig haben mochte, während die Marquesa bei ihrer Tante war, Luisen zu unterhalten gesucht. Im Gespräche nannte diese zufällig einmal den Baron Waldow, ohne übrigens das Verhältniß zu berühren, in welchem die Spanierin zu der Familie stand. Durch die Flasche noch gesprächiger als gewöhnlich, konnte die Frau sich der Bemerkung nicht enthalten, welch seltsame Geheimnisse oft in vornehmen Häusern vorkämen. Dabei ließ sie sich über die Unächtheit des einzigen Erben dieses Barons deutlich aus. Je erfreulicher gerade ein solches Geheimniß Luisen seyn mochte, um so gleichgültiger stellte sich die Schlaue gegen dasselbe; dabei gelang es ihr, hinter die geringsten Umstände zu kommen. Frau Krieger, die Wirthschafterin, behauptete, der kleine Isidor sey das uneheliche Kind der Tochter ihrer verstorbenen Schwester, die dem Angeben nach bei der Baronesse das Wehmutteramt verrichtet habe.

Aber auch diese Umstände boten Waldows Zweifel an der Sache noch nicht. Vielmehr erschien letztere ihm, bei weiterem Nachdenken darüber und über das ganze Wesen seiner Gemahlin, bald als eine völlige Unmöglichkeit. Leider aber wurden seine Zweifel bei der nähern Untersuchung ganz erstickt, weil diese die Behauptung seiner Reisegefährtinnen bestätigte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Fortsetzung.)

Korsische und sardinische Gebirge, Libanon u. s. w. — Die Flötzschichten, welche man tertiäre nennt, bilden nichts weniger als eine einzige, ununterbrochene Reihe; es zeigen sich an ihnen im Gegentheile verschiedene mehr oder weniger auffallende Unterbrechungen, und alles weist darauf hin, daß zwischen der Ablagerung der ersten und der der letzten Schichten, die man unter jenem Namen zusammenbegreift, mehr als eine Revolution auf dem Erdboden stattgefunden hat. Im vorigen Abschnitt haben wir die Berge erwähnt, deren Fuß die ersten tertiären Schichten, der Töpfertho und der grobe Pariser Kalkstein, wagerecht umschreiben, weil jene Berge zur Zeit ihrer Ablagerung bereits bestanden. Nun finden wir aber eine andere Reihe von Höhenzügen, an denen die ebenerwähnten Schichten aufgerichtet sind, während noch neuere sich horizontal an ihren Fuß erstrecken. Diese Gebirge streichen im Großen von Nord nach Süd, und scheinen nach Alter und Richtung ein besonderes System zu bilden. Hieher gehören die Berge der Inseln Korsika und Sardinien; ganz in derselben Richtung streicht die Ostküste von Sicilien, mehrere Thäler und Ketten der Apenninen und der istrischen Gebirge, und die Bergkette,

Digitized by Google

welche mitten in Servien mit den Cazonibergen beginnt und, parallel mit dem Meridian, zwischen Macedonien und Thessalien einerseits, und Albanien andererseits hinläuft. Eine in derselben Richtung streichende Kette scheint die Küste von Morea bei Napoli di Malvasia zu bilden, und die Insel Candia läuft gegen West mit Bergen aus, die wohl demselben System angehören. In dieser Richtung streichen ferner die syrische Küste, die Kette des Libanons und das Thal des Jordans und des todten Meers, das südlich bis ans rothe Meer ausläuft. Mehr nördlich finden wir diese Richtung an der Uralkette und gegen Süden, wenn man sich anders auf die Karten über das innere Afrika verlassen kann, bei verschiedenen Höhenzügen, welche durch Nubien, Abessinien, Congo laufen und am Vorgebirge der guten Hoffnung enden.

So hätte sich also, wenn unsere Vermuthungen gegründet sind, in den beiden Perioden der tertiären Bildungen eine Masse Landes, einmal von Indien bis nach Nordamerika, und dann vom Eismeer bis in das südliche Afrika erhoben, und dieß stimmt mit dem, was wir über die Vegetation dieser Perioden wissen, in sofern überein, als diese Vegetation der unsrigen schon sehr ähnlich ist. Es kommen, was, wie wir gesehen haben, früher durchaus nicht der Fall ist, Gewächse aus allen sechs jetzt angenommenen Klassen vor. Ueberhaupt bemerken wir hier, daß die Flora der Erde mit jeder Umwälzung mannigfaltiger wurde, Anfangs nur zwei Klassen, später drei, endlich fünf umfaßte. Im Pflanzen- wie im Thierreich sind diejenigen Wesen, welche wir für die einfachsten ansehen, zuerst gebildet worden; nach und nach aber sind immer zusammengesetztere, und nach unsern Begriffen vollkommenere Wesen aufgetreten. Die Vegetation, deren Reste in den tertiären Schichten von Europa begraben liegen, ist im Allgemeinen der heutigen Vegetation von Europa und Nordamerika analog; nur wenige Gewächse kommen vor, die jetzt einem etwas wärmern Klima angehören, wie die Palmen, von denen man Blätter und Stämme in der Provence, in der Schweiz, bei Paris gefunden hat; manche Blätter, die lorbeerähnlichen Gewächsen angehörten, und die fossilen Früchte auf der Insel Sheppey am Ausfluß dem Themse, die meistens Gewächsen der warmen Länder angehören.

Kurz, diese fossile Flora, wie man sie bei uns findet, hat schon ganz die Charaktere der Vegetation eines großen Kontinents und eines gemäßigten, vielleicht noch etwas wärmern Himmelsstrichs. Aus einigen Wahrnehmungen könnte man vielleicht schließen, daß die Kontinente noch nicht ganz so groß waren als jetzt, was sich mit den Spuren einer noch etwas höhern Temperatur, als jetzt unter unsern Breiten herrscht, ganz gut verträge. Auch was wir vom Thierreich jener Zeit wissen, stimmt damit überein: zur Zeit, wo jene großen Säugethiere, die Paläotheriums, Anoplotheriums, Lophiodons, Mastodons u. s. w. in unsern Breiten lebten, war allerdings das Klima wohl etwas wärmer, als gegenwärtig.

* * *

Die westlichen Alpen von Marseille bis Zürich. — Man ist daran gewöhnt, die Gesammtmasse der Berge, die man unter dem Namen Alpen zusammenbegreift, als ein Ganzes zu betrachten; es ist aber nicht schwer, sich zu überzeugen, daß diese ungeheure Gebirgsanhäufung aus der Kreuzung mehrerer, von einander unabhängiger, durch Alter wie durch Richtung von einander geschiedener Systeme entstanden ist. Man darf sich daher nicht wundern, wenn ihr Bau im Vergleich zu einer auf Einen Stoß entstandenen Kette, wie die Pyrenäen, verworren erscheint. In der ganzen Erstreckung der Alpen, namentlich in ihrem östlichen Theil, finden sich noch häufig Spuren von Bergketten vom Alter und der Richtung der Pyrenäen; anderswo Höhenstriche, die von Nord nach Süd laufen und mit den korsischen und sardinischen Gebirgen gleichzeitig sind; aber diese Spuren älterer Gebirgserhebungen sind häufig durch neuere und zugleich bedeutendere Erhebungen verwischt. Die höchsten, verwickeltsten Theile der Alpen, um den Montblanc, Monte-Rosa, ums Finsteraarhorn her, sind vorzüglich das Resultat von zwei neuen Systemen, die sich unter einem Winkel von 45 — 50° kreuzen, und die sich von den bisher erwähnten sowohl dem Alter, als der Richtung nach unterscheiden. Durch diese Kreuzung bilden die Alpen auf der Höhe des Montblancs eine Einsenkung; sie sind von Oestreich bis nach Wallis so ziemlich in der Richtung von ost ½ nordost, nach west ½ südwest gestrichen, und wenden sich nun rasch nach nord nord ost, süd süd west. Wäre dies nichts als eine Biegung einer einzigen, einfachen Bergkette, so würde man die Schichten nach und nach eine andere Richtung annehmen und sie von einem zum andern Systeme allmählig übergehen sehen; dies ist nun aber nicht der Fall: im Gegentheil gehören durchaus die Schichten und Gebirgsstämme ihrer Richtung nach entweder dem einen oder dem andern dergenannten Systeme an, und diese Systeme durchdringen eigentlich einander, wie es offenbar nothwendig geschehen mußte, wenn sie das Resultat zweier, der Zeit nach von einander getrennten Phänomene sind.

In den westlichen Alpen, d. h. westlich vom Monte-Rosa, und besonders in den Gebirgen von Savoyen und Dauphiné, gehört bei weitem der größte Theil der hohen Gebirge dem Systeme an, wo die Schichten von nord nord ost nach süd süd west streichen, und diese Gebirge haben sich ganz sichtbar zumal erhoben. Das geologische Datum dieses Ereignisses ist zwischen auszumitteln; man

Digitized by Google

darf nur untersuchen, welche Schichten an ihnen aufgeboben sind, und dagegen welche Ablagerungen sich horizontal an die Seiten der ältern, verrückten Niederschläge anlegen. Im Innern der Berge, welche hauptsächlich die westlichen Alpen bilden, findet man keine neuern Schichten als die Kreide, und zwar darum, weil diese Alpgebirge sich auf einem Boden gebildet haben, der bereits gleich nach dem Niederschlag der Kreide, d. h. zur Zeit, wo sich die Pyrenäen erhoben, gebirgig geworden war, auf einem Boden, welchen die Revolution, die den korsischen und sardinischen Gebirgen den Ursprung gab, noch gebirgiger gemacht hatte; aber an den Rändern, von wo an das eigentliche Relief dieser Alpen beginnt, steht man sogar die neuesten Schichten der tertiären Bildungen mit allen tiefer liegenden aufgehoben, und daraus ergibt sich, daß die Erhebung der Hauptkette der westlichen Alpen nach der Ablagerung der neuesten tertiären Bildungen erfolgt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, October.

Die Encyclopädien in Duodez.

In nichts spricht sich der Fortgang der Aufklärung auffallender aus, als in der Form der Bücher. Als sich die Weisheit noch in schwerfälligen eisen- oder kupferbeschlagenen Folianten verbarg, da mag es wohl Einzelne gegeben haben, die im Wissen höher standen, als die Gelehrten unserer Zeiten; aber die Menge blieb im Dunkeln und zu unwissend, um jenen Orakeln auch nur Bewunderung zu zollen. Jetzt aber, wo es selbst die gröbsten Geister nicht verschmähen, ihre Kenntnisse und Erfahrungen in Duodez und noch kleineren Formaten niederzulegen, wie ganz anders sieht es da in den Köpfen der Masse aus! Nur noch ein Paar Jährchen, und die europäische Menschheit hat ihre Mündigkeit erreicht. Ich habe schon früher öfters bemerkt, die Erscheinung der Sammlungen, welche hier unter verschiedenen Benennungen herauskommen, bilden eine wichtige Periode in der Literatur, und ich behaupte trotz den Jeremiaden einiger Zeitgenossen, daß die Erscheinung erfreulich ist. In diesem Augenblick liegen als die neuesten Produkte der Art vor mir: von der Cabinet Encyclopedia 1) eine gute Skizze der Weltgeschichte, 2) der erste Band der Geschichte von England, von Sir James Macintosh, und 3) nicht nur für den Moment wichtig, eine Geschichte der Niederlande; von der National Library: ein Leben Byrons, von Gait, ein Bändchen voll der trefflichsten moralischen und ästhetischen Ansichten, und nicht ohne neue Thatsachen aus der Geschichte des außerordentlichen Dichters; von der Family Library 1) der erste Band einer höchst anziehenden Geschichte des brittischen Judens, und 2) eine Geschichte des Teufelspuks und der Hexerei, in Briefen (Letters on Demonology and Witchcraft) von Sir Walter Scott; endlich von einer ganz neuen Edinburgh Cabinet Library: eine Geschichte der Entdeckungen und Abenteuer in den Polarmeeren, nebst Beschreibungen von deren Klima, Geologie und Naturgeschichte, mit einer Nachricht vom Wallfischfang. Welch eine Masse von Belehrung und Unterhaltung in wenigen Bändchen! welche Anziehungskraft schon in dem Aeußern durch die Schönheit des Drucks und Papiers und die treffliche typographische Ausstattung! dabei welch billiger Preis! Und dies Alles sollte keine Früchte für die allgemeine Bildung tragen? Das encyclopädische Wissen, sagen seine Gegner, verstache den Geist, blähe auf zu ungebührendem Stolze und tödte die Lust zum Selbstforschen. Aber wie viele tiefe und zum Selbstforschen aufgelegte Geister mag wohl jeder von ihnen in seinem Kreise entdeckt haben, die durch solche Büchlein verdorben worden wären? Jeder unbefangene Beobachter wird gefunden haben, daß nur äußerst wenige Köpfe einen Trieb zum tieferen Forschen verspüren, und daß noch weit wenigere die Lebensbornbedürfnisse dazu kommen lassen; daß die Masse, wie Schiller so richtig bemerkt, nur die Mieten bildet, welche die Treffer einhüllen, und daß jene Mieten nur Eifer und Muße für das Leichtfaßliche, wenn man will, Oberflächliche haben. die wenigen aber, welche zu Treffern bestimmt sind, sich selten oder nie mit dieser Speise werden abfertigen lassen, sondern dadurch nur gereizt werden, durch die Oberfläche hindurch in die Tiefe zu dringen. Will man, daß die vielen Mieten ganz blank bleiben sollen, damit der Kanzleischrift auf den wenigen Treffern desto auffallender erscheinen möge? Da lese man nur Scotts erwähnte Büchlein von der Demonologie, und jeder wird mit mir ausrufen: bavor bewahre uns Gott! Oder glaubt man wirklich, wahre Aufklärung losse sich nur in Folianten oder doch höchstens in Groβoctav mittheilen? Ich habe noch Einiges von Eisenbahnen und Dampfwagen — einer Art von encyclopädischen Ausgabe der tiefausgefahrenen Landstraßen und schwerfälligen Rumpelstellen unserer Vorfahren — zu erzählen, sonst würde ich gleich einige Hexen-, Marter- und Verbrennungsgeschichten aus der guten Zeit der Foliantenliteratur aus jenem Büchlein mittheilen. Doch ehe ich diesen Gegenstand verlasse, will ich noch bekennen, daß nicht Alles, was in kleinem Format und anscheinender Oberflächlichkeit herausgegeben wird, gut ist; im Gegentheil finden sich unter den beiden Sammlungen hier und da Bändchen, die unter aller Kritik sind, Schmierereien ohne Geist und Geschmack, oder Compilationen ohne Zusammenhang; besonders sind die Kinderbüchter, wie the Childs Own Book, the Infants Own Book ersdrunlich. Auch muß ich zum Troste der Antiencyclopädisten melden, daß man neben den neuen Reisciments auch sehr viele alte gute Werke in der kleinen ansprechenden Form unters Publikum bringt. So haben wir zwei Classical Libraries, welche gute Uebersetzungen von den besten Werken der Römer und Griechen enthalten; die Aldins Poets von Pickering, und Sharps Library of the Belles Letters, worin die besten Poesien der englischen Literatur, welche kein Privilegium mehr schützt, nach und nach gegeben werden; Murrays Dramatic Family Library etc. Und wen muß es nicht mit dem Duodezausgabensystem aussöhnen, wenn er erfährt, daß Wilsons großes Werk von den amerikanischen Vögeln, welches bisher des hohen Preises wegen den meisten Lesern unzugänglich war, nicht nur ohne Abkürzung, sondern noch mit Zusätzen in drei Bändchen von Constable's Miscellany erscheinen wird?

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 104.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 244.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 12. Oktober 1830.

— Alles ist,
Ach leider, zu beweisen, jede Tiefe
Des schrecklichen Geheimnisses erforscht.

Goethe.
Tancred.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

9.

Frau Krieger zitterte nicht wenig, als sie, in der Nacht aus dem Schlafe geweckt, einem zornigen Manne, der sich ihr als Baron von Waldow zu erkennen gab, Rechenschaft von ihrer, ihn und seine Gemahlin so schwer verletzenden Aussage ablegen sollte. Als ihr anfängliches Läugnen fruchtlos war, sah sie wohl, daß sie sich zum vollen Beweise entschließen mußte. Noch vor Tagesanbruch suchte man ein Paar Personen, den Doktor Falk, einen geschätzten Arzt, und seine Tochter auf, bei denen die Dirne im Dienst gestanden, deren heimlich geborenes Kind bisher für den Sohn des Barons Waldow gegolten hatte. Ehre und Ehrlichkeit waren dem wackern Arzte zu tief in sein offenes Gesicht, in das menschenfreundliche Auge geprägt, als daß seiner Aussage der Glaube zu versagen gewesen wäre. Nur der Verdacht, ihr Kind umgebracht zu haben, worein jene Dirne gerathen war, hatte sie und deren Mutter vermocht, der Dienstherrschaft den begangenen Betrug einzugestehen. Allerdings war Doktor Falk lange nicht von dem Vorsatz abzubringen gewesen, die Täuschung der Obrigkeit zu entdecken. Allein die Vorstellung des Glückes, welches durch die angebliche Geburt dieses Sohnes dem Baron Waldow widerfahren sey, bewog ihn endlich, doch zu schweigen, im Fall nicht Umstände eintreten sollten, bei denen ihm sein Gewissen das Geständniß der Wahrheit auferlege. Dieser ausdrückliche Vorbehalt mochte auch wohl der Grund seyn, weßhalb die eigentliche Kindbetterin Stadt und Gegend noch bei der Mutter Lebzeiten verlassen hatte. Nachher, hieß es, sey sie mit einer fremden Herrschaft nach Italien gegangen. Waldows erster Schritt war ein Brief an den Justitiar, der diesen nach der Stadt berief, wo er für jetzt seinen Aufenthalt zu nehmen gedachte. Die Marquesa blieb ebenfalls dort, und Lulse erhielt Auftrag, ihre Sachen von Weiherstal herschaffen zu lassen. Der Justitiar erschien und übernahm die Unterhandlung mit der Baronesse. Waldow dachte, um die möglichste Schonung gegen sie zu beobachten, ihr zu überlassen, ob sie eine gänzliche Trennung, ohne gesetzliche Scheidung, dem Aufsehen der letztern vielleicht vorziehe. Wo möglich aber, ließ der Baron ihr sagen, wollten sie einander nie wieder sehen. Höchst entrüstet gegen die Baronesse, kehrte der Justitiar von ihr zu Waldow zurück. Aus einer Ohnmacht, worein (Nettlings Ausdrucke nach) das Gefühl, die Täuschung entdeckt zu sehen, sie geworfen, kaum wieder zum Bewußtseyn gelangt, habe die Baronesse mit einem, seines Erachtens, zu ihrer Lage ganz unpassenden Stolze erklärt, daß sie, nebst ihrem Kinde, sogleich nach der Heimath zurückzukehren denke. Sie überlasse übrigens dem Baron, die Maßregeln zu ergreifen, welche er für gut finden werde.

Am folgenden Tage führte die Baronesse den Vorsatz wirklich aus und Waldow kehrte in der Abenddämmerung auf sein Gut zurück.

Digitized by Google

Aber nur wenige Tage und er wendete sich ganz nach der Residenz. Doktor Nettling hatte ihm dort eine Wohnung in einem von Luisen dazu empfohlenen Hause gemiethet. Es war in diesem für die Marquesa ebenfalls Raum genug übrig; aber trotz allen Anstalten zu einem scheinbar auf Jahre hinaus berechneten Aufenthalte in dem geräumigen und schönen Lokal, lebte er nicht einmal volle zwei Wochen darin. Was half es ihm, daß er den mannigfaltigen Erinnerungen seines Lebens auf dem Gute durch völlig veränderte Gewohnheiten ausweichen wollte? Ein Spiegelbild des ganzen verlornen Paradieses folgte ihm in die neue Lebensweise. Wohin er blicken mochte, stand vor seinem Geiste eine süße Scene aus der Vergangenheit. Ihr Reichthum an solchen leuchtete ihm erst recht ein, nun er einzig diente, ihm seine jetzige Armuth an Allem, was dem Leben Gehalt und Werth verleiht, recht schauerlich und abschreckend darzustellen. Der Justitiar unterließ nicht, auf Auftiften Luisens, seiner nunmehrigen Braut, ihm ein Ordnen der Verhältnisse, wie er es nannte, als das nothwendigste Erforderniß für die Ruhe seiner Zukunft anzurathen. Er verstand darunter die gesetzliche Trennung von einer Gemahlin, die sich, wie der Justitiar sagte, der Verbindung mit ihm durch Unterschieben eines fremden Kindes völlig unwürdig gemacht hatte. Auch in Person suchte Luise zu demselben Zwecke auf ihn einzuwirken. Allein beide trafen auf bedeutende Hindernisse. Waldow hatte seiner Gemahlin die Entscheidung über ihre beiderseitige Zukunft in dieser Hinsicht überlassen, und obschon Agnes solche ganz von sich ablehnte und wiederholt erklärte, mit Allem, was er beschliessen werde, zufrieden zu sein, stand er doch an, irgend eine Einleitung zu treffen. Höchst würdig war der Marquesa Benehmen. Es lag in den Verhältnissen, daß er sie täglich besuchte; allein der Stolz ihrer Geburt schien sie vor jedem Schritte zu bewahren, zu dem ihre, früher kaum zu verkennende Leidenschaft für seine Person sie wohl vielleicht hätte hinreißen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Fortsetzung.)

Die Richtung, in welcher die Schichten dieses Systems, das vorzüglich in den westlichen Alpen vorherrscht, aufgehoben sind, und die Haupterstreckung desselben lassen sich am besten durch eine Linie versinnlichen, die man von der kleinen Insel Riou im mittelländischen Meer, zwischen Marseille und Cassis, zum vulkanischen Felsen von Hohentwiel, nordwestlich von Konstanz, oder im Großen von Marseille nach Zürich zieht. Mit dieser Linie laufen nun sehr bedeutende Höhenzüge der Erde parallel, und wir schließen vorläufig bei ihnen, wie wir bisher gethan, aus der gleichen Richtung auf dasselbe Alter, ob sich gleich diese Vermuthung noch nicht überall durch unmittelbare Beobachtungen erweisen läßt. — Spannt man über eine Erdkugel einen Faden, der durch Marseille und Zürich geht, so sieht man, daß dieser Faden, der auch durch die Mündung des Obi und den Archipel von Neu-Südshetland geht, so ziemlich parallel läuft mit der Hauptkette der scandinavischen Alpen, mit den vornehmsten Höhenzügen und Thälern im Reiche Marocco und mit der brasilianischen Küsten-Kordillere, welche am Strande des atlantischen Oceans von Cap Roque bis Montevideo hinläuft. Ferner ist diese Richtung nicht allein mit der Hauptlinie der Oststüste Spaniens, vom Cap de Gata bis zum Cap Creuß, sondern auch mit der Hauptuferlinie von ganz Europa, vom Nordkap bis zum Cap Blanc in Afrika, parallel; der Montblanc liegt von diesen beiden äußersten Punkten ungefähr gleich weit entfernt und bildet gleichsam den Schlußnagel am Gerüste des Theils der alten Welt, der zwischen beiden liegt, und in welchem er zugleich der höchste Punkt ist. Südlich vom Cap Blanc ist die Küste des atlantischen Oceans auf eine weite Strecke niedrig, sandig, und östlich von Nordkap beim Nordkap ist die Küste auch gar nicht hoch. Zwischen diesen beiden Punkten dagegen sind die Küsten, die gegen das hohe Meer sehen, im Allgemeinen hoch und bilden, wenn sie auch nicht aus Urgebirg bestehen, einen Wall von aufgehobenen Schichten gegen den Ocean; es scheint daraus hervorzugehen, daß längs dieser Linie alles platte, niedrige Land vom Meer bedeckt worden ist.

Von der Erschütterung an, welche dem Bergsysteme der westlichen Alpen sein jetziges Relief gab, hat Europa sichtbar einen großen Kontinent gebildet, und auf seinem Boden haben sich keine Meergebilde mehr niedergeschlagen. Im Gegentheil sind die Niederschläge, die sich in Europa in der Periode der Ruhe gebildet haben, die auf jene Revolution folgte, welche Niederschläge also den Fuß der in diesem Abschnitt angeführten Gebirge horizontal umschreiben, den Niederschlägen, die sich gegenwärtig unter unsern Augen bilden, so ähnlich, daß man sie in der Klasse des sogenannten aufgeschwemmten Landes zusammenbegreift; schon damit deutet man aber an, daß man sie den Ursachen zuschreibt, die noch jetzt ähnliche Gebilde hervorbringen. Ein Theil dieser Niederschläge, deren Schichten sich wagerecht an die aufgehobenen Schichten der westlichen Alpen anlegen, scheinen sich in alten Seen gebildet zu haben, die durch eine noch spätere Revolution verschwunden sind. Ein See der Art bedeckte z. B. einst den nordwestlichen Theil des Departements der Jdre, ferner die Ebene von Bresse, von Tullins und Voiron bis Dijon. Die sehr dicken Niederschläge, die sich in diesem See bildeten, bestehen großentheils aus abwechselnden

Digitized by Google

Schichten von Sand, mit gerollten Kieseln vermischt, und Mergel. In ihnen findet man vieles fossile Holz, das Baumarten angehört zu haben scheint, die sich von den unsrigen schon nicht mehr viel unterscheiden. An den Ufern dieser Seen lebte eine Menge Thiere, die zwar meistens noch jetzt lebenden Geschlechtern angehören, deren Arten aber jetzt nicht mehr vorkommen; am häufigsten findet man Knochen von der Höhlenhyäne und dem Höhlenbären; in diese Zeit gehören auch die behaarten Elephanten, die Mastodons, Nashörner, Nilpferde u. s. w. die man bekanntlich an sehr vielen Orten gefunden hat.

Alle diese jetzt unbekannten Thierarten (Species) scheinen in einer Revolution der Erdoberfläche untergegangen zu seyn, welche zum Theil die Gestalt der westlichen Alpen veränderte und der Hauptmasse der Alpen ihren Ursprung gab.

Die Hauptkette der Alpen von Wallis nach Oesterreich. — Je neuern Ursprungs ein Gebirge ist, desto verwickelter sind nothwendig seine geologischen Verhältnisse, weil überall noch Spuren der frühern Revolutionen sichtbar sind. Dieß gilt vorzüglich von den Alpen, und bei diesen kommt noch dazu, daß sich in ihnen, wie wir oben gesehen haben, zwei Systeme kreuzen. So interessant es wäre, den Entwicklungen des Beobachters bei dem merkwürdigsten Gebirge unsers Erdtheils zu folgen, so würde uns dieß doch zu weit führen; wir fassen uns daher kurz und sagen als Hauptresultat, daß die Hauptkette der Alpen und die kleinere mit ihr parallel laufende, zu welcher der Pilatus in der Schweiz, die beiden Myten u. s. w. gehören, sichtbar noch neueren Ursprungs ist, als die westlichen Alpen; denn die Schichten des aufgeschwemmten Landes, die sich wagerecht an ihren Fuß erstrecken, sind noch neuere Bildungen, als jene Ablagerungen, welche den Fuß der westlichen Alpen umschreiben.

Es wäre schon an sich auffallend, daß die Kraft, welche so beträchtliche Höhen, als die Alpen sind, auf der Oberfläche der Erde emporgetrieben hat, ihre Wirkung blos auf einem verhältnißmäßig so kleinen Raum geäußert haben sollte; auch haben wir gar keinen Grund anzunehmen, daß diese Kraft in ihrer Aeußerung sich auf den Landstrich beschränkt habe, der einmal den Naturforschern von Mitteleuropa für ihre Untersuchungen der gelegenste ist. Es ist daher natürlich, daß man sich umsieht, ob sich nicht weiter entlegene Gebirge, die wir nur ihrer Richtung, ihren Umrissen, und zuweilen im Allgemeinen ihrer Zusammensetzung nach kennen, an den Hauptböhenzug unsers Erdtheils anreihen lassen. Betrachtet man zuerst einen Erdglobus und dann genauere Karten, so sieht man, daß in gleicher Richtung mit der Hauptkette der Alpen laufen: einerseits die Sierra Morena und überhaupt ein großer Theil der spanischen Bergketten, andererseits der Balkan; in Afrika der Atlas; in Asien die Centralkette des Kaukasus, über welcher als höchste Spitze der Elburz thront, der höher ist als der Montblanc; endlich der lange Gebirgszug, der unter den Namen Paropamisus, Indukosh, Himalaya im Norden die Ebenen von Persien und Bengalen begrenzt und die höchsten Bergspitzen der Erde trägt. Alle diese Ketten laufen parallel mit einem größten Kreise der Erde, den auf einem Erdglobus ein Faden versinnlicht, den man von der Mitte des Reichs Marokko nördlich an das birmanische Reich spannt.

Es ist nicht leicht zu verkennen, daß die Lage des Himalaya im Norden der Gangesebene große Aehnlichkeit hat mit der Lage der Hauptalpenkette im Norden der Ebene des Po. Die Flüsse, die von der einen und der andern Bergkette herabkommen, nehmen dieselbe Richtung in niedrigen Lande, das am Fuß der Berge liegt, und fallen hier in den Po, dort in den Ganges: beide Ebenen scheinen demnach durch eine mächtige Strömung von den benachbarten Bergen herab gebildet worden zu seyn. Das Gebirgssystem der westlichen indischen Halbinsel erhebt sich, im Süden der bengalischen Ebenen, ungefähr wie die Apenninen südlich von der Ebene der Lombardei; ja diese merkwürdigen Analogien könnten einen veranlassen, Malakand mit Delhi, Benedig mit Calcutta, Ancona mit Madras, Genua mit Bombay geographisch und in kommerzieller Beziehung zu vergleichen. Die Aehnlichkeit wäre noch auffallender, wenn der Indus durch Berge, die ungefähr wie die zwischen Genua und dem Col de Tende streichen, in seinem Laufe aufgehalten würde und somit nebst dem Flusse Setlej und seinen andern Zuflüssen genöthigt wäre, die nicht sehr beträchtlichen Höhen zu durchbrechen, die ihn vom großen Gangesthal trennen.

Diese interessanten Uebereinstimmungen, die sich noch weiter verfolgen ließen, bestärken uns, bis genauere Forschung allen Zweifel gehoben hat, in der Vermuthung, zu der uns die Aehnlichkeit des Streichens veranlaßte, daß der Himalaya und die Hauptkette der Alpen zwei Glieder eines großen, zumalgebildeten Gebirgssystems sind.

Alles weist darauf hin, daß seit der Revolution, die diesen mächtigsten Gebirgen der Erde ihren Ursprung gab, der Boden unsers Kontinents im Ganzen die Gestalt behalten hat, die er gegenwärtig zeigt. Erst seitdem ist allemnach der Mensch aufgetreten, und ungestört blühen und verblühen seit Jahrtausenden seine Geschlechter auf dem beruhigten Erdboden. Jedoch Einmal drohte ihm eine Katastrophe völligen Untergang, jene Katastrophe, welche wir die Sündflut nennen, und die ein Jugendtraum fast aller Erdenvölker ist.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Oktober.

(Beschluß.)

Hutlissen. Die Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester.

Sie haben durch die Zeitungen vernommen, daß am 15. September die feierliche Eröffnung der Manchester-Liverpool Eisenbahn unter den Auspizien des Herzogs von Wellington, Sir Robert Peel und anderer Standespersonen stattgefunden und auf welche jammervolle Weise Hutkisson, der Beförderer und Beförderer aller Verbesserungen, und der als Repräsentant der Stadt Liverpool im Unterhause an diesem großen Werke besonders Antheil nahm, dabei das Leben verloren hat. Unser Morning Herald, eine Zeitung, die immer gesteuert seyn will, als alle ihre Zeitgenossen, kann sich gar nicht reimen, wie in Gegenwart so vieler Personen, welche hätten Hülfe leisten können, und bei der „angeblichen" Leichtigkeit, womit die Maschinen zu lenken wären, keine unendliche Scheu an dem Unglücke Schuld seyn solle; sie meint vielmehr, entweder seyen die Maschinen nicht leicht zu lenken oder der Ingenieur habe nicht die gehörige Vorsicht angewandt. Nach vielfältigen Erkundigungen kann ich indessen versichern, daß man die Maschinen wirklich im pfeilschnellen Flug augenblicklich anhalten kann, und der kenntnißreiche Ingenieur hat durchaus nichts verschuldet. Das Unglück war, Huttkisson verlor mit Andern beim Herannahen der Maschine den Kopf, und statt gestoßen aus dem Wege zu treten, wozu Raum und Zeit genug da war, eilte Alles in Unordnung durcheinander, und der Unglückliche fiel mit dem Bein so unerwartet auf die Bahn, daß keine Vorsicht von Seiten des Führers die Katastrophe hätte verhindern können. Die Stadt Liverpool hat dem verstorbenen Staatsmanne ein prachtvolles Leichenbegängniß gehalten, und bereits sind über 3000 Pfund zu einem auf dessen Grabe zu errichtenden Denkmale gesammelt. Es gibt zwischen beiden oft genannten Städten zwei Wasserverbindungen, einmal mittelst der Flüsse Mersey und Irwel und einem Kanal, und dann durch den Kanal des Herzogs von Bridgewater. Gewöhnlich dauert die Fahrt darauf 36 Stunden; doch will man von Beispielen wissen, wo Waaren 21 Tage auf dem Wege waren, was länger war, als dieselben bedurft hätten, um von Amerika nach Liverpool zu kommen. Die Kanäle waren aber doch von solchem Vortheil für den Verkehr zwischen den beiden Städten, daß der Werth der Actien allmählig von 70 Pf. bis auf 1250 gestiegen ist. Dieses ist auch kein Wunder, wenn man bedenkt, daß 1760, wo der Herzog die parlamentarische Erlaubniß zu Grabung seines Kanals erhielt, nur 1560 Schiffe das Hafengeld zu Liverpool entrichtet haben, während 1824 die Zahl dieser Schiffe sich auf 10.000 und 1829 auf 11.585 belief. 1760 betrug die Bevölkerung von Liverpool 26.000 Seelen; 1824: 135.000; die von Manchester belief sich 1760 auf 22.000 und 1824 auf 150.000. 1784 wurden zu Liverpool von Amerika 8 Ballen Baumwolle eingeführt; 1824: 309.670 und 1829: 640.998. Die erste Dampfmaschine in Manchester wurde 1790 errichtet, 1824 gab es deren schon 200. 1811 gab es noch nicht eine Dampfwebmaschine, 1824 bereits 50.000. 1824 beliefen sich die rohen Materialien und Manufakturwaaren, welche zwischen beiden Städten hin- und hergingen, täglich auf 1000 Tonnen Gewicht, jetzt schon auf 1300, wovon 1000 von Liverpool nach Manchester und 300 von Manchester nach Liverpool gehen. Die erste Idee zu der Eisenbahn wurde im Jahr 1822 von dem Ingenieur James von London entworfen, und im Jahr 26 erhielt die Gesellschaft, die sich ingwischen gebildet hatte, nachdem ihr das Aufsichen schon einmal abgeschlagen worden war, mittelst einer Auflage von 60 bis 70,000 Pf. Sterl. das parlamentarische Privilegium. Es war ein ungeheures Unternehmen, welches bereits über 739,000 Pf. gekostet hat, und wenn Alles vollendet ist, 80,000 Pfund mehr kosten wird, noch einmal so viel, als man es angeschlagen hatte. Die Bahn besteht aus gebämmerten Eisenstangen von 15 Fuß Länge auf 2 Zoll Breite und ungefähr einen Zoll Dicke, und 55 Pf. Gewicht. Solcher Stangen werden 2 neben einander in einer Entfernung von 4 Fuß 8 Zoll, folglich für 2 Wagen, mit mit einem, wie man denken sollte, gegen jede Gefahr sichernden Zwischenraum; sie sind mit der größten Genauigkeit mit den Enden aneinander gefügt. Zur Sicherung der Bahn gegen das Sinken ruhen die Stangen eine Strecke von 28 engl. Meilen auf fest eingesenkten Steinsäulen, welche 3 Fuß weit auseinander stehen, und 13 Meilen weit auf Balken. Der Weg ist meistentheils so eben, daß er im Durchschnitt nur um $\frac{1}{18}$ steigt, und überhaupt an dem Ende zu Liverpool nur 46 Fuß höher liegt, als bei Manchester. Es war aber auch eine Riesenarbeit, diese ebene Straße darzustellen, wie man aus Folgendem sehen wird. Zu Liverpool im Wapping bei dem Queens Dock, wo die Bahn anfängt, mußte man einen Gang (tunnel) unter der Stadt weg machen, welcher 6750 engl. Fuß oder 1¼ Meilen lang ist; dieser empfängt von oben her Luft durch acht Oeffnungen, ist durchaus überdacht und mit Gas beleuchtet. Die ersten 810 Fuß sind ganz eben, in der übrigen Strecke steigt der Weg um $\frac{1}{4}$ Zoll auf den Fuß. Ungefähr $\frac{1}{4}$ Meile vom Tunnel fällt die Straße eine Strecke von 5½ Meilen weit 4 Fuß in der Meile. Auf derselben führt die Bahn 2 Meilen weit durch den Felsen, 70 Fuß unter der Oberfläche; innerhalb desselben ist der Weg gerade breit genug für die Durchfahrt von 2 Wagen. Von hier führt er auf einem Damm von 2 Meilen Länge, 15 bis 15 Höhe und 60 bis 155 Fuß Breite am Fuße, durch ein Thal. 6½ Meile von Liverpool stößt eine Eisenbahn von einer Kohlengrube zur Rechten dazu; ungefähr eine Meile weiter kommt man bei Whiston an eine Stelle, wo der Weg um $\frac{1}{8}$ steigt und wo eine feststehende Dampfmaschine den Wagen mit hinan hilft. Hierauf ist der Weg an 2 Meilen weit ganz eben, und dies ist die Stelle, wo die Wettfahrten um den Preis von 500 Pfund angestellt wurden, deren Erfolg die Direktoren bestimmte, beweglicher, statt feststehende Maschinen zu benutzen. Hierauf kommt man bei Sutton zu einem ähnlichen Abhang wie der vorige, wo auch wieder eine Dampfmaschine steht. Kurz zuvor geht die Landstraße von Liverpool nach Manchester über die Bahn weg, mehrere von Kohlengruben kommende Bahnen vereinigen sich damit, und eine Bahn von Runnern Gap nach St. Helens wird sie durchkreuzen. Zunächst kommt man dann zu einem 2 Meilen breiten Sumpf, über den man einen 25 Fuß hohen Damm hat bauen müssen, der aber bis auf 3 oder 5 Fuß eingesunken ist. Ueber das Sankenbat ist die Bahn alsdann auf einer schönen steinernen Leitung von 9 Bogen, jeder von 50 Fuß Spannung, fortgeführt, unter welcher in einer Tiefe von 70 Fuß von der Schirmmauer der Sankenkanal liegt. Man gelangt an derselben auf ungeheuren Dämmen, und ihre Breite ist 25 Fuß zwischen den Mauern; sie hat aber 45,000 Pf. gekostet. Ein wenig südlich von Newton läuft die Bahn über ein rauhes Thal, theils auf einem mächtigen Damm, theils über eine Leitung von 3 Bogen, jeder von 40 Fuß Spannung, von denen einer eine Landstraße überspringt. Hier verbindet sich die Bahn mit Nebenbahnen von Newton und Wigan her. Einige Meilen jenseits Newton, bei Kenyon, kommt man zu einer Stelle, wo man über 2,400,000 Kubikfuß Sand und Erde hat ausgraben müssen, und wo sich die Nebenbahnen von Kenyon und Leigh mit der Hauptbahn vereinigen. Ein andermal mehr von diesem großartigen Unternehmen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 81.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 245.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Oktober 1830.

Die untere Feuerwelt wird nur gezwungen von der obern in ihrem Bette festgehalten, und bei jeder Gelegenheit zeigt jene, daß sie nach jenem prophetischen Gelange der alten nordischen Whola noch mächtig genug sey, ihrer Zeit die Banden zu zerbrechen und in der alten zerstörenden Macht ans Freie hervorzutreten.

Schubert.

Die Erdrevolutionen und die Entstehung der Berge.

(Beschluß.)

Die Sündfluth. Die Anden. — Wenn in einem Erdtheile sich plötzlich aus dem Schooße der Erde eine Bergkette erhebt, so muß dieß nothwendig weit und breit eine allgemeine Umwälzung der Oberfläche zur Folge haben, und alles was lebt, wird weithin seinen Untergang finden; auf Länder dagegen, die vom Schauplatze des Ereignisses sehr weit entfernt liegen, kann diese Katastrophe leicht blos insofern wirken, als die Meere in heftige Bewegung gesetzt werden und sich ihr Niveau mehr oder weniger, vorübergehend oder bleibend verändert. Die Sagen fa. aller Völker der Erde erzählen von einer ungeheuren Wasserfluth, die fast alle Lebendigen verschlang; diese Fluth wird auch von allen ungefähr in dieselbe Zeit gesetzt. Dieses Ereigniß, in dessen Wirklichkeit kein Zweifel zu setzen ist, läßt sich unmöglich aus den Schwankungen der Meere und dem Fallen der atmosphärischen Wasser erklären, wie sie seit mehreren tausend Jahren Naturgesetz sind. Sollte nicht eine Revolution in einem von der Wiege des Menschengeschlechts weiter entfernten Theile der Erde die Ursache der Katastrophe seyn, die Noah in seine Arche und Deukaliou auf den Parnassus trieb? Sieht man sich nun aber um, wo die Bergkette ist, welcher jene Revolution die Entstehung gab, so kommt man in Versuchung, an die große amerikanische Kordillere zu denken. Sie bildet wirklich das ausgedehnteste, das markirteste, so zu sagen am wenigsten verwischte Relief auf der gegenwärtigen Oberfläche der Erde, und wenn schon dieß, wir wollen nicht einmal sagen die Vermuthung, sondern nur die Ahnung eines neuern Ursprungs der Hauptköhen der neuen Welt gibt, so scheint der wichtige Umstand, daß in der Kette der Anden noch sehr viele Vulkane thätig sind, während die meisten Vulkane der alten Welt erloschen sind, wirklich näher darauf hinzuweisen, daß die neue Welt nicht blos für uns Europäer neu ist, und daß die Reisenden wohl nicht Unrecht haben, welche behaupten, Amerika zeige in seiner organischen wie in seiner unorganischen Natur ein jugendlicheres Gepräge als die alte Welt.

Ist das Resultat unserer bisherigen Betrachtungen richtig, so kann man es mit wenigen Worten so ausdrücken: Die Selbstständigkeit und die successive Bildung der aufeinander folgenden Flötzformationen ist die Folge und der Beweis von der Selbstständigkeit und der successiven Bildung der in verschiedenen Richtungen streichenden Gebirgssysteme. Verfolgt man diese Systeme so weit als möglich, so gelangt man zu dem wahrscheinlichen Resultat, daß wenigstens die neusten und zugleich bedeutendsten derselben aus einer gewissen Anzahl von Ketten bestehen, welche parallel mit einem größten Kreise der Erde laufen. Diese Gebirgssysteme erscheinen als ebensoviele verschiedene Anwendungen eines und desselben Gesetzes, wobei sich nur jedesmal die Kraft in verschiedener Richtung geäußert

Digitized by Google

hat; als ebensoviele einzelne Wiederholungen eines und desselben Naturereignisses. Gelingt es auch je der Forschung, alle Spuren dieser großen Naturbegebenheiten ins Einzelnste zu verfolgen, das, was wir bisher blos als Vermuthungen aufstellen konnten, über allen Zweifel zu erheben, und die respektiven Altersverhältnisse der verschiedenen Flötzschichten und der verschiedenen Gebirgszüge, die in mannigfachen Richtungen den Erdboden uneben machen, streng wissenschaftlich ausmitteln, so bleibt freilich noch ein zweite große Aufgabe übrig, deren Lösung den Menschen fast noch mehr interessirt als die erste, die Aufgabe nämlich, zu berechnen, wie viele Zeit jedesmal zwischen zwei Revolutionen verflossen ist, und damit einigermaßen Büffons Wunsch zu erfüllen, den Wunsch, daß es dem Menschen gelingen möchte, auch nur ein Paar feste Punkte in der Unermeßlichkeit des Raums zu gewinnen und einige Wegsteine an die ewige Straße der Zeit zu pflanzen.

Verschiedene Spuren von Unterbrechung in der Reihe der Flötzbildungen sind in Europa vielleicht nur darum nicht auffallender, weil die Bergsysteme, denen sie entsprechen, keine Zweige nach unserm Erdtheil senden. Ist aber auch die Zahl der Erdrevolutionen und der wirklich selbstständigen Bergsysteme noch völlig unbestimmt, hat auch die Reihe dieser Erscheinungen noch bedeutende Lücken für uns, so viel ist gewiß, daß die bisherigen Beobachtungen das Gesetz ihrer Aufeinanderfolge, das die Wissenschaft einst finden mag, schon jetzt in gewisse bestimmte Grenzen einschließen. Schon daraus, daß die Höhen des Montblanc und des Monte Rosa ihren Ursprung bestimmt einer der letzten Revolutionen zu danken haben, geht nothwendig hervor, daß, die künftigen Entdeckungen mögen sich gestalten, wie sie wollen, die verschiedenen Gebirgsbildungen, dem Alter und der Höhe nach, nimmermehr eine allmählich und regelmäßig abnehmende Reihe bilden können, woraus man unmittelbar schließen könnte, daß die Grenze erreicht ist; man sieht aus dem ganzen Bisherigen, daß dieß nie der Fall seyn wird, wenn es sich auch zufällig finden sollte, daß die wenigen Berge, die höher sind als der Montblanc, früher gebildet wurden als er. Die künftigen Forschungen mögen ausfallen, wie sie wollen, so wird nichts zum Schlusse berechtigen, daß eine Naturerscheinung, deren letzte Paroxysmen so ausnehmend heftig waren, sich in der Folgezeit nicht wiederholen können. Kurz, die Reihenfolge der Erscheinungen, wie sie die Forschungen angeben, von denen wir in diesen Blättern einen Begriff zu geben versucht haben, mag in der Folge noch so unrichtig befunden werden, so läßt sich doch nicht absehen, wie sie von der Wissenschaft dergestalt abgeändert werden solle, daß der Naturforscher zu dem Schlusse käme: die Erdrinde, auf der der Mensch lebt, habe die Eigenschaft verloren, in verschiedenen Richtungen aufzuspringen und sich aufzutreiben; es läßt sich nicht absehen, wie man zu der bestimmten Zuversicht gelangen soll, daß dem Zeitraum der Ruhe, in dem wir leben, nicht durch das Erscheinen einer neuen Bergkette ein Ende gemacht werden werde, da uns Erdbeben und Vulkane nur zu oft daran mahnen, daß der Grund, auf dem wir wandeln, nicht unerschütterlich ist.

Wie lange im Durchschnitt die frühern Perioden der Ruhe gedauert haben, darüber können wir nicht einmal Vermuthungen wagen, und so möge es denn auch dem Menschengeschlecht immer verborgen bleiben, wann es in sein großes Leichentuch gehüllt und eine Etage über den Mammuts, ein Gegenstand der Neugier für die vernünftigen Geschöpfe einer neuen Weltgeschichte, beigesetzt wird.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

10.

Gegen das Ende der zweiten Woche seines neuen Residenzlebens beschloß eines Morgens Waldow die Heimkehr nach Weihersthal und saß, nach Zurücklassung eines Abschiedsbillets, eine Stunde später in dem Wagen, der ihn dahin bringen sollte. Gänzlich gab er sich nach seiner Ankunft den schmerzhaften Erinnerungen hin, die dort in Wohnung, Garten und Gegend ihn allenthalben empfingen. Allmählich aber ward ihm der Aufenthalt, dem in seiner Gemahlin die lebende Seele fehlte, immer unleidlicher. Der Justitiar und dessen Brant, die einige Mal schon zum Besuche bei Nettlings Mutter in Weiherthal gewesen war, boten Alles auf, ihm zu beweisen, daß er sich selbst eine Veränderung des jetzigen Zustandes schuldig sey und nicht sich allein. Mit der feinsten Gewandtheit wußte besonders Luise ihm anzudeuten, daß die Marquesa die größten Ansprüche auf seinen Dank für eine Liebe habe, wie er sie stärker wohl nie finden werde. Dabei stellte sie den Charakter ihrer Gebieterin in das höchste Licht und gab ihm zuletzt zu betrachten, ob nach mancher frühern Einleitung von seiner Seite, sein Gewissen ihm wohl Ruhe lassen könne, wenn der sichere Untergang der edelsten Dame auf der Welt eintreten sollte?

Obschon er sie ohne bestimmte Antwort hierauf ließ, so lag doch in seinem ganzen Wesen deutlich, daß es zu einem Entschlusse in ihm gekommen war.

Am folgenden Tage schon, den der Justitiar dazu anwendete, seine Braut den Freunden in der Nachbarschaft vorzustellen, ritt Waldow sehr früh nach der Residenz. Kaum war er dort in einem Gasthofe abgetreten, so suchte er die Marquesa in ihrer Wohnung auf. Allein sie war nach einem ziemlich entlegenen Garten gefahren, den sie vor mehreren Tagen gemiethet hatte, und wo sie seitdem

Digitized by Google

vom Morgen bis zum Abende allein zubrachte. Nichts konnte vielleicht einen beſſern Aufſchluß über ihre Gemüthsverfaſſung geben, als dieſe Lebensweiſe. Waldow kannte den Garten. Seit einer langen Reihe von Jahren beſtand ein Streit über ſeinen Beſitz. Die ſchönen alten Baumgänge darin, der Scheere des Gärtners ganz entwöhnt, waren verwachſen; allenthalben Sträucher, wo keine ſeyn ſollten, und nur hier und da blickte noch eine der vom hochaufgeſchoſſenen Unkraute meiſtens erſtickten Blumen in kümmerlicher Geſtalt hervor, die früher hier einheimiſch geweſene Kultur traurig bezeugend. Daſſelbe unerfreuliche Grün, welches die Beete darboten, überzog auch die Pfade. Eine Menge, zum Theil recht artig angelegter Grotten, Tempel und Lauben lag im Geſtelpp verfallen da. Selbſt das geräumige, im Innern von dem Reichthume ſeiner frühern Bewohner und ihrer Prachtliebe noch Zeugniß ablegende Wohnhaus war nur nothdürftig vor dem Einſturze geſichert. In dieſer wahrhaften Wildniß ſich wohl zu befinden, wo der Unbeſtand aller menſchlichen Dinge eine ſo erſchütternde Sprache führte, dazu gehörte offenbar ein innerer Verfall, eine gänzliche Entzweiung mit den Menſchen und mit der Welt, kurz, ein Zuſtand, von dem aus der Schritt bis zum Wahnwitz äußerſt leicht und natürlich erſcheint. Mit jedem Tritte näher zu dieſem Gaeten, trat dem Baron, untre ſolchen Vorſtellungen, auch ſeine Verpflichtung, die Dame aus einem ſolchen Labyrinth zu retten, klarer vor die Seele. Einzelne Laute empfingen ihn jetzt aus der Ferne, in denen er bald den Geſang der Marqueſa und endlich gar jenes Lied erkannte, welches auf ihn und ſeine Gemahlin einen ſo ganz verſchiedenen Eindruck gemacht hatte.

Im Garten angelangt, wo keinee der leiſeſten Töne ſeinem Ohre entſchlüpfte, blieb er betroffen ſtehen: daſſelbe Lied, nur vielleicht mit noch mehe Seele und noch weniger Rückſicht vorgetragen, machte diesmal einen ganz andern Eindeuck auf ihn, als unter jenen Umſtänden. Er verſtand ſich ſelbſt nicht mehr, wenn er ſeine damalige Empfindung dabei in ſein Andenken rief. Er begriff nicht, wie dieſe wilden Ausbrüche innern Sturmes ſein Ohr nicht eher verletzt, als erfreut hatten, wie er dem Urtheile ſeiner Gemahlin darüber hatte widerſprechen können. In der That fand er einige Aehnlichkeit in ihr mit einer Löwin, wie der Dichter ſeine Geliebte nennt, eine Aehnlichkeit, welche duech die Wüſte, aus der die Töne erklangen, noch vermehrt wurde.

Zu uneins mit ſich ſelbſt, um mit Anſtand vor einer Dame zu erſcheinen, der er ſo wichtige Dinge vortragen wollte, ſtand er eben im Begriff, den Garten wieder zu verlaſſen, als ein Freudenruf erſcholl. Der Marqueſa ſcharfes Auge hatte den Ankommenden wahrgenommen. Ihre Laute hinwerfend, eilte ſie ihm entgegen. Aber ihre große Freude mußte wohl erſtarren an der Seelenloſigkeit, mit der er vor ihr ſtand.

„Waldow,“ ſagte endlich die reizende Frau, welche in den wenigen Wochen, daß ee ſie nicht geſehen hatte, um eben ſo viel Jahre, wenn nicht älter, doch matter und kraftloſer geworden ſchien, „ich glaube die Gefühle, welche ich während der letzten Tage in Ihnen vorausſetzte, jetzt durch Ihre ganze Art und Weiſe beſtätigt zu ſehen. Die Einſamkeit hier in dieſer Wildniß hat mich zu Betrachtungen geführt, welche ſchon früher ſich mie aufdrangen, aber durch Luiſens ſchmeichleriſches Zureden immer wieder verſcheucht wurden. Die letzten und vielleicht — unglücklichſten Wochen meines Lebens überzeugten mich davon, daß um Ihre Zufriedenheit wieder zu erlangen, Ihnen nichts übrig bleibt, als ſich zunächſt auf Unterhandlungen mit Ihrer Gemahlin einzulaſſen.“ Dieſes Wort traf den Baron mitten ins Herz. Offenbar mußte dieſelbe Ihre bereits in ſeinem Herzen entſprungen und ee ſich deſſen nur nicht recht bewußt worden ſeyn. Von der Marqueſa Lippen erſchütterte es ihn ſichtbar. Forſchend fiel ſein Blick auf ihr Geſicht. Es war möglich, daß ſie blos eine Prüfung ſeiner Geſühle mit ihm vorhatte. Nein, ſo viel Innigkeit würde dann ihr Auge nicht haben ausſprechen können. Wie viele, ihm unbekannte Fehler die Marqueſa vielleicht auch hatte, eine ſo tiefe Verſtellung lag durchaus nicht in ihrem Charakter. Sie fuhr fort: „Ohne Luiſens thörigten Wunſch, auf Koſten einer wahehaft von Ihnen geliebten Peeſon mein Glück zu begründen, und meinen von iezterer hochaufgereizten Zorn, würden die Umſtände, welche Sie um das ſchöne Gefühl des Vaterglückes beachten, nie durch mich zu Ihrer Kenntniß gelangt ſeyn. Es geſchah indeſſen, und jetzt hatte ich es ſogar für gut, daß es geſchehen iſt. Das Geheimniß bewahrt ſich in zu ſorgloſen Händen, als daß es nicht früher oder ſpäter doch zu Ihrer Kenntniß hätte kommen ſollen. Wenn Sie ſich, mein Freund, die mir mitgetheilten Umſtände vor dee Gebuet jenes Sohnes zurückrufen, wenn Sie erwägen, daß bei jener Täuſchung, die Ihre Gemahlin mit Glück verſuchte, der einzige Zweck die Herſtellung Ihrer geſtörten Zufriedenheit war und ſeyn konnte, ſo werden Sie dadurch gewiß die an ſich unerlaubte Handlung ungemein gemildert finden.“ Bei dieſen Worten zog der Baron, ohne es ſelbſt zu wiſſen, mit Indeunſt die Hand der Marqueſa an ſein Herz. Sie hatte damit offenbar das, was dieſes ſchon oft in ihm angeregt, ausgeſprochen. Im Auf- und Abgehen wuede noch manches auf ihren Gemüthszuſtand Bezugbabende mehr angedeutet, als beſtimmt verhandelt. „Auf Ihrem Gute,“ ſprach ſie zu ihm beim Abſchiede, „hoffe ich Sie in Kurzem und zwar glücklicher wiederzuſehen.“

Noch vor Abend kehrte Waldow nach Weiheesthal zurück. Aus einigen Reden der Marqueſa ſchloß er, daß

Digitized by Google

ihr Vertrauen zu Luisen etwas gestört worden sey. Mehrere Fragen, welche die ebenfalls noch zu Weihenstphal sich aufhaltende Luise ihm darnach that, was die Marquesa von ihr geurtheilt, schienen ein zwischen beiden eingetretenes Mißverständniß zu verrathen. Daß übrigens Luise dessen völlige Beseitigung hoffte, ging aus ihrer Freude hervor, als er nach mancher ihrer auf sein Verhältniß mit der Spanierin sich beziehenden Erkundigungen ihr zuletzt die Antwort ertheilte, es finde zwischen ihm und der Marquesa die genauste Uebereinstimmung statt und diese Dame werde nächstens auf dem Gute anlangen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, October.

Versammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft.

Um die Mitte des verflossenen Monats war hier der ausgedehnteste (er zählt jetzt nahe an tausend Mitglieder) der eidgenößischen Vereine, die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft versammelt, zum erstenmal in der französischen Schweiz, auf die sich die, ursprünglich Zürich und der östlichen Schweiz angehörende Stiftung erst seit etlichen Jahren ausgedehnt und durch die diesjährige Versammlung ihren erweiterten Kreis nun vollends geschlossen und befestigt hat, indem diesmal die Mehrzahl der anderthalb Hundert anwesenden Glieder dem Waadtlande und Genf angehörte. Den Jahrespräsidenten der Gesellschaft, den waadtländischen Staatsrath Seigner von Praugins, den eben jetzt eine vorbertitte Sendung als schweizerischen Commissär für die Liquidation der aufgelösten capitulirten Regimenter nach Besançon gerufen hatte, ersetzte der Professor Chavannes, welcher in seiner Eröffnungsrede die Resultate der vorjährigen Verhandlungen des Vereins (in Bern) mit den nunmehr neu eingeleiteten Arbeiten in gehörigen Zusammenhang brachte und einzelne Theile davon dändig beleuchtete. Von dem waadtländischen Direktionskomitée waren zu Berichterstattern über die drei aufgeschriebenen Jahresfragen und die darauf eingekommenen Antworten der Professor Monnard, der Friedensrichter von Eppet Van-Muyden und der Doktor der Rechte Jaquet bestellt worden.

Dem Professor Monnard war das Referat über die Frage zugefallen: sind die Auswanderungen und Ansiedlungen in fremden Ländern ein wünschenswerthes Mittel, um die Armuth in der Schweiz zu vermindern? Die Antwort war unbedingt verneinend, und sie zeigte einleuchtend, daß die Bevölkerung eines Landes mit dem Kulturzustand desselben im innigsten Verhältnisse stehe und mit demselben zu oder abnehme, daß also die Klage wegen Uebervölkerung im Grunde nichts anders sey, als eine Klage über Mangel an Industrie im größten Umfang des Worts. Vorerst wurde anerkannt, daß die Regierungen kein Recht haben, Auswanderungen zu hindern, und daß den Landeseingebornen nicht nur zu Befriedigung physischer, sondern auch moralischer Bedürfnisse, die Mittel dazu müßten dargeboten seyn, wenn sie das Vaterland lieben sollen; anderseits wurde dargethan, daß eine Uebervölkerung in der That gar nicht vorhanden sey, zumal die Schweiz im Durchschnitt nur 763 Einwohner auf die Geviertmeile zählt und mittelst vervollkommneter Agrikultur und freier Gewerbsamkeit (Industrie) für eine ungleich größere Bevölkerung Raum und Nahrung gewonnen werden könnte, wie neben anderm die kleine Landschaft von Lucie und Chaux de fond darthut, welche auf drei Geviertmeilen 15.000 Einwohner zählt. Armuth und Dürftigkeit werden vorzugsweise in Ländern angetroffen, wo übergroße Besitzungen und eine fehlerhafte Verwaltung vorhanden sind; ungleich weniger trifft man jene in volkreichen Ländern. Luxus und Geistesunruhe, mit daraus hervorgehender Unzufriedenheit, sind bei mangelhafter Landesverwaltung die Hauptursachen der Auswanderung. Nicht die ärmsten, sondern die unruhigsten Leute sind es, welche auswandern, zumal für die einfache Verpflanzung in die Kolonie ein Kostenaufwand von 750 französischen Franken auf den Kopf erforderlich ist. Darum ward eben auch in der Schweiz die Neigung zu Auswanderungen von Altersher periodisch, gleich Fieberanfällen verspürt; die Register des Kantons Basel weisen nach, daß solche Anfälle sich dort in den Jahren 1738, 1772, 1816 und 1822 wiederholt haben, während im Kanton Luzern, dessen Bevölkerung von 80.000 Seelen, die im vorigen Jahrhundert gezählt werden, auf 120.000 angestiegen ist, von Auswanderungen nur wenig die Rede war. Fremde und einheimische Spekulanten und Auswanderungswerber haben durch Verbreitung trügerischer Hoffnungen fast jedesmal eine Anzahl Spielmachtopfer ihrer Gewinnsucht betrübt und die Auswanderungen befördert. Jedesmal ist ein guter Theil der Auswanderer auf der Reise zu Grund gegangen und von den vielen Kolonieprojekten sind fast alle gänzlich mißlungen. Hinweider zeigt es sich, daß alljährlich eine bedeutende Zahl Ausländer in der Schweiz naturalisirt zu werden verlangt und daß eine Menge deutscher und italienischer Handwerks- und Arbeitsleute in den Schweizerkantonen Arbeit sucht und findet; daß der Arbeitslohn in mehrerer dieser Kantone höher stehe, als anderswo, was offenbar ein Zeichen von Uebervölkerung ist. Es ward endlich dargethan, daß sehr, wenn auch an sich gut organisirte und mit (nie zu billigenden) Reklamaufwand eyzielte und unterhaltene Auswanderung der Armuth im Lande selbst gar nicht abzuhelfen vermöchte; daß, so lange noch vieles des Land und Sumpfboden urbar zu machen übrig ist, so lange noch auf Bergen Holzpflanzungen anzulegen, Verbindungsstraßen zu öffnen, gegenseitiger Verkehr durch Beseitigung bemühender Lasten zu erleichtern ist; so lange die Volkserziehung nicht vervollkommnet, Gewerbsfreiheit durch Beseitigung bemühender Lasten zu erleichtern ist; so lange die Volkserziehung nicht vervollkommnet, Gewerbsfreiheit durch Beseitigung bemühender Lasten zu erleichtern ist; so lange die Volkserziehung nicht vervollkommnet, Gewerbsfreiheit durch eröffnet und anerkannte Gebrechen des Staatshaushaltes nicht gehoben sind, nothwendig auch die Quellen der Verarmung und des Mißvergnügens mit allen ihren Folgen fortdauern werden. Es bedarf wohl der Bemerkung nicht, daß alle angeregten Nachtheile der Auswanderungen einzig nur die Kolonisationsprojekte zu angeblicher Minderung der Armuth treffen und keineswegs jene ehrenwerthen individuellen Auswanderungen, um Talente und Kenntnisse im Auslande geltend zu machen, die meist auch mit der späteren Rückkehr ins Vaterland verbunden sind und denen insbesondere, und seit langer Zeit, Genf und das Waadtland vielfache Vortheile verdanken, weit entfernt, daß ihnen daraus Nachtheile erwachsen wären.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 246.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Oktober 1830.

Mein Auge blickt umher, ob nicht ein Gott
Uns Hülfe reichen möchte? möchte mir
Ein heilsam Kraut entdecken, einen Trank,
Der deinem Sinne Frieden brächte, Frieden uns.

Goethe.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

11.

Des Barons Ungeduld, wegen der ihm selbst nicht klaren Entwicklung der Umstände, wurde mit jedem Tage größer und peinlicher. Endlich kamen eines Abends noch ganz spät zwei Wagen an. Von den beiden verschleierten Damen in dem einen hatte man beim Aussteigen die Marquesa an der Sprache erkannt und die andere an dem Schmerzenslaute errathen, der beim Betreten der Thürschwelle sich von ihrer Brust löfete.

„Sie ist wieder da!“ so erscholl es bald freudig durch den Schloßhof und das ganze Dorf. Der General von Erlau, der Baronesse Vater, war ebenfalls dabei. Es schien beinahe, als ob Alles einen erwünschten Ausgang nehmen, als ob der glückliche Wiederverein des Gutsherrn mit seiner Gemahlin erfolgen müsse. Da man von der eigentlichen Ursache des Zwiespalts nichts wußte, schrieb ihn Jedermann der Marquesa zu. Gleichwohl war es eben diese, welche die Baronesse zurück auf das Gut gebracht, und von der die Heimgekehrte nachher, als die Spanierin sich zur Ruhe begab, den wärmsten, innigsten Abschied nahm.

Am folgenden Morgen, sehr früh, sah man den Baron mit seiner Gemahlin im Garten. Aber ihr Verhältniß zeugte noch offenbar von ziemlicher Spannung. Die Ursache war folgende: Waldow hatte in den letzten Tagen nichts Süßeres zu ersehnen und zu denken vermocht, als die Wiederkehr seiner Agnes und seine gänzliche Verzeihung der ihm durch sie widerfahrenen Täuschung. Allein die Baronesse glaubte seine Verzeihung nicht annehmen zu können. Sie behauptete, nur darum dem Vorgeben, als sey sie nicht die Mutter ihres Isidor, keinen Widerspruch entgegengesetzt zu haben, weil sie solches für einen Vorwand zur Beschönigung eines Bruches mit ihr betrachtet. Seitdem sie von der Marquesa und ihres Gemahls festem Willen, ihre Ehe aufrecht zu erhalten, überzeugt sey, erfordere ihre Pflicht, eine Verzeihung abzulehnen, welche für sie, die leibliche Mutter des Kindes, höchst beleidigend sey. Es hatte ihr auch unmöglich geschienen, daß im Ernst ein Zweifel an Isidors Aechtheit eintreten könne. Sie und ihr Vater drangen daher darauf, vor der Rückkehr nach Weihersthal in die Residenz zu reisen, um sich selbst von der Veranlassung zu dem Verdachte gegen sie zu überzeugen. Das war auch geschehen, und die Ursache des tiefen Schmerzes, mit dem sie die Schwelle ihres Hauses wieder betrat, in welchem ihr, mit dem vor wenig Monaten erfolgten Tode einer Dienerin, die einzige Zeugin für die Wahrheit ihrer Aussage verloren gegangen war. „Das Selbstgefühl,“ sprach die Baronesse im Garten zu Waldow, „verbiete ihr durchaus, über die Richtigkeit der Sache noch irgend ein Wort zu verlieren, oder gar nach Beweisen sich umzuthun.“ Hierauf fragte er: „Ob sie vielleicht Mißtrauen in den Doktor Falk setze, bei welchem das Mädchen, dessen Kind Isidor seyn solle, im Dienste gewesen.“ „Keineswegs!“ antwortete die Baronesse; „vielmehr

Digitized by Google

scheint der brave Mann völlig überzeugt von der Wahrheit der Aussage, welche ich als die ausgemachteste Unwahrheit lebenslang bestreiten muß."

Der General traf hier, aus einem Seitengange tretend, zufällig mit ihnen zusammen. Er hatte die letzten Worte seiner Tochter vernommen und sprach: „Lieber Baron, Ihre Unterhaltung mit meiner Tochter betrifft, wie ich höre, so eben den Punkt, über den ich mir gestern Abend eine besondere Rücksprache mit Ihnen vorbehielt. Die Sache, von der die Rede ist, liegt in einer beispiellosen Verwirrung. Wer sie darein brachte, das hat mein angestrengtestes Nachsinnen nicht auszumitteln vermocht: auf keinen Fall die Marquesa. Welche Irrthümer auch von ihrer Seite stattfinden mögen, eines absichtlichen gemeinen Betrugs ist die Frau gewiß nicht fähig, welche mit offenbarer Aufopferung ihrer heißesten Wünsche Alles anwendete zu Bezwingung meines Widerwillens, Ihnen diese meine theure Tochter zum zweiten Male anzuvertrauen. Der meiste Verdacht fällt auf eine Person, der die Marquesa das unbeschränkteste Vertrauen schenkte. Erst in der letzten Woche haben sich Spuren vorgefunden, daß diese Kammerfrau sich eines großen Mißbrauchs der Herzensgüte ihrer Gebieterin schuldig gemacht hat, von der sie in aller Stille entlassen wurde. Da sie wegen ihrer zu schließenden Verbindung mit Ihrem Justitiar sich eben hier aufhält, so findet sich vielleicht Gelegenheit zu einer nähern Erörterung. Nur wird bei dieser sehr behutsam zu verfahren seyn, da jene Person eines Theils eine der feinsten Intriguenmacherinnen zu seyn scheint, andern Theils aber der Marquesa und uns Allen unerklärlich bleibt, wie es ihr nur möglich geworden ist, hier einzuwirken. Daß Doktor Falk, der hauptsächlichste Zeuge gegen die Aechtheit Ihres Sohnes, ein Ehrenmann ist, das weiß ich seit langen Jahren, und es fällt mir nicht ein, an seinem besten Willen, auch in diesem Falle, zu zweifeln. Aber so wie ich hierauf einen Eid ablegen wollte, eben so schwöre ich auch den heiligsten auf die völlige Unschuld meines Kindes und auf den ächten Ursprung des Ihrigen." — „Ja, meine Tochter," fuhr er fort, als die Baronesse hier vom Arme des Gemahls weg an seine Brust flüchtete, „am Vaterherzen wird eine Zuflucht für Dich bleiben, bis sein letzter Pulsschlag vorüber ist, denn Du wirst Deiner nie unwürdig handeln. Wählen Sie jetzt, Baron. Wie die Umstände vorliegen, verlange ich von Ihnen den unbeschränktesten Glauben an die gänzliche Schuldlosigkeit meines Kindes und an die Aechtheit meines Enkels. Fällt Ihnen dieser Glaube unmöglich, dann tritt der Vater in die alten Rechte auf sein Kind wieder ein." — „Agnes!" rief Waldow, und der aus der Mitte seiner Seele hervorgequollene Laut zog sogleich die Augen zu ihm herüber, welche sich bis dahin immer tiefer in die Brust des Vaters eingraben zu wollen schienen. „Agnes!" so bebten zum zweiten Male seine Lippen; seine Arme öffneten sich, zutrauensvoll schlang seine Gemahlin die ihrigen um ihn. „Seyn Sie auch mein Vater wieder!" sprach Waldow. „Wer möchte der heiligen Wahrheit in Agnes Augen den Glauben verweigern, wenn sein Herz ein menschliches ist?"

Ein Lärm auf dem benachbarten Hofe wurde so groß, daß er Aller Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte. Der Verwalter eilte zugleich auf den Gutsherrn zu; sein Gesicht verrieth Bestürzung. „Was gibt es?" fragte Waldow. „So eben ist eine schreckliche That geschehen. Der Herr Justitiar. Willens sich diesen Morgen in aller Stille trauen zu lassen, denkt mit seiner Braut durch den Garten nach der Kirche zu gehen. Da stößt die Braut einen Schmerzenslaut aus, sinkt bewußtlos nieder neben ihm und Ströme von Blut bedecken ihr todtenbleiches Gesicht. Am Kopfe findet sich eine bedeutende Wunde, ohne allen Zweifel durch einen Windbüchsenschuß ihr beigebracht. Man hat zwar nach dem Arzte geschickt, allein der Tod scheint diesem bereits zuvorgekommen zu seyn; die Verletzte rührt sich nicht mehr." Das zu Weidersthal ganz unerhörte Ereignis erfüllte Alles mit Entsetzen. Den empfindlichsten Eindruck machte es vielleicht auf den General. Mit dem Tode dieser Person schien die Hoffnung auf einen künftigen Beweis der Unschuld seiner Tochter ganz verloren zu gehen. Man eilte in die Wohnung der Verwundeten. Der bereits mit ihr beschäftigte Arzt versicherte zwar, daß sie vielleicht dem Leben zu erhalten sey, sagte aber achselzuckend eine nothwendige, schmerzvolle Operation voraus, weil ein Splitter der beschädigten Hirnschale tief in den Kopf gedrungen scheine.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Hôtel in der Vorstadt St. Germain und das Hôtel in der Straße Rivoli.

Von Lady Morgan.

Lady Morgan hat im Frühjahr 1829 Frankreich zum zweiten Mal besucht. Was vorauszusehen war, ist eingetroffen: wie im Jahr 1816, so war auch diesmal ein Buch über Frankreich die Frucht der Reise; vor Kurzem ist: Frankreich im Jahr 1829 und 1830, erschienen. Das Publikum kennt das frühere Werk und wird vorläufig, bis das neue sich allgemeiner verbreitet, eine und die andere Skizze aus diesem nicht ohne Vergnügen lesen.

* * *

Als ich zum ersten Mal nach Frankreich kam, sprach mich, was ich sah, durch seine Eigenthümlichkeit an, jetzt spricht mich Alles durch die Veränderung an, durch den Kontrast mit meinen frühern Eindrücken. Als unser Wagen in das Hofthor des Hôtels de la Terrasse in der Straße Rivoli fuhr, fiel mir wieder ein, wie wir damals

Digitized by Google

im alten Hôtel d'Orleans in der Straße Petits-Augustins angekommen waren. Der Empfang der uns damals und der uns jetzt zu Theil wurde, ist so verschieden, daß mir nicht anders war, als liege ein Jahrhundert dazwischen; sticht die alte aristokratische Vorstadt grell gegen das glänzende Quartier der Tuilerien ab, so ist dieß noch mehr mit ihren respektiven Bewohnern der Fall. Ich erinnere mich, als wir über den gepflasterten Hof des Hôtel d'Orleans rasselten, sah ich einen alten Edelmann im Schatten eines Weinstocks sitzen; aus den weißen, stark gepuderten, à l'oiseau royal frisirten Haaren, den türkischen Pantoffeln und dem großgeblumten Schlafrock, kurz aus der ganzen gothischen Toilette schloß ich auf die gothischen Grundsätze des Herrn und meinte nicht anders, als ich habe ein Exemplar der restaurirten Emigration vor mir. Er las eine royalistische Zeitung (wenigstens war sie dieß damals), das Journal des Débats, grüßte uns im Vorbeifahren und empfahl uns mit einem graziösen Wink der Obhut Peters, des Frotteurs. Ich hielt die ehrwürdige Figur für ein Stück von einem Herzog oder Pair aus der alten Schule; aber der Frotteur, der seinerseits einem Operastatisten glich, sagte mir, es sey unser Bourgeois, d. h. der Hausherr. Nun ging es an die Besichtigung der Zimmer, die wir uns wählen sollten. Peter öffnete mit Geräusch die beiden Flügelthüren eines Salons, als wollte er eine Herzogin melden, stieß die Läden auf, die wahrscheinlich seit der Abreise der vorigen hochgebornen Gäste nicht wieder geöffnet worden waren, und rief mit einem dummen Gesicht: voilà le salon de Madame. Es war ein großes, trübseliges Zimmer: nirgends ein Fußteppich auf dem rauhen, kalten Boden; ein Regiment von Stühlen mit gothischen Verzierungen, gleich Grenadieren an den Wänden aufgestellt, zwei Bergären links und rechts vom höhlenartigen Kamin, angelaufene Spiegel, wackelnde Armlenchter, woran jedes Stück so dick als ein Sechsfrankthaler war, eine plumpe Standuhr und ein Tisch, worauf die Revocation des Edikts von Nantes hätte können unterzeichnet werden, (der Form nach war er aus dieser Zeit, und er hätte ganz gut im Kabinet der Madame Maintenon prangen können), dieß war die gesammte Pracht und Notdurft in diesem Gemach, das den Vignetten, womit die alten Ausgaben Marmontels geziert sind, auf ein Haar glich.

Ich seufzte, zuckte die Achseln und fragte nach einer Kammerfrau, um mich in die Schlafzimmer führen zu lassen. Peter öffnete eine zweite Flügelthüre und führte uns durch einen wahren Bienenstock von Zimmerchen, wo in jedem ein kleines Feldbett stand. „Es ist aber nirgends eine Toilette," sagte ich. Dieser uneigentliche Ausdruck für einen Toilettentisch stand nicht in Peters Wörterbuch; ich erklärte mich deutlicher, und da wies er mir einen großen alten, mit Staub bedeckten Spiegel, hoch oben auf dem Sims des Kamins, ein derbes, altmodisch gestricktes Nadelkissen, das am Arme eines Leuchters hing, endlich auf der Marmorplatte einer ungeheuren Kommode eine kleine Fayenceschüssel und eine Glasflasche mit einer Pinte schlammigten Wassers; „hier," sprach er, „ist Alles, was Madame zu ihrer Toilette bedarf." Ich verlangte einen Fußteppich. „Einen Fußteppich, Herr Gott! einen Fußteppich über den schönen Boden da!" — „Wenn es keinen Fußteppich gibt, kann ich nicht hier bleiben." — „Ah, das ist etwas Anderes!" sagte Peter, entfernte sich mit unbegreiflicher Behendigkeit und war im Nu wieder da mit einem alten Stück Tapete, worauf die Liebschaft Telemachs mit der Eucharis, uraiten Angedenkens, zu sehen war, und die nun, nachdem sie wohl mehr denn hundertmal an Frohnleichnam gepranzt hatte, in meinen Dienst kam. „Voilà Madame, sagte Peter, und breitete seinen staubigten Schatz zu meinen Füßen aus, voilà votre affaire."

So zogen wir im Jahr 1816 in den Gasthof ein; sehen wir nun das Gegenstück. Als wir im Hôtel anfuhren, empfing uns ganz im Geschmack unserer Gastgeber ein höchst zuvorkommender Wirth, im kurzen schwarzen Frack, der, wie sein ganzer übriger Anzug, je seiner dienstfertigen Geschäftigkeit vortrefflich paßte. Ich sah mich nach Peter, dem Frotteur, oder einem Majordomus seines Schlags um, und war auf einmal von einem Schwarm leichter, sauberer Kammerjoten umgeben, die ich ohne ihre Sprache und ihre französischen Schürzen für die Dienstmädchen im Schiff zu Dover gehalten hätte. In den Zimmern, wohin wir von meinem Wirth und seinen Gehülfen geführt wurden, war Alles so zierlich, paßte und klappte Alles, wie an einem chinesischen Kästchen. Da war Feuer in allen Kaminen, Teppiche auf allen Fußböden, bewegliche Stühle, strahlende Spiegel, Sophas, auf denen man behaglich der Ruhe pflegen, Tabouretts, auf denen man den Hals brechen konnte, mit einem Wort, aller der komfortable Plunder, alle die unbequemen Bequemlichkeiten meines Kabinets in Kildorestreet. Nicht minder gut eingerichtet waren die Toilettenkabinette: Gefäße, in denen man schwimmen konnte, Wasser genug, eine Schaluppe fort zu machen, Pyschepsiegel, die den eleganten Namen vollkommen rechtfertigten, und all dieser Herrlichkeit gegenüber die Linden und Kastanien der Tuilerien.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Oktober.

Fremden. Kunstausstellung.

Der Sturm ist der ersten Hälfte des vorigen Monats, von dem die politischen Zeitungen — allerdings nicht immer treue — Berichte lieferten, scheint für Dresden vorüber zu seyn. Hoffnungsvoll sieht Jedermann auf den allgemein geliebten Prinzen Friedrich August und dessen gewiß redlichen Willen, als nunmehriger Mitregent die ausgebrachten Klagen und Wünsche möglichst zu berücksichtigen. Ein gleich unbeschränktes Vertrauen des Prinzen und des wahrhaft gütt-

Digitized by Google

gen Königs selbst, so wie des Volkes, genießt der neue Minister des Innern, von Lindenau, so daß wohl nicht leicht eine angemessenere Wahl zu dem in jetziger Zeit doppelt wichtige Posten, als die dieses so einsichtsvollen, kenntnißreichen und wohlwollenden Staatsmannes, zu treffen gewesen wäre.

Der Durchzug der Fremden durch unsere Stadt ist diesen Sommer sehr stark gewesen, und wenn auch die unruhigen Auftritte gegen die Mitte des vorigen Monats viele Reisende, welche einen längern Aufenthalt hier beabsichtigten, auf einige Tage verscheuchten, so wurden doch bald die Namen auf den Eingangsgezetteln der Thore wieder sehr zahlreich, was sie noch immer sind.

Als besonders ausgezeichnet darf man die, zum ersten male in einem weit günstigern Lokal, dem vormaligen Doublettensaale auf der Brühlischen Terrasse, stattfindende Kunstausstellung von diesem Jahre rühmen. Vorzüglich glänzend sind die Fächer der Landschaft- und Genremalerei ausgestattet. Dahl allein hat das Institut wieder mit vielen Arbeiten geschmückt. Besonders zwei darunter, norwegische Darstellungen, eine überaus große Landschaft, ein Morgen, und noch eine mit einem Regenbogen werden gewiß jeden Freund von Natur und Kunst freundlich ansprechen. Es ist wahrlich erfreulich, daß der Künstler, obneracht seiner fast ungläublichen Fruchtbarkeit, das Studium der Natur noch immer darchaus nicht vernachlässigt, wie sonst zuweilen doch geschieht, wenn die Hand einmal einen so hohen Grad von Kunstfertigkeit erreicht hat. Trefflich hat die Dämmerung in einer Landschaft aus den Tyroler Alpen E. Wagner aus Meiningen dargestellt. Eben so sind mehrere Landschaften von Gotthelf und Andern löblich anzumerken. Ein Bekenntnißbändler, und besonders ein Topfbinder von Hamzsch sind köstliche Genrestücke. Eben so wenig darf das Oelgemälde, ein Tyroler mit seinem Mädchen auf der Alp, von Pezl in München, übersehen werden. — An Porträts in Oel gibt es viel Bemerkenswerthes von Vogel, Hartmann, Röhler, Arnold und manchen andern. Höchst interessant ist das Brustbild eines gemeinen Soldaten von Anton Elzner in Wien. Der Künstler hat den Menschen in seiner bereits sehr verbrauchten Montur mit dreieckigem Hute aus der Natur gleichsam herausgestohlen. Alles ist an dem rauh, wie vom Bivouac gearbeiteten Porträt. Das durch keine Ahnung eines Gedanken gestörte Behagen dieses Gesichts, bei der rauchenden Pfeife und einem vor ihm stehenden Glase Branntwein, würde in der Natur vielleicht auf Manchen niederschlagend einwirken, der höhere Forderungen an den Menschen machen will. Hier aber vergißt gewiß Jedermann über dem Grade der Kunstvollendung eine Natur, der es um Vollendung gewiß nie zu thun gewesen ist. — Auch an historischen und religiösen Compositionen fehlt es nicht gänzlich. Sehr ausgezeichnet in ihrer Art ist eine in Oel gemalte Skizze von Overbeck, die Stiftung des Rosenkranzes darstellend; so zweckmäßig gedacht, als meisterhaft hingeworfen. Nur dürften wohl Viele sich mit der alzutiefen Gemeinheit einiger Mönchsgesichter nicht befreunden können. So wahr sie auch sind und so gut sie in den Sinn einer Andacht passen, wie solche das Ganze predigen zu sollen scheint. — Doch nichts mehr von den besondern Vorzügen dieser Ausstellung, da es außer meinem Zwecke liegt, ihr eine Beschreibung zu widmen.

(Der Beschluß folgt.)

Lausanne, Oktober.

(Beschluß.)

Versammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft.

Die zweite der diesjährigen Fragen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, über deren Beantwortung von Mayden Bericht erstattete, war diese: Was soll der Elementarunterricht in Bezug auf die Entwickelung der Geistesanlagen treffen? Einige Stellen dieses Berichtes, welche Angriffe auf den wechselseitigen Unterricht zu enthalten schienen, lenkten die nachfolgende mündliche Erörterung beinahe ausschließlich auf die Vertheidigung des wechselseitigen Unterrichts ihn, der in den Schulen des Kantons Genf und Waadt sehr allgemein und mit anerkannt günstigem Erfolge angewandt und geübt wird. Es ward einleuchtend dargethan: daß der wechselseitige Unterricht für Entwickelung der Geistesanlagen nun vollthätig sich ergeigen kann, weil alles, was er lehrt, erst begriffen und verstanden seyn muß, bevor zu Weiterem geschritten wird; daß der intellektuellen Entwickelung die moralische folgt, indem jene die Grundlage aller wahrhaften Sittlichkeit seyn muß; daß mit Unrecht jenem Unterricht vorgeworfen wird, er gebe mechanisch zu Werke, indem durch ihn vielmehr alle Geisteskräfte des Kindes gemeinsam angeregt werden, und daß die überall geweckte Lernbegierde der Kinder und ihre Lust an der Schule, im Gegensatze mit dem, was früher in eben diesen Schulen herrschend war und jezt noch da angetroffen wird, wo der wechselseitige Unterricht nicht angewandt ist, einen augenscheinlichen Beweis seiner Vorzüge liefert; daß durch ihn die Gewöhnung an Ordnung, Reinlichkeit und Thätigkeit bei den Kindern mächtig befördert wird; daß er bescheiden und gehorchen lehrt, da jeder wechselnd Lehrer und Schüler ist; daß er die beste Schule für geselligen Umgang, für Wohlwollen und Verträglichkeit ist, die in diesen Schulen mächtige Fortschritte gemacht und die früher darin herrschende Zanksucht und rohen oder unsittlichen Worte und Redensarten grobentheils verdrängt haben. Immerhin ward dabei auch von den Verehrern des wechselseitigen Unterrichts anerkannt, daß theilß seine Anwendung und Benuzung weiterer Vervollkommnung fähig sey, theilß aber auch bei und neben ihm die Bildung tüchtiger Schullehrer und die Abfassung zweckmäßiger Elementarbücher unentbehrliche Bedürfnisse des guten Volksunterrichts bleiben. Die zum Theil abweichenden Stimmen äußerten ihre Bestremden darüber, daß der gegenseitige Unterricht als eine Lehrmethode dargestellt werde, während er seinem Wesen nach nichts anders sey, als eine durch die Noth oder durch die Menge von Schülern gebotene Form, nicht des Unterrichts selbst, sondern mehr blos der Anordnung desselben.

Die dritte Frage, über welche Jacquet Bericht erstattete, betraf die Ausnahmen vom auferzunten Prinzip der Gewerbsfreiheit, die für einzelne Gewerbe zu machen seyn möchten, und es wurden die Gründe, welche in polizeilicher, sanitarischer und sittlicher Hinsicht jene Ausnahmen heischen oder empfehlen können, gründlich gewürdigt und in ihren Folgerungen gegiemend beschränkt. — Wir übergehen untergeordnete Rathschläge. Berichte und Erörterungen, welche die Eingaben an den zwei Versammlungstagen veranlaßt haben. Auz diesmal wünschten und erhielten einhundert und elf durch ihre Kantonalabtheilungen empfohlene Schweizer verschiedener Kantone die Aufnahme in die Gesellschaft, die für das Jahr 1831 ihre Versammlung in Zürich zu halten beschloß und den Staatsrath Usteri zum Vorsaße wählte.

Die Aufnahme der Gesellschaft in Lausanne war so herzlich als erfreulich; ehrende Zeichen der Achtung gaben ihr die Regierung des Kantons sowohl, als der Stadtmagistrat. Im Garten der Bogenschützen, der die prachtvolle Aussicht auf den See gewährt, ward der erste, in den ländlichen Gartenanlagen des Verdonnetschen Landhauses Monreyos der zweite Abend zugebracht. Bei den gemeinsamen Mahlzeiten herrschte ein durch Tischreden, Toaste und Gesang erhöhter Frohsinn.

Beilage: Kunstblatt Nr. 82.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 247.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 15. Oktober 1830.

Ach, mein Vaterland! viel sind der Schmerzen, doch lindert
Sie die heilende Zeit, und sie bluten nicht mehr.

Klopstock.

Der Straßburger Münster.

Ich saß beim Vater Rheine,
Sein gutes deutsches Kind;
Im trüben Abendscheine
Die Wogen trieb der Wind.

Ob meinen Häupten schaurig,
Da rauscht' ein alter Baum;
Mein Herz war schwer und traurig,
Und sprach im halben Traum:

Erzähl mir, Vater, Mähren
Aus alter grauer Zeit,
Mir Herz und Geist zu nähren
Mit Kraft und Freudigkeit.

Und horch, ein tiefes Stöhnen
Drang aus der Wogen Gruft,
Und macht' in dumpfen Tönen
Dem bangen Herzen Luft:

„Willst Mähren von mir hören?
Weiß keine dir von Lust,
Doch eine zum Empören,
Die ist mir wohl bewußt.

Siehst du in grauer Ferne
Den Thurm so hoch und hehr,
Das Haupt im Reich der Sterne,
Den Fuß im Häusermeer?

Das ist mein Sohn, der Münster,
Der dort zu Straßburg steht,
Mein Sohn, so ernst und finster,
Vom wilden Sturm umweht!

Aus meinen Liebesarmen
Riß ihn die schnöde Gier,
Und schloß ihm ohn' Erbarmen
Des Vaterhauses Thür.

Da muß er nun verlassen
In tiefem Leid vergehn;
Die Wandrer auf den Gassen,
Er kann sie nicht verstehn.

Mit deutschen Minnesängen
Genährt zur Jugendzeit,
Bleibt von den wälschen Klängen
Das Herz ihm unerfreut.

Er sucht, die seine Halle
Einst sah, die Kaiser groß.
Im Reiche schlummern alle,
Und das ist kaiserlos.

Hoch streckt das Haupt, das graue,
Voll Sehnsucht er empor,
Daß er die Heimath schaue,
Die er so lang verlor.

Digitized by Google

Da hangt mit Liebesblicken
Sein Aug' am fernen Rauch,
Und auf des Schwarzwalds Rücken
Er grüßet Baum und Strauch.

Doch klagt er jede Stunde
Sein Leid mit dumpfen Tons,
Mir nährend so die Wunde
Ob des geraubten Sohns.

Mit ew'ger Glockenstimme
Er flieht so Nacht wie Tag,
Daß ich zu Rach' und Grimme
Die Brüder wecken mag.

Rastlos von Ort zu Orte
Durchell' ich drum das Land,
Und schlag' an jede Pforte
Bis an des Meeres Strand.

Den Baiern und den Baden
Ruf' ich zur Rettung auf,
Der Preuße wird geladen,
Wo neuer Ruhm zu Kauf.

Wohl mahn' ich alter Ehren
Worms, Speier, Mainz und Köln,
Und ruf' zu Waff' und Wehren
Des weiten Reichs Gesell'n.

Doch rührt nicht Herz noch Arme
Mein Leid im Vaterland;
Drob ich zulezt vor Harme
Erstarb' in Hollands Sand."

G. Fein.

Das Gewitter.

(Fortsetzung.)

Sehr ergriff der Unfall die Marquesa, als sie beim Aufstehen Kunde davon erhielt. Obschon durch die ganz gemeine Entwendung eines kostbaren Ringes ihres Vertrauens verlustig geworden, erregte Luise im jetzigen Zustande doch ihre Theilnahme so sehr, daß es der List der Verwundeten vielleicht gelungen seyn würde, das frühere Wohlwollen der Dame wieder zu gewinnen, hätte die Aussage des ergriffenen Urhebers der nichtswürdigen That keinen allzugroßen Schatten auf die vormalige Kammerfrau geworfen. Es war nämlich derselbe Italiener, welcher die Marquesa um einen großen Theil ihrer Juwelen gebracht. Nicht nur im Einverständnisse, sondern sogar auf Anstiften Luisens, hatte er so gehandelt. Sie war seine heimliche Verlobte gewesen und der Raub durch ihre eigene Hand vergraben worden. Der Entflohene wußte selbst nicht den Ort, wo die Sachen sich befanden. Auf seine Briefe hatte er Anfangs zuweilen kleine Geldsummen zugesendet erhalten. Späterhin waren von ihr allerlei Vorwände zur Zurückweisung seiner Forderungen gebraucht worden. Dabei hatte sie ihn gebeten, nur vor der Hand noch durchzukommen zu suchen, und die frohe Zukunft als eine gewiß hinreichende Schadloshaltung für alle gegenwärtigen Entbehrungen in den Hintergrund gestellt. Trotz der Gefahr, welcher er sich dabei aussetzt, führt ihn endlich seine heftige Leidenschaft für Luisens Person in ihre Nähe. Er erfährt, daß sie, ihm völlig untreu, darauf umgeht, sich mit einem andern zu vermählen. So geräth er denn in der Raserei auf den Gedanken, sie seiner Wuth aufzuopfern.

Aus Allem, was bei der Untersuchung zum Vorscheine kam, ergab sich eine Verworfenheit der Verwundeten, welche sie des lezten Fünkchens von Wohlwollen, von Seiten der Marquesa, berauben und auch die mit dem Justitiar geschlossene Verbindung nothwendig wieder rückgängig machen mußte. Bei dieser Gelegenheit kam der Grund ebenfalls mit an den Tag, warum Luise die unläugbare Zuneigung der Marquesa zu dem Baron ohne Aufhören angefacht und bis zur gesetzmäßigen Ehe zu treiben gesucht hatte. Neben dem Plan auf den Justitiar war nämlich die Absicht der Intrigantin dahin gegangen, die sehr reiche Spanierin in der Nähe zu behalten, um ihre Güte fortdauernd mißbrauchen zu können. Die Art, wie es ihr früher gelungen war, die Marquesa mit den Verwundten zu entzweien, um Europa mit ihr durchschweifen zu können, mochte ihr keinen Zweifel gelassen haben, daß auch das neue Projekt glücklich zur Ausführung kommen werde. Jezt war dieses freilich, zugleich mit allen übrigen Hoffnungen der Verschmizten, für immer gescheitert.

12.

Jeder Tag stärkte den Glauben des Barons an die Unmöglichkeit der Täuschung, welche durch seine Gemahlin ihm geschehen seyn sollte, und an das Unglück, das ihm nach einer Trennung von ihr gewiß gewesen wäre. Jeder Tag überzeugte ihn auch mehr, daß seinen Gefühlen für die Marquesa durchaus nichts weiter, als ein von mancherlei Umständen herbeigeführter Sinnenrausch zum Grunde gelegen sey. Statt nach dem Aufhören seines ehelichen Verhältnisses auf das Höchste zu steigen, hatte er sich vielmehr sogleich verflüchtigt.

Der General blieb Zeuge des wieder in voller Blüthe stehenden ehelichen Glückes. Wenn ja die Ansicht des schönen häuslichen Gemäldes, die er täglich vor Augen hatte, sich ihm jemals trübte, so geschah das einzig durch den Gedanken, daß der feste Glauben seines Schwiegersohns an die Aechtheit des Sohnes, welcher seine höchste

Digitized by Google

Freude ausmachte, sich nicht durch Beweise unterstützen ließ.

Eines Abends, wie der General eben auf seinem einsamen Zimmer dieser Vorstellung traurig nachhing, wurde ihm sein alter Bekannter, der Doktor Falk, aus der Residenz gemeldet. Wenige Minuten, nachdem sie allein gewesen, hörte man den General laut aufjauchzen. Bald darauf führte er den geschätzten Freund wie im Triumphe nach der Wohnung seiner Kinder. Die Tochter der verstorbenen Wehmutter, welche die Entbindung der Baronesse ohne Gehülfin besorgt hatte, war plötzlich todtkrank in ihre Heimath zurückgekehrt. Kaum aber hatte sie ihre unwiderstehliche Sehnsucht nach dieser befriedigt gesehen, so war sie verschieden. Im Nachlasse derselben fanden sich Papiere, die ihre Mutter im Gasthofe um so mehr für Pflicht achtete, dem Doktor Falk mitzutheilen, da sich seit den eingetretenen Stürmen im Waldowschen Hause die Ursache derselben immer mehr in der Residenz verbreitet hatte. Aus diesen Papieren ergab sich klar, daß die damals bei dem Doktor im Dienste Stehende das Kind, dessen sie ohne allen Beistand entbunden worden, im Schlafe erdrückt hatte. Die äußerste Todesangst vor der Schande, welche der bis dahin ganz Unbescholtene harrte, zumal da der Verdacht einer wissentlichen Ermordung des Kindes auf sie fallen konnte, trieb sie zu ihrer Mutter, und diese, durch die Verzweiflung ihrer einzigen Tochter erschüttert, entschloß sich zu dem höchst strafbaren Schritte, das Mädchen durch die unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihrer Schwester und dem Doktor anvertraute Fabel zu retten, auf welche Weise das Kind, das ihre Tochter heimlich zur Welt gebracht, eine treffliche Versorgung erhalten habe.

(Der Beschluß folgt.)

Statistische Notizen über die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Der Bostoner Almanach auf das Jahr 1830 enthält folgende statistische Notizen über die Vereinigten Staaten:

Die Beamten der verschiedenen Departements erhalten folgende Gehalte: Der Präsident erhält jährlich 135,000 Franks; die Staatssekretäre des Innern, der Finanzen, des Kriegs, der Marine und der Generalpostdirektor jeder 32,500 Franken; der Vicepräsident und der Großrichter 27,100 Franken, jeder Richter des großen Gerichtshofs 24,500 Franken; die Richter in den verschiedenen Staaten 5,420 — 8,130 Franken.

Die Kriegskosten in der Revolution, von 1775 — 1784 betragen, mit den während des Kriegs gemachten Schulden (231,477,956 Franken), 732,749,870 Franken.

Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten betrug im Jahr 1820 etwa zehn Millionen Seelen; 1810 war sie nur sieben Millionen stark, jetzt schätzt man sie auf 14 Millionen.

1820 zählte man in diesem freien Lande noch 459 Sklaven auf 1000 Seelen, 1776 war das Verhältniß 177.

In den Vereinigten Staaten gibt es 7530 Posthäuser, 1789 gab es blos 75. Die Posten gehen auf einer Straßenstrecke von 45,890 franz. Meilen.

Von 1790 — 1815 waren 2227 Patente ertheilt worden; von 1815 — 1823, 3289, wovon 1093 auf die Bürger des Staates Newyork kommen.

Die Republik besitzt 41 Kriegsplätze, 11 Arsenale, 7 Linienschiffe, 10 Fregatten, 2 Korvetten, 12 Kriegsschaluppen, 7 Goeletten. Es werden gegenwärtig 5 Kriegsschiffe und 6 Fregatten gebaut. Man zählt 7 Schiffsbauplätze und 20 Kanäle, die eine Linie von 946 Stunden bilden.

Die 22 bestehenden Sekten haben ungefähr 19,000 Kirchen, so daß eine auf 737 Einwohner kommt. 4300 gehören den Wiedertäufern, 1600 den Methodisten, 1946 den Presbyterianern, 1050 den Congregationalisten. Die bischöfliche Kirche hat 13 Bischöfe und 507 Priester. In England gibt es blos 11,000 Kirchen, wovon 5 — 6000 den verschiedenen dissentirenden Sekten gehören.

Es gibt 43 Kollegien oder Lyceen, von denen 33, im Jahre 1828, 682 Graduirte (Doktoren) und 2809 niedrige Graduirte (Baccalaureen) zählten. 30 Bibliotheken dieser Kollegien zählten 128,418 Bände, und 25 Bibliotheken der Studirenden 66,750. Außer diesen Anstalten bestehen etwa 20 theologische Seminarien, deren Bibliotheken etwa 40,000 Bände enthalten.

802 Zeitungen kommen heraus; sie bezahlen keinen Stempel, aber ihre Versendung bringt der Post bedeutende Summen ein.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

Genfer Literatur.

Unsere Genfer Literatur hat einiges Gute geliefert. Eine ächt nationale und in wahrer Farbe gehaltene Schilderung sind die Esquisses Genevoises, die in leichten Stanzen, mit Witz, Anmuth und Laune unsere Genfer Sitten und Gebräuche beschreiben. Es sind liebenswürdige Bilder, in denen Alles lebt und webt; z. B. eine Beschreibung der Vogueis, die bei uns die Stelle der Kirmsen einnehmen, aber viel weniger verderblich sind wie jene, da sie nur einen Nachmittag dauern. Wir sehen die bunten Gruppen saftiger Bauern mit ihren Mädchen aus der Nachbarschaft herbeikommen, voraus ein schwechter Geiger; zwischen Bäumen auf dem Gras ist aus schwankenden Balken und Brettern ein Tanzsaal erbaut, offen nach allen Seiten; da tanzen die purpurbraunen Bäuerinnen zwischen eleganten Genfer Grisetten. Bonnen und Köchinnen, der weibliche „Bub,“ im Hemdsmelz zwischen den schwarz an-

Digitized by Google

gethanen Ladendienern, Comptoirburschen und Arbeitern aus der Stadt; Alles ist von Freude, Lust, Liebe und Wein beseelt; auf den schlecht getanzten Walzer, wo Alles untereinander kreißt, sich stößt, tritt und unbändigen Stand macht, folgen die französischen Contretänze. Man sieht, sie sind nichts Fremdes, sondern Landesart; die Mädchen kokettiren, dreihen und wenden sich und geben sich viel Mühe, die Füße hübsch auswärts zu setzen, auch Hälsten und Brust gehörig spielen zu lassen. Wer mit der Steinigen genug getanzt hat oder nur ausruhen und Luft schöpfen will, geht abseits vom Tanzsaal, wo rüstige Karoussels herumschmurren und die Kinder in dichten Haufen um Glücksspiele herumstehen, auch an den Buden mit Back- und Zuckerwerk langwalig aus- und abgehen. Entfernter von diesem Treiben sitzen die Trinker in dichten, schattigen Lauben; seelige Freundschaft herrscht durch und durch, die nur manchmal von den ab- und zugehenden Frauen unterbrochen wird, die ihren Männern guten Rath geben wollen, aber gewöhnlich stark angetasten werden. — In einem andern Gedicht ist recht gut und wahr des Volkes Zufriedenheit über die Rückkehr der alten Ordnung und Genferischen Unabhängigkeit in folgenden Versen ausgedrückt:

Eh bien! pourtant, ces jours d'indépendance
Par tant de peine et de sang obtenus,
Vous le voyez, nous ont été rendus;
Ces magistrats dont nous pleurions l'absence,
Ces bons Syndics au front ouvert et gai,
Les revoilà, sans perruque, il est vrai:
Mais depouillés de préjugés gothiques,
De froids dédains, de morgue et de hauteur,
Et se mêlant, comme aux siècles antiques,
Au peuple heureux dont ils sont le bonheur.

Aehnliches läßt sich über die drei Bändchen Poésies Genevoises sagen, denen aber eine etwas schwülstige Lobrede auf Genf vorausgeht. Gleich stark aufgetragen ist Lob und Preis in einer kleinen Schrift des Grafen Dandolo über Genf, die gestrichen scheint, um einigen Familien du haut sur ihre gastliche Aufnahme zu danken. Die ächten Genfer — und der bei weitem größte Theil ist ächt — haben dergleichen Lob und Fuchsschwänzereien nicht gern, und mögen es wohl leiden, daß man ohne Brimborium die Wahrheit über sie sagt, wenn man nur auch ihr Gutes anerkennt und ihnen Recht widerfahren läßt. Sinn für Poesie, deren Werth, Bedeutung und Höhe kann man ihnen aber nicht nachrühmen. Davon hatten wir vor Kurzem wieder einen sprechenden Beweis. Durch die Anlage des neuen Museums mußten die öffentlichen Anlagen in jener Gegend weggebrochen werden. Darüber ist nun eine Petition elegiaque erschienen, der es nicht an Witz und Laune, aber auch nicht an Schmutz und Gemeinheit fehlt. Demungeachtet erdient dies schmutzige Opus großen Beifall, und erhöht hier den dichterischen Ruf seines Verfassers Petit, der keine Gelegenheit verschmäht, wo er über Lamartine und Victor Hugo matten Witz anbringen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dresden, Oktober.

(Beschluß.)

Industrieausstellung. Das Museum.

Nur ein Gemälde muß ich bei der diesjährigen Kunstausstellung noch berühren: es ist die heilige Elisabeth von Rätz. Schon vor mehreren Jahren war dieses Bild noch unvollendet, eine Zierde der sieißigen Ausstellung; seitdem hat der Künstler die letzte Hand an seine reiche, herrliche Komposition gelegt und ein Meisterwerk vollendet, wie deren in unserer Zeit wenige geschaffen werden.

Die in der letzten Zeit mit der Kunstausstellung verbunden gewesene Industrieausstellung, welche mit jedem Jahre mehr Beifall gewann, wurde diesmal sehr vermißt. Allein mit großem Recht läßt man sie neuerlich nur ein Jahr um das andere stattfinden, damit die durch Einsendungen daran Theilnehmenden zu bedeutenden Leistungen die nöthige Zwischenzeit behalten. Unser polytechnisches Institut scheint einen immer vortheilhaftern Einfluß auf die gewerbliche Ausbildung zu gewinnen und die davon im Voraus gehegten Erwartungen eher zu übertreffen, als hinter ihnen zurückzubleiben. Man bemüht sich auch von Seiten der Regierung wirklich fortdauernd, dasselbe einem immer vollkommeneren Zustande zuzuführen.

Als eine Anstalt, welche die einheimischen, wie die sich hier eine Zeitlang aufhaltenden fremden Gebildeten zur Dankbarkeit gegen den, zu allem Gemeinnützigen so gern die Hand bietenden Unternehmer, den wackern Buchhändler Arnold, auffordert, ist das hiesige Museum. Es fragt sich, ob irgend eine andere größere Stadt Deutschlands ein öffentliches Lesеinstitut von diesem Umfange aufzuweisen hat. Außer den vorzüglichsten französischen, englischen und deutschen Zeitungen und Journalen aus dem Kreise der Politik, enthält dasselbe auch noch aus andern Fächern des Wissens, und besonders aus dem Gebiete der schönen Künste, einen seltenen Reichthum. Was die so zahlreichen, ja zahllosen deutschen Unterhaltungsblätter betrift, so wird schwerlich eines derselben vermißt werden, welches nicht blos als Lokalblatt zu betrachten ist, und sogar nach vielen solchen Blättern sucht man in der schönen Anstalt nicht vergebens. Daß der große Aufwand, welchen ein Unternehmen dieser Art erfordert, auch bei sehr zahlreicher Theilnahme, in einem beträchtlichen Gewinn gewiß nicht führen kann, mußte der umsichtige Gründer desselben voraussehen. Allein sein Zweck ging hauptsächlich auf die Errichtung einer von sehr Vielen schmerzlich vermißten, gemeinnützigen Anstalt dieser Art, und die Gewißheit, daß er solchen, besonders Aemsigen, nicht ohne sehr große Opfer erreichen würde, hielt ihn keineswegs ab, denselben mit Eifer zu verfolgen. Allmählig scheint der Erfolg seine rühmlichen Anstrengungen wenigstens in so weit zu krönen, daß das treffliche Institut ihn nicht mehr in Schaden setzt. Höchst merkwürdig war der Menschenzufluß in diese literarisch-politische Fundgrube nach der Pariser Revolution im Juli. Mit großer Spannung wartete alsogleich eine kleine Lesarmee auf die französischen politischen Blätter, und da deren an sich bereits tende Zahl doch natürlich nicht ausreichen konnte zu Befriedigung der Wißbegierigen, so gingen die ersehnten Papiere, mitunter im eigentlichen Verstande, reißend ab. Das Fach, in dem die Zeitungen großen Formats aufgestellt sind, enthielt, weil die in Leserband befindlichen gewöhnlich von Andern auf sie mit Sehnsucht harrenden unterwegs schon aufgegriffen wurden, keine einzige, die Gazette de St. Petersbourg ausgenommen, welche zu einer ihre Zeile nicht verlassenden Einsiedlerin geworden war. Alle nichtpolitischen Blätter und Zeitschriften betrachtete man damals vollends wie elende Spreu, die blos mit dem Rücken angesehen zu werden verdiente.

Beilage: Literaturblatt Nr. 106.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 248.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Oktober 1830.

Den Staat muß ich haben,
Das Kleid macht den Mann;
Mag auch der Magen
Sich hinter verklagen,
Das ficht mich nicht an.

Französisches Volkslied.

Züge des römischen Volkscharakters.

Die Minenten und Minentinnen.

Putzsucht herrscht unter den einzelnen Individuen jedes Standes und jeder Nation. Aber wo gibt es ein Volk, oder vielmehr blos die Bevölkerung einer Stadt, wo ein einziger Stand vorzugsweise derselben ergeben ist und, selbst unter den härtesten Entbehrungen der nothwendigsten Leibesnahrung, alles, was er erwirbt, auf äußern Kleiderglanz verwendet? oder findet sich wirklich ein solches Volk, oder eine solche Stadt, wo möchte gerade die geringste Klasse diesem Hange ergeben seyn? Rom, das schon in jeder andern Hinsicht eine so eigenthümliche Physiognomie hat, war es vorbehalten, eine Menschengattung in seinem Schooße zu erzeugen, welche, obgleich die letzte, denn die Birbaccioni machen eben so wenig einen Stand unter den Römern aus, als eine Pestbeule für einen integrirenden Theil des menschlichen Körpers gelten kann, und zugleich auch die ärmste, einem übertriebeneren Luxus fröhnt, als verhältnißmäßig selbst die Reichsten im Staate.

Diese Klasse Menschen wird von den höhern Ständen, selbst von dem unmittelbar über ihr, mit dem Spottnamen Minenti (eigentlich Eminenti) belegt, wahrscheinlich weil sie sich so hervorstechend als möglich zu kleiden sucht. Es ist eben so schwer zu bestimmen, wo sie anfängt, als wo sie aufhört, denn nach oben schillert sie in die Handwerke, und nach unten selbst zu den Birbaccionen über, welche leztern, stößt ihnen irgend ein Glücksfall auf, nicht selten Sonn- und Festtags zum nächsten Rigattiere (Trödler) gehen und sich für den Gewinn einer ganzen Woche einen Minentenanzug, die silbernen Schuh- und Beinschnallen nicht zu vergessen, miethen, dabei aber zwei Bedingungen eingehen müssen, erstens, sich mit den Kleidern nicht aus dem Gesichtskreise des Trödlers zu entfernen, und zweitens, sie erst nach der Messe anzuziehen, weil durch das Knieen die Beinkleider beschmutzt und abgenutzt werden. Doch ist der ganzen Klasse, so weit sie sich auch nach oben oder unten verzweigen mag, durchgängig und ohne Ausnahme ein und dasselbe Kennzeichen eigen: bei den Männern nämlich die kurze Jacke (casaciuola) — denn kein Minente trägt einen Frack, welch leztrer noch bis auf den heutigen Tag unter ihnen als ein fremdes, unnationales Kleidungsstück betrachtet und deßhalb auch nicht blos vestito (welches allein schon hinreichen würde, das Kleid vom Kamisole zu unterschreiben), sondern noch bezeichnender vestito francese genannt wird — und bei den Weibern der Carracau, denn keine Minentin trägt ein langes Kleid, das heißt eines, an welchem das Leibchen und der Rock aus Einem Stücke geschnitten sind. Andere Unterscheidungszeichen beider Geschlechter, welche nicht so wesentlich sind, sollen weiter unten bemerkt werden.

Das Genus der Minenten zerfällt in drei Spezies und in eine Spielart. Die Spezies sind die Minenti Paini, die Minenti Trasteverini, welche ich deutsch die Minenten vom alten Schrot und Korn nennen möchte,

Digitized by Google

und die Minenti Vassalli; zu der Spielart gehören die Birbaccioni, wenn sie, wie oben gesagt, an Sonn- und Festtagen einen Minentenanzug gemiethet haben. Die Minenti Paini machen die Stutzer, so zu sagen die Muscadins*) der Klasse aus, jedoch mit Beseitigung des Nebenbegriffs des Hofmachens, welches allen Minenten, wie überhaupt den Römern, fremd ist. Bis zu Wohlgerüchen und Bonbons haben sie es aus diesem Grunde nicht gebracht; aber ihren Hut oder ihr Knopfloch ziert, nach der Jahreszeit, ein Veilchenstrauß, eine Rose, eine Nelke, oder eine Nachtviole. Das Wort Paino ist ein Romanismus, der Crusca freilich unbekannt, desto gebräuchlicher aber unter den Popolanti, den Bewohnern des Volksthorviertels, wo die Minenti Paini am zahlreichsten zu Hause sind. Woher das Wort kömmt, habe ich nicht erfahren können. Diese Spezies hat sich bereits von den Sitten und der Tracht der Vorfahren sehr entfernt, denn statt die sieben Farben des Regenbogens an sich zu haben, ihren Unterleib zur Haltung des Beinkleids mit der seidenen Schärpe zu umgürten, und das Haupt mit dem buntgestrickten Netze zu bedecken, wählen sie das sammtne Wamms und Beinkleid von einer einzigen, meistens dunkeln Farbe, hängen letzteres an Hosenträgern auf und tragen Hüte im neuesten Geschmacke von Castor; ja sie haben sogar die alten ehrwürdigen, tellergroßen Schuh- und Beinschnallen gegen Bänder vertauscht und die Ohrringe abgeschafft. Läßt sich ein Minente Paino im Trastevere sehen, wo die zweite Spezies der Minenten wohnt, so wird er ausgelacht, und weil er dieß nicht gelassen erträgt, mit Steinen geworfen, worauf, da er wieder wirft, nicht selten ein Kampf auf Leben und Tod erfolgt. Zuweilen fällt es gar einem ein, um eine Trasteverinerin zu freien. Dann entstehen veronesische Geschichten: die Kapulets vom Volksthore schwören den Montagnes jenseits der Tiber blutige Rache, und Sor Romeus erhält eine Coltellata in den Unterleib, Sora Julchen aber muß, wenn auch kein Gift, doch den Schleier nehmen.

Die Tracht der trasteverinischen Minenten ist die wahre klassische und zwar Tracht schon im obigen angedeutet: sieben verschiedene Kleidungsstücke, Jacke, Weste, Halstuch, Beinkleid, Schärpe, Strümpfe und Schuhe, von eben so viel verschiedenen Farben. Zu der dritten Spezies gehören die Minenti Vassalli, das heißt, alle Vetturins, Kärners- und Beinkärnersknechte, welche den Paino, das heißt den Stutzer, machen wollen. Da sie, ihrer Beschäftigung wegen, meistens der freien Luft, also dem Winde und dem schlechten Wetter ausgesetzt sind, so hat ihr Hut nicht die umgestürzte Kegel-, sondern die Pyramidalform und ist nicht schwarz, sondern grau wie der Koth, in welchen er, trotz dieser vortheilhaften Figur, nicht selten fällt. Aus demselben Grunde tragen sie auch, statt der Strümpfe, lederne, bis über die Knie reichende Kamaschen, welche nicht zugeknöpft, sondern mit Riemen zugeschnallt werden. Außer diesen allgemeinen Unterscheidungszeichen erkennt man sie an dem farbigen Halstuche, welches sie, statt wie die übrigen Minenten um den Hals gebunden, nachlässig vorn zugeknüpft und über die Schultern herabhängend tragen. Um die unterscheidenden Merkmale aller drei Spezies in einem Zuge zusammenzufassen, bemerke ich, daß die Paini zur Bedeckung des Kopfes nichts als den französischen zugestutzten Castorhut, die Minenti Trasteverini und Minenti Passalli aber, erstere das elegant gestrickte Netz, letztere die baumwollene bunte Armensündermütze unter dem Hute tragen. Von der Spielart der Minenten, den Birbaccioni, wenn sie an Sonn- und Festtagen die Kleider derselben gemiethet haben, läßt sich nichts weiter sagen, als was bereits oben darüber angemerkt worden ist.

In der Lebensart sind die drei Spezies und die Spielart so sehr verschieden wie in der Kleidung. Die Paini gehen in die Kaffehäuser, essen ein Glas Gefrornes (gelato) und lassen sich und ihre Gemahlinnen (Spose, denn Frauen (Mogli) haben sie nicht) an Sonn- und Festtagen auf dem Korso kutschieren; in den Trasteverini hat sich die alte Sitte, Liebe zum guten Weine (buon sugo, wie der Kunstausdruck heißt), erhalten, weßhalb sie einen großen Theil ihres Lebens in den Osterien zubringen, dann und wann auch ihre Frauen (denn von Gemahlinnen wissen sie nichts) nebst Kindern in einer eigenen einspännigen Kalesche, wenn sie eine haben, vor das Thor spazieren führen; die Vassalli besuchen die Bettole (die niedrigsten Kneipen), wo sie sich die Trippe in umido (Kaldaunen) wohlschmecken lassen, übrigens weiter keine vorherrschende Passion haben, als dann und wann zur Abwechslung auf einem hübschen Esel zu reiten, und die Minenti Birbaccioni speisen, was sie haben, von der Faust unter freiem Himmel, oder saugen, wenn sie nichts haben, an den Tatzen, wie die Bären. Um von ihrem Charakter ein Paar Worte zu sagen, so sind die Paini verweichlicht, aber arbeitsam, wenn sie nicht ausruhen, die Trasteverini rachsüchtig, zänkisch, doch leicht versöhnlich, und überdem (sagt man) ehrlich, und den Vassalli, welche mehr mit Pferden als mit Menschen verkehren, sind alle guten und bösen Eigenschaften der erstern eigen, nur nicht die Gelehrigkeit. Was die Birbaccioni anbetrifft, so lassen sich diese (in Spaß oder Ernst genommen, wie man will) die tugendhaftesten von allen nennen: sie arbeiten nicht, sie betteln nicht, sie stehlen nicht; warum? weil sie nichts brauchen! So zeigt sich an diesen achtbaren Leuten die

*) So hieß ehemals in Frankreich eine Art parfümirter Bonbons, nachher auch diejenigen, welche dergleichen bei sich führten und den Damen anboten.

Digitized by Google

Wahrheit praktisch bestätigt, daß die Enthaltsamkeit die Mutter aller Tugenden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Das Gewitter.

(Beschluß.)

Ein Brief der verstorbenen Wehmutter, ohngefähr ein Jahr später an die Tochter geschrieben, berührte ziemlich alle Umstände mit der rührendsten Klage. Sie schrieb, daß das Gewissen dieses einzigen fälschlichen Vorgebens wegen sie Tag und Nacht peinige. Schon mehrmals habe sie auf dem Punkte gestanden, die Sache ihrer Schwester und dem Doktor Falk zu entdecken und sie bürge nicht dafür, daß der Schritt nicht noch geschehe. Ein plötzlicher Tod der Wehmutter schütze jedoch die Mutter des erdrückten Kindes vor jener Entdeckung.

Die vorgefundenen Briefe waren schon allein hinreichend, das Ganze der Umstände zu überschauen, und was ja noch einer Erläuterung bedurfte, das hatte der Doktor Falk ebenfalls völlig herausgebracht. Die Papiere gaben nämlich auch über den Vater jenes Kindes Auskunft. Sogleich hatte der Doktor sich zu diesem verfügt und bald durch Bitten, bald durch Drohungen von dem jungen Manne den vollständigsten Aufschluß über Alles erhalten.

Das selige Verstummen, womit Waldow jetzt den Arm um Gemahlin und Kind legte, war die heiligste Beredsamkeit. Des hochbeglückten Vaters Blick nach oben entdeckt vielleicht eine Abbitte der Vorwürfe, welche sein Herz, überwältigt vom Unmuthe über das Leiden seiner schuldlosen Tochter, der ewigen Gerechtigkeit gemacht hatte.

13.

Schon standen Wälder und Gärten im bunten Herbstschmucke da, als die, seit mehreren Monaten abwesende Marquesa wieder auf Weltersthal einsprach. Nie noch hatte man sie so wahrhaft heiter gesehen. Zum ersten Male gab sie jetzt einigen Aufschluß über die seitherige Entzweiung mit ihrer Familie. Das Mißverständniß war, wie schon erwähnt, ebenfalls durch Luise erregt und unterhalten worden. Ein Tags zuvor angelangter Brief von der jetzt wieder im gemeinschaftlichen Vaterlande lebenden Verwandten, welche sie vor einiger Zeit in der Residenz gesprochen, sagte dieß, und zugleich, daß Alles ausgeglichen sey und die so lange schmerzlich Entbehrte von den Ihrigen mit Sehnsucht erwartet werde. Sie gestand, daß sogar eine, auf festerem Grunde beruhende Liebe ihr gewiß keinen dauernden Frieden gewährt hätte, so lange die Verhältnisse mit den Geliebten in der Heimath abgebrochen geblieben wären, und träumte bereits von den Freuden, welche sie in der Verwandten Mitte, am Ufer der Guadalete empfangen würden. „Denkt mein!“ bat die Marquesa beim Abschiede. „Gewiß stets in Liebe!“ erwiederte die Baronesse.

Eine Woche später, an einem für die Jahreszeit ungewöhnlich warmen Nachmittage, saß die Familie Waldow wieder in demselben Zimmer, wo wir sie kennen lernten. Diesmal aber zog keine dunkle Wolke über die nahen Berge heran. Die Baronesse erzählte ihrem Vater vom damaligen Gewitter. Sie konnte ihm die Angst nicht groß genug beschreiben, welche in ihr gezittert hatte. „Wenigstens,“ sprach er, „müßt ihr zugeben, daß jenes Gewitter von recht wohlthätigen Folgen gewesen ist. Abgesehen davon, daß jetzt ein schöner, massiver Gasthof an der Stelle des abgebrannten steht, hat es auch auf eure Lage einen gar erfreulichen Einfluß gehabt. Euer Verhältniß schien zuvor allen Stürmen zu trotzen; gleichwohl sah es sich auf einmal mit gänzlicher Auflösung bedroht. Seitdem hat euch die eigene Erfahrung belehrt, wie leicht jeder, der nicht immer auf seiner Hut ist, auf dem ebensten Wege den gefährlichsten Fall thun kann. Im Feuer der Prüfung bewährt, wird nun Eure Liebe um so fester stehen.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

(Fortsetzung.)

Genfer Literatur.

Von besonderm Interesse sind die historischen Glanures des Bernischen Barons Grenus, der unser geschicktester und thätigster Archivar ist. Alles, was er aus dem Staub der Urkunden mittheilt, hat großes drtliches Interesse. Manches sogar ein sehr allgemeines. Hierher rechne ich unter andern einen lateinischen Bericht des päbstlichen Nuntius Ludovicus d'Aquino in Luzern, der dort von 1609 bis 1614 residirte. Ich will hier einen wörtlichen Auszug daraus mittheilen:

„Der Nuntius muß immer in gutem Vernehmen und Freundschaft mit den fremden Gesandten in der Schweiz stehen, denn diese haben lange Arme und führen das ganze Land an einer goldenen Kette. — Es ist gewiß, wenn mich der französische Gesandte in Solothurn hätte in den Walliser Angelegenheiten, wo ich mir so viel Mühe gab, unterstützen wollen, so hätten wir gewiß alle Neger aus Wallis gejagt und alle Einwohner wären nun katholisch. — Wollte man den Leuten erlauben, über Religionsangelegenheiten zu raisonniren und zu disputiren, so wäre es bald mit dem katholischen Glauben aus, denn den Keyerbunden wäre es ungeheuer, ihr Gift den armen unschuldigen Leuten beizubringen. — Das Mißgethat erbeischt die ganze Aufmerksamkeit des päbstlichen Nuntius. Indessen habe ich mit guten und schönen Thalern den Gouverneur von Mailand bewogen, daß er fene Thalbewohner mit Schießung des Passes bedroht, über den sie müssen, um Kern zu ihrem Unterhalt aus dem Mailändischen zu holen. — Die Schweizer sind Holz auf ihre Freiheit und ihre Macht. Um ihr Wohlwollen zu bewahren, muß man sich nach ihrem eigenthümlichen Charakter richten. Mit man den natürlichen Stolz und den Dünkel dieser Herrn zu seinem Zwecke benutzen, so muß man sie mit großer Höflichkeit bei sich empfangen, sie grüßen, ihnen die Hand drücken, so wandern es Landessitte ist; man muß auch Sorge tragen, daß die Domestiken gegen die niedern Stände dasselbe beobachten, äußerlich immer sehr höflich seyen, vor Jedem den Hut abnehmen, be-

Digitized by Google

sonders wenn man erst im Land angekommen ist, denn dies mißtrauische Volk sieht nach allen Kleinigkeiten und will Alles wissen, was bei Gesandten und vornehmen Fremden vorgeht. Besonders höflich muß der Nuntius gegen die Rathsmitglieder in diesen Republiken seyn, auf daß die Leute nicht sagen, wie sie oft pflegten, die Welschen und Italiener hatten ihre Herrn nicht hoch. — Um das Wohlwollen einer arroganten und eitlen Nation zu gewinnen, gibt es kein besseres und sichereres Mittel, als den Leuten zu beweisen, daß man ihre Landesgeschichte gelesen hat und daß man die Lobeserhebungen auswendig kennt, die sie sich selbst in den Büchern geben. Durch dieses Mittel läßt man die Leute glauben, man sey ganz auf ihrer Seite und man achte sie ihrer besondern guten Eigenschaften wegen. — Sehr angenehm ist es dem Volk, wenn der Nuntius oft in die Kirche geht, besonders wenn er selbst die Messe liest oder dabei hilft. Durchaus nöthig aber ist es, daß er an den großen Festen regelmäßig dem Gottesdienst und den Prozessionen beiwohnt, denn darauf halten die Herren gar viel. — Die nördlichen Völker lieben alle den Trunk, und machen sich durch Trinken bei ihren Gastmalen und Essereien lustig. Deßhalb gibt es kein sichereres und kräftigeres Mittel, das Wohlwollen der Herren Schweizer zu gewinnen, als ihnen oft solche Gastereien zu geben. Sie sind gänzlich den sinnlichen Genüssen hingegeben. — Wenn der Nuntius in Luzern ankommt, so muß er gleich die Mitglieder des kleinen Raths einladen, ihm die Ehre ihres Besuchs zu gönnen. Immer Einige auf einmal; ihrer sind ungefähr vierzig, und sie regieren die Republik; hernach auch die Mitglieder des großen Raths, der viel zahlreicher ist. Es darf ja keiner vergessen werden, denn solches würde übel genommen und als Beleidigung aufgelegt. Der Nuntius wird wohl thun, ein förmliches Verzeichniß der dieser Herren zu haben, um sie alle nach einander und nach ihrer Ordnung im Rathe einzuladen, denn darauf halten sie gewaltig. — Aber auch die häufigsten Einladungen würden zu nichts nützen, wenn bei den Gastereien nicht viel Schüsseln, und zwar Alles Speisen nach der Landesart aufgetragen würden, die der Nuntius annehmend rühmen muß. Außerdem muß man wenigstens zwei bis drei Stunden bei Tisch sitzen. — Der Nuntius muß sich Mühe geben, alle ähnlichen Ceremonien und Landesgebräuche kennen zu lernen, und wenn er ausmerksam ist, wird er täglich in dieser Beziehung etwas Neues lernen. — Die Leute des Nuntius müssen dem päpstlichen Stuhl mit Leib und Seele ergeben seyn. Um das gemeine Volk zu gewinnen, müssen diese Domestiken mehrmals im Jahr die Handwerksleute einladen, die für die Nuntiatur arbeiten, und müssen dabei tüchtig trakiren und zumal den Wein nicht sparen. — Wenn man mit Schweizern zu thun hat, so muß man immer den Wunsch ausdrücken, die vom apostolischen Stuhl ertheilten Privilegien sich eher mehren, als mindern zu sehen. — Mit Versprechen muß jedoch der Nuntius gar vorsichtig seyn und langsam zu Werke gehen; dies verlangt durchaus die Klugheit, denn es gibt kein Volk auf Erden, das den Versprechungen bestimmter seinen Vortheil gesetzt; wenn die Schweizer glauben, daß ihnen Jemand etwas versprochen hat, so verlangen sie auch, daß er es halte. — Die Schweizer finden, daß nichts angenehmer sey, als zu empfangen, und darum sind sie so sehr auf Geschenke versessen. Der Nuntius kann nicht oft genug von diesem wirksamen Mittel Gebrauch machen. — Ich habe einige angesehene Personen mit Leib und Seele gewonnen, weil ich ihnen den Titel: Ritter vom goldnen Sporn, verschafft. — Vor Allem muß sich der Nuntius sehr in Acht nehmen, irgend einen Gebrauch, irgend eine Landesgewohnheit zu tadeln. — In Kleidern, Nahrung, in Schlafen und Wachen sind sie sehr verschieden von den Italienern, und in vieler Beziehung fehlt es ihnen an Art und Höflichkeit. Aber alles dies muß der Nuntius gelassen ertragen und kein Wort darüber laut werden lassen. Ein Gleiches muß er seinen Domestiken empfehlen." — Nach diesem Bericht wurde die Instruktion für den päpstlichen Nuntius in der Schweiz abgefaßt, und sie gilt noch bis auf den heutigen Tag, wie die Beobachtungen, auf welche sie sich gründet, denn die Schweizer haben sich in den angegebenen Beziehungen um kein Haar geändert.

In Lesage's historischem Atlas, den Sie verbessert und vervollkommnet in deutscher Uebersetzung besitzen, fehlt die Schweizer Geschichte. Dies bewog Hrn. Huber, Offizier im Schweizerischen Generalstab, auf einem Blatt, nach der Lesageschen Methode, die Lücke passend auszufüllen. Dies ist ihm nun auch recht gut gerathen, wiewohl die zerstückelte und verwickelte Schweizergeschichte gewiß nicht leicht zu behandeln war. Die Darstellung ist ihm sehr gut gelungen, sie ist klar und augenscheinlich. Ich zweifle nicht, daß diese Karte auch ins Deutsche übersetzt werden wird. Der Lesagesche Atlas hat das Gute, daß man ihn nach und nach erweitern und auf die Detailgeschichte von immer mehr Ländern ausdehnen kann. Ich weiß, daß Lasacas des seligen sehr billigt, wie er es denn auch mit dieser Schweizerkarte getham hat.

Weniger nützlich, ja sogar schädlich sind die zahlreichen Uebersetzungen lateinischer Klassiker, durch den Gebrauch, den man hier von ihnen macht. Unser Professor der lateinischen Literatur erlaubt seinen Schülern, bei ihren Arbeiten dergleichen Uebersetzungen zu Hülfe zu nehmen. Da werden die jungen Leute große Fortschritte machen. Anstatt nachzudenken, zu suchen, zu vergleichen und zu erwägen, werden sie sich gleich an die bequeme Efelsbrücke machen, auf der sich so leicht über alle Schwierigkeiten schreiten läßt. Fragt man jetzt bei unsern Buchhändlern: was wird am meisten gekauft? so heißt es einstimmig: Uebersetzungen lateinischer Klassiker. Das wird bald tüchtige Lateiner geben!

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nr. 242: Schleyer. Leyer. Eyer.

Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.
Tief versteckt es sich selbst in den Theilen, so wie in dem Ganzen;
5. 6. 7. 1.
Bin ich poetisch, so wird schon das geheime Versteck.
2. 3. 6. 7. 4.
Laßt die Furie nicht eindringen in gute Gesellschaft;
6. 4. 5. 1. 2. 7.
Sonst verwandelt in mich schnell sich das sanfteste Weib.
4. 3. 1. 2. 7.
Eh' es strafte die Welt ob dem Sündengräuel der Menschheit,
3. 4. 1. 2. 7.
Da erschuf mich zum Heil Cimer, ein Kenner des Weins.
2. 3. 6. 4.
6. 3. 1. 2.
Beide wir schätzen und ehren und zieren mit unserer Schönheit,
Jenes den schönsten Kopf, dieses den herrlichsten Bau.
5. 5. 4.
Wenn er den Raub erspäht, und eh' ihn gierig er fasset,
4. 5. 6.
Kreiset auf mit zuvor lustig der Räuber herum.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 249.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 18. Oktober 1830.

Will mich unter Hirten mischen,
An Oasen mich erfrischen;
Jeden Pfad will ich betreten,
Von der Wüste zu den Städten.

Goethe.

Ueber Egypten.

Aus einem Schreiben des österreichischen Konsuls Acerbi in Egypten.

Im Nil-Arm bei Rosette unter Terrain, 21en April 1830.

Ihr Schreiben vom 26ten Nov. des vorigen Jahres erreichte mich auf meiner Exkursion durch Egypten. Ich habe das Vordertheil meiner Dahabia (Schiff mit gedeckten Zimmern) wieder nach Alexandrien, meinem Aufenthaltsorte, zugewendet; allein da gerade ungünstiger Wind mich nöthigt, am Ufer zu verweilen, so will ich mich für diese Unannehmlichkeit durch die Unterhaltung mit einem Freunde schadlos halten. Aus meiner gegenwärtigen Reisedirektion werden Sie sehen, daß es allmählig dem Ende zu geht. Ich habe Fayum besucht, das ich im vorigen Jahre nicht zu sehen bekam; aber wahrhaftig, das Land der Rosen hat nur noch die Dornen behalten. Diese berühmte Provinz, die durch eine alte und weise Regierung der Wüste abgewonnen wurde, hätte mehr, als irgend eine andere in Egypten, der väterlichen Sorgfalt nöthig; weil ihr diese fehlt, so ist sie jetzt die ärmste und unglücklichste von allen. Ihre Fruchtbarkeit war die Tochter der Weisheit und des Fleißes; überall waren sonst ungeheure Dämme, gut angelegte Wehre und Kanäle, die auf kunstvolle und gleichförmige Weise die befruchtenden Gewässer des Nils vertheilten und mittelst des berühmten Josephkanals (Bahr Jusuf) mit wunderbarer Kraft, über hundert Meilen weit, immer längs den Einbiegungen der libyschen Gebirgskette, leiteten. Dämme und Wehre erfordern sorgfältige Ausbesserungen; aber die Türken haben den Grundsatz, nie etwas auszubessern.

In Hinsicht der Alterthümer hat diese Provinz für Augen, die an Thebens Trümmer gewöhnt sind, nichts Merkwürdiges aufzuweisen. Ein armseliger Obelisk liegt einsam in einer großen Ebene bei Beghigh; seine leicht eingegrabenen Hieroglyphen setzen ihn in die Zeit des Verfalls der Kunst. Aus dem Zeichen des Vornamens des Erbauers läßt sich auf den wirklichen Namen, der unter der Erde begraben liegt, schließen, und täusche ich mich nicht, so habe ich den Namen des Königs Nectanebo aus der dreißigsten und letzten Dynastie der Pharaonen gefunden; denn Champollions schöne Entdeckung der Vornamen, nebst den Tafeln von Abydos, setzt uns in den Stand, die Namen der Pharaonen zu lesen, selbst wenn sie bald erloschen, verdorben oder mangelhaft sind. Die Pyramiden von Fayum bestehen aus rohen Backsteinen; allein von dem berühmten Labyrinthe findet sich keine Spur, wenn man auch noch so sehr sucht, wie ich es mit Herodot und Strabo in der Hand that. Ich habe das Wasser des Sees Möris gekostet und vollkommen trinkbar gefunden, was auch die Franzosen in der Description de l'Egypte sagen mögen. Doch ist zu bemerken, daß der See in diesem Jahre durch eine ungewöhnliche Ueberschwemmung gefüllt wurde.

Glauben Sie nur den Schriftstellern nicht, welche diesen See für einen künstlichen halten. Nach meiner Meinung war es nichts anders, als ein natürliches Becken,

Digitized by Google

welches die weisen Egypter (vielleicht unter dem Könige Möris) für tauglich hielten, den Ueberfluß der Gewässer aufzunehmen, im Falle man sie bis dahin, zur Besruchtung jener Wüste, leiten könnte. Sonst zeigt sich nichts Wichtiges aus dem Alterthume. Auf den Ruinen des alten Arsinoe findet man nicht einmal den Namenszug der Frau, die diesem Distrikte den Namen gab, so wenig als den ihres wohlthätigen Gemahls. Auf der Rückkehr von Fayum nach Cairo konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, Suez und das rothe Meer zu besuchen. Mit Kemthieren bin ich über den Polarzirkel gereist, und so fand ich es denn ganz in der Ordnung, unter dem Wendekreise einen Dromedar zu besteigen. In vier Tagen und drei Nächten durchzog ich, so beritten, die Wüste, welche das rothe Meer von der Hauptstadt Egyptens trennt, und nun liegt das steinige Arabien vor mir. Den Meerbusen passirte ich ungefähr an der nämlichen Stelle, wie Moses.

In dem steinigen Arabien befinden sich die sogenannten Mosesquellen, drei Stunden von Suez. Ich hatte Lust, bis zum Berge Sinai vorzudringen; aber in meinem Alter thut man nicht mehr, was man will, sondern nur, was man kann. Auch wurde ich überdieß durch zwei unangenehme Zufälle von meinem Vorhaben abgehalten; der eine traf meinen Diener, der andere einen Reisenden aus England; beide wurden von ihren Dromedaren aus dem Sattel geboben und stark verlezt. Sie sollten aber auch sehen, in welcher Höhe der Reiter auf diesem Thiere sizt, wenigstens acht Fuß hoch. Bei den Mosesquellen fand ich Spuren von Venedigs Macht. Wie Sie wissen, hatte die Republik eine Flotte ausgerüstet, um die Portugiesen im rothen Meere zu bekriegen. Das war ihre letzte Anstrengung, um den Zepter des Seehandels zu behalten, welcher nach Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung, ihren Händen entfiel. Die Venetianer letteten, durch gut gebaute Kanäle, das Wasser der Mosesquellen zwei bis drei Meilen weit mitten durch die Wüste, um es bis zum Meeresufer zu bringen. Aber mit den Kosten, welche ihnen der Bau jener Flotte in einem Lande verursachte, wo weder Holz, noch Eisen, noch Tauwerk zu haben ist, hätten sie den ganzen Isthmus durchschneiden können, wobei sie nur den Spuren des alten Kanales zu folgen brauchten. Dieser Kanal ist selbst dem sichtbar, der ihn nicht sehen will, und ich bin wohl zwei Stunden darin auf meinem Dromedar geritten. Er hatte seine Mündung in dem nilusischen Arme, und diese alte Kommunikation kann nicht länger in Zweifel gezogen werden; das Werk der Franzosen hat es bewiesen. In Suez wurde ein indisches Dampfschiff erwartet, und in dem Meerbusen befand sich ein Kriegsschiff der Kompagnie, welches sorgfältig die hydrographische Karte des ganzen Golfs von Suez bis Bab-el-Mandeb berichtigt. Von Suez kehrte ich nach Cairo zurück, wo ich mein Fahrzeug wieder bestieg und auf dem Arme von Damiette hinabfuhr, um alles Merkwürdige an diesem östlichen Theil des Delta zu untersuchen. Ich habe die vier Arme, den pelusischen, sanitischen, mandesischen und fatmetischen rekognoscirt, das alte Bubastis und Atribis und Tanis besucht, so wie auch den See Menzaleh bis zu dem einsamen und verlassenen Pelusa, wo der große Pompejus als Opfer der schändlichsten Verrätherei fiel. Es wächst da kein Pflänzchen mehr, kein Thier athmet in diesen Einöden, die von so schwarzem Verbrechen befleckt worden. Nun bin ich wiederum in Cairo, wo ich Ihr werthes Schreiben erhielt, und im Begriff, den Arm von Rosette neuerdings zu beschiffen. Vor meiner Rückreise nach Alexandrien, mußte ich die koptischen Klöster und die alkalinischen Seen betrachten, die in dem sogenannten Natronthale liegen, und ich schreibe noch ganz warm von dieser Reise. Ich kann nicht so weitläufig, als ich wünschte, über diese Merkwürdigkeiten schreiben, denn der Brief würde zu groß; ich melde Ihnen daher blos, daß ich bei den Natronseen mit einem trefflichen Chemiker, dem Sohne des berühmten Darcet aus Paris, zusammentraf, und daß ich von ihm Erläuterungen erhielt, wie ich sie sonst von Niemanden erwarten konnte. Er wird seine chemische Reise drucken lassen, sobald er nach Frankreich zurückgekehrt ist. In dem Natronthale hat sich ein Italiener (ein gewisser Baffi) niedergelassen und auf drei Jahre den ausschließlichen Pacht jener salzigen Substanz (Soda-Carbonat) übernommen, um sie raffinirt nach Europa zu liefern, wohin sie bisher blos in rohem Zustande und verunreinigt kam. Er hat auch mit bestem Erfolge die Fabricirung des Salpeters ohne Feuer und mit Verdunstung an der Sonne eingeführt. Eine so einfache Idee kam früher Niemanden in den Sinn, nicht einmal den gelehrten Franzosen der Expedition. Baffi, der weder ein großer Chemiker, noch Gelehrter, sondern nur ein mittelmäßiger Apotheker von Pergola ist, hat dem Pascha durch dieses Fabrikat Millionen verschafft. Eben so einfach ist die Reinigung des Natron, und er hofft, großen Gewinn daraus zu ziehen.

Die egyptischen Alterthümer kosten hier mehr, und sind seltener geworden, als in Europa. Eine kleine Statue von Bronze, etwas über einen Fuß hoch, ganz verkalkt und mit einer Beschädigung an einer Schulter, wurde, in meiner Gegenwart, in Alexandrien mit 800 Thalern bezahlt; aber das Stück dürfte auch den schönsten Zeiten Griechenlands angehören. In Livorno sind drei oder vier Sammlungen, die man nicht anbringt; in London befinden sich sehr schöne Stücke, um die Hälfte wohlfeiler, als hier. Stücke von gewöhnlicher Arbeit und aus der rohen Epoche finden sich häufig; aber um solche zu haben, die man den Ueberresten von Pästum gleichstellen könnte, würde etwa ein Basrelief aus der achtzehnten Dynastie, vor der Gründung von Pästum, erfordert; denn es ist und bleibt wahr, hier ist die Wiege

Digitized by Google

aller Künste, und die Griechen waren blos glückliche Nachahmer der egyptischen Kunst; sie kopirten die Egypter, wie Virgil den Ennius, und mit demselben Talent. Champollions Werk wird Ihnen einen Begriff von der egyptischen Kunst vor der christlichen Zeitrechnung beibringen, und Sie werden über diese Vollkommenheit, Mannigfaltigkeit und Eleganz in den zeichnenden Künsten jener fernen Zeit erstaunen. Das große Werk der Description de l'Egypte gibt Ihnen eine Idee von der Architektur, aber nicht von der Skulptur; denn die Zeichner und Kupferstecher haben den wahren Charakter der Epochen der verschiedenen Denkmäler durch ihren französischen Styl und Manier ganz verwirrt und verdorben.

Züge des römischen Volkscharakters.

(Beschluß.)

Ueber die Weiber der Minenten kann ich mich kürzer fassen, da sie, dem Charakter und den Kleidern nach, die Abbilder ihrer Männer sind. Die Paina trägt, wie ihr Gatte, nur zwei Farben an sich, das Carrakau von grüner und den Rock von blauer Seide, oder auch umgekehrt; alles übrige ist weiß, was bekanntlich keine Farbe ist. Im Kopfputze herrscht aber eine gewisse Nüance, und durch diese zerfallen sie in zwei Klassen, nämlich in die mit dem silber- oder goldbesetzten, und in die mit dem schlichten Kamme. Erstere, der vorzugsweise Pettine heißt, ist nicht allein das Zeichen der Wohlhabenheit, sondern auch des theilweisen Rückfalls in den klassischen Minentismus, der schlichte Kamm dagegen deurkundet die vollendetste Stutzerin. Er wird deßwegen auch nicht Kamm, sondern Spicciatore genannt, ein Wort, welches der Cruska eben so fremd ist, als die Cruska den Minenten. Ohrringe trägt zwar die Paina, doch sehr kurze; in Einem aber stimmen alle Minentinnen dieser Klasse überein, nämlich im Abscheue vor den tellergroßen Schnallen. Die Schuhe, bei den reicheren von weißem Atlaß, bei den ärmeren von weißem Leder, werden mit Bändern um das Unterbein befestigt. Ob, was die Lästermäuler den Paine nachsagen, diese nur aus demselben Grunde den Pretiosen feind sind, welcher den Fuchs die Weinbeeren sauer finden ließ, lasse ich dahin gestellt seyn; ausgemacht ist, daß sie sowohl, wie ihre Gemahle, mehr Geld in den Leib, als darauf verwenden. Die Trasteverinischen Minentinnen sind die wahren Repräsentantinnen des antiken weiblichen Kostüms, wie es schon seit Jahrhunderten jenseits der Tiber Mode gewesen: wie an ihren Männern, sind an ihnen die sieben verschiedenen Kleidungsstücke, sämmtlich von Seide oder Sammet (Netz, Halstuch, Carracau, Rock, die Garnirung desselben, Schürze und Schuhe), von den sieben Farben des Regenbogens; ja einzelne darunter, zum Beispiele das Carracau mit seinen unendlichen Bauschen, Falten, Näthchen, Schößen, und deren Besetzungen mit Litzen, Franzen und Bändern, haben diese schon für sich aufzuweisen. Wie es aber das Schicksal aller menschlichen Dinge zu seyn scheint, daß sie sich nicht rein und unvermischt in ihrer Einheit erhalten sollen, so auch das weibliche Kostüm jenseits der Tiber: einige Weiber tragen das Netz (und dies scheint mir, den glaubwürdigsten, darüber eingezogenen Erkundigungen zu Folge, der wahre antike, klassische Kopfputz zu seyn), andere, bei bloßem Kopfe, den silbernen Kamm. Die Ohrringe und Schuhschnallen machen zwar, obgleich an sich das ächte und unbezweifeltste Unterscheidungszeichen einer Trasteverer Minentin, auch kleine Nüancen, doch nur in der Quantität, nicht in der Qualität; wer lang hat, läßt lang hängen. Bei den Reichern müssen die Ohrringe die Schultern berühren und die Schnallen an beiden Seiten des Fußes auf den Steinen klappern; die Aermern suchen es ihnen nachzuthun, so viel sie können. Die Weiber der Vassalli wären von den Trasteverinerinnen nicht zu unterscheiden, müßten nicht bei ihnen die Seide und die edlen Metalle dem Kammelot oder Zitze und dem versilberten Zinne oder Tombak Platz machen. Wie in der Natur die Spielarten sich nicht fortpflanzen, so auch die Birbaccioni: sie haben keine Weiber, folglich gibt es hier kein Kostüm zu beschreiben.

Ich schließe mit einer allgemeinen Bemerkung. Es ist freilich wahr, daß die Paini vorzüglich am Volksthore, wegen seiner unmittelbaren Nähe am Corso, als dem Sitze der höhern Stutzerwelt, und die klassischen Minenten im Viertel jenseits der Tiber (dem Zufluchtsorte der alten Sitte) wohnen; doch verzweigt sich beider Sitte und Kostüm auch in die beiden andern Volksstadtviertel, nämlich zu den Borghigiani (um den Vatican herum) und zu den Monticiani (den Bewohnern der Berge); selbst die Sitte der Birbaccioni, nämlich Kleider zu borgen, wenn man keine hat und doch glänzend erscheinen will, soll sich bereits unter die übrigen Species der Minenten, ja sogar unter die andern Stände, welche nicht zu dieser Klasse gehören, verbreiten. Um diese Darstellung nicht unvollständig zu lassen, führe ich noch an, daß es unter den weiblichen klassischen Minenten jenseits der Tiber und auch in den übrigen Volksvierteln Exemplare gibt, welche man, einer daran bemerkten Abnormität wegen, für eine verschiedene Spezies dieses Genus halten könnte. Dieß sind die Minzerinnen, welche in der Woche einen weißen Strohhut und an Sonn- und Festtagen einen schwarzen Mannskastorhut nach der neuesten Mode tragen. Da jedoch alle übrigen Kennzeichen für die Natur des klassischen Minentismus sprechen, so würde man Unrecht thun, eine besondere Spezies daraus zu machen. Diese Minzerinnen haben wenigstens die Genugthuung, daß sie, wenn auch nicht die Beinkleider, doch den Hut tragen.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

(Beschluß.)

Wissenschaftliche Uebelstände.

Ich habe Ihnen seiner Zeit berichtet, daß die Wittwe des vorigen Jahr hier verstorbenen Chemikers Sir Humphrey Davy der hiesigen Akademie hundert Pfund Sterling zu einem wissenschaftlichen Zweck übermacht hat. Man glaubte ihren Absichten am besten dadurch zu entsprechen, daß man von den Interessen einen jährlichen Preis für die beste Ausarbeitung eines Studenten in der Chemie, Physik und Naturgeschichte stifte, weil dies die Wissenschaften seyen, worin sich der Verstorbene ausgezeichnet habe, Leute Davy noch und kennte er die großen Lücken in unsern akademischen Studien, so wäre er wahrscheinlich mit dieser Bestimmung nicht zufrieden, denn er zeichnete sich fast in allen Theilen des menschlichen Wissens gleich sehr aus. So ist sein Werk über die Fischerei voll poetischer Beschreibungen in trefflicher Prose; desgleichen hat er sich auch mit Moralphilosophie beschäftigt und sich darin sehr ausgezeichnet, was ein hinterlassenes Werk bestätigen wird, an dem man jetzt in England druckt, und das alle seine frühern Werke übertreffen soll. Nun meinen viele Leute hier, der Davypreis hätte um so mehr für eine Abhandlung aus der rationellen oder aus der Moralphilosophie bestimmt werden sollen, als diese Wissenschaft auffallend von unserer Akademie vernachlässigt wird. Hinsichtlich des Preises bin ich nun zwar anderer Meinung, denn ich glaube, daß Davy sich am meisten in den angegebenen Naturwissenschaften ausgezeichnet hat; was aber die Klage über die akademische Richtung betrifft, so stimme ich vollkommen ein. Alle philosophischen Wissenschaften: Geschichte, Literatur, Statistik, politische Oekonomie und die Philosophie selbst stehen bei der Akademie in gar keinem Verhältniß mit den mathematischen und Naturwissenschaften. In dem sogenannten philosophischen Auditorium wird wöchentlich achtzehn Stunden dozirt; dazon kommen vier auf Naturund vier auf mathematische Wissenschaften, aber auf die eigentliche Philosophie nur drei. Ein anderer Beweis dieser einzigen akademischen Richtung findet sich auch in der Art, wie unser akademisches Journal, die Bibliothèque universelle, redigirt wird. Die ganze Philosophie wird da unter die Rubrik Literatur verwiesen, wo sie mit Geschichte, Statistik, Nationaldenomie, Reisen, Kriegswissenschaften ein Plätzchen findet; ja de Candolle sagte vor einigen Monaten in einer akademischen Rede bei dem Promotionsfest, der Metaphysik sey vorzuwerfen, daß sie eine Menge ausgezeichneter Männer von dem Studium der Facten und positiven Wissenschaften abgeleitet habe; von der Masse Licht, die durch die Philosophie in alle Wissenschaften gekommen ist, sagte der Professor der Botanik und Zoologie nichts. Solcher literarischer Egoismus ist doch ein wenig zu stark.

In den Resultaten verwandt damit ist unser Streben nach Utilismus, der durch Bentham, oder vielmehr durch seinen Commentator Dumont hier ausgesäet worden und in starken Stämmen aufgegangen ist. Durch diese einseitige Richtung wird so Manches erstickt, was Genf abgeht und was von Allen schmerzlich vermißt wird, die doch etwas über die kleine Scholle hinausstehen, auf der wir leben. Unsere Neigung zu dem Positiven, Vortheilhaften, Fortschrittlichen ist schon so stark und mächtig, daß sie nicht noch mehr angespornt und angetrieben zu werden braucht. In Deutschland hingegen, wo so viel Unbestimmtes und Verschwommenes ist, wäre dieser Utilismus sehr nützlich.

Wie sehr wir noch in literarischem Sinn unsrer kleinstädtisch und voll Coteriengeist sind, das hat diesen Sommer die Erscheinung eines zweiten Genfer Journals bewiesen. In Paris und in London würde man es gar nicht oder nur obenhin bemerkt haben; hier aber war dies ein Ereigniß von Bedeutung. Einer fragte den Andern: haben Sie die neue Sentinelle Genevoise gesehen? und da sie sich sehr frei, keck und unabhängig ankündigte, so war das gar Vielen nicht recht. Sie hat auch in diesem Sinnansgehalten bis auf die letzte Stunde, denn sie ist vor einigen Wochen schon wieder eingegangen. Hätte sie sich halten können, so wäre es in gar mancher Beziehung gut gewesen, besonders auch in literarischer, denn sie versprach, sich dem frassen Klassizismus des alten Genfer Journals entgegenzustellen. Einige Blätter erinnerten durch ihren fremden Witz und ihre auf den Moment passenden Bemerkungen an den Figaro, den alle gern lesen, die sich nicht vor ihm zu fürchten brauchen. So hieß es einmal: Vingt-quatre femmes à gagner: indiquer à quoi les fortifications de Genève servent à cette ville en temps de guerre, et ce qu' elles lui coutent annuellement; ein andersmal: il y a certains cantons où les Grands conseils répresentent le peuple, comme le cavalier représente le cheval, oder M. S... porte une montre qui retarde de trois siecles.

Paris, September.

Zustand der Gesellschaft. Verein der Volksfreunde.

Der Sturm ist nun vorüber und alles kehrt nach und nach in sein voriges Gleise zurück; nur nicht die Gesellschaft, die scheint wenigstens, die noch nicht recht weiß, was aus ihr werden wird und ob sie der neuen Ordnung der Dinge beitreten, oder der alten, jetzt verschwundenen treu bleiben soll. Die Seminarien sind leer, und der Herr Erzbischof, der vor drei Monaten sein Haupt so stolz emporhielt und den Klang an dem Eingange der Kathedralkirche zu einem Machtstreiche in verwegener Sprache aufforderte, läßt sich auch noch nicht wieder sehen. Dagegen erblickt man überall Wachen von schön ausgerüsteten und monirten Bürgergarden, die mit freundlicher Heiterkeit ihren Dienst thun, sich oben, oft zusammenkommen, von Zeit zu Zeit in Gastgelagen sich zusammen freuen und einander Eintracht und Freundschaft geloben; dies ist nun so nöthiger, da die alles ihres Ansehens beraubte Ultrapartei, nachdem sie sich von ihrem Falle erholt hat, anfängt nachzudrucken, wie sie das jetzt Bestehende wieder über den Haufen werfen und etwas Obskurantes nach ihrem Sinne einführen könne. Eine Folge oder ein Nachhall von dem vorübergegangenen Sturme sind die sogenannten politischen Vereine, unter denen einer besonders, nämlich der Verein der Volksfreunde, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, und beinahe eine Spaltung in der Regierung und im Staate hervorgebracht hätte. Dieser Verein hatte kaum einige Sitzungen gehalten, als er schon solch eine Furcht erregte vor der Wiederkehr der Jakobinischen Klubbherrschaft, daß die Regierung glaubte, auf die Auftretung dieser Sitzungen dringen zu müssen. Was in den ersten Sitzungen vorgegangen ist, weiß ich nicht; ich will nur von der vorletzten sprechen, der einer meiner Freunde beigewohnt hat. Den Vorsitz führte ein gewisser Hubert, der sonst Notar gewesen ist und als ein klüger und thätiger Mann dazu geboren zu seyn scheint, irgendwo an der Spitze von Menschen zu stehen, die einen gemeinnützigen Vorsatz mit Kraft und Muth ausführen wollen. Der Verein bestand aus hundert und einigen Mitgliedern, meistens jungen Leuten, als Advokaten, Kaufleuten u. s. w. Die Sitzung hatte in einer Reitschule der Montmartrestraße in der Nähe der Expeditionsbureaux des Constitutionnel und des Journal de Paris statt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 250.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 19. Oktober 1830.

Erst wenige Zeit, da der eine Quell
Noch in Sand floß, sich verlor. — Nun kam
Der Glücklichen einer und leitet' ihn
In den Strom.

Klopstock.

Eine Scene aus Goethes Faust, in schwäbischem Dialekt.

Goethe sagt in der Recension der Hebel'schen Gedichte: „Vielleicht könnte man sogar dem Verfasser zu bedenken geben, daß, wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Kultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersezt, es eben so ein Schritt zur Kultur der einzelnen Provinz seyn muß, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen gibt. Versuche doch der Verfasser aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen oberrheinischen Dialekt zu übersetzen. Haben doch die Italiener ihren Tasso in mehrere Dialekte übersezt."

Wenn nun ein deutsches Gedicht durch das ganze Vaterland in den Tiefen aller Gemüther wiedergeklungen; wenn eines schon jezt unsrer einheimischen Dichtung über die ganze Welt ein williges Ohr geöffnet hat, so wäre, wenn je ein Gedicht die Existenz einer deutschen Literatur auf die fernste Zukunft zu übertragen bestimmt seyn sollte, schwerlich eines so geeignet, den Kern dieser Poesie so rein zu koncentriren, wie Goethes Faust.

Ein solches Werk verdient in allen Zungen zu leben, und wir unserseits, mit der Kultur unsers angebornen Idioms ernstlich beschäftigt, wüßten nach dem weisen Rathschlag des Meisters uns kein erwünschteres Thema vorzustellen, um eine neue Probe unserer Bestrebung an den Tag zu legen, als eine Scene dieses Gedichts, die, freilich nicht von den pathetischen, uns die Färbung beschränkter nationaler Zustände in einem Lichte vorführt, wie wohl nichts ähnliches ist gedichtet worden.

Schließlich glauben wir aus Erfahrung sagen zu dürfen, daß eine solche Uebersetzung, die scheinbar ganz nah liegen sollte, doch eben nicht so bequem sich hinstellt, als man beim ersten Gedanken zu glauben geneigt ist, und wir bescheiden uns gerne mit dem Zeugniß, daß wir weder dem Dialektsangehörigen seine Sprache verunstaltet, noch dem Meisterwerke selbst alle inwohnende Grazie entrissen haben möchten. Es betrifft die Scene, „in der Nachbarin Haus" überschrieben, oder der Zahl nach die zehnte der Tragödie *).

* * *

ɔs Goethe's Fəust, zeɔle scẽ.

Dər nåxbəre həus.

(əd frao Sarə-n-əlãi.)

Sarə.

Ax gott, fərzəi's mãim Hans-jerg nõ!
Zwär an miər hått-ər õrext tõ,
Laoft miər necs diər necs in'd fremde nãi
Und lesst-me uffəm stroo əlãi,
Und hann-ə dox, waes-gott! fon herzə gliəbt.

(se grãit).

*) Da das Original in Jedermanns Händen ist, so setzen wir es nicht bei.

Digitized by Google

Filleixt ist-ər gaar toot — o noot!
Hett-i zom wenixstən en tootə-shāi,
I wär net halbə so betriabt!
(əd Margreet kommt).

Margreet.

Frao Sarə!

Sarə.

Gretəle, was soll's shāi?

Margreet.

I bē for shrecco halbə toot.
Dā find-ə shō wydər so ə shatoll
Fon ebe-holz in māim kommod,
Und ganz fon de shēste saxxə foll,
Fyl brāxtixər als əs forix nō.

Sarə.

Dass-se-mər dees net gləi dər muəttər sext,
Und dia's frish wydər zom pfaffə trext.

Margreet.

Ax six-se nō! ax gucc-se nū!

Sarə.

O du gliccsälixe persō!

Margreet.

Waes laedər, dass-e net uff dər gass,
Net in dər kirx-me mit sāə lass.

Sarə.

Komm du nō manxmāl zuə-mər rum
Und zieg dāine sāxxlə hälingən ā;
Spaziərst ə stindle am spiəggəl rum und num,
So hent-mər unsər fraed shō drā.
Nā gəit's əmāl en ālass, gəit's ə fest,
Wo-mər's de lait so nāx-un-nāx sāə lesst,
E kettle z'eerst, nā ə perl in's oor,
Ed muəttər merct's nē grad, mər maxxt-ər ao
ebbəs foor.

Margreet.

Wär bringt-mər abər claed und ring und shuə?
Mit rexte ding geet's dox net zuə.
(mər clopft).
Herr-je! des kennt māi muəttər sāi.

Sarə.

(gucct durx's umhängle)
Nāi, s'ist ə fremdər herr. Norrāi!
(Dər Mephistopheles tritt auf).

Mephistopheles.

Fərzəiəd-mər, iər fraoə. Muəs grad-əus wägə,
Se nimmad's wool net ōguət gē,
I sott nāx-dər frao Sara Shwertle frägə.

Sarə.

Was bringt dər herr? Se sāəd shō, dass y's bē.

Mephistopheles (Cäis sa-ər).

My fraet's, dass-e sia gsäə hap. Dox, i bitt,
Sie hät dā gaar foorneme visitt.
Fərzəiad-se, dass i'd fraihaet gnommə,
Will uf-də nāxmitag wydər kommə.

Sarə.

Jezz abər, Gretəle, denc nō drā,
Där herr syt dy for ə frälən ā.

Margreet.

Axgott, dər herr ist gaar zə guət,
I bē necs als ən arms jungs bluət.
Gəshmucc ünd kettnə sint net māi.

Mephistopheles.

O 's ist net dər gəshmucc əlāi.
Sie hät so ən aog, so ə wäsə soo —
Dass i bloibə derf, dess bē-n-i froo.

Sarə.

Was bringt-ər denn? Was ist sāi kommissiō?

Mephistopheles.

I wett', i hett was bessərs nō.
I hoff, se lesst my's drum net biassə:
Iər mann ist toot und lesst-se griassə.

Sarə.

Ist toot? O herz! əs wird-mər angst un' bang!
Māi mann ist toot? nāi, i fərgang!

Margreet.

Ax tēəd dox net soo, liəbbe frao.

Mephistopheles.

Herəd zom wēnixstə māi bottshaft ao.

Margreet.

Māi lebbtag mext i dox kāin mā,
Sixx-i-mər so en jammər ā.

Mephistopheles.

Zo fraed kommt laed; zo laed kommt fraed.

Sarə.

Fərzäled-mər jezz sāis läbas end.

Mephistopheles.

Er ligt in Padua, beim Sanct-Antonius,
Fərgrabən und gwait fon fromme händ,
Und shicct iərə nō dən apshyds-kuss.
(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Noch eine Bemerkung über die Entstehung der Nordlichter.

Von Dr. Nürnberger.

Meine Betrachtungen über die Natur der Nordlichter waren in Nr. 143 und ff. dieser Blätter kaum abgedruckt, als mir das Märzheft der Bibliothèque universelle zu Händen kam, in welchem sich ein sachreicher Aufsatz über denselben Gegenstand befindet. Die Leser werden sich zur Vervollständigung auch die in diesem Aufsatze entwickelten Ansichten über das merkwürdige Phänomen nachträglich mit Vergnügen vorlegen lassen; ich habe denselben daher von seiner streng wissenschaftlichen Form entkleidet, und werde die Hauptmomente hier so übersichtlich als möglich zusammenstellen.

Die Hypothese dieses Aufsatzes geht zunächst von der höchst bemerkenswerthen, unläugbaren Thatsache aus, daß sich, im Ganzen und Großen, die Mineralien, und namentlich die Metalle, nach einem bestimmten Prinzipe über dem Erdboden vertheilt finden, dergestalt, daß gewisse Metallarten gewissen Regionen beinahe ausschließlich, und mit entschiedener Verdrängung der übrigen, zu entsprechen scheinen. So werden z. B. die sogenannten edlen Metalle: Gold, Platina u. s. w., in überwiegender Menge nur in der tropischen Region*) angetroffen; Kupfer, Zinn, Blei finden sich meistens nur in höhern Breiten, und das Eisen endlich (mit Ausnahme des meteorischen, dessen Betrachtung aber gar nicht hierher gehört) stellt sich vorherrschend als ein Eigenthum des Nordens dar. Diese nördlichen großen Eisenlager heben jenseits des 52ten Grades nördlicher Breite an, erstrecken sich von dort an so weit, als das feste Land reicht, und erreichen ihre größte Mächtigkeit jenseits des 65ten Grades und bis zum 65ten Grade nördlicher Breite. In der südlichen Halbkugel dagegen findet man, so weit sie bis jetzt mineralogisch durchforscht ist, bei weitem keine so großen Eisenlager, ein Umstand, welcher die Seltenheit der Südlichter im Verhältniß zu den Nordlichtern, so weit die Abhängigkeit des ganzen Phänomens von der Mitwirkung des Eisens später dargethan wird, sehr gut zu erklären scheint.

Jene große nördliche Eisenregion stellte sich sodann ferner als der Heerd einer ganz besonders energischen Wirksamkeit der elektrischen Materie dar, welche durch die bekannte Anziehungsfähigkeit des Eisens in außerordentlicher Menge dahin gelockt wird, und sich von hier aus dem Erdkörper, Behufs der Wiederherstellung des elektrischen Gleichgewichtes, wieder mittheilt. Daher kommt es auch, daß in der südlichen Halbkugel, wo es, wie bemerkt, an bedeutenden Eisenmassen als Mitteln zur Abführung der elektrischen Materie fehlt, die Gewitter meistens von einer viel größern Heftigkeit sind, als im Norden des Aequators, eben weil sie dort die Stelle des Eisens in Zuführung von elektrischer Materie und Wiederherstellung des elektrischen Gleichgewichts zu vertreten haben. Diese merkwürdige Verschiedenheit in dem meteorischen Verhalten der beiden Halbkugeln wird, scheint es mir, solchergestalt ebenfalls sehr glücklich aufgeklärt; und man kann dieser Ansicht um so weniger seinen Beifall versagen, als es bisher noch gar nicht gelungen ist, etwas anderes Befriedigendes über einen gleichwohl so höchst auffallenden Umstand vorzubringen.

Um nun aber zu erklären, was die solchergestalt von der großen nördlichen Eisenregion eingesogene elektrische Materie bestimme, gerade in der Nähe des Nordpols wieder empor zu strömen und damit diejenige Art von Kreislauf zu bilden, von welcher die elektrische Nordlichterscheinung in der Polarzone abhängig gemacht worden ist, so wird in unserer Hypothese angenommen, daß es um den Nordpol ein großes, offenes und zu jeder Jahreszeit freies Meer gebe. Gegen diese Behauptung wird sich ebenfalls wohl Niemand erheben. Die neuesten Nordpolexpeditionen, die Beobachtungen der Wallfischfänger, welch letztere dem Pole oft sehr nahe gekommen sind u. s. w., lassen darüber fast keine Zweifel übrig. Die Pollsten, mit welchem Namen man die Anhänger dieser Hypothese bezeichnet, geben dem gedachten Polarmeere einen Durchmesser von fast fünfhundert geographischen Meilen, eine unergründliche Tiefe, und lassen es sich in immerwährender heftiger Bewegung befinden, für welche Umstände allerdings eine Menge gewichtiger Thatsachen sprechen. Dem Zeugnisse der Geschichte zufolge, ist dieses Polarmeer erst etwa seit vier Jahrhunderten unzugänglich geworden. Eine an der Ostküste Grönlands um das Jahr 980 von dem Dänenkönig Erich dem Rothen errichtete dänische Kolonie hat erweislich bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein geblüht, zu welcher Zeit erst die Eismassen zu stark angewachsen sind, um eine fernere Verbindung mit dem Mutterlande zuzulassen. Allein auch dieser Zuwachs der Polareisberge ist in naturgemäße, unabsehbare Grenzen eingeschlossen; und das seit mehreren Jahren beobachtete Herabschwimmen ungeheurer Eisblöcke aus der nördlichen Polarzone in südlichere Meere deutet auf eine Revolution in jener erstarrten Region, und eröffnet die Aussicht, das in Rede stehende große Polarmeer nicht mehr blos auf dem Wege naturwissenschaftlicher Schlüsse und historischer Erinnerungen, sondern mit dem Steuerruder in der Hand zu finden. Dieses große, immer freie Polarmeer nun ist es, wo sich die von der Eisen-

*) Vielleicht könnte man dagegen das kaukasische Gebirge einwenden, wo in der letzten Zeit Goldklumpen von 16 bis 25 Pfunden zu Tage gefördert worden sind. Allein da dieses Gebirge nicht allzuweit vom nördlichen Wendekreise liegt, so scheint der Umstand eher für, als wider die Hypothese zu sprechen. N.

Digitized by Google

region eingesogene und dem Innern der Erde zugeführte elektrische Materie wieder erhebt, und von dessen Wasserdünsten dieselbe emporgetragen wird, um vor dem Blicke das wunderbare Schauspiel des glänzenden Phänomens zu entfalten, mit dessen Erklärung wir es hier zu thun haben. Es ist den Lesern erinnerlich, daß, in Folge der Axendrehung der Erde, der Aequatorialzone eine sehr heftige Schwungbewegung mitgetheilt wird, während die Polarzone davon fast frei bleibt; vielleicht ist dies einer von den Gründen, warum gerade diese Zone sich dem ruhigen Emporsteigen und Entwickeln der elektrischen Nordlichtmaterie besonders günstig zeigt.

Man sieht aus dieser gedrängten Darstellung, daß sich der Verfasser des erwähnten Aufsatzes in der Hauptsache: der elektrischen Natur des Nordlichtphänomens, mit uns einverstanden zeigt, und diese gemeinsame Ansicht nur durch die, ihm eigenthümliche Beziehung auf eine große nördliche Eisenregion modifizirt. Das Vorhandenseyn einer solchen ist, wie gesagt, eine unwiderlegliche Thatsache; das Verwandtschaftsverhältniß des Eisens zur elektrischen Materie ist es nicht weniger, und also dürfte die hier entwickelte Hypothese allerdings die Aufmerksamkeit verdienen, welche uns veranlaßt hat, sie den Lesern nachträglich vorzulegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Sitzung des Vereins der Volksfreunde.

Diese Reitschule war von dem Eigenthümer, welcher dieselben Grundsätze wie die Gesellschaft hegte, unentgeldlich zu den Sitzungen eingeräumt worden. Das Publikum hatte freien Zutritt auf den Bänken um die Reitbahn umher. Es war zahlreicher als der Verein, und dies war ein großer Uebelstand; denn man konnte ja voraussehen, daß bei politischen Erörterungen, bei denen doch selten Kaltblütigkeit bewahrt wird, weil sie uns zu nahe angehen, das so zahlreiche Publikum nicht stille bleiben würde. Und so geschah es auch diesmal, daß es an den Debatten unten in der Reitbahn lebhaften Antheil nahm, bejahte und verneinte, je nachdem die verhandelte Frage ihm zusprach oder nicht, mit hineinschrie und dadurch die ruhigen Debatten unten störte, so daß sich der Vorsitzer einigemale ereifern mußte und den Zuhörern drohte, wenn sie sich nicht passiv verhielten, würde man sie künftighin nicht mehr zulassen. Es hieß, ein Minister, der Herzog von Broglio, habe sich diesen Abend unter den Zuschauern befunden, vermuthlich um sich mit eigenen Augen von dem Zustande des Vereins und dem Wesen seiner Verhandlungen zu überzeugen. Diese Verhandlungen waren etwas sonderbar. Es wurde ein Komité ernannt, um der Anklage der Minister zu folgen; ein anderes, um die Aufstellung der nicht genügenden jetzigen Deputirtenkammer bewerkstelligen zu helfen; es wurde die Frage verhandelt, ob die Todesstrafe über die Minister Karls X. verhängt werden sollte. Es kam darüber zum Abstimmen, und siehe da, nur sieben Stimmen wollten die Minister mit dem Tode bestraft wissen; sicher ein Beweis, daß dieser Verein eben von keinen blutgierigen Grundsätzen geleitet wird, und daß humane Gesinnungen jetzt sogar bei Leuten vorherrschen, die über politische Dinge etwas überspannte Meinungen hegen. Diese ziemlich stürmische Sitzung erregte viele Besorgniß; man fürchtete vielleicht nicht ohne Grund, bei den folgenden werde es noch unruhiger hergehen. Der Verein soll die Absicht gehabt haben, künftighin von dem Publikum Eintrittsgeld zu fordern, um dadurch den Andrang der Neugierigen zu vermindern; denn wo gezahlt werden muß, pflegt die Neugier manchmal sich zu bändigen. Dies geschah aber nicht, und das Publikum wurde unentgeldlich zugelassen wie zuvor; am zahlreichsten wäre es gewesen, wenn man gar keine bissen Zuschauer mehr zugelassen hätte. Unterdessen hatte die Regierung die Sitzungen des Vereins als gesetzwidrig angeklagt; der Verein hatte aber nichts destoweniger getagt, er sey unter den jetzigen Umständen berechtigt, seine Sitzungen zu halten, indem das bisher bestandene Gesetz, welches verbietet, politische Zusammenkünfte von mehr als zwanzig Personen zu halten, von Jedermann, sogar von den jetzigen Ministern, als abgeschmackt anerkannt worden sey. Es hatte sich eine Menge Menschen vor der Reitbahn versammelt. Man glaubt, dieser Haufe sey nicht zufällig entstanden, sondern mit Fleiß so veranstaltet worden, um einigen Tumult zu erregen. Indessen wollte doch die Regierung nicht einschreiten, sondern ergriff den Ausweg, daß sie die Nationalgarde handeln ließ. Ein Offizier der Bürgerwache trat in den Versammlungssaal hinein und stellte den Herren ganz höflich vor, daß ihr Verein Anlaß zu Unruhen auf der Straße gebe, worauf der Verein beschloß, die Sitzung aufzuheben. Seitdem ist keine andere gehalten worden. Ob nun auch der Verein ganz aufgehoben ist, weiß man nicht; vielleicht kommt er einmal wieder zum Vorschein. Unterdessen wurde vor dem Polizeigerichte der Prozeß wider die Vorsitzer des Vereins fortgesetzt, und nun erstaunte sich der standhafteste Vorfall, den die Zeitungen berichtet haben, daß nämlich Hubert, Vorsitzer des Vereins der Volksfreunde, gegen die Richter sie äußerte, er könne sie, die so manchen Waterlandsfreund verurtheilt hätten und in den Tagen der Gefahr davon gelaufen wären, indessen sie, die Volksfreunde, ihr Leben und Blut zur Rettung des Vaterlandes aufs Spiel gesetzt hätten, nicht für seine rechtmäßigen Richter anerkennen; sie sollten zurücktreten. Die Richter blieben wie betäubt auf ihren Stühlen sitzen, und das Schimmste war, daß das Publikum dem Redner rauschenden Beifall zujauchzte und der Gerichtspräsident kaum wieder die Ruhe im Saale herstellen konnte. So sehr ist dieses Polizeigericht, das unter der Regierung Karls X. so manchen Schriftsteller, oft ganz unverdienterweise, zum Gefängniß und zur Strafe verurtheilte, blos um den Ministern gefällig zu seyn, in der öffentlichen Meinung gesunken. Es hat sich müssen in seinem eigenen Gerichtssaale von Beklagten und von Zuschauern ungestraft beschimpfen lassen, und die Richter müssen wahrlich erbärmliche Tröpfe seyn, wenn sie nicht um ihre Entlassung anhalten und sich nach einer ehrenwerthern Beschäftigung umsehen. Nächstens werden ihnen aber auch die Verfolgten entgehen werden, und jeder Schriftsteller, gegen welchen Klage geführt wird, hat dann kein Vergehen vor den geschwornen Bürgern, und nicht blos vor bestellten Richtern zu verantworten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 251.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Oktober 1830.

— Da raget Etna für,
Der oftmals rings das Land mit Asche überschneiet,
Mit Steinen um sich wirft, gepichte Flammen speiet.

Martin Opitz.

Reise nach dem Krater des Etna,

den 24ten und 25ten April 1830.

Am 23ten April Morgens verließen wir Syrakus, und ich kann sagen, nicht ohne Bedauern. Nach einer langen, höchst mühseligen Reise von Palermo aus, theils längs der Küste, theils durch das Innere Siciliens, hatten wir dort Ruhe und Erholung gefunden und uns an den höchst anmuthigen und merkwürdigen Umgebungen ergötzt. Schon vor unserer Ankunft daselbst hatten wir den Etna, im Lande Monte Gibello genannt, zu Gesicht bekommen, und am eben erwähnten Tage unserer Abreise, nach Uebersteigung einiger rauhen, unwirthbaren Felsenhügel von hellgrauer Farbe, erblickten wir abermals, gegen Norden, diesen höchsten Berg der Insel und einen der merkwürdigsten des Erdballs in seiner ganzen Ausdehnung am Horizonte einer, theils durch flaches, grünes Land, theils durch das indigoblaue Meer gebildeten weiten Ebene. Es war noch Morgen; der Koloß zeichnete sich in voller Klarheit mit vielen seiner ausgebrannten Nebenkrater in scharfen Linien am unbewölkten, hellschimmernden Himmel, und unsere lebhaft erregte Theilnahme erlaubte uns fast nicht, unsere Blicke auf einen andern Gegenstand zu richten, als auf ihn, und besonders auf seine höchste Spitze, aus welcher sich so oft Entsetzen und Elend über das ganze Land verbreitet haben. Es entstiegen derselben in kurzen Absätzen mächtige Rauchsäulen, welche sich in einer gewissen Höhe zu Wolken ausbreiteten, sich dann senkten und so das Haupt ihres furchtbaren Erzeugers umschwebten. Gegen Mittag war die obere Hälfte des Berges in weißschimmernde Wolken gehüllt. Wir richteten also jetzt unsere Blicke auf seinen Fuß, und bald, nachdem wir von mäßigen Höhen, zwischen welchen sich uns oft entzückende Aussichten enthüllten, zum Gestade herabgestiegen waren, erblickten wir Catania, eine der bedeutendsten Städte Siciliens, in ihrer ganzen Ausdehnung, mit ihren Klöstern und Kirchen und festlichen Kuppeln. Gegen Abend trafen wir dort ein, und nachdem wir einige lange, gerade Straßen, mit ziemlich unfreundlichen, schmutzigen Häusern, welche von Zeit zu Zeit einen Blick in ein noch schmutzigeres Innere gestatteten, durchzogen hatten, fanden wir in dem erträglichen Gasthause des Don Abate*) Aufnahme und Ruhe, deren wir nach einem Marsche von 46 Miglien wohl bedurften.

Wir hatten durchaus nicht die Absicht, den Etna zu besteigen. Einen Krater hatten wir gesehen, wir waren schon früher auf dem Vesuv gewesen, und sehr ausgedehnte Aussichten in Vogelperspektive waren uns hinlänglich bekannt und nicht anziehend genug, als daß wir eine neue mit großen Mühseligkeiten hätten erkaufen sollen. Nur ein wenig mehr in der Nähe wollten wir jenen wunderbaren

*) Don ist ein Titel, welchen man in Sicilien einem jeden zu geben pflegt, der einen runden Hut trägt, d. h. der nicht Bauer ist oder in diese Klasse gehört. Diese tragen ohne Ausnahme Nachtmützen. Fremde, Vornehme und Reiche sind Signoria und Excellenza.

Digitized by Google

Berg beschauen, und beschlossen daher, am 24ten April, gegen Mittag, nach dem lezten Orte zu reiten, welcher sich an seinem Fuße, dem Gipfel zu, befindet, nämlich nach Nicoloso. Die Zeit bis zum Mittag benuzten wir, um uns in der Stadt umzusehen. Es ist nicht meine Absicht, hier von ihren Alterthümern und Museen zu reden; ich beschränke mich darauf zu bemerken, daß wir Catania mit seinen Umgebungen viel weniger malerisch und angenehm fanden, als Syrakus. Die Stadt selbst erschien uns indessen, bei näherer Beschauung, nicht so häßlich, als den Tag zuvor. Die Häuser sind großentheils niedrig, eine Bauart, welche bei so häufigen Erdbeben sehr zweckmäßig ist. Die Straßen sind lang, breit, regelmäßig, und einige mit artigen Pallästen geziert, an denen aber, wie an vielen andern Häusern, Risse und Spalten zu bemerken sind, Folgen jener entsetzlichen Phänomene. In Mitten der Stadt befindet sich der Hauptplatz, piazza maggiore, mit der modernen Kathedrale, zu Lande madrice (Mutterkirche) genannt, und jedes Dorf hat seine madrice. Die Gassen sind ziemlich belebt, vorzüglich durch ein unzählbares Heer von Geistlichen. Die Weiber, selbst die vornehmen, tragen, wenn sie in die Messe gehen oder fahren, wie in vielen andern Städten Siciliens, einen schwarzen Mantel, manto. Er besteht blos aus einem viereckigen Stücke Wollen- oder Seidenzeug, welches über dem Kopfe wie ein halber Schleier hängt, und dann den Körper in reiche Falten bis zum Knöchel verhüllt. Hinten an der Taille, auf der rechten oder linken Seite, wird dieser Mantel ein wenig aufgeschürzt und bildet so in angenehmem Schwunge entgegen laufende Falten. Mir gefiel diese Tracht, welche selbst die Aermeren ordentlich bekleidet erscheinen läßt, ungemein, obgleich es wahr ist, daß sie, im Verein mit den vielen schwarzen Mänteln der Geistlichkeit, auf den ersten Anblick den Eindruck hervorbringt, als ob die ganze Bevölkerung Cataniens sich zu einem Leichen- oder Trauerzuge versammeln wollte. Oft drang sich mir der Gedanke auf, daß dieser ernste Anstrich hieher ganz gut passe — hier, wo jeder Einwohner bei jedem Schritte auf das Grab eines Ahnen tritt und in jedem Momente sein eigenes finden kann. Auch die nächste Umgebung der Stadt erinnert nur zu deutlich daran, auf welchem Boden sie erbaut ist. Der Ausbruch von 1693 umgab sie rings mit Lava und machte sie zu einer Insel in einem Feuermeere. Nur nach dem Meer zu blieb die Möglichkeit einer Flucht zu Wasser übrig. Auch die kühnste Phantasie vermag sich jenes schreckliche Ereigniß nicht zu vergegenwärtigen, wenn das Auge nicht jenen ungeheuren Lavastrom sah, der nun erstarrt, schwarz daliegt, damals aber glühend und sprühend floß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Scene aus Goethes Faust, in schwäbischem Dialekt.

(Beschluß.)

Sarə.

Was, kãin noot-pfenning bräxted iər dərhär,
Dẽn jedər handwercsbursh im seccəl spaart,
Und zom ãdencə so wool fərwaart,
Dass-ər liəbbər hungərt, liəbbər bettəlt —?

Mephistopheles.

Madamm, miər tuət's fon herzə laed.
Er hat sãi geld deswägə net fərzettəlt,
Und ao in cristlixər ərgäbəhaet
Sãine sindən und sãi õglicc tiəf berəit.

Margreet.

Ax wy õglicclix sint dox 'dləit!
I will gwys fləisix forr-ə bättə.

Mephistopheles.

Iər sottəd gləi in'd hoxzəit-kammər trettə,
Iər sint ə herzixs shazzə-kind.

Margreet.

Ax nãi, des geet jezz nõ net ã.

Mephistopheles.

Ist's ao kãi ee herr, liəblix wy iər sint,
So täät's dərwəilən ə galã.
Kãi greesre fraed ist for en mann,
Als so ə liəbs ding im arm zə hann.

Margreet.

Des ist hiə net dər brəux. Mər wird glei frao.

Mephistopheles.

Brəux odər net, əs gipt six ao.

Sarə.

Fərzeləd dox —

Mephistopheles.

I stõnd hart an sãim bett,
Es waar was bessər als fon mist,
Fon stroo und halbə fərfəult; dox staarb-ər als ə crist.
„Wenn-i ãi sind wẽn'xər uffəm gwissə hett"
So fẽng-ər ã „nãi, so mãi broot fərpassə,
So liəddərix mãi weib fərlassə!
Des maxt mãi kummər nemme wett.
I waes, se bləibt-mər ebix bees."

Sarə.

Ax där arm mã! i hann-əm lang fərziə.

Mephistopheles.

„Abər y bẽ ganz gwys wẽnixər shuld als siə."

Digitized by Google

Sarə.

Net wär ish! was? uffəm tood-bett sext-ər dees?

Mephistopheles.

Es ist necs andərs gwest als phantasiərt.
„Gotts-wettər“ sext-ər, „ist des net ə shand,
Dass-mər nō so ə läbə fiərt;
Zeerst kindər und nā broot härpracticiərt,
Und broot im wəitəstə fərstand.
Niə hann-e ao māi tael im frydə gessə!“

Sarə.

So hätt-ər älle liəb und trəi fərgessə,
Bəi tag und naxt diə shindərəi?

Mephistopheles.

Nāi, weccər, nāi, er herəd's gləi.
„Wy-i bē wec fon Malta gangə,
Wend-i, fər frao un' kind me in dər finstərə
Zo gott, und desmāl heert-ər-me:
Mər hent ə tirqishe galerə gfangə,
Mit 'ssultan's shazz, fyl dausəd guldə wärt.
Dā, haest's nō, kommt əmāl dər criəgsmann zo
säim lō.
So criəgg-i-denn ao, wiə six's gheert,
Am-end māi ordəlix tael dərfō.

Sarə.

Ja wiə? Ja wo? Hätt-ər's fərgrabə gē?

Mephistopheles.

Des wyst-ə net, was wəitər mit passiərt-ist.
E shēs mamselle syt-ə stē,
Wy-ər in Neappel āizext rum-vagiərt-ist,
Und-əs ərbarmt-se. Was diə ann-əm tō
Fon liəbs und haəls — kāi doctər kā's gəshwinder
I glaəb, ər spyrt's im kaltə bodə nō!

Sarə.

Dār lump, dār diəb an sāine kinder!
Trozz ällem ōglicc, ällər noot,
Faart-ər ōbiəst und ōbekārt zor hell.

Mephistopheles.

Ja sāad, dārum ist-ər toot,
Und wär jezz y an əirer stell,
Māi trəuər-järle sät-i, stumm
A'istwəil, me näx-mən andrən um.

Sarə.

Ax gott! so wie māi Hans-jerg fāi
Find-i uf dārə welt kāin andrə.
Nō āis, des hätt-əm gshədt, des ebix wandrə
Und fremde weibər und fremde wāi
Und des fərwettərt wirfəl-spyl.

Mephistopheles.

So kā's nō stē un' gē am-end,
Wenn iər-əm ōgfār ao so fyl
Fon eirər səit näxgsäə hent.
I will net liəggə, dox mit dēm beding
Dā triəg i selbər nō der frao iərn ring.

Sarə.

Des ist fom herrə nō so gsagt.

Mephistopheles (bəi six selbər).

Jezz abər, taifəl, maxxst-de fort;
Sonst wirst, waes gott, bəim wort nō pacct.
(zor Margreet).
Wie steet's denn mittəm herzle dort?

Margreet.

Was māit dər herr mit?

Mephistopheles (for six nō).

Du ōshuldixs kind!
(laut) Adjees, iər fraoə!

Margreet.

Adjees!

Sarə.

O sagad-mər dox gəshwind.
I mext nō ao ə zəignis hann
For də tood und for's fərgrabə fon māim mann,
Weil-e fon jee-här bəi dər ordnung bē,
So soll-ər ao toot im woxxə-blättle stē.

Mephistopheles.

Ja, frao, durx zwaeər zoigə mund
Wird yberaal əd wärhaet kund.
I hap nō gaar en fäine gsellə,
Dēn will-e ix for də rixtər stellə,
I bring-ə här.

Sarə.

O tēad dees glai.

Mephistopheles.

Und dā diə jungfər ist ao dərbəi,
Ist ə rextər bursh — grəest — wəit un' braet,
Dār d'jungfrə wool in ärə helt.

Margreet.

Kēm for so herrən in fərlägəhaet.

Mephistopheles.

O for kāim kēnix fon dər welt.

Sarə.

Mər well'd hoit ābəd, in māim gartə
Dort hintr-əm haus, uff diə herrə wartə.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, October.

Die Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester.

Meinem Versprechen gemäß, beschreibe ich vollends die merkwürdige Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester. Ich bin in meiner Beschreibung *) bis Newton gekommen; jenseits dieses Orts geht die Bahn unter drei schönen Brücken weg, und eine kleine Strecke jenseits Cuckeeth über den Damm bei Brodley, welcher an anderthalb Meilen lang und 18 bis 20 Fuß hoch ist. Alsdann führt dieselbe über den Weg von Bury weg, so wie über den Glazebach, und kommt an das sogenannte Chat-Moß. Dieß ist ein Sumpf, welcher eine Fläche von ungefähr 12 Quadratmeilen bedeckt und so weich ist, daß kein Vieh darauf zu gehen vermag; ja an einigen Stellen so flüssig, daß eine darauf gelegte eiserne Stange zu Boden sinkt. Er ist von 10 bis 35 Fuß tief, und sein Boden besteht aus Sand und Lehm. Manche hielten es für unmöglich, eine Straße über diesen Sumpf zu führen; aber Fleiß und Geschicklichkeit haben auch hier überwunden. Balken, welche die Eisenbahn tragen, ruhen auf einer Art von Floß aus Reisern und Heidekraut, welches auf dem Sumpfe schwimmt. Auf der östlichen Seite mußte man indessen einen Damm 20 Fuß tief einsenken, auf dem die Bahn einen festen Boden gewonnen hat, und am 1. Jan. d. J. fuhr der Dampfwagen Rockete zum ersten Male mit einem Wagen voll Passagieren über den ganzen Sumpf weg, auf welchem die Bahn sich 4½ Meilen weit erstreckt. Die Kosten dieses Werkes sind über 27,000 Pf. gestoßet. Der Weg geht hierauf eine Meile weit auf einem Damm hin, und dann über eine hölzerne Brücke von zwei Bogen über den Worsleykanal; hierauf durch Enles und einen Theil von Salford unter sechs Brücken weg, welche, wie sich von selbst versteht, von der Gesellschaft gebaut werden mußten, um frühere Straßen und Wege in ihrer Verbindung zu erhalten. Eine schöne steinerne Brücke, aus einem einzigen, 63 Fuß weiten Bogen bestehend, führt alsdann die Bahn über den Fluß Irwell, und endigt eine Leitung von 22 bach steinernen Bogen und eine Brücke über die Waterstraße zu Manchester der Gesellschaft in Manchester, wo die Bahn mit dem zweiten Stocke des Lagerhauses gleich läuft. Im Ganzen hat die Gesellschaft in der ganzen Länge der Bahn, nebst den kleinern Brücken für Fußgänger, 63 Brücken zu bauen gehabt, wovon 30 unter der Landstraße weggehen, 28 darüber, 4 über Bäche und eine über den Irwell. 22 sind von Backstein, 17 von Holz und Backstein, 11 von Backsteinen und Mauersteinen, eben so viele von Holz, und 2 von Stein und Holz; alle zusammen haben über 99,000 Pf. gekostet. Alle Viertelmeile zeigen Pfosten die Entfernungen an. Die Preise der Fracht für Waaren und Passagiere sind noch nicht bestimmt; doch glaubt man, daß für's erste Passagiere auf den ersten Plätzen 6 Schillinge und auf den zweiten 3½ Sch. bezahlen werden; folglich ungefähr 2½ und 1 Penny (7½ und 3 kr.) auf die engl. oder 34 kr. und 14 kr. auf die deutsche Meile. Der Wagen, in welchem der Herzog von Wellington und die übrigen Standespersonen bei der Eröffnungsceremonie fuhren, ist ein wahres Prachtwerk, 8 Fuß breit, mit Scharlach ausgeschlagen und mit einem reichverzierten Thronhimmel bedeckt. Die Wagen, welche jetzt auf der Bahn fahren, sind sehr elegant und bequem, jedoch von zweierlei Art. Die besten fahren zweimal des Tages zwischen Liverpool und Manchester hin und her, und sind jedesmal von einer Stadt zur andern drittehalb Stunden auf dem Wege, während die der zweiten Klasse drei Stunden darauf zubringen. Man erwartet, daß alle mühsig die Reise kürzer und die Fracht mit der Zunahme von Reisenden und Waaren verminderi werde, wird. Vor ein paar Tagen nahm man zum Versuch, wie sich wohl Thiere transportiren lassen möchten, von Liverpool aus auf einem flachen Gerüste, das man einem Wagen der zweiten Klasse anbing, eine Ladung von vier (Hornbeißigen) Esseln mit, und zwar mit dem besten Erfolg, denn die Thiere rührten sich nicht von der Stelle.

*) S. Nr. 244.

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Die konstitutionelle Gesellschaft. Die St. Simonisten.

Nun ist noch eine andere Gesellschaft vorhanden, die ebenfalls nach dem Sturze des Bourbonschen Throns entstanden ist, nämlich die sogenannte „konstitutionelle Gesellschaft," deren Vorsitzer Anfangs Graf Lafayette, ein Schwager Lafayette's, war. Auch in diesem Vereine ist es etwas unruhig zugegangen, so daß es dem alten Lafayette bedenklich schien, länger den Vorsitz zu führen, worauf denn ein rüstigerer Mann das Steuerruder dieses Klubbs in die Hände genommen hat. Da diese Gesellschaft aber das Publikum nicht zu seinen Ansichten zuläßt, und von seinen Verhandlungen, die übrigens ganz ganz rechtlich sind, wenig verlautet, so wird sie auch von Niemand beunruhigt, eben so wenig als die St. Simonistische Gesellschaft, von welcher kürzlich auch viel die Rede gewesen ist. St. Simon lieb einige Zeit von der Rückkehr der Bourbons in Frankreich seine Gedanken über gesellschaftliches Glück und über die beste Einrichtung des Staates drucken. Sie erregten Anfangs wenig Aufsehen, aber wurden in Tagesblättern wegen ihrer Sonderbarkeit lächerlich gemacht. Indessen gewann der Mann doch Anhänger, und obschon er seit mehreren Jahren todt ist, so pflanzt sich seine Schule doch fort, in Paris sowohl als in den Provinzstädten, und es ist allmählig eine religiöse und politische Sekte daraus geworden. Auch erschien sogleich nach der letzten Revolution eine Ankündigung der Zeitschrift L'organisateur, welche die St. Simonisten herausgeben wollten, um ihre Grundsätze zu entwickeln und die Möglichkeit der Anwendung derselben auf die bestehende bürgerliche Gesellschaft zu zeigen. Die Zeitschrift hat auch schon begonnen, man erblickt sie aber an wenig Orten in Paris. St. Simon und seine Anhänger haben die humansten Gesinnungen von der Welt. Sie sehen, daß zu dem Glücke der Staaten noch sehr Vieles fehlt; sie wollen also den Mängeln abhelfen und eine bessere Ordnung der Dinge einführen. Leider aber nehmen die Herren gar keine Rücksicht auf das Bestehende und Verjährte, sondern wollen den Staat ganz von vorne an einrichten, als ob sie keine Gewalt zu bauen, oder einen frischen Staat in Amerikas Wildnissen anzutegen hätten. Daher werden denn ihre Vorschläge als eitle Träumereien verspottet, obschon manches Gute darin stecken mag. Besonders hat man über die von ihnen vorgeschlagene Gütergemeinschaft gelacht, die sie in Staaten, wo das mein und dein so scharf getrennt sind, einführen wollen; Gütergemeinschaft in einem Lande vorschlagen, wo der eine Millionen besitzt und der andere kaum Lumpen genug zusammen bringen kann, um seine Blöße zu decken, heißt doch wahrscheinlich tauben Ohren predigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 252.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Oktober 1830.

Wasser ist Körper und Boden der Fluß. Das neuste Theater
Thun, in der Sonne Glanz, zwischen den Ufern sich auf.

Goethe.

Bilder aus Rußland.

Von einem Deutschen, der lange in Rußland gelebt hat.

Der Frost und die Vorkehrungen dagegen.

Seit der Frost in Rußlands Ebenen einem ungeheuren Heere den Untergang gebracht hat, steht der russische Winter in noch weit schlimmerem Rufe, als früher, und der Leser wird in der folgenden Skizze, die wir zu einer Zeit mittheilen, wo unter dem 55 Grade der Breite sich bereits die Vorboten des Frostes melden, während bei uns die Natur erst anfängt, ihr grünes Gewand gegen ein gelblich braunes zu vertauschen, keine Apologie dieses Winters finden.

Die Strenge des Klimas im nördlichen Rußland ist in der That so groß, daß man kaum begreifen kann, wie ihr der sonst so zarte menschliche Organismus so gut zu widerstehen vermag. Da ich die nördlichsten Gegenden dieses großen Reiches nicht kenne, so überlasse ich die nähere Beschreibung eines Winters in Kola, Archangel oder Kamtschatka denjenigen, welche das wahrlich nicht zu beneidende Glück gehabt haben, ihn selbst zu genießen. Ich kam nur bis Tobolsk und verließ diese Stadt noch vor dem Winter. Aber ich habe mehrere Winter in Simbirsk, Perm und Nischninwogorod zugebracht, (also in einer Breite von nur 55 Graden, d. h. nahe in der Breite von Gothenburg in Schweden, oder Edinburg in Schottland) und bereits durch diesen Aufenthalt in dem dort sogenannten gemäßigten Rußland alle Lust verloren, auch noch das nördliche näher kennen zu lernen.

Nach meiner Erfahrung ist es eine in diesen Gegenden allgemeine Erscheinung, deren Ursache mir übrigens unbekannt ist, daß, so wie die strengste Kälte eintritt, auch zugleich völlige Windstille herrscht; ein sehr wohlthätiger Umstand, da bei einer so heftigen Kälte jeder noch so kleine Luftzug äußerst lästig ist und das Gesicht sehr schmerzhaft, wie mit Messern, schneidet, und da stärkere Winde wahrscheinlich alle Existenz im Freien unmöglich machen würden. Eigentliche Arbeiten unter freiem Himmel hören übrigens auch hier, der Windstille ungeachtet, selbst bei der ärmsten Klasse, beinahe gänzlich auf. Jeder Bauer zieht das früher schon in seinem Hofe zubereitete Brennholz, wenn der December herannaht, in sein Vorhaus, unmittelbar hinter die Stubenthüre, damit er die nächsten sechs Wochen davon nehmen kann, ohne sich ins Freie zu begeben und es dort unter dem tiefen Schnee hervorzuscharren. Dann werden Thüren und Fenster auf das Sorgfältigste untersucht, jede Ritze ausgestopft, der Rand der Thüre ringsum mit wollenen Tüchern, die daran festgenagelt werden, belegt und überhaupt für alles gesorgt, was das Eindringen der Kälte verhüten kann. Da in den acht Wintern, welche ich in Perm verlebte, das Quecksilber des Thermometers in 5 bis 6 Tagen dreimal ganz in die Kugel fiel, und da um das Neujahr eine Kälte von 27 bis 30 Graden Reaumur drei bis vier Wochen lang zu den ganz gewöhnlichen Erscheinungen gehört, so läßt

Digitized by Google

sich die Sorgfalt für den Schutz gegen die Kälte nicht leicht zu weit treiben.

Wenn diese strengere Kälte eintritt, scheint sich die ganze Natur zu ändern, und alle den Menschen umgebenden Gegenstände scheinen eine andere Gestalt anzunehmen. Selbst der Aufenthalt in den Zimmern ist anders geworden. Die Doppelfenster, von welchen Anfangs nur, wie bei uns, die innere Seite mit dichten Eisblumen belegt war, werden jezt auf allen vier Seiten mit einer gallbicken Eisrinde überzogen, die keine Blume mehr zeigt und dem durch diese Eismasse nur sparsam durchgehenden Tageslicht einen ganz eigenen Ton gibt. Es scheint, als ob das, was früher eine durchsichtige Oeffnung war, jezt mit einer großen Tafel von mattem, nicht polirtem Silber bedeckt wäre, welche von unsichtbaren innern Lampen eine eigene Beleuchtung erhielte. Wenn die Thüre des Zimmers, welches unmittelbar mit dem lezten, nicht geheizten Vorhause kommunicirt, auf einen Augenblick geöffnet wird, so dringt eine dichte, weiße Rauchwolke in die Stube, die in dem ersten Moment den Eintretenden ganz verbirgt, aber in dem nächstfolgenden schon, durch die Wärme der Stube, als nasser Nebel sich zu Boden schlägt, daher die Gegend um diese Thüre immer ganz feucht bleibt, während der äußerste Rand der Thüre und des Thürenstocks selbst mit hartem Schnee und oft selbst auf der innern Seite mit kleinen Eiszapfen bedeckt ist.

Noch mehr ändert sich die Scene, wenn man die warme Stube verläßt und auf die offene Gasse tritt. Die Menschen selbst, die man da erblickt, scheinen andere zu seyn, als die, welche man noch vor wenigen Tagen an derselben Stelle gesehen hat. Alles ist tief verhüllt, und außer Mund, Nase und Augen sieht man nichts, als dicke Wollenkleider und Pelzwerke. Kein Langsamer, kein Fauler, kein Alter, keine kleinen Kinder werden mehr gesehen; die lezten müssen nun zu Hause bleiben, weil sie außer dem Hause nicht mehr fortkommen können, und die ersten, so träg und bequem sie sich auch früher über die Gasse gewälzt haben mögen, sind nun plötzlich flink und munter geworden. Die Kaufleute, die Fleischer, die Fischhändler und andere Leute, die sonst immer fest, wie Säulen, neben ihrer Waare standen, sieht man jezt in einem immerwährenden Tanze begriffen, indem sie sich, wie Kreisel, um sich selbst auf ihren Absätzen drehen, mit ihren Füßen auf der Erde herumstampfen und ihre Arme immerwährend und nach allen Richtungen um sich herumschleudern. Die Bärte der russischen Bauern sind zu festen Eisklumpen geworden, und auch bei denen, die keine Bärte tragen, sind die Backenhaare und die dem Munde zunächst liegenden Kleidungsstücke ganz mit Schnee und dickem Reif belegt. Wenn der Mund des Nachbars sich zum Sprechen öffnet, so begleitet jeden artikulirten Ton ein dichter Nebel, der wie Rauch aus seinem Munde strömt und die nur für das Gehör bestimmten Worte nun auch gleichsam dem Auge sichtbar macht. Unter jedem Fußtritt knarrt der Schnee in einem hohen, pfeifenden Ton, und über dem Wanderer dampfen die Schornsteine in dichten Wolken, die sich durch ihre weiße Farbe sowohl, als noch mehr durch ihre scheinbare Festigkeit vor dem gewöhnlichen Rauche auszeichnen. Diese Wolken haben nicht mehr die gewöhnliche Volubilität, sondern sie bilden gleichsam feste Rauchsäulen, die nur zu lebhaft an die hölzernen Wolken auf den Altären unserer Kirchen erinnern. Die Gegenstände auf der Erde, Häuser und Bäume, Thiere und Menschen, erscheinen nicht mehr wie im leeren, blos mit Luft erfüllten Raume, sondern wie durch einen nicht mehr völlig durchsichtigen Körper von uns getrennt, und das allmählige Nähern zweier Menschen auf der Gasse mag mit der Begegnung der Fische im Wasser Aehnlichkeit haben, da die sich nähernde Gestalt in der Entfernung von etwa zwanzig Schritten noch in einen dichten Nebel gehüllt erscheint, der immer dünner und durchsichtiger wird, je näher die Gestalt tritt, ohne daß sie übrigens früher ein eigentlicher Nebel verhüllt hätte, da bei der strengsten Kälte Nebel eben so selten sind, als stärkere Winde. Dazu kömmt noch eine eigene Beleuchtung aller Gegenstände durch die Sonne, die selbst am Mittage sehr niedrig steht und immer eine tief purpurrothe Farbe hat.

In den Gegenden um Perm fällt der erste Schnee gewöhnlich in der Mitte, oft auch schon zu Anfang des Oktobers, und da die Witterung im Sommer und Winter sehr beständig ist, so bleibt er beinahe immer bis in die Mitte Mais liegen. Gegen das Ende des Novembers hat sich der Schnee bereits so gehäuft, daß die untersten Fenster aller Häuser, die sonst in Mannshöhe über dem äußern Boden standen, jezt mit ihm in gleicher Linie oder auch wohl schon im Schnee begraben liegen. Da es eine entsetzliche Arbeit wäre, den sich immer anhäufenden Schnee aus dem Hofe des Hauses zu führen, so begnügt man sich gewöhnlich, nur die Einfahrt von der Gasse so weit als es unumgänglich nöthig ist, frei zu halten. Daher fährt man im Winter von den Gassen in jedes Haus tief abwärts, als ob man in einen Keller fahren wollte. Es mag sonderbar scheinen, aber es ist demungeachtet, wenigstens für mein individuelles Gefühl, nicht weniger wahr, daß der Schnee in Rußland, wenn einmal die strengere Kälte eintritt, viel weißer ist, als der unsere, wenn gleich die blendende Weiße des lezten unter uns bereits zum Sprichwort geworden ist. Es ist, nicht nur für mich, sondern auch für alle, die ich deßhalb befragte, ganz unmöglich, eine größere Schneefläche, wenn sie von der Sonne beschienen wird, auch nur einige Augenblicke anzusehen, ohne heftige, prickelnde Schmerzen in den Augen zu fühlen. Nicht anders müßte ein eben so großer, von

Digitized by Google

der Sonne beschienener, glatter Metallspiegel auf das Gesicht wirken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Reise nach dem Krater des Etna,

den 24ten und 25ten April 1830.

(Fortsetzung.)

Fast kein Jahr vergeht, wo sich nicht ein Erdbeben, geringer oder bedeutender, verspüren läßt. Kein äußeres Zeichen verkündet sein Herannahen; es kommt plötzlich und unvorbereitet, und überrascht die Sorglosen bei ihren gewöhnlichen Beschäftigungen. Schreck und Entsetzen bemächtigen sich eines Jeden, und wer der Bewegung fähig ist, eilt auf die Gasse und den Plätzen zu. Nur wenige Sekunden dauert ein solcher Erdstoß und läßt den Bedrohten keine Zeit zur Ueberlegung. Ihr einziges Augenmerk ist auf ihre Wohnungen gerichtet, und sind diese, nach Verfluß jenes schrecklichen Momentes, nicht eingestürzt, so schöpft die noch ängstlich pochende Brust aufs Neue Athem und die Hoffnung kehrt zurück. Aber die Erfahrung lehrt, daß solche Erdstöße sich wiederholen, und die Wohnungen, sonst der Schutz und Schirm des Menschen, flößen ihm jetzt Furcht und Grauen ein. Er wagt es nicht mehr, sie zu betreten. In solcher Zeit pflegen dann die Bewohner Catanien's Zelte und Bretterhütten vor ihren Häusern, auf den Plätzen und außerhalb der Stadt zu errichten, und Vornehm und Gering, Arm und Reich behilft sich zuweilen Monate lang in solchem Bivouak. Oft aber waren jene Erdstöße so heftig und so plötzlich, daß sie die ganze Stadt von Grund aus zerstörten und über die Hälfte ihrer Bewohner begruben. Stadt steht hier auf Stadt; Catania würde vielleicht die größte und blühendste des Reiches seyn, wenn jenes Unglück sie nicht so oft betroffen hätte. Und doch zählt sie noch gegenwärtig gegen 74,000 Einwohner.

Gegen Mittag, nachdem wir ein reichliches Frühstück eingenommen hatten, machten wir uns auf den Weg nach Nicolosi. Der Zug bestand aus fünf Personen: meinem Reisegefährten, mir, unserm Bedienten und zwei Maulthiertreibern, von denen einer sein Lastthier mit Wäsche und Lebensmitteln beladen hatte. Der Weg nach Nicolosi, 12 Miglien lang und fortwährend steigend, ist großentheils breit, gut und eben. Bald, nachdem man die Stadt hinter sich hat, zeigen sich einige recht angenehme Punkte. Ein Paar hübsch gelegene Landhäuser, eine hin und wieder zum Vorschein kommende Wasserleitung, das blaue Meer zur Rechten und die Stadt selbst in der Tiefe, hinter welcher sich das südliche Gestade in der Ferne verliert, geben der Landschaft malerischen Reiz. Bis hierher geht der Weg gegen Norden, dann wendet er sich mehr westwärts und durchschneidet einige Ortschaften, welche alle denselben Charakter tragen. Die Häuser sind aus schwarzen Lavasteinen gebaut, niedrig, klein und mit rothen Dächern versehen. Die Mauern zum Einhegen sind gleichfalls schwarz, so wie der sandige Lavaboden, auf welchem sich das frischentkeimte Frühlingsgrün einer mannigfaltigen Vegetation wunderbar lebhaft abhebt. Hin und wieder sieht man hinter einem düstern Bauernhause einen Orangen- oder Zitronenbaum mit seinen Früchten freundlich hervorblicken; Olivenbäume finden sich häufig, so wie Wein, und Cactus oder indianische Feigen ist in unsäglicher Menge zu finden, weniger Aloe, die sonst mit jener Pflanze gern den Boden theilt. Nicolosi selbst, wo wir nach zwei und einer halben Stunde eintrafen, entspricht ganz dieser Schilderung.

Ich erwähnte schon oben, daß wir von Hause aus eigentlich nicht die Absicht hatten, den Etna zu besteigen. Um jedoch eine etwas genauere Ansicht desselben zu erlangen, verfügten wir uns sogleich nach unserer Ankunft in Nicolosi, von einigen Jungen des Ortes begleitet, nach den eine halbe Stunde entfernt liegenden rothen Bergen, Monti-Rossi, welche, so wie alle andern den Etna umgebenden Kegel, durch verschiedene Ausbrüche gebildete Krater sind. Ihre Höhe mag der des Vesuvs gleich kommen, und dennoch schwinden sie gegen ihren furchtbaren Vater zu unbedeutenden Hügeln zusammen. Wie alle durch Lavaasche gebildeten Kegel, so sind auch diese sehr mühselig zu besteigen; doch lohnt die höchste Spitze von beiden mit einer angenehmen Aussicht, indem man von dieser mäßigen Höhe noch alle Gegenstände deutlich zu unterscheiden vermag. Lange Zeit belustigten uns hier die Knaben mit Hinabrollen von Steinen, welche auf dieser gleichmäßigen, steilen Böschung sich mit mächtigen Bogensprüngen und mit wachsender, zuletzt reißender Schnelle in der Tiefe verloren.

Doch unwillkührlich wandte sich unsere Aufmerksamkeit stets wieder zum Gipfel des immer thätigen Vulkans, und unser Auge auf ihn gerichtet und nur mit ihm beschäftigt, stiegen wir wieder zum Dorfe hinab. Wir sahen die Knaben, welche uns begleiteten und allerhand Possen trieben, unter andern verschiedene Gräser und Pflanzen, z. B. wilden Fenchel und den obern Theil von den Stauden gewisser Disteln, roh verzehren. Auf der ganzen Insel hatten wir überhaupt oft Gelegenheit, zu bemerken, daß ein großer Theil der Lebensmittel der geringern Klasse aus rohen Gemüsen besteht, welche sie häufig ohne Brod oder irgend eine Würze genießen. Unterwegs zeigten uns noch die Knaben Ueberreste von durch frühere Ausbrüche verschütteten Häusern. — Noch eine Stunde vor Sonnenuntergang befanden wir uns, von den Anstrengungen des Tages schon hinlänglich ermüdet in unserer ärmlichen Herberge, deren Besitzer jedoch

Digitized by Google

freundliche, zuvorkommende Leute sind. Aber eben die Dürftigkeit der Herberge, die Furcht vor der langen Weile und endlich die ganz einfache und doch treffende und entscheidende Bemerkung unsers Dieners, eines Florentiners: „ma sarebbe vergognioso di esser stato qui e di non aver visto la montagna," bestimmten uns endlich zu dieser Reise. Wir verfügten uns also sogleich nach der Anweisung unserer Wirthsleute zu dem Richter des Orts, welcher die Schlüssel des am Fuße des obersten Kegels gelegenen englischen Hauses in Verwahrung hat, um solche von ihm zu erbitten. Wir fanden in ihm einen unterrichteten, artigen Mann von vorgerücktem Alter, welcher gern und mit großer Theilnahme von dem alten Feinde der Gegend „nostro nemico" sprach, ihm aber unbedingt das Verdienst zusprach, daß seine feurigen Ausgüsse äußerst fruchtbaren Boden bilden. Er versprach uns einen Führer und Maulthiere zuzusenden, und entließ uns mit dem Wunsche einer glücklichen Reise.

Nach unserer Zurückkunft ins Wirthshaus beschäftigte sich unser Diener sogleich damit, uns ein kleines Nachtmal zu bereiten, welches freilich spärlich genug ausfiel, worauf wir uns auf die harten Lagerstätten legten, um bis 9 Uhr Nachts, zu welcher Stunde die Maulthiere bestellt waren, einiger Ruhe zu genießen.

Zur bestimmten Stunde erschienen der Führer und die Treiber mit ihren Maulthieren — denn Pferde würden zu dieser Reise durchaus untauglich seyn — und ungefähr um halb zehn Uhr brachen wir unter den Glückwünschen der uns Umgebenden auf, mit dem festen Entschluß, bis zum höchsten Gipfel vorzudringen, an welchem Gefolg die meisten zu zweifeln schienen, da nur wenige Bewohner dieser Gegenden die Werkstätte ihres furchtbaren Feindes zu besuchen wagen.

Hinter Nicolosi hört die fruchtbare Region des Etna auf und der Fuß des Wanderers versinkt in schwarzen, unwirthbaren Lavasand. Die Nacht war dunkel und wir folgten schweigend, einer hinter dem andern, unserem Führer, welcher uns mit einer Laterne leuchtete. Allmählig ward die Luft rauher, und als wir uns in Mitten der Waldregion befanden, litten wir alle, obwohl mit Mänteln versehen, mehr oder minder von der Kälte, jedoch nicht in so hohem Grade, als die an ein heißes Klima gewöhnten Einwohner und hatten befürchten lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, September.

(Fortsetzung.)

Die St. Simonisten.

Der mit Lumpen bedeckte wird sich recht gern in die von den Simonisten vorgeschlagene Gütergemeinschaft begeben; allein welche Beredsamkeit würde erfordert werden, um auch den Millionär dazu zu bewegen? Dupin hat in einer Rede vor den Deputirten die armen St. Simonisten gewaltig persiflirt und gedämpft, die von ihnen vorgeschlagene Assoziirung müsse ihnen freilich wohl anstehen, denn ihr eigener Einsatz wäre sehr gering. Allerdings hat man bisher nicht vernommen, daß sich reiche Leute zu der St. Simonschen Lehre bekennen; sollte also eine St. Simonistische Verbindung zu Stande kommen, so wird das gemeinschaftliche Kapital nicht sehr beträchtlich ausfallen. St. Simon hat sich selbst und Leben gebracht. Ich glaube, die Tagblätter haben den Einfluß und den Bestand dieser Sekte ein wenig übertrieben. Eines dieser Tagblätter drückt sich folgendermaßen aus: „Im gegenwärtigen Augenblicke ist die Zahl der St. Simonisten sehr beträchtlich. Paris dient dieser neuen Familie zum Mittelpunkte; sie hat ihre Verbindungen im nördlichen, südlichen und östlichen Frankreich, zu Toulouse, Castres, Montpellier, Lyon und Strasburg; die polytechnische Schule, die juristische und die medizinische Fakultät enthalten eine Menge von Adepten derselben. Die Deutschen, deren schwärmerische Phantasie sich so gerne mit religiösen Ideen nährt, fangen an, sich zur neuen Religion enthusiastisch zu bekennen. (?) Besonders aber erscheint zu Paris der St. Simonismus in seinem vollen Glanze. Die Häupter der Lehre entwickeln regelmäßig im Pradesaale ihre Grundsätze, und jeden Sonntag strömt die Menge zu dem Hause Nr. 8 in der Montignwstraße, um den neuen Predigern zuzuhören, deren beredte Worte die Herzen rühren, und sie auf eine so mächtige Weise für die moralische, geistige und materielle Verbesserung der zahlreichsten und ärmsten Klasse der Gesellschaft empfänglich machen. Man erblickt hier elegante Frauen, Deputirte, Militairs, Fabrikanten u. s. w.; alle erstaunen und sind entzückt über die ihnen eröffnete Zukunft, wovon sie nicht die geringste Ahndung gehabt hatten." Ich muß hinzusetzen, daß die sonntäglichen Zusammenkünfte so zahlreich werden, daß das Haus in der Montignstraße nicht mehr alle Zuhörer fassen kann, und daher jetzt ein großer Saal zu diesen Versammlungen genommen werden wird. Bisher ist über die Religion der St. Simonisten nichts Zusammenhängendes erschienen, obschon ein gewisser Enfantin, der sich Chef de la religion St. Simonienne titulirt, einen Aufsatz über ihre Sekte in den Globe hat einrücken lassen. So viel sich aus ihren öffentlichen Reden abnehmen läßt, ist ihre Religion eine Art von Deismus oder Theophilanthropismus, ohne äußern Kultus. Sie nehmen ein höchstes Wesen an und setzen die Nothwendigkeit eines Oberhauptes voraus, den sie Pabst oder anders nennen, und der Untergeordnete, als Bischöfe und Priester, unter sich hat; allein von einer eigentlichen Priesterkaste wissen sie nichts. Sie lehren, daß wer sich durch Talent und Wissenschaft auszeichnet, an der Spitze der andern zu stehen verdient, wie sie denn überhaupt in der Gütergemeinschaft jeden nach seinen geistigen Fähigkeiten mit Gütern versehen, also den einen mehr, den andern minder, je nachdem er mit seinem Talente zu wuchern versteht; von Erbschaften aber wollen sie nichts hören. Eben so wollen sie, sagt man, keine andern Vorgesetzte als diejenigen, die sich durch Geistesfähigkeiten dazu auszeichnen, gleichviel, in welchem Stande diese leben; ihre Bischöfe, Priester und sogar ihre Päpste können also Künstler, Fabrikanten, Gelehrte, Beamte seyn, wenn sie nur die besten Köpfe in der Gemeinde sind.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 84.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 253.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 22. Oktober 1830.

Den rathsamen Schritt
Mühsam den Berg hinauf!
Auf denn, nicht träge denn,
Strebend und hoffend hinan!

Goethe.

Reise nach dem Krater des Etna, den 21ten und 25ten April 1830.

(Fortsetzung.)

So ging unser Zug langsam und still durch die Nacht und die unbewohnte, vom Menschen gemiedene Oede, deren einförmige Stille allein durch den dumpfen, traurigen Ton des Kauzes unterbrochen ward. Ungefähr um ein Uhr in der Nacht hatten wir die Waldregion hinter uns, und nun begann der Weg äußerst rauh und mühselig zu werden. Bald mußten wir steile, felsige Lavafelsen erklimmen, bald durch feinen, beweglichen Sand waten, wo der Fuß, stets wieder zurückgleitend, bis über die Knöchel einsinkt. Da mich die Kälte zu belästigen anfing, so stieg ich öfter ab, so wie auch mein Gefährte, und wir gingen zu Fuß, so müde wir auch von den Anstrengungen des vergangenen Tages waren. Wir hatten nicht berechnet, wie sehr man zu dieser Reise alle seine Kräfte sammeln muß und dachten auch jetzt noch nicht daran, wie sehr wir derselben zur Besteigung des letzten Kegels bedürfen würden. Einmal verweilte der Führer und zeigte auf einen scheinbar nahe vor uns liegenden Gipfel, auf welchem ich schon seit einiger Zeit einen Baum oder Strauch bemerkt zu haben glaubte, der sich auf dem heller werdenden Himmel absetzte. Ich hatte mich aber sehr geirrt: es war eine gewaltige, dichte Rauchsäule, welche dem Krater entstiegen war und eine Zeitlang ihre Form nicht merklich veränderte. Dieß gab mir den Maßstab für die Höhe, die wir noch zu erklimmen hatten, um an das Ziel unserer Reise zu gelangen. Bald darauf erreichten wir die Schneeregion. Man würde sich irren, wenn man sich dieselbe wie in unsern Tyroler- und Schweizeralpen dächte, wo sie in einer gewissen Höhe die Berge rings mit einer weißen Decke umgibt und unermeßliche Schnee- und Eisfelder bildet. Trotz der Höhe des Etna, läßt das Klima eine solche nordische Schneefülle nicht zu. Nur hin und wieder kamen wir auf Schneefelder von einiger Ausdehnung, welche auf dem schwarzen Lavaboden hell schimmerten, und nur nach oben, dem englischen Hause zu, wurden sie häufiger und ansehnlicher. Eigentliche Gletscher fanden wir nicht. Doch muß ich erinnern, daß wir uns hier auf der Südseite des Berges befanden, und daß die Nordseite, welche uns später bei Taormina zu Gesichte kam, viel bedeutendere Schneemassen zeigt, so daß ich dort wirklich Gletscher vermuthe.

Gegen vier Uhr Morgens endlich gelangten wir an das sogenannte englische Haus; es war im Jahre 1810 von englischen Offizieren erbaut und anfänglich zu einer Herberge bestimmt worden; da sich aber kein Wirth daselbst zu erhalten vermochte, so wurde es verlassen und die Schlüssel dem Richter von Nicolosi übergeben, welcher sie den Fremden einhändigt, die daselbst wenigstens Obdach finden. In diesem Haus trifft man einiges Geräth, einen Tisch, einige Stühle, Stöcke zum Ersteigen der letzten Höhe und dergleichen. Wir fanden den Boden und die Wände mit dichten, hellschimmernden Eisrinden

Digitized by Google

bedeckt. Da die Dämmerung sich schon bemerkbar machte, so wollten wir nicht länger säumen und machten uns sogleich, ohne das Geringste zu uns zu nehmen, zum letzten mühevollen Gang nach dem Gipfel des Etna auf den Weg. Gleich hinter dem Hause beginnt ein Schneefeld, welches ungefähr fünf Minuten Weges breit seyn mag. Wir brachten aber mehr als eine halbe Stunde darauf zu, da hier der Schnee eine ganz eigenthümliche Bildung angenommen hat. Auf der Südseite ist er geschmolzen, während die Nordseite eine harte schwarze Rinde zeigt, und so bildet er unzählige, alle nach einer Richtung und in Reihen laufende Spitzen, welche zwischen sich Einschnitte von enerthalb bis vier Fuß Tiefe haben, so daß man mit der größten Vorsicht und auf Händen und Füßen klettern muß, um sich nicht an diesem hartgewordenen Schnee zu beschädigen, zumal wenn die Dunkelheit nicht erlaubt, die sichern Stellen zu unterscheiden. Endlich gelangten wir auf Sandboden und dann wieder zu einem ähnlichen Eisfelde, an dessen Anfang der Führer die Laterne zurückließ, weil es schon heller zu werden begann. Als wir auch dieß zurückgelegt hatten, fing der Weg an steil und steiler, ja oft beinahe senkrecht zu werden, und erforderte die äußerste Anstrengung. — Obgleich durch mehrere große Fußreisen schon an Mühseligkeiten gewöhnt und erst kürzlich durch den Zug um Sicilien abgehärtet, stand ich mehr denn einmal auf dem Punkte, Muth und Kraft ganz zu verlieren, und ich bereute es oft bitter, mich Tags zuvor schon so sehr ermüdet zu haben. Hiezu kam noch, daß mir, so wie unserm Bedienten, das Athemholen, schon vom englischen Hause an, der dünnen Luft wegen, ungemein schwer wurde, während mein Reisegefährte durchaus nicht litt. Dagegen ward dieser von einer heftigen Kolik schrecklich gepeinigt. Von Zeit zu Zeit schwer Athem schöpfend, hielt ich an und blickte umher. In der Tiefe schimmerte noch das Licht der zurückgelassenen Laterne und in weiter Entfernung verschwammen Himmel und Erde und Meer, im Dämmerlicht, gleich einem Chaos in einander, so daß ich einen aufgehenden Stern lange Zeit für das Licht einer Fischerbarke hielt, bis genauere Anschauung und Ueberlegung mich diesem groben Irrthume entrissen. Unser Führer, mit Namen Garfio Bardagallo aus Nicolosi, einer der besten die ich je gefunden habe, und welchen ich daher den Reisenden empfehle, hielt auf einer Anhöhe, welche einen Absatz bildet, an, um mir Muth einzusprechen, indem er mir den nahen Aufgang der Sonne verkündete. Ich raffte also, wie mir schien, meine letzte Kraft zusammen und gelangte an die Seite des Führers, als eben der glühende Stern des Tages dem fernen Rande der blauen Meeresfluth entstieg. Dieß Schauspiel war groß und anziehend, doch hatten wir es schon zu oft genossen, als daß es uns unsere Beschwerden gänzlich hätte vergessen machen.

Noch blieb eine ansehnliche Höhe zu ersteigen, um an den Krater zu gelangen, und mit gerechtem Zweifel, ob ich noch Kraft genug dazu haben werde, begann ich auf's Neue zu klimmen. Meine Brustbeklemmungen nahmen mehr und mehr zu, und wurden durch den hinzukommenden Schwefelgeruch und Dampf, der hier und da dem Boden heiß entstieg, so unerträglich gesteigert, daß ich oft zu ersticken meinte. Dichte braune und schwarzgraue Rauchsäulen entstiegen der schon nahe vor uns liegenden Spitze unter fortwährendem, unterirdischem Donner, der sich nun deutlicher und deutlicher vernehmen ließ. Hätten diese Verkünder des großartigsten Schauspiels der Natur nicht meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, ich glaube, ich wäre noch hier, nahe dem Ziele, der peinlichen Anstrengung erlegen. Nahe dem Gipfel rief uns der Führer zu, auf den Schatten des Berges zu achten, und ich erblickte mit unbeschreiblichem Erstaunen auf der, der Sonne entgegengesetzten Seite das riesenhafte, duftig blaue Schattenbild des kolossalen Berges, welches sich auf den Morgendüften in sanft verschwimmenden Konturen, sammt den, dem Krater entsteigenden Rauchsäulen, zeichnete, so daß man einen Zwillingsbruder des Etna wie in einem magischen Spiegel zu erblicken glaubte. Jetzt war der äußerste Gipfel, 10198 Pariser Fuß über der Meeresfläche, erstiegen und begierig senkte sich unser Blick in den nimmer rastenden, feurigen Schlund.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Die Nächte sind im Winter, selbst zur Zeit des Neumonds, durch den Widerschein dieses Schnees, der viel Aehnlichkeit mit dem des bekannten Bononischen Steins hat, so hell, daß man zur Nachtzeit nur unbedeutend weniger sieht, als an trüben Tagen, und daß man bei Nacht ganz eben so gut, wie am Tage, reisen kann. Wegen dieser Blendung des Schnees sind auch, besonders in den nördlicheren Gegenden, selbst die Bauern mit Schneebrillen von gefärbten Gläsern versehen, die man in allen, selbst kleineren Orten, um einige Kopeken kaufen kann. Ganz Arme machen sich diese Brillen selbst aus zwei kreisrunden, dünnen Holzscheibchen, in deren Mitte sie eine feine Spalte anbringen, die über die Pupille des Auges gebunden wird. Dieser Vorsicht ungeachtet, ist es eine sehr gewöhnliche Erscheinung, daß die Alten und der arbeitenden Klasse blind werden, worüber man sich in Rußland eben so wenig aufhält, als man es bei uns sonderbar findet, daß alte Leute ihre Zähne verlieren. Oft sah ich, wenn ich auf meinen häufigen Reisen eine Bauernstube zur Zeit des Mittags betrat, die ganze rüstige Familie wohl-

Digitized by Google

gemuth um ihren Tisch versammelt, während in der Ecke der Stube ein altes Pärchen, vor einen kleinen, niedrigen Tisch gekauert, sein Mahl verzehrte. Wenn man fragt, wer die beiden Armen sind, so erhält man die scheinbar gleichgültige Antwort: „das Väterchen und Mütterchen vom Hause, die schon blind sind.“ — Dieses frühe Zugrundegehen der Augen ist aber wahrscheinlich nicht blos dem blendenden Schnee, sondern auch der strengen Kälte überhaupt zuzuschreiben. Es ist eine in jenen Gegenden alltägliche Sache, daß dem Menschen im Winter die Augen zufrieren: zwar nicht das eigentliche Auge, das, wie es scheint, auch der strengsten Kälte widersteht, aber wohl die Flüssigkeit, welche dasselbe, wenn es von der Kälte gereizt wird, abzusondern pflegt. Wenn es aus der höheren Temperatur der geheizten Stube in die Kälte tritt, oder wenn ein stärkerer Luftzug auf dasselbe einwirkt, so weint es, und wie die Thräne an den Rand der Augenwimper tritt und da auseinanderfließt, so friert sie auch schon und verschließt dadurch die Oeffnung der Augen. In diesem Falle tritt man sogleich in das nächste Haus und stellt sich mit dem Worte: „Iswinite“ (um Vergebung, oder: es beliebe Euch) neben der Thüre in die warme Stube, wo das Auge sogleich wieder aufthaut, worauf man dann seinen Weg wieder fortsetzt. Solche Besuche erhält man oft in einer Stunde mehrere, und es fällt Niemand ein, sich darüber aufzuhalten. Noch häufiger ist das Erfrieren derjenigen Theile des Körpers, die sich auch in der strengsten Kälte nicht gut bedecken lassen, besonders der Nase. Das erste Gefühl dabei ist nicht unangenehm, und wenn man nicht besonders aufmerksam ist oder es schon öfters erfahren hat, so bemerkt man es auch wohl gar nicht. Desto besser aber bemerkt es ein Anderer, da sich der erfrorne Theil sogleich durch seine bläuliche Farbe kenntlich macht, und in diesem Augenblicke ist man auch schon gewiß, von Jedem, der uns begegnet und ins Gesicht sieht, liebevoll erinnert zu werden. „Baltuschka, wasche Nos,“ (Väterchen, eure Nase) schreien die Vorübergehenden und eilen hastig ihres Wegs weiter. In der That bedarf es weiter keiner andern Hülfe, als dieses freundlichen Zurufes, von dem die unmittelbare Folge ist, daß der vom Frost Ergriffene sogleich eine Handvoll Schnee vom Boden nimmt und sich damit die Nasenspitze derb einreibt, worauf denn auch er seinen Weg weiter fortsetzt und vielleicht schon in dem nächsten Augenblicke einem Andern sein „wasche Nos“ zuruft. So wenig dieses Zufrieren der Augen oder dieses Erfrieren der Nase zu bedeuten hat, wenn sogleich Hülfe bei der Hand ist, so arge Folgen haben diese Zufälle, wenn sie Anfangs versäumt worden sind, und man sieht daher in Rußland nicht wenige, besonders in der Mitte des Gesichts häßlich und oft wahrhaft gräßlich entstellte Leute.

So wie übrigens der Schnee jener kalten Gegenden sich von dem unsrigen unterscheidet, so ist auch das Eis desselben ganz anders. Wenn die Bewohner des südlichen Deutschlands oft während dem Laufe eines ganzen Winters nur schmutziges und brüchiges Grundeis für ihre Keller erhalten, das kaum einen halben Fuß Dicke hat, so wird das Eis in den Seen und selbst in den größern Strömen Rußlands meistens 4 und oft über 6 Fuß dick, und diese Stücke sind, ihrer Dicke ungeachtet, so hart, daß man daran mit einem Stahle Feuer schlagen kann, und so durchsichtig, daß man einen Strohhalm, wenn er auch in der Mitte eines solchen klafterdicken Klumpens liegt, noch so rein und ungehindert sehen kann, als ob er ganz frei vor dem Gesichte läge.

Dieser strengen und dem Aufenthalte im Freien so hinderlichen Kälte ungeachtet, werden in Rußland die meisten Reisen im Winter gemacht, und zwar ununterbrochen, bei Tage sowohl, als bei Nacht. Die Hauptursache dieser auffallenden Erscheinung sind offenbar die Wege, die im Sommer, besonders im Anfang und am Ende desselben, da sie ganz der lieben Natur überlassen werden, oft grundlos und wahrhaft unbrauchbar sind, während sie im Winter von denselben Händen der Natur besser gemacht werden, als man sie in irgend einem Lande finden kann. Der hohe, harte Schnee, der nie thaut, überzieht das ganze Land mit einem Spiegel, über welchen die Schlitten wie über einen Marmorboden mit der Eile des Blitzes dingleiten, ohne durch irgend ein Hinderniß, da der Winter alle geebnet hat, aufgehalten zu werden. Durch gute, dichte Pelze wird der Körper der Reisenden hinlänglich geschützt, und durch sehr zweckmäßig gearbeitete Bastmatten weiß selbst der Bauer seinen Wagen zu einer kleinen Stube umzuformen, in welcher es sich, auch in der strengsten Kälte, recht gemächlich sitzt oder liegt. Wohlhabendere Leute aus dem Mittelstande haben gewöhnlich sehr große Schlitten, in welchen die ganze Familie von sechs bis acht Personen Platz hat, und die von eben so viel Pferden gezogen werden. Die Bewohner eines solchen fahrenden Hauses sind alle wohl eingepackt, meistens liegend über und unter dichten Pelzen, und von außen durch die erwähnten Bastmatten gut beschirmt, so daß sie nur wenig von den Unbilden der Witterung zu leiden haben und sich in dem engen, durch sie selbst erwärmten Raume meistens recht wohl befinden.

Noch muß, wenn von der Strenge des Klimas die Rede ist, der auffallenden Erscheinung Erwähnung gethan werden, daß die Kälte in Rußland gegen Osten immer zunimmt, und selbst in einem größern Grade zunimmt, als wenn man eben so viel von Süden gen Norden geht. Moskau und Kasan z. B. liegen sehr nahe unter demselben Breitengrade, aber Kasan, das etwa 100 deutsche Meilen östlicher liegt, ist viel, sehr viel kälter als Moskau. Kasan liegt nahezu in derselben Entfernung von dem Aequator,

Digitized by Google

als Kopenhagen oder Edinburg, aber wie ungemein verschieden ist das Klima dieser Städte! Petersburg liegt gegen 5 Grade nördlicher als Kasan, und doch ist das Klima von Petersburg, bei aller seiner Strenge, viel milder, als das der letztern Stadt. „In Kasan tritt der Winter mit der Mitte Oktobers ein und dauert ununterbrochen fort bis zu Ende Aprils, und erst gegen das Ende des Mais werden die Felder bestellt, während man in Drontheim in Norwegen noch im November grüne Wiesen hat und eines angenehmen Spazierganges im Freien genießen kann, obschon Drontheim eine Breite von 61 Graden hat, also 9 volle Grade nördlicher liegt, als Kasan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 8. Oktober.

Neue Dramen nach französischem Zuschnitt.

Die letzten Neuigkeiten auf der königlichen Bühne sind: „Philippi“ in einem, und „die Taube von Cythron“ in vier Aufzügen; das erstere Stück wirklich aus dem Französischen des Scribe übersetzt, das letztere nicht übersetzt und dennoch, so augenscheinlich wie irgend ein in Wien oder Berlin verfertigter Dutzendhut, dem französischen Muster nachgearbeitet. Ein solches Muster aber wird im Parterre, wie bekanntlich, vier- und sechsmal so theuer bezahlt, als die Nachahmung, die nun einmal den eigentlichen unnachahmlichen Pfiff, das certain je ne sais quoi, nicht hat. Leider ist es mit diesem Melodrame (ohne Musik) der Mad. Birch-Pfeiffer also beschaffen. Es ist eine Kriminalgeschichte aus den causes célèbres; sie ist auf dem französischen Leisten effektvoller Nichtigkeit, mit Verschmähung aller deutschen langweiligen Tiefe, gearbeitet. Daher weder eine Grundidee, noch innere Motivirung der Charaktere, noch äußere des richtigen Rechtsganges der juristischen Entwickelung, noch sonst irgend etwas, was anstatten könnte. Ohne Anstand ist das Stück zu Ende, oder springt vielmehr von einer Szene zur andern, denn eine kunstgerechte Verbindung derselben, oder gar ein genetisches Hervorgehen der einen aus der andern, würde das eine aus non einen solchen Modestück, und also es selbst aufheben. Das eine qua non eines Modestücks, die Bedingung seiner Annahme bei den Direktionen, seiner Gunst bei dem Publikum heißt: Eile ohne Weile! — So werden in Frankreich Hauben, Konstitutionen und Theaterstücke gemacht; und die letzteren — von welchen wir hier nur zu sprechen haben — ermangeln einer gewissen leichten Anmuth nicht, die eben, weil sie mit französischer Sprache und Nationalität unabtrennlich zusammenhängt, unter deutschen Händen verloren geht. Dennoch ist der Reiz der Mode so groß, daß sich das Publikum, wie es ja auch in Deutschland gemacht, französische Hauben und Fracks trägt, sich solche deutsch französische Stücke gefallen und behagen läßt. — Unsers Erachtens ist also Mad. Birch-Pfeiffer zu loben, daß sie in diesem Modeartikel so fleißig für die deutschen Bühnen produzirt. Wir gebrden gar nicht zu denen, die das Heil der Kunst darin setzen, wenn man dergleichen Arbeiten von dem Theater zurückweist; denn erstlich ist es immer schon besser, wenn inländische, als wenn ausländische Waaren konsumirt werden, und zweitens muß eine solche Produktion so wenig zurückgewiesen, als ein Buch verboten werden, welches Verstoß ja, wie bekanntlich, nur den Lesehappetit reizt und erhöht. Nein, es können gar nicht genug derlei Stücke auf der Bühne erscheinen, damit sie, wie einst die Ueberschwemmung mit Ritter-, und Geistergeschichten, dasselbe Schicksal haben, nämlich erst von wenigen Einzelnen und dann von der ganzen Masse des Publikums nicht beachtet zu werden. — Mit der Uebersetzung des Philipp, des kleinen Scribeschen Stückes, hat es fast die entgegengesetzte Bewandtniß. Das Drämchen, oder wenigstens doch das Kolorit desselben, ist aus dem Deutschen, mit französischen Charakteren, in das Vaudevillsche übertragen; eine Thränenkomödie mit der Moral oder auch mit der Unmoral: der Adelstolz ist, selbst in einem sonst edeln Gemüthe, unauslöschbar. Man kann nicht läugnen, daß in dem Original, welches wir in der Ursprache auf denselben Brettern gesehen haben, daß in dem Original die Klippen der Nichtwohlanständigkeit eben so behende und dichtanstreifend umschifft sind, als das Ganze mit bewährter Bühnengewandtheit gearbeitet ist.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, September.

(Beschluß.)

Die St. Simonisten.

Einige Leute wollen in der Einrichtung der St. Simonisten eine neue Art von Jesuitismus wittern; ich glaube aber nicht, daß der neue Jesuitismus die Macht des alten jemals erlangen wird, und Fanatismus läßt sich auch bei dieser memschenfreundlichen Sekte nicht diesen, welche den Damen dieselben Rechte wie den Männern verschaffen will, so daß Mann und Frau nur ein einziges bürgerliches Individuum ausmachen sollen. Dieses Alles und noch manches Andere setzen nun junge beredsame St. Simonisten am Sonntage mit recht sanfter, eindringender Stimme auseinander. Es läßt sich also begreifen, daß Herrn und Damen bei diesen neuen Predigten sehr erbaut, gerührt und erweicht werden; die Damen besonders, sey es nun, daß ihnen die Hoffnung aufgeht, Priesterinnen zu werden, oder daß ihnen blos das saubre Bild der Zukunft entgegenlacht, welches ihnen junge St. Simonisten so reizend darstellen. Wenn nun auch wirklich die Herrn und Damen mit Enthusiasm aus dieser Art von Predigt kommen, so ist es doch wahrscheinlich, daß der Eindruck nicht lange dauert, vielleicht nicht länger als der eines angenehmen Traumes. In der Deputirtenkammer hat Dupin die St. Simonisten als arme Schlucker dargestellt, die eine dunkle und abgeschmackte Lehre verkünden; so dürfen sie jedoch nicht angesehen werden. Man muß es immer denjenigen, welche zur Verbesserung des Zustandes der Menschheit, besonders der ärmern Klassen beitragen wollen, Dank wissen, daß sie ihre Zeit und Mühe auf einen so wichtigen Gegenstand verwenden. Nun ist freilich in der Schule St. Simons manches Dunkle, Absrakte, auf den jetzigen Zustand der Gesellschaft Unanwendbare, worüber sich wohl ein wenig scherzen läßt; allein im Grunde ist es ein edler Gedanke, seinen Mitmenschen eine bessere Lage verschaffen zu wollen. Wie Vieles ist nicht in Frankreich bereits geschehen, was man sonst für kaum anders lich hielt? Und kann je ein Zeitpunkt heilsamen Vorschlägen besonders förderlich werden, so ist es gewiß der gegenwärtige mehr als jeder andere. Die Nation hat alle ihre Rechte wieder erobert; sie hat sich eine Regierung nach ihrem Wunsche gegeben; diese Regierung zeigt sich bereit, alles Nützliche aufzunehmen und einzuführen; mehrere Verbesserungen sind schon angebracht, manche andere sollen noch vorgenommen werden. Kein abgeschmacktes Gesetz verbietet denjenigen Stillschweigen, welche etwas Nützliches vorzuschlagen haben; überall findet man die Bürger willig, sich zu gemeinnützlichen Zwecken zu vereinen; Freiheit und Wohlwollen beleben die bürgerliche Gesellschaft; welchem edlen Menschenfreunde sollte bei solchen Umständen nicht das Herz im Busen warm werden, sollte sich nicht die herrlichste Aussicht für dieses so lange durch verjährte Mißbräuche regierte Königreich in der Ferne zeigen?

Da.

Beilage: Literaturblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 254.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Oktober 1830.

Könnten wir den alten Pol
Wie ein Uhrwerk stellen,
Weltschlands Sonne sollt' uns wohl
Paradies erhellen,
Aber grämlich kreist der Bär
Dort um unsern Scheitel her.

J. H. Voß.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Noch auffallender werden diese Unterschiede, wenn man in Rußland noch weiter gegen Osten vordringt. Obgleich z. B. liegt mit Petersburg und Stockholm beinahe unter derselben Breite, aber der Russe selbst schaudert vor der alles erstarrenden Kälte in Ochotzk, und alle Beamte dieser Stadt, die aus westlichern Gegenden hingeschickt werden, erhalten doppelten Sold, einen höhern Rang und die Erlaubniß, nach drei Jahren wieder zurückzukehren, weil sich ohne diese Vergütungen Niemand finden würde, der sich diesem unwirthlichen und beinahe unbewohnbaren Klima aussetzen möchte. Der bloße Name Kamtschatka erregt schon Kälte und Schauder, und doch ist der Peterpaulshafen in Kamtschatka nur 51 Grade von dem Aequator entfernt, also in derselben geographischen Breite, wie Dresden, Amsterdam oder London. — Eine Ursache dieses auffallenden Unterschieds des Klimas ist ohne Zweifel die Entfernung der meisten Orte des südlichen Siberiens von allen Meeren, an deren Küsten die Temperatur immer milder ist. Es gibt keinen so großen, von allen Meeren ringsum so weit entlegenen Erdstrich, als das mittlere Asien. Aber allein aus dieser Entfernung vom Meere läßt sich diese Differenz der Temperatur wohl nicht genügend erklären. Die vielen, auf mehrere hundert Meilen verbreiteten Salzlager des mittlern Asiens mögen dazu auch ihren guten Theil beitragen, besonders durch die in diesem Salzboden verkümmerte Vegetation, da man in diesen Gegenden oft auf mehrere Tagereisen keine Wälder und selbst nur wenig kleinere Pflanzen erblickt. Der Hauptgrund ist aber, daß sich der ganze Boden von West gen Ost allmählig über die Fläche des Meeres erhebt und so den größten Bergrücken der Erde bildet, ein ungeheures Bergplateau, auf dem seit Jahrtausenden die Völker des Nordostens sich herumgetrieben und zuweilen auch in ganzen Strömen sich in die südwestlichen Gegenden ergossen haben. Für die ungemein hohe Lage jener Gegenden zeugt auch der Lauf der großen, gewaltigen Ströme, die alle auf dem höchsten Rücken dieses Plateaus entspringen und, wie der Ob, Jenisey, Irtisch u. a. dem Nordmeer zueilen. Es ist Schade, daß die vielen Reisen, welche unter der Regierung der Kaiserin Katharina II. in diesen Gegenden meistens von deutschen Naturforschern gemacht worden sind, über die Höhe des Landes keine bestimmte Auskunft geben. Die Akademie der Wissenschaften in Petersburg könnte dieß aufklären, wenn sie zuverläßige Beamte in diesen Gegenden mit guten Barometern versehen wollte, eine Anordnung, die auch noch in mehreren andern meteorologischen Rücksichten von großem Nutzen seyn könnte.

Dieß vom Winter in jenen Gegenden, den ich aus eigener Erfahrung kennen gelernt habe. Auf mich, der ich an diese Extreme nicht gewöhnt war, wirkte er unangenehm, so oft er wieder kam. Welch ein Leben für ein Wesen, das vor allem sich des Lichts und der Wärme der

Digitized by Google

Sonne erfreut, viele Monate den größten Theil seiner Zeit nur bei dem elenden Lichte einer Kerze zubringen zu müssen, da die Sonne, in Perm wenigstens, an den Tagen, wo man sie am sehnlichsten wünscht, erst um zehn Uhr aufgeht und um zwei Uhr schon wieder verschwindet, und auch während dieser vier Stunden, die sie sichtbar ist, in einer blutrothen Farbe, ohne zu wärmen und ohne selbst bedeutend zu leuchten, sich nur wenig über den Horizont erhebt und an den benachbarten Bergen im Süden furchtsam hinschleicht, hinter welchen sie sich, noch ehe man sie recht gesehen hat, wieder verbirgt. Es ist vielleicht unmöglich, einem an Besseres Gewöhnten die traurige Lage der Bewohner dieser Gegenden in allen ihren Umständen deutlich zu machen, da es, ich gestehe es, selbst mir schwer fällt, diese Umstände wieder lebhaft genug in mein Gedächtniß zurückzurufen. Ich muß noch zuweilen über mich selbst lächeln, wenn ich mich erinnere, wie ich einst in Wijätka zu Anfang des Octobers, als schon alles vor Kälte erstarrt war, einer leichten Unpäßlichkeit wegen das Bett hüten mußte, und zum Zeitvertreib von meinen Kindern ihr Lesebuch, Weisse's Kinderfreund, begehrte. Ich schlug das Buch auf und traf auf eine Stelle, wo der Verfasser am Ende Novembers, Mittags, auf einer noch grünen Wiese an der Pleiße spazieren geht. Mir traten Thränen des Unmuths und der Reue in die Augen, daß ich ein so herrliches, daß ich mein geliebtes und gelobtes Vaterland verlassen, gegen diese unwirthlichen und, wie mich damals däuchte, schrecklichen Gegenden vertauscht hatte. Ich lächle, wie gesagt, noch zuweilen, wenn ich mich jener Kleinmuth erinnere; aber die Thräne, die ich damals nicht zurückhalten konnte, war eine sehr ernste Thräne, die aus der Tiefe meines Herzens kam, und ich stehe nicht dafür, daß ich die Scene, wenn ich je auf diesem Theater wieder auftreten sollte, nicht wiederholen würde.

Der Sommer.

Ist der Winter in Rußland hart, so ist der Sommer nicht viel angenehmer. Ich bin den Russen gut, herzlich gut. Aber so gut und brav sie selbst seyn mögen, ihr Klima finde ich nicht beneidenswerth, und ich gestehe es gern, daß ich von Herzen froh bin, es los zu seyn. Möchten immerhin ihre Winter kalt und ihre Sommer so heiß seyn, als sie es in der That sind, wenn man nur wenigstens durch die Zwischenzeiten jener Extreme, durch den Frühling und den Herbst, wieder für jene Leiden entschädigt würde; aber daran fehlt viel. Rußland hat keinen Frühling, er und seine freundlichen Verkünder fehlen gänzlich. Heute noch liegt die ganze Gegend, so weit des Menschen Auge reicht, in tiefer Winterkälte erstarrt, und unter einer undurchdringlichen Decke von Eis und Schnee begraben; heute noch bietet uns die Gegend nur das Bild des Todes und eines weiten, schweigenden Grabes, und morgen schon wird, wie auf einen Zauberschlag, die ganze Scene verwandelt. Der Wind hat sich gedreht, die Luft hat sich geklärt und die Sonne, deren Daseyn man gestern kaum bemerkte, wird heute schon durch ihre drückende Hitze zur Last. Die Masse Schnees, die das ganze Land Klafterhoch bedeckte, schmilzt in wenig Tagen bis auf die letzte Spur und die Pflanzen treiben mit Gewalt aus dem Schooße der Erde hervor. Der Landmann, der zu Anfang Mais noch kaum der Kälte sich erwehren konnte, säet am Ende dieses Monats schon sein Getreide aus, und ehe andere zwei Monate vergangen sind, ist es auch schon geerndtet und der Winter neuerdings vor der Thüre. Die Vegetation geht so schnell vor sich, daß man sich ihrer Gegenwart kaum erfreuen kann, und das Land, das vor Kurzem noch unter tiefem Schnee begraben lag, hat die Natur eines künstlich geheizten Treibhauses angenommen. Das Gouvernement Kasan z. B., eines der fruchtbarsten des Reiches, hat seiner langen Ausdehnung nach den besten Gartenboden, auch wird da der schönste, oft mannshohe Waizen gebaut. Aber kaum ist er gesäet, so steht er auch schon in hohen Halmen da und bald darauf geht seine fröhliche Farbe in das fahle Gelb des Herbstes über, und er verschwindet von den Fluren, nichts als seine Stoppeln zurücklassend, die bald darauf wieder durch eine dichte Schneedecke dem Auge entrückt werden. Wie in einem Treibhause, wo alles künstlich und mit Gewalt der Reife entgegen getrieben wird, gedeihen hier im freyen Felde alle Früchte des Südens, die zu ihrer Reife nur eine kurze Zeit fordern: die köstlichsten Spargeln z. B., die an feuchten Orten wild wachsen, und unsere in Gärten mit Sorgfalt gepflegten an Wohlgeschmack weit übertreffen, und die ganz vortrefflichen Melonen, besonders die Wassermelonen (Cucurbita citrullus), die ich nirgends schöner und besser gesehen habe, obschon sie der Bauer, wie sein Getreide, auf dem freien Felde säet und dann der lieben Mutter Natur überläßt. Was aber längere Zeit zur Reife braucht, kommt dort nicht fort und wird auch nur in Gärten und eigentlichen Treibhäusern gehalten. Unsere gemeinen Pflanmenbäume, die in jedem Baumgarten Deutschlands wachsen, werden dort wie Pomeranzenbäume in eigenen Gefäßen im Glashause gezogen und nur an den schönsten Sommertagen in die freie Luft gebracht, und unsere Schlehen (Prunus spinosa), die bei uns als Unkraut neben den Feldern wuchern, müssen dort ebenfalls, wenn man Früchte von ihnen erhalten soll, in das Glashaus gebracht werden. Demungeachtet steigt die Hitze in der Mitte des Sommers in etwa fünf oder sechs Wochen nicht selten bis dreißig Grad Reaumur im Schatten, und die beinahe immerwährende Gegenwart der Sonne während dieser Zeit macht den Aufenthalt in jenen Gegenden nicht minder beschwerlich, als die enorme Kälte im Winter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Reise nach dem Krater des Etna,

den 24ten und 25ten April 1830.

(Beschluß.)

Nie, so lange und so viel ich gereist bin, erinnere ich mich, ein Naturschauspiel gesehen zu haben, welches einen tiefern und bleibendern Eindruck auf mich gemacht hätte. Der Krater ist von einem, in unregelmäßigen Schwingungen sich erhebenden und senkenden Lavakamm umgeben, welcher wohl die Breite von acht bis fünfzehn und mehr Schritten haben, und sich über ihn, nach ungefährer Schätzung, zwei- bis dreihundert Fuß erheben mag. Unten erblickt man zum Theil (denn eine Seite ist von Vorsprüngen der innern Böschung, an deren oberem Rande der Beschauer sich befindet, verdeckt) ein oval erscheinendes, horizontalliegendes, schwarzes Feld von Lavasteinen. Zur rechten Seite dieses Ovals, welches den Boden bildet, erblickten wir ein ziemlich regelmäßiges Felsgewölbe, welches von Zeit zu Zeit, unter entsetzlichem Getrache, wie von hunkert zugleich gelösten Kanonen, Flammen und glühende Steine in fast horizontaler Richtung spiee. In der Mitte jenes Feldes sahen wir einen Haufen von schwarzen Steinen, an dessen linker, senkrechter Seite sich fortwährend ein dichter, gelbweißer Dampf entwickelte, und noch weiter links endlich befand sich der Hauptschlund, dessen Mündung uns jedoch größtentheils durch obenerwähnten Vorsprung verdeckt blieb. Diesen Schlund nun sahen wir zu verschiedenen Malen, nicht unter Donner- und Krachen, sondern unter dumpfem Brausen, wie vom sturmerregten Meere, Rauch, Flammen, Steine und glühende Materien zu einer Erstaunen erregenden Höhe emporschleudern. Einige Sekunden nach einem solchen Auswurfe erfolgte dann jedes Mal jene betäubende Kanonade aus dem obenerwähnten Gewölbe und zu gleicher Zeit entstieg in größeren Massen einer großen Menge von Spalten und Rissen und dem ganzen weichen, gelblichen Boden, selbst auf dem Platze, wo wir uns befanden, ein dichter Schwefeldampf. Der Boden unter uns war so warm, daß wir wechselsweise einen um den andern Fuß heben mußten. Dennoch entschlossen wir uns, den Krater, wenn auch nur flüchtig, zu zeichnen. Unser Diener, dessen sich die Furcht in ziemlich hohem Grade bemächtigt hatte, schien, an einen großen Stein gelehnt, zu schlafen; wenigstens hatte er die Augen geschlossen. Nicht lange zeichnete ich, so erfolgte, nach einer Stille von einigen Minuten, ein so plötzlicher, ungestümer Ausbruch, daß der Schreck auch meiner Herr ward. Rothe Flammen entstiegen dem schwarzen Schlunde und färbten den dichten Rauch mit einer brennenden, rothbraunen Tinte; glühende Steine durchzuckten die Luft gleich himmelanstrebenden Blitzen, der ganze Berg um und begann zu dampfen und fürchterlich donnerte es aus dem feurigen Gewölbe. Da kein Wind blies, so fielen die zu so erstaunlicher Höhe geschleuderten Steine ziemlich senkrecht zum Theil wieder in den Krater hinab und auch der Dampf zog auf die entgegengesetzte Seite.

Von den Wenigen, welche diesen Berg besteigen, hat nicht Jeder das Glück, diesen Feuerschlund in solcher Thätigkeit zu erblicken. Wir sagten dem Urheber dieses erhabenen Schauspiels unsern Dank und warfen; bevor wir uns zum Hinabsteigen anschickten, noch einen Blick auf die zu unsern Füßen sich ausbreitende Landschaft. Auch das Wetter begünstigte uns, man sah fast Alles klar und deutlich; beinahe ganz Sicilien, ein großer Theil von Kalabrien und vom mittelländischen Meere mit den liparischen Inseln breiteten sich vor dem vielbeschäftigten Auge gleich einer Landcharte aus.

Wir eilten nun, einen Ort zu verlassen, wo kein lebendiges Wesen, wenigstens unter den Umständen, unter welchen wir uns daselbst befanden, lange auszuhalten im Stande ist. Daß die Umstände nicht immer dieselben sind, geht z. B. daraus hervor, daß viele Reisende, unter andern der Freiherr von Riedesel, sich über die heftige Kälte auf dem höchsten Gipfel beklagen, wogegen wir, der heißen Dünste wegen, von derselben durchaus nicht belästigt wurden, obgleich Riedesel sich den 2. Mai (1767), also noch etwas später als wir, daselbst befand. Daß der Etna zu unserer Zeit überhaupt über nicht Geringem brütete, läßt mich noch der Umstand vermuthen, daß einige Tage nach unserer Besteigung, als wir Sicilien verlassen hatten und uns auf dem Meere 150 Miglien von ihm entfernt befanden, wir bei Nacht einen heftigen Ausbruch wahrnehmen konnten.

Da es heller Tag geworden war und es bergab ging, so erreichten wir das englische Haus in sehr kurzer Zeit. Wir hörten es noch oft heftig hinter uns toben und brausen, und froh, solche Mühseligkeiten hinter uns zu haben, sprachen wir mit Lust von dem großen Schauspiele, dessen Zeugen wir gewesen waren. Im englischen Hause vertheilten wir unter uns ein wenig Geflügel, Brod und Wein, und nachdem uns dies Frühstück merklich gestärkt hatte, bestiegen wir wieder unsere Maulthiere und setzten unsere Reise fort. Die armen Thiere hatten die ganze Zeit ohne Wasser — denn dieses findet sich auf dem Etna nicht — und nur mit wenigem Futter zubringen müssen. Oft erliegen sie auf dieser Reise, wovon uns die hin und wieder auf der vor dem englischen Hause befindlichen Ebene, das Weizenfeld genannt, zerstreuten Gerippe überzeugten. Noch blickten wir mehr als einmal zurück, und unser Führer winkte dem stets dampfenden Krater, der ihm seinen Lebensunterhalt gewinnt, noch manchen freundlichen Gruß zu.

Die Gegend, welche wir bei Nacht durchzogen hatten, konnten wir jetzt näher betrachten. Schon gegen das Ende der Schneeregion finden sich schwache Spuren von Vegetation: erst Moosbüschel, dann niedrige Dornen, darauf höhere Stauden und endlich mannigfaltige Gewächse größ-

Digitized by Google

serer Art. Schon ziemlich weit vom englischen Hause weg sahen wir sorgsam mit Sand bedeckte Schneefelder, von denen Catania sich in der heißen Jahreszeit versieht. Zu unserer Linken hatten wir ein ungeheures schwarzes Lavafeld, in welchem hin und wieder, nach der Waldregion zu, grüne Inseln oder Oasen liegen. Zu Anfang der Waldregion, uns zur Rechten, sahen wir eine Höhle in der Lava, grotta delle capre, Ziegenhöhle, genannt, welche früher den Reisenden zum Uebernachten diente. Die sogenannte Waldgegend ist höchst dürftig; hin und wieder ragt ein Baum aus schwarzer Lavaerde oder zwischen Felsen hervor, und der Boden ist überhaupt nur sparsam mit Grün bedeckt.

Um 10½ Uhr trafen wir wieder in Nicolosi ein, entließen unsern guten Führer, welcher uns treuherzig zum Abschiede die Hand reichte, gönnten den Maulthieren einige Ruhe und brachen dann nach Catania auf. Wir bewunderten auch diesen Tag, wie den vorigen, die auffallend schöne Gesichts- und Körperbildung der Weiber in den am Fuße des Etna liegenden Ortschaften. Sie sind groß, von kurzem Oberleibe, ungemein schlank und anmuthig in ihren Bewegungen.

Nachmittags kamen wir in Catania an. Als es dunkel ward und wir uns schon zur Ruhe begeben wollten, wurde unsere Aufmerksamkeit noch durch eine besondere Lebhaftigkeit auf den Straßen und auf dem vor uns gelegenen Hauptplatze gefesselt. Wir traten auf den Altan und sahen eine große Prozession zu Ehren des heiligen Francesco di Paola. Der Heilige, in seiner Ordenstracht, auf einem mächtigen Gerüste, von Lichtern umgeben und von mehr denn 50 Personen aus dem Volke getragen, durchzog unter dem stets wiederholten Rufe: viva St. Francesco di Paola! die Straßen Catanieus. Auf dem Platze selbst, vor der Kirche, waren alle Vorkehrungen zu einem großen Feuerwerke getroffen, welches begann, als der Heilige die Runde gemacht hatte und zur Kirche zurückgekehrt war. Raketen, Leuchtkugeln, feurige Drachen und Kanonenschüsse folgten schnell aufeinander und entlockten dem versammelten Volke lautes Jubelgeschrei. Der noch blau schimmernde Himmel, das rothe Feuer zwischen dem braunen Dampfe, hinter welchem sich die Kirche und die ferner liegenden Häuser von Zeit zu Zeit wie im Nebel zeigten, gaben einen ganz eigenen Charakter dem Schauspiele, das am Ende dieses mir unvergeßlichen Tages ein Gegenstück zu dem Morgens gesehenen großen Feuerwerke im Schlunde des Etna bildete.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, 8. Oktober.

(Beschluß.)

Neue Dramen nach französischem Zuschnitt.

Die brave deutsche Ueberseyerin (Madame Kricheberg) durfte dieses in unserer (wie Lessing mit ironischem Stolze sagt) plumpen Sprache nicht wagen; sie hat demnach wohlgethan, diese Klippen zu sprengen, wozu sie um so mehr das Recht hatte, als die Pulvererfindung bekanntlich eine deutsche ist. Dadurch ist nun aber nur die Hälfte des Hauptcharakters deutsch geworden, die andere Hälfte und alle übrigen Personen sind französisch geblieben, und die Nachahmung ist nicht mehr das Muster; es fehlt ihr das Pikante, eben das certain je ne sais quoi, von dem es mir freilich lieb ist, daß ich, als Deutscher, es nicht weiß. Mit einem Worte: da das Stück einmal übersezt wurde, so ist die Ueberseyerin in jeder Hinsicht nur zu loben, und ihre Arbeit steht hoch über den gewöhnlichen Fabrikaten dieser Art; ob aber ein aus so ächt französischem Grund und Boden erwachsenes Thränenspielchen, das nach allen seinen Charakteren in Deutschland unmöglich stattfinden kann, übersezt werden soll und muß, selbst wenn es von Scribe herrührt, ist eine andere Frage; und beantworten wir sie nicht, weil sich beinahe eben so viel dafür, als dagegen sagen läßt. — Was die Darstellung beider Stücke betrifft, so würden wir, wenn wir für ein Berliner Blatt schrieben, uns ausführlich darüber vernehmen lassen, und besonders im leztern Stücke das Spiel der Mad. Wolff und des Hrn. Lemm lobend zu erörtern wissen. Für ein fremdes Blatt aber sind alle Rollen in beiden Stücken zu wenig Rollen, um darüber etwas allgemein Lehrreiches über Darstellungskunst sagen zu können. Solches ist überhaupt, selbst für den, der es vermag, nur dann möglich, wenn er an die Darstellung historisch anknüpfen und beginnen kann: „Das Publikum sah und weiß doch, daß diese Scene so und so dargestellt wurde.“ Mit andern Worten: spezielle Belehrung über bestimmte Darstellungen ist nur eben diesen Darstellern und diesem Publikum gegenüber am gehörigen Ort. Ein allgemeines Publikum würde man mit solchen Einzelnheiten und Spezialitäten langweilen; da die Kritiker dieses sehr wohl fühlen, bleiben sie in der Sphäre des Allgemeinen, und so liest man in den Tagesblättern über jeden nur etwas bedeutenden Darsteller jeder Stadt und jedes Städtchens ungefähr dieselben, und nun schon hohl und leer gewordenen Phrasen. Solcher aber wollen wir uns, uns selbst achtend, enthalten.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 248:

Charade.

Räthsel.

Klopft ein Verständ'ger mich,
Faß' ich mit Kraft das Werk,
Das er bereitet, an;
Wenn mich ein Knabe schlägt,
Lauf' ich mit Lust davon;
So er mich führen will,
Bleibt er zurück.

Sprengt mich des Geistes Kraft,
Welchen zu bändigen
Ich mit berufen bin:
Siehe! so kehrt der Geist
Wieder zur Erde schnell,
Draus ihn der Sonne Macht
Lockte vordem.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 255.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 25. Oktober 1830.

Singt, Dichter, singt von Wein und Liebe,
Singt euch berühmt an Lieb und Wein.

Gellert.

Lieder von Theodor von Sacken.

1.

Der Traum.

Gleich dem Sohn des Patriarchen
Lag ich unter Baumes Schatten;
Junges Blut und Mittagswärme,
Schlummer drückt' das Aug mir zu.

War's ein Wunder, waren's Träume:
Was ich sah, hab' ich gesehen:
Goldne Sproßen, Himmelsleiter,
Engel stiegen auf und ab.

Und sie reichten sich die Händchen,
Eine schöne gleiche Kette,
Die Geliebte, mir am nächsten,
Reichte mir die liebe Hand;

Und sie hob mich von dem Rasen,
Half von Sprosse mir zu Sprosse,
Mit den Händen, mit dem Herzen —
Offner Himmel über mir.

Bin ich's noch, der ich gewesen?
Waren's Träume, war's ein Wunder?
Was ich sah, hab' ich gesehen,
Und vergessen werd' ichs nicht.

2.

Das Erdbeerengeschenk.

Die rothen Beeren, die Wiesenfrucht
Hab' ich, mein Liebchen, für dich gesucht;
Und so viel Hundert ich gepflückt,
So vielmal hab ich mich gebückt,
Und dacht' ich mich, so dacht' ich dein,
Und dacht', es könnte nicht anders seyn;
Das Körbchen flocht ich selber auch
Aus frischen Reisern vom Weidenstrauch;
Zuletzt schmückt' ich das Ganze nur
Mit Blumen des Gartens, mit Blümchen der Flur.

So streut Natur es reich umher,
Ein freundlich, liebes Ungefähr;
Es kommt das Herz und sammelt's ein,
Da muß es gleich was Ganzes seyn:
Nun ist das Körbchen dein Haargeflecht,
So zart verschlungen, so kunstgerecht.
Die Rosen, um den Rand gestreut,
Sind deiner Wangen Lieblichkeit;
Und bald versteckt, bald offenbar,
Vergißmeinnicht dein Augenpaar;
Inmitten ruhen die Beeren drein,
Wie deiner Lippen Purpurschein. —
Ach! Liebchen, nimm die Beeren von mir,
Und gieb mir deine Lippen dafür!

Digitized by Google

5.

Bekenntniß.

Gute Weine hab' ich niemals
Auszuschlagen mich vermessen,
Lieben Kuß von lieben Lippen
Hab' ich auch noch nie versessen.

Aber wenn an Wein und Liebe
Sich die Seele hat geweidet,
Ist's ein Wunder, daß in Lieder
Die Gedanken sich gekleidet?

Und so wag' ich's ohne Bangen,
Und auch ohne Eitelkeiten,
Mich zu schließen an die Reihen
Aller Dichter aller Zeiten.

Denn sie konnten ohne Liebe,
Konnten ohne Wein nicht leben,
Alles And're mag sich finden,
Aber das ist Dichterleben.

Und zulezt ist das die Meinung:
Liebe hält sich still verborgen;
Doch der Wein wird gleich in Liedern
Für die Offenbarung sorgen.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Da zu Ende des Junius und zu Anfang des Julius die Abenddämmerung noch lange nicht aufgehört hat, wenn schon die Morgendämmerung wieder anfängt, so kann man auch um Mitternacht und ohne Mondlicht einen nur etwas starken Druck ganz bequem lesen, und wenn man auch erst um Mitternacht zu Bette geht, so muß man sich doch noch bei Tage niederlegen. Diese, wenn gleich nur kurze, aber prägnante Hitze scheint jene sonst so kalten Gegenden auf einige Wochen förmlich zu einem tropischen Lande zu machen. Nach zehn Uhr Morgens werden alle Arbeiten, selbst der gemeineren Klassen, eingestellt und alle Fensterläden geschlossen oder blos die nördlichen Fenster offen gelassen. Von zehn Uhr Morgens bis drei Uhr Abends sind die Straßen der Städte und Dörfer leer und einsam, da alles sich in dem Schatten seines Hauses oder seines Gartens vor der brennenden Hitze zu verbergen und diese Zeit gewöhnlich zu verschlafen sucht. Die Temperatur der Luft und die des Bodens ist so groß, daß man, wie man aus einem schattigen Ort an einen von der Sonne beschienenen tritt, vor der Oeffnung eines stark geheizten Backofens zu stehen glaubt. Sie ermattet alle körperlichen und geistigen Kräfte des Menschen so sehr, daß man durchaus zu keiner Beschäftigung irgend einer Art sich aufgelegt fühlt. Wenn man aus Ueberdruß ein Buch, eine Zeitung zur Hand nimmt und anfängt zu lesen, so fängt man auch schon an zu schwitzen; man legt daher unwillig alles weg und begnügt sich, unthätig die vier Wände seines Zimmers anzusehen und die besseren Zeiten der alles durchdringenden, aber doch zugleich erfrischenden und stärkenden Kälte zurückzuwünschen.

Die Sommer in jenen Gegenden sind auch noch dadurch ausgezeichnet, daß vom Ende Mai's bis Anfang Septembers kein Regen fällt, so wie auch die Ungewitter eine äußerst seltene Sache sind. Durch beides wird die drückende Hitze der langen Tage sehr vermehrt. Die Ursache dieser Erscheinung ist ohne Zweifel die Fläche des Landes. Um Perm und Kasan findet man auf hundert und mehr deutsche Meilen in die Runde keinen beträchtlichen Berg, und man kann die ganze Strecke von Kiew bis an den Ural, in einer Breite von hundert Meilen, eine Ebene nennen, die nur da und dort durch sanfte Hügelreihen unterbrochen wird. Daß demungeachtet die Fruchtbarkeit, besonders des Kasan'schen Gouvernements, wie oben erwähnt wurde, so groß ist, kömmt von der Ueberschwemmung der Wolga, die jährlich zu bestimmten Zeiten eben so regelmäßig, wie der Nyl in Egypten, aus ihren Ufern tritt und die Gegenden auf zwei und mehr deutsche Meilen von ihrem Bette auf fünf bis sechs Wochen zu einem unabsehbaren Meere macht. Diese Ueberschwemmungen der Wolga und der übrigen größern Flüsse, der Wjätka, Kama, Kinel, Irgis u. s. w., welche sich in die Wolga ergießen, machen diese Gegenden sehr lebhaft und fruchtbar zugleich. Man fährt zur Lust und des Handels wegen zu jener Zeit mit nicht unbeträchtlichen Schiffen, die zwei Maste und sechs bis zehn kleine Kanonen tragen, und oft hundert und mehr Reisende aufnehmen, über Wiesen und Felder zu den benachbarten Städten, die aus dieser Ursache alle auf Anhöhen liegen, und wenn die Gewässer wieder in ihre gewohnten Ufer zurücktreten, ist der von ihnen verlassene Boden oft eine Elle hoch mit fruchtbarem Schlamm bedeckt, in welchem alle Gewächse bei der nun eintretenden Hitze wie in einem Treibhause schnell und kräftig gedeihen. In Niederungen bleiben aber auch Sümpfe zurück, deren Wasser mehrere Monate stagniren, in Fäulniß übergehen und diese sonst so gesunden Gegenden im Juli und August mit bösartigen Fiebern plagen. Das Gouvernement Ufa besonders wird in jener Zeit von einem Wechselfieber heimgesucht, welches den Kranken nur alle sieben Tage einmal befällt, aber so heftig ist, daß es meistens mit dem Tode endet. Auch in und um Kasan sind die Wechselfieber, wenn gleich nicht tödtlich, doch ungemein angreifend. Diese Fieber sind in Kasan ein- oder dreitägig, sehr selten viertägig, und sie unterscheiden sich von den kalten Fiebern unserer Gegenden neben andern Erscheinungen vorzüglich dadurch, daß der Kranke beinahe keinen Frost, sondern nur

Digitized by Google

ein schmerzhaftes Ziehen im Rückgrate fühlt, dem aber bald eine sehr große Hitze und ein äußerst heftiger Kopfschmerz folgt, bei dem man jeden Pulsschlag wie den eines Hammers fühlt. Die russischen Aerzte kuriren dieses Fieber ganz allein mit Chinarinde.

Da wir vom Fieber sprechen, so sey es mir erlaubt, hier noch einiges, diese Krankheit Betreffende anzuführen, was im Auslande wohl noch nicht bekannt ist. Der Russe verbindet einen ganz sonderbaren Aberglauben mit dieser Krankheit, wie sie denn überall wegen ihrer auffallenden Sonderbarkeiten, des regelmäßig zu derselben Stunde wiederkehrenden Anfalls bei sonst gesundem Körper und dergleichen, den Volksglauben in ganz besondere Thätigkeit zu setzen pflegt. Die Russen, und nicht blos die sogenannten gemeinen, halten das Wechselfieber für eine weibliche Person, die in nächtlicher Stille herumschleicht, um sich nach ihren oft sehr sonderbaren Launen ihre Opfer auszusuchen. Diese Person, oder dieser weibliche Geist, heißt Lichoratka, und eben so wird auch das Fieber selbst genannt. Um die Vorstellungen der Russen von diesem Geiste deutlicher zu machen, will ich die Erzählung des verstorbenen Archimandriten (Bischoffs) Israel von Kasan, eines wegen seines Verstands und seiner hohen Redlichkeit allgemein geschäzten Mannes, mit seinen eigenen Worten wiedergeben. „Ich war," erzählte er mir, „zwanzig Jahre alt, und Sekretär des Klosters zu Simbirsk, dessen Abt mich besonders liebte und mich auch zur Annahme des geistlichen Standes bestimmte. Eines Abends in der Butterwoche (Fastnacht) hörte ich in dem benachbarten Hause eine rauschende Tanzmusik, und obschon es uns strenge verboten war, zur Nachtzeit das Kloster zu verlassen, so wußte ich doch Wege zu finden, um unentdeckt aus demselben und bis vor die Fenster des Tanzsaales zu kommen. Obschon dieser zur ebenen Erde lag, so waren doch die Fenster zu hoch, um durch sie von der Gasse die lustigen Bewohner des Zimmers sehen und meine Neugierde befriedigen zu können. Mit Mühe und Angst vor der Entdeckung kletterte ich doch endlich hoch genug, und erblickte zu meiner großen Freude das fröhliche Völkchen, unter dem ich so gerne gewesen wäre. Aber meine Freude sollte nicht lange dauern: denn kaum hatte ich in das bunte Gewühl einige Blicke geworfen, als plötzlich aus demselben eine hohe magere, im Gesichte sehr schöne weibliche Gestalt hervortrat und, die Augen unverwandt auf mich gerichtet, den Weg zu meinem Fenster einschlug. Eine innere Ahnung sagte mir sogleich, daß dieß die Lichoratka sey, die mir so oft von andern beschrieben worden war. Ich erschrack, sprang herab und schlich betroffen nach Hause. Ich legte mich bekümmert zu Bette und erwachte nach Mitternacht — im Fieber. Ich litt fünf Wochen daran, während welcher mich mein alter guter Abt täglich besuchte und auf das Liebreichste behandelte. Am Ende dieser Zeit hatte ich den Einfall, meinen alten Wolfspelz, den ich auf meinen Inspektionsreisen im Winter zu brauchen pflegte, durch meinen Diener von dem Boden des Hauses bringen und, der größeren Wärme wegen, über die Decke meines Bettes legen zu lassen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Die Pariser Barricaden. — Die Franzosen sind in neuerer Zeit große Liebhaber der Statistik, und so haben sie denn auch nicht versäumt, die Pflastersteine zu zählen, die von ihnen in den Tagen des Juli von der Stelle gerückt worden sind. — Das Pariser Pflaster nimmt einen Flächenraum von drei Millionen Metern ein. Es waren, ungerechnet die Verrammlungen aus den Bäumen der Boulevards, aus Zimmerholz, Wagen, Hausrath, sogar aus Leichen, 4055 Barricaden aus Pflastersteinen errichtet worden. Die Stadt Paris hat drei Männer mit der Berechnung dieser Barricaden beauftragt: im ersten Theil ergaben sich 46,000 Meter aufgerissenes Pflaster, im zweiten 57,000 M., im dritten 42,000 M., zusammen 125,000 Meter. Somit ist etwa der zwanzigste Theil des gesammten Pariser Pflasters aufgerissen worden. Jedes Quadratmeter enthält 25 Steine, die ganze Summe der von der Stelle gerückten Steine beträgt demnach 3,125,000; und somit hat das Volk, das Gewicht eines Pflastersteines im Durchschnitt zu 50 Pfund angenommen, in wenigen Stunden eine Last von 156,250,000 Pfund bewegt. Von jenen 3,126,000 Steinen sind 212,000 zerschlagen und als Wurfgeschütz in die Häuser hinaufgetragen worden. Die Wiederherstellung des ganzen Pflasters hat 250,000 Francs gekostet. — Es gibt in Paris 1500 Straßen und 25,000 Häuser; 6000 Laternen, jede 62 Meter von der andern entfernt, beleuchten die 1500 Straßen. Die Unterhaltung jeder Laterne kostet die Stadt jährlich 105 F., und die erste Anschaffung etwa halb so viel. Bei weitem der größte Theil der Laternen ist nicht verdorben worden, der Schaden läßt sich aber nicht genau berechneu; nimmt man indessen 20,000 Fr. an, so kostet die Revolution den Pariser Gemeinderath etwa 270,000 Francs; also ungefähr so viel, als Karl X. unter seine Truppen hat austheilen lassen.

* * *

Alter der europäischen Herrscher. — Pabst Pius VIII., der älteste Regent, ist 68 Jahre alt und ziemlich gesund. Carl Johann, König von Schweden, ist 66 Jahre alt; er hat vor Kurzem eine schwere Krankheit durchgemacht, genießt aber einer festen Gesundheit. Wilhelm IV., König von Großbritannien, 65 J.; er leidet an einem gefährlichen Uebel, befindet sich aber gegenwär-

Digitized by Google

tig sehr gut. Friederich VI., König von Dänemark, 62 J. und sehr gesund. Franz, Kaiser von Oestreich, 62 J. Friederich Wilhelm III., König von Preußen, 60 Jahre. Wilhelm I., König der Niederlande, 58 J.; er leidet an einem chronischen Uebel, hat aber eine sehr starke Konstitution; er gleicht einem alten Soldaten. Louis-Philipp, König der Franzosen, 57 J.; durch seine mäßige, bürgerliche Lebensart genießt er einer vortrefflichen Gesundheit. Franz, König von Neapel, 51 J.; er leidet an der Gicht. Mahmud, Sultan der Osmanlis, 46 J.; er ist physisch und moralisch ausnehmend kräftig organisirt; sein Ansehen ist sehr auffallend und verräth einen nicht gewöhnlichen Mann. Ferdinand VII., König von Spanien, 45 J.; längst schon ist seine Gesundheit zerrüttet; er leidet fast immer an der Gicht, hat sich aber dessen ungeachtet zum viertenmal verheirathet. Ludwig, König von Baiern, 45 J. Nikolaus, Kaiser von Rußland, 34 J.; er ist groß, kräftig, thätig und sehr abgehärtet. Das jüngste gekrönte Haupt und das einzige, das dem schönen Geschlecht angehört, ist Donna Maria, Königin von Portugal; sie ist 13 J. alt, sehr hübsch, aber sehr zart, und hinkt ein wenig.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Noth des Buchhandels. Journalistik.

Mitunter hat die lezte Revolution und die in dem Nachbarlande ausgebrochene hier und anderswo traurige Folgen gehabt, welche die Freude über den glücklichen Gang der allgemeinen Angelegenheiten stören. Fast täglich hört man von Bankerotten; einer der achtungswürdigsten Kaufleute von Paris, Vassal, Deputirter und Präsident des Handelstribunals, wollte sich aus Verzweiflung über die Zerrüttung seiner Handlung das Leben nehmen, und man hat Mühe gehabt, ihn daran zu hindern. Besonders verheert dieses Uebel den Buchhandel; kaum kann man auf zehn solide Buchhandlungen jezt in Paris rechnen; die meisten andern gehen zu Grunde oder stehen auf schwachen Füßen. Man liest jezt mehr Zeitungen als Bücher; denn was uns am nächsten angeht, sind die täglichen Begebenheiten des Vaterlandes und der Fremde, und da die Wahrheit hier nicht unter dem Dämpfer der Censur erstickt wird, sondern Alles frei an den Tag kommen kann, so haben die Tageblätter ein mächtiges Interesse, weshalb mit Anfang dieses Monats auch für die Hauptzeitungen ein noch größeres Format hat angenommen werden müssen, als man schon seit einem Jahre hatte; wenig fehlt nun noch, so erreichen die Pariser Blätter die Größe der Londoner. Indessen nun die Tageblätter die Hauptlektüre des Publikums ausmachen, wird die Literatur vernachlässigt, und die Pariser Buchhändler, welche seit zwölf Jahren eine ungeheure Menge von ältern belletristischen Schriften wieder aufgelegt haben und denen seit dieser Zeit die Brüsseler Buchhändler alle Neuigkeiten, die nur einigen Absaz haben, ohne Schonung nachdrukken, sizen in ihren vollgespickten Buchläden und harren vergebens auf die Wiederkehr der Zeit, da das Publikum nicht von außen her bewegt war und sich ungestört mit seiner Nationalliteratur beschäftigen konnte. Ueber den wichtigen Staatsangelegenheiten und über dem Freiheitskampf ist auch der Streit wegen romantischer und klassischer Literatur so ziemlich erloschen und wird wohl so bald nicht wieder angefacht werden. Als es darauf ankam, Frankreich von dem schmählichen Joche des Obskurantismus und des im Namen des sogenannten göttlichen Rechts auferlegten Despotismus zu befreien, fochten Romantiker so gut als Klassiker, und jede der beiden Parthelen hat den Sieg der Freiheit des Vaterlandes durch den Verlust einiger der Ihrigen erkauft. Also haben sie beide bewiesen, daß es ihnen an Vaterlandsliebe nicht fehlt und daß die Ehre und die Freiheit ihrer Landsleute ihnen gleichmäßig am Herzen liegt. Nach dem Streite hatte man wichtigere Sachen zu entscheiden, als die Frage, ob die Romantik in der Literatur zuzulassen sey? Etwas Merkwürdiges fiel mit dem Journal vor, welches die Romantik am kühnsten und am geschicktesten verfochten hatte, nämlich dem „Globe.“ Der Hauptredakteur dieses Blattes, Dubois, wollte dasselbe aufgeben, indem er behauptete, der Zweck, den sich die Herausgeber in dem politischen Theile vorgesezt hätten, nämlich die Bekämpfung des Obskurantismus und des sogenannten göttlichen Rechts in der Regierung, sey erreicht; das Volk habe sich selbst einen König erwählt, die Obskurantenpartei liege darnieder und werde sich von dem erhaltenen Schlage nicht wieder aufrichten; die Sendung der Herausgeber des Globe sey also vollendet. Dies wurde aber von einigen Mitarbeitern bestritten; sie zeigten, wie mir dünkt mit Recht, daß, obgleich eine große Revolution zu Stande gekommen sey, doch noch viel zu thun übrig bleibe, indem nun erst die Staatseinrichtungen im Sinne der Freiheit ihre gehörige Entwickelung erhalten müßten, und daher das Amt eines unabhängigen Journallisten erst recht wichtig werde und so zu sagen nun erst beginne. Dies wollte Dubois, ein Freund des jezigen Ministers Guizot, nicht zugeben, und es kam zwischen ihm und seinem Mitarbeiter, dem romantischen Dichter St. Beuve, der im Globe manchmal wegen seiner originellen Dichtungen verherrlicht worden ist, zum Zweikampfe; glücklicherweise kostete derselbe aber keinem das Leben. Die Folge von diesem Zwiespalt war, daß Dubois sich von dem Globe zurükzog und daß die andern Mitarbeiter, die keine so vortheilhafte Meinung von ihrem Zeitalter hegten, als ob es keiner Leitung mehr bedürfe, fortfuhren, in jenem Tageblatte die Sache der Freiheit und der Menschheit zu verfechten, und zuweilen die Maßregeln der Regierung tüchtig zu bestreiten, wenn ihnen dieselben nicht mit den Forderungen eines strengen Liberalismus übereinzustimmen schienen. Hätten sie auch die Feder niedergelegt, so würden doch noch Journale genug dieselbe Sache verfochten haben; denn mit Ausnahme der Quotidienne und der Gazette de France, sind jezt alle Pariser Blätter liberal; nur haben einige, z. B. das Journal des Débats, einen Anstrich von Ministerialismus, gegen welchen man sich vorsehen muß. Aber eine blinde Ergebenheit in den Willen der Regierung, wie sie unter Karl X. von den ministeriellen Blättern an den Tag gelegt wurde, findet man nicht mehr, und niedrige Schmeichelei ist glüklicherweise aus den Zeitungen verbannt. Möge sie denselben beständig fremd bleiben! Sonderbar ist dagegen der demagogische Anstrich, den die Quotidienne und Gazette de France mit wahrhaft machiavellistischer List annehmen, um die neue Regierung, die sie hassen, ins Verderben zu stürzen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 109.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 256.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. Oktober 1830.

Etwas höchst Auffallendes sind die Launen der Mode bei den Franzosen. Sie haben vergessen, wie sie diesen Sommer gekleidet waren, und wie sie diesen Winter gekleidet seyn werden, das wissen sie noch weniger.

Montesquieu,
Lettres persanes.

Die Toilette.

Nach Lady Morgans neuestem Werke über Frankreich.

Das Weib, sagt ein französischer Uebersetzer eines Kirchenvaters, ist ein Geschöpf, das sich an Putz weidet, und diese Definition paßt auf die Französin besser als auf jede andere Frau in der bekannten Welt. Woher dieß kommt, das mag die Philosophie ergründen; aber gewiß ist es, das Faktum ist durch Beobachtung erwiesen und die Geschichte legt allen Ernstes ihr Zeugniß dafür ab *). Einen ganz artigen Beleg für dieses Faktum erhielt ich, als ich nach Paris kam, durch den Besuch einer meiner schönen Freundinnen von 1818 her. Die Zeit, die hin und wieder an ihrer Person eine kleine Spur hinterlassen, hatte sie dafür mit desto mehr Geschmack ausgestattet, und just soviel, als ihre natürlichen Reize durch die Jahre eingebüßt, hatte ihre Toilette gewonnen. Madame de... ist, im strengsten Sinne des Wortes, femme à la mode, und wer so heißt, wird in Frankreich wie eine Göttin angesehen. Was eigentlich dazu gehört, um sich auf diese hohe Stufe zu stellen, ist nicht leicht zu sagen. Die jugendlichsten Schönheiten, die glänzendsten Geister, die allerliebenswürdigsten Geschöpfe werden durch die femme à la mode verdunkelt und bekommen nicht selten auf dem Ball keinen Tänzer oder bleiben verlassen in ihrem Boudoir sitzen, während jene Verkörperung des weiblichen Unstinkts der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit ist und einen Schwarm von unterthänigen Anbetern um sich versammelt, die eben an der Grenze der Leidenschaft stehen bleiben, denen es auch nur ein Verhältniß wahrer Zuneigung nie zu thun ist, die darüber häufig Gegenstände vernachlässigen, welche zu jener wie zu dieser geschaffen wären, und dafür sich dem leeren Gefolge ihres Götzen anschließen. Ich fragte einmal einen jungen Pariser Fashionable, warum Madame de..., die doch weder jung noch hübsch sey, so viele Verehrer habe; er zuckte die Achseln, zog die Augbraunen hoch hinauf, wußte nicht, was er sagen sollte, und brach endlich in folgende Worte aus: mais-mais,— que voulez vous que je vous dise? c'est une femme à la mode.

Eben wollte ich ausgehen, um General Lafayette meinen ersten Besuch abzustatten, da besuchte mich die Dame, von der ich eben sprach. Wir begrüßten uns, wie wir von einander geschieden waren, mit der ächten französischen Artigkeit, der vollen irischen Herzlichkeit; wir wünschten einander Glück, daß wir uns beiderseitig so gut konservirt hätten, wie es unter Frauen Sitte ist, die gerne etwas Schönes hören und darum gerne etwas Schönes sagen; und ist ja doch die Eitelkeit nie begehrlicher, als wenn Grund und Boden, worauf sie sich aufgebaut hat, nicht

*) Bei der Taufe des Sohns der Frau von Sourdis im Jahr 1594 trug Gabrielle d'Estrées ein Kleid von schwarzem Atlas, das dergestalt mit Perlen und kostbaren Steinen überladen war, daß sie sich kaum unter seiner Last bewegen konnte. Sie hatte sich ein Schnupftuch für neunzehnhundert Franken sticken lassen. Was sind dagegen die gestickten Schnupftücher unserer jetzigen Schönen!

mehr so recht sicher ist. — „Sie wollen ausgehen?“ fragte sie. — „Ja, ich bin auf der Fahrt bei meinen Bekannten herum.“ — „Auf der Toilettenfahrt, wollen Sie sagen,“ erwiederte sie und warf einen eben nicht schmeichelhaften Blick auf meinen Anzug. „Ich bin so früh hier, damit Sie mir den rechten Weg einschlagen.“ — „Aber, liebe Frau von . . ., jezt kann ich nicht auf die Toilettenjagd gehen; nicht um Alles in der Welt möchte ich General Lafayette verfehlen, und eben jezt ist er noch zu treffen, ehe er in die Kammer geht.“ — „Ah! vous voulez donc faire mourir de rire le général?“ — „Zu todt lachen! und worüber?“ — „Worüber? über Ihre Toilette, Liebe: robe à grands volans, cspote à baleine! bon Dieu, est-il possible?“ Und damit lachte sie recht nach Herzenslust.

Nachgerade fing ich an, allen Ernstes zu fürchten, ich möchte irgend etwas Lächerliches an mir haben; aber ein Blick in den Psychespiegel vor uns überzeugte mich, daß Alles in Ordnung sey: ein ganz neuer Canezout, nach den neuesten Mustern von O'Connel in Graftonstreet, der Zug für Zug nach der lezten Nummer des petit Courrier des dames geschnitten waren; ein Hut nach einem Modell der Mistreß Carson in London. Ich redete, mit Anführung meiner Autoritäten, meinem Putze das Wort; da ward es der Artigkeit der Frau von . . . zuviel und sie lachte aus vollem Halse: „Est-elle naïve, cette chère milady,“ rief sie, „avec son petit courrier et sa benne madame Carson! Ecoutez, chère amie: on ne s'habille point ici d'après des programmes imprimés; und wenn man Sie mit einem solchen Hut aus dem Wagen steigen sähe! Sie müßten sich gefallen lassen, wenn Ihnen Alles nachliefe.“

Ich war außer mir. Verhöhnt sollte ich werden; 1820 wegen meines Buchs, 1829 wegen meines Huts verdammt werden! So mancherlei hatte sich verändert, konnte ich also wissen, ob auf einem Toilettenverbrechen jezt nicht dieselbe Strafe stand, wie sonst auf einem Majestätsverbrechen? Der schreckliche Spruch: à tous sujets il est enjoint de courrir sus, tönte mir in die Ohren, und der Pariser Pöbel, wie er mit Prügeln und Steinen den Befehl vollzieht, schwebte mir so lebhaft vor, daß ich ganz ängstlich ausrief: „Sie machen mir ganz bange; was rathen Sie mir denn?“ — „Das Fischbein an Ihrer Capote gehört an Ihr Kleid; fort mit diesen über zwei Monate alten Moden, werfen Sie sich in die Toilette der Saison, und Sie werden aufs Beste aufgenommen: denn der Liberalismus ist an der Tagesordnung und alle jungen Leute lesen Ihre Bücher; aber glauben Sie mir, Liebe, kein noch so berühmter Name entschuldigt ein lächerliches Kostüm.“ — „Ein lächerliches Kostüm!“ sagte ich, ernstlich unwillig, daß man mich wegen Lappalien so quälte, während der interessante Besuch, den ich vorhatte, mir Herz und Kopf in Anspruch nahm. — „Der Ausdruck mag etwas stark seyn,“ erwiederte sie; „aber es ist einmal so, es ist le mot propre. Bei Ihnen fällt mir Frau von Staël ein; die wollte ihren rothen Turban aus der Zeit des Direktoriums nun und nimmermehr ablegen; sie trug ihn beharrlich, Moden und Regierungen mochten wechseln wie sie wollten, bis zur Restauration, und da erschien sie vor der Herzogin von Angouleme in demselben Kopfputz, den sie aufhatte, als sie mit Bonaparte bei Talleyrand speiste; aber so ist es einmal, im Aeußern ist mit Euch gelehrten Weibern nichts anzufangen.“ — „Gut, gut,“ sagte ich, „lassen Sie mich jezt zu Lafayette gehen, ein andermal sollen Sie mich nachgiebiger finden. Für den Mann, der zwei große Revolutionen durchgeführt hat, für den Stifter, den Obergeneral der Nationalgarde, für den bin ich gut genug angezogen.“ — „Bei Ihnen könnte man die Geduld verlieren,“ rief Madame de . . . und gerieth in jene Heftigkeit, in der die Französin imponirt, wenn sie nicht komisch erscheint; „hat ein Mann darum, daß er Reiche gegründet oder zerstört hat, weniger Augen und Menschenverstand? Ihr General ist ein großer Mann, das gebe ich zu, aber er ist Français avant tout, und für einen Franzosen, und wäre es St. Dionys in eigener Person, ist eine alte Mode ein für allemal lächerlich.“ — „Gut,“ sprach ich; „wir schwatzen da ganz umsonst: ausgehen muß ich, mein verehrter Freund erwartet mich. Nur den Gefallen kann ich Ihnen thun, daß ich unterwegs anhalte und einen Hut nach der Mode kaufe.“

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsezung.)

„In der nächstfolgenden Nacht,“ fuhr der Archimandrit in seiner Erzählung fort, „erschien mir im Traum, wenn es ja ein Traum und nicht eine wirkliche Erscheinung war, die Lichoratka ganz in demselben Anzuge, in welchem ich sie vor fünf Wochen gesehen hatte. Sie trat in mein Zimmer und näherte sich langsam meinem Bette. Als sie ganz nahe stand, drohte sie mir mit der Hand, fuhr aber gleich darauf freundlich-lächelnd mit der Hand über ihr Gesicht und sagte: „Pfui, wie der Pelz stinkt! hier mag ich nicht mehr seyn, ich gehe zu Jessipow.“ Dieß war der Schreiber des Klosters, ein junger, starker Mann, der während meiner Krankheit mein Amt bei dem Abte versehen hatte. Als ich am andern Morgen dem mich besuchenden Abte meine Geschichte erzählte, verkündigte mir dieser meine Genesung. Da er mich etwas ungläubig lächeln sah, wurde er beinahe böse und versicherte mich hoch und theuer, daß das Fieber nicht mehr kommen werde, was er mir denn gleich durch eine Menge anderer ähnlicher Geschichten zu beweisen suchte. Als ich nun endlich gläubig und durch meinen Glauben beruhigt wurde, fiel

Digitized by Google

mir der arme Jessipow ein, der durch mich und meinen Pelz ins Unglück gekommen seyn konnte. Der alte Herr tröstete mich aber, und meinte, er wisse kein Beispiel, daß die Lichoratka so boshaft sey. Zu besserer Bekräftigung seiner Aussage ließ er durch meinen Diener den Schreiber rufen und in mein Zimmer bestellen; aber wie erschracken wir beide, als der Diener zurückkam und Jessipow entschuldigte, weil er im Bette liege und ein heftiges Lichoratka habe. Der arme Junge litt den ganzen Herbst daran, und zu Anfang des Winters haben wir ihn begraben." — Solche Geschichtchen kann man in Rußland in jeder Familie zu hunderten hören, und ich rathe jedem Fremden, seine Zweifelsucht oder sein Lächeln zu unterdrücken, wenn er nicht für einen Freigeist oder für einen Thoren gehalten werden will.

Auffallender noch ist eine andere Krankheit, welche ich sonst nirgends angetroffen habe. Sie wird Bjelá Karatschki (weißes Heißfieber) genannt, und es gelang mir nicht, den Grund dieser Benennung aufzufinden. Ich will auch hier die individuelle Geschichte eines Kranken anführen, des verstorbenen Generals Serjeew in Kasan, eines sehr gebildeten Mannes, von ganz vortrefflichem Charakter, den ich während seiner Krankheit, so wie mehrere Jahre vor und nach derselben, beinahe täglich zu sehen Gelegenheit hatte. Die Krankheit fing, wie gewöhnlich, mit einer gewissen Mattigkeit, einer Abspannung an, die aber Anfangs mehr den Geist, als den Körper zu treffen scheint. Bei sonst gutem Appetit und wenigstens scheinbar gesundem Schlafe, bemächtigt sich des Menschen eine trübe, melancholische Stimmung, wobei sich bald nach den ersten Tagen sonderbare Ansichten und Antworten äußern, welche auf eine, meistens schnell vorübergehende und oft nur einige Sekunden anhaltende Unordnung in dem Denkvermögen und in der Apperception der äußern Gegenstände durch die Sinne schließen lassen. Später werden diese Abweichungen von der gesunden Ansicht der Dinge häufiger und greller, auch scheint dann der Körper in Mitleidenschaft gezogen, da besonders der Schlaf und später auch die Eßlust gestört werden, ohne daß jedoch der Kranke das Bett hüten muß. Unser Patient ging seinen gewöhnlichen häuslichen Geschäften nach und hielt auch, da er ein sehr geselliger Mann war, die Gesellschaften, die er seinen Bekannten gab, ungestört weiter. Allein bald darauf wurde die Sache so arg, daß seine Gemahlin alle eigentlichen Fremden fern zu halten suchte und nur den nähern Freunden, die seinen Zustand kannten und schonten, den Zutritt erlaubte. Diesen letztern verbarg er seine Lage keineswegs, sondern erzählte ihnen vielmehr mit der größten Offenheit Abends, was ihm jeden Tag widerfahren war. Da, wenn der Kranke gehörig gepflegt wird, das Uebel selten einen bösen Ausgang nimmt, vielmehr nach einigen Monaten, bei Manchen auch schon nach einigen Wochen wieder so langsam verschwindet, wie es gekommen war, so pflegt man sich eben nicht viel daraus zu machen und wartet in Geduld sein Ende ab. „Heute Morgen," sagte der General eines Abends, indem er mich bei der Hand nahm, „habe ich mir Ihnen viel zu thun gehabt." — Ich äußerte meine Verwunderung, da ich den ganzen Morgen mein Haus nicht verlassen hatte. — „Thut nichts" sagte er lächelnd, „ich habe doch sehr viel mit Ihnen gesprochen. Ich saß in meinem letzten Zimmer und hörte Sie kommen; ich kenne Ihren Tritt; Sie klopften an die Thüre und ich mußte dreimal herein rufen, bis Sie mich hörten und endlich ins Zimmer traten. Wir haben das interessante Gespräch von gestern fortgesetzt und Sie mußten mir, so hartnäckig Sie auch gestern Ihren Satz vertheidigten, am Ende doch nachgeben. Ich war auch ganz müde von dem ewigen Reden." — Ich schwieg und mein bedenkliches Gesicht machte ihn lachen. „Nu, nu," sagte er, „ich weiß so gut wie Sie, daß Sie nicht da waren, aber wir haben uns demungeachtet gesprochen und recht lebhaft herumgezankt. Wenn das Zeug bald aufhört, will ich nicht böse seyn, denn, ich versichere Sie, so ganz ohne Unterhaltung ist es doch nicht. Ich wünschte, Sie wären auch schon einmal in dieser Lage gewesen, Sie würden mich dann ganz verstehen. Ich weiß sehr wohl zu unterscheiden, ob Sie selbst zu meiner Thüre hereintreten, oder ob es nur Ihre, oder vielmehr meine Erscheinung ist; ich bin mir vollkommen bewußt, daß ich im letzten Falle getäuscht werde, aber ich muß mich dieser Täuschung hingeben, mit einer Art von unwiderstehlicher Lust hingeben, und dann wird die Sache freilich bald so arg, daß ich nicht mehr weiß, woran ich bin."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, October.

Erste Bernische Industrieausstellung.

Zum erstenmal ist im verflossenen Sommer in Bern auf Veranstaltung des Kommerzienraths eine Industrieausstellung zu Stande gekommen, und wie über die vorjährige in Genf der Professer de Candolle, so hat über die Bernische nun der Professor der Chemie, Carl Brunner, einen umständlichen und erörternden Bericht bekannt gemacht. Den sogenannten schönen Künsten sind ungleich frühere, als den ihnen sehr nahe verwandten mechanischen die Vortheile öffentlicher Ausstellung zu Theil geworden. Jene seit Jahrhunderten bestehenden Kunstgalerien, durch deren Anlegung Fürsten und Städte sich den Ruhm der Sammlung trefflicher Werke geschickter Maler und Bildhauer erwarben, besserten hinwieder auf eine kräftige Weise die Entstehung solcher Kunstwerke und die Fortschritte der Kunst selbst. Die Oeffentlichkeit solcher Sammlungen bot dem Publikum ein Mittel dar, seinen Geschmack zu bilden, und es bereitete dieselben ihm einen Genuß der edelsten Art. Im letztverflossenen Jahr-

Digitized by Google

hundert sind den Kunstausstellungen die Industrieausstellungen nachgefolgt, und es gibt heutzutage nur wenige Hauptstädte, selbst zweiter Klasse, wenige Fabrikstädte in Europa, in denen nicht durch Gesellschaften oder durch Regierungen dergleichen öffentliche Ausstellungen veranstaltet werden. Verschieden in Zweck und Einrichtung, sind die einen öffentliche permanente Sammlungen, wie in den großen polytechnischen Instituten Englands oder den polytechnischen Schulen von Wien, Berlin, Paris, Prag u. s. w., andere nur temporäre Zusammenstellungen; bald umfassen sie alle Fächer des Gewerbswesens, bald nur einzelne.

„Ueber die Austheilung von Prämien (sagt Brunner) hat man zwar verschiedene Ansichten, je nachdem die einen die Aufnahme der eigentlichen Fabriken, die andern die Fortschritte der einzeln lebenden Handwerker zu fördern suchen. Ich will mich hier nicht in diesen Streit einlassen, und begnüge mich nur zu bemerken, daß in staatsökonomischer Rücksicht diejenige Industrie die vorzüglichste zu seyn scheint, welche am meisten dahin führt, uns dem Auslande am wenigsten zinsbar zu machen, daß dieses für die einen Fächer auf die eine, für die andern auf die andere Weise erlangt werden kann. Für den moralischen Zustand des Volkes scheint wohl diejenige Art von Industrie die zuträglichste, welche durch möglichste Theilung der Arbeit dem Einzelnen ein besonderes, in seinem eigenen Hause zu verrichtendes Gewerbe anweiset, wie z. B. die in den Jurathälern verbreitete Uhrenmacherei, die Leinwandfabrikation im Emmenthale und die zwar erst begonnenen, doch aber, wie es scheint, nicht ohne Erfolg gebliebenen Holzschnitzereien im Oberlande. Durch solche Theilung der Arbeit möchte am ersten die Möglichkeit gegeben seyn, die Kunst auf den höchsten Grad zu bringen und mit dem Auslande zu konkurriren. Auch wird auf solche Art der Gewerbtreibende dem bürgerlichen Leben als Individuum nicht entfremdet. Auf der andern Seite muß man aber zugeben, daß gewisse Zweige ihrer Natur nach keiner solchen Behandlung fähig sind, sondern schlechterdings ein gemeinschaftliches Zusammenwirken Vieler in eigentlichen Fabriken erfordern. Es ist für ein Land schon ein großer Gewinn, wenn sich ein Kern eines Erwerbzweiges bildet, und dieser nur erst so weit gelangt, daß die Waare im Auslande einen gewissen Ruf bekommt und unter einer eigenen Benennung als die Waare dieses Landes bezeichnet wird. Dadurch erhält dieselbe gewissermaßen ein Bürgerrecht in dem allgemeinen Welthandel, wogegen die von dem Einzelnen ausgehende sich in der Masse der aus Fabrikländern beiströmenden unberücksichtigt verliert. Diesen, wenn man ihn so nennen darf, allgemeinen Nationalruf der Fabrikerzeugnisse zu begründen, muß, glaube ich, eine der vorzüglichsten Bestrebungen der Gewerbtreibenden seyn. Durch Belohnung und Aufmunterung derjenigen, welche einen solchen Kern zu bilden suchen und welche bereits selbst Ausgezeichnetes geleistet haben, kann die Regierung wesentlich zur Förderung der Gewerbe beitragen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Taktik der Ultraparthei. Das Volk und die Jesuiten.

Die Quotidienne und Gazette de France übertreiben alle Folgerungen der Grundsätze, welche der lezten Revolution zum Grunde liegen, und fordern eine uneingeschränkte Freiheit, eine völlige Volksregierung, und wenn sich die liberalen Blätter über die Zügellosigkeit und Unbändigkeit dieser unter der Freiheitsmaske versteckten Ultras beklagen, antworten lezstere: Worüber beschwert ihr euch? wir verstehen die neue Regierung besser als ihr; wenn ihr nicht mehr Freiheit geben wollt, als wir schon hatten, warum habt ihr denn die vorige Regierung gestürzt? oder ist es etwa deshalb geschehen, damit ihr, nicht das Volk, die Früchte des Sieges genießen möget? Könnte die Ultraparthei durch diese und ähnliche Reden der neuen Regierung ihr Ansehen benehmen und das Volk gegen sie aufwiegeln, so würde sie ihrem Ziele näher rücken; der Scharfsinn der Franzosen durchschaut aber ihre List, und vielleicht eben, weil man diese falschen Freiheitsfreunde zu fürchten hat, ist man vorsichtiger in der Entwickelung aller der Folgerungen, welche nothwendig aus der lezten Staatsumwälzung hervorgehen, und zurückhaltender in den Staatseinrichtungen, welche den Bürgern die möglichst größte Freiheit zusichern sollen. Die ultramontanische Parthei scheint auch sich wieder von ihrer Betäubung erholt zu haben und auf dem Kampfplatz neben ihren lieben Ultrabrüdern gegen die neue Regierung auftreten zu wollen; denn es wird ein neues Tageblatt: l'avenir, (die Zukunft) mit dem Motto: „Gott und die Freiheit," angekündigt, woran der berüchtigte Abbé de la Mennais und ein anderer Abbé, Namens Gerbet, der neulich ein Buch über das Verhältniß des Katholizismus zum Staate herausgegeben hat, Hauptredakteurs seyn werden. Es haben sich einige Kapitalisten, vermuthlich von derselben ultramontanischen Parthei, zusammengethan, um zur Herausgabe dieses neuen Journals eine Summe von 400.000 Franken herbeizuschaffen. Das Journal sollte am 1. dieses Monats beginnen; es ist aber noch nicht erschienen; wahrscheinlich sind die Herrn Ultramontaner noch nicht fertig mit ihren Zurüstungen. Für diese Parthei ist jedoch die jetzige Zeit nichts weniger als günstig. Wenn etwas noch verhaßter in Frankreich ist, als der Despotismus, so ist es Alles, was auf Jesuitenunfug abzielt. Wahrscheinlich wäre die lezte Revolution noch nicht ausgebrochen, wenn der fanatische Theil der Geistlichkeit es nicht zu arg getrieben und dadurch den Zorn des Volks aufgereizt hätte. Daher ward auch sogleich, nachdem das Volk das Joch jener Parthei abgeschüttelt hatte, in den Theatern der Jesuitismus in persona an den Pranger gestellt. Fast jedes Theater wollte seinen Jesuiten haben, der denn natürlich immer ein Gleißner, ein Verführer, ein Erzschleicher war. Die Farben dieser Gemälde waren etwas stark aufgetragen; allein so verlangt es das Volk; es mußte seinem Unwillen, seiner übrigens sehr gelinden Rachsucht Luft verschaffen, und dies geschah durch den Beifall, den es solchen karrikirten Porträten zollte; natürlich endigt jedes Stück dieser Art mit der Aufdeckung der Schliche des Jesuiten oder Gleißners, und mit der Beschämung und dem Fortjagen desselben. Wenn man das Volk so lebhaft seine Freude über diese Finalgerechtigkeit äußern sieht und dabei alle die lustigen Einfälle hört, die es darüber vorbringt, und wenn man dazu die possierlichen Karrikaturen bei den Bilderhändlern erblickt und alles liest, was in Zeitschriften wider die Jesuiten nicht allein jezt geschrieben wird, sondern schon unter der vorigen Regierung geschrieben wurde, so muß man sich über die Verblendung jener Mönchszunft wundern, welche sich einbildete, es werde ihr gelingen, in einem aufgeklärten und nach Geistesfreiheit dürstenden Lande, wie Frankreich, ihre ehemaligen Umtriebe ruhig und ungestört wieder zu beginnen, und der Schuz der Bourbonen werde hinreichend seyn, um die Nation in die alten Fesseln schlagen zu können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 85.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 257.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Oktober 1830.

— Was er sprach, obwohl ein wenig wüst,
War nicht wie Wahnsinn.

Shakespeare.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Ein andermal saß ich mit General Serjeew auf seinem Sopha im Gespräche. Alles schien in der besten Ordnung zu seyn, als plötzlich seine Augen sich auf ein ihm gegenüber hängendes Porträt in Lebensgröße hefteten, und er bald darauf mit diesem Bilde ein Gespräch begann. Nach einer Minute fuhr er mit der Hand über seine Stirne und bat mich um Verzeihung, wenn er dummes Zeug gesagt haben sollte. Wir sezten unser Gespräch fort und ich konnte, jene Augenblicke ausgenommen, keine Spur von Irrereden oder falscher Ansicht entdecken. So sprang er eines Abends plötzlich von seinem Tische auf und fing mit einem, der eben hereingetreten seyn sollte, zu zanken an. Er hätte es ihm gesagt, daß er nicht weiter mit ihm zu thun haben wollte, warum er ihn nun doch wieder belästige? u. s. w. Eine Stille folgte, in welcher er eine umständliche Vertheidigung der Erscheinung anzuhören schien, die er aber dann eben so umständlich und, wie es mir schien, sehr zusammenhängend widerlegte; er hörte nicht eher zu schmollen auf, bis er den ungebetenen Gast zur Thüre begleitet und ihm sein Prostschal (Lebewohl) nachgeworfen hatte. Dann sezte er sich wieder zu uns, rieb sich die Hände und sagte endlich: „da war ich wieder einmal nicht recht gescheut," und war von nun an ganz in der Ordnung.

Eines Morgens schien er, als ich auf sein Zimmer trat, in vollem Ernste böse auf mich zu seyn. Das hätte er, wie er sagte, doch nicht um mich verdient, das wäre doch zu arg, und dergleichen. Ich bat ihn, sich deutlicher zu erklären, und er sagte mir endlich, er habe gestern Abends an seinem Fenster, das auf einen schönen, großen Teich in der Mitte der Stadt ging, eine Barke fahren sehen, in welcher ich mit mehreren seiner Bekannten Spottlieder auf ihn gesungen hätte. Er nannte mir, noch ganz erzürnt, die abscheulichen russischen Schimpfnamen, mit denen ich ihn höhnisch bewillkommt habe, als wir dem Fenster nahe kamen, und kurz, es sey so arg geworden, daß er endlich aufgesprungen sey, das Fenster geöffnet und uns mit dem Stocke gedroht habe. — Da ich bei seiner lebhaften Erzählung nicht wußte, ob er nicht vielleicht in dem gegenwärtigen Augenblicke selbst wieder irre sprach, so suchte ich ihn zu beruhigen, das Gespräch anders zu lenken, als er plötzlich mit seiner gewohnten Herzlichkeit mir um den Hals fiel und ausrief: „Es ist nichts, gar nichts, Sie sind und bleiben mein alter guter Freund, aber ich wollte nur hören, wie Sie die Geschichte aufnehmen. Denken Sie nur," fuhr er lachend fort, „so eben war der arme, gute Mensch, der Professor . . . da, dem ich sie auch erzählte und, wie es wahr ist, hinzusetzte, er habe, als ich mit dem Stocke drohte, mich einen Sukinsin (Hundesohn) genannt. Der arme Mann kam so in Verlegenheit, daß er mich förmlich um Verzeihung bat und versprach, es nie wieder zu thun. Er war so ergriffen, daß er bald geweint hätte, und ich wette darauf, er glaubte die ganze Geschichte beinahe selbst."

Digitized by Google

Auf diese Weise ging es zwei Monate lang fort, und ich will nur noch das Ende der Krankheit erzählen, weil dieses vielleicht über den Charakter derselben Aufschluß geben kann. Er lag nach Tische ruhig auf seinem Feldbette, als sich sein Zimmer allmählig scheinbar mit Menschen füllte. Nach seiner Erzählung schien er auf einem Markte zu seyn, wo die Leute sich dicht drängten und der Stelle, wo er lag, die sie Anfangs frei gelassen hatten, immer näher kamen. Obschon er solche Erscheinungen schon öfter gehabt hatte, so wurde es ihm doch dießmal zu viel. Er zog die Glocke und schickte seinen eintretenden Diener zu dem Arzt. Dieser ließ ihm am Arm zur Ader. „Nachdem dieses geschehen war, erzählte mir der General, wurde das Menschengewühl in meiner Stube zwar nicht kleiner, aber die Gestalten, die sich darin herumtrieben, wurden allmählig immer durchsichtiger, und was mir besonders auffiel, sie schienen vom Kopf und den Füssen gegen die Mitte ihres Körpees zusammen zu schrumpfen. Am Ende waren nur noch die Güetelstücke von ihnen, und auch diese nur wie durch einen nebelartigen Schleier zu sehen, bis endlich auch diese, und mit ihnen — die ganze Krankheit bis auf die lezte Spur verschwunden war.“ Der brave Mann lebte noch fünf Jahre in vollkommener Gesundheit und starb endlich plötzlich an einem Blutschlage. Für Aerzte mag noch hinzugesezt werden, daß sein Köeper sehr blutreich und schon etwas allzu wohlbeleibt war, und daß er besonders oft an Hämorrhoiden litt. Uebrigens kommen nur diejenigen Kranken, die eine sorgfältige Pflege genießen, gewöhnlich gut davon, während die arme, nothleidende Klasse diese Krankheit als unheilbar und tödtlich ansieht, wie ich denn auch wirklich in den acht Jaheen, die ich in jenen Gegenden veelebte, eine nicht geeinge Anzahl armer Leute dieser Krankheit unterliegen sah.

(Die Fortsezung folgt.)

Die Toilette.

(Beschluß.)

„Anhalte und einen Hut kaufe!“ rief Madame de . . . , „ah j'en mourrai!“ Und sie lachte wirklich, bis sie fast Krämpfe bekam; endlich faßte sie sich, trocknete sich die Augen und fuhr fort: — „Sie meinen also, wenn man gut gekleidet seyn wolle, drauche man nur im Vorbeigehen einen Hut zu kaufen? Sie glauben, ich werde mit Ihnen in die Steaße Vivienne gehen, den chapeau d'affiche von einem Ladenfenster nehmen und in Ihren Wagen teagen lassen; dann suche ich Ihnen ein Kleid zu festgesextem Preise in der Passage Deloeme aus, und von da schicke ich Sie, mit der Etikette unten am Saume, geraden Wegs in den Salon des Generals, damit seine elegante Verwandte, Madame de T. — es gibt wenige Frauen in Frankreich, die sich besser kleiden — einen Spaß habe? Nein, nein, bleiben Sie heute zu Hause, und sehen Sie zum Zeitvertreib in die Tuilerien hinüber, wenn die große Welt spazieren geht; Sie werden dadurch im Allgemeinen einen Begriff von der Toilette bekommen, wie sie gegenwärtig ist. Allermittelst gehe ich zu Victorine und zu Herbaut und sehe zu, was sich für Sie thun läßt.“ — „Wie? was sich für mich thun läßt?“ — „Nun ja; ich nehme die nächste freie Zeit, die sie haben, in Beschlag, und je ferai inscrire votre nom sur leur livre rouge.“ — „Die Zeit, die sie frei haben? Sie wollen sagen, die ich frei habe.“ — „Nichts weniger; und wären Sie Sappho in eigener Person, Sie müssen warten, bis sie freie Zeit haben. Die Herzogin von Beery schickte einmal eine Hofdame zu Victoeinen und ließ sie in den Pavillon Maesan bestellen; Victoeine ließ antworten, sie schätze sich glücklich, daß sie die Ehre haben solle, Ihre königliche Hoheit zu bedienen; Sie werde sie an dem und dem Tag, zu der und der Stunde zu Hause treffen.“ — „Und wie hat die Herzogin dieß aufgenommen?“ — „Ganz gut. Was wollte sie machen? Prinzessinnen gibt es überall, aber es ist nur Eine Victorine auf der Welt, wie es sonst nur Einen Leroi oder Bertin gab. Thron und Altar sind in Frankreich erschüttert und umgestürzt worden, aber — die Toilette niemals.“

Eben brachte man mir eine Einladung zu einem diplomatischen Ball. Madame de . . . las das Billet mit einem Entzücken, wie Signore Mai es äußern würde, wenn ihm eine neue Handschrift von Cicero in die Hände fiele. „Voilà qui est bien,“ sagte sie; „ich habe keine Minute zu verlieren, wenn ich Ihnen dienen will. Unmöglich können Sie auf einen diplomatischen Ball gehen, wenn Sie nicht von Victorinen habillirt und von Herbaut derettirt sind. Ihre schöne Landsmännin, Lady . . . hatte den Besuch bei lezterem versäumt, und konnte wahrhaftig die ganze Saison über, in der sie ihr Debüt machte, den rechten Ton nicht wieder finden. Doch fies vous à moi: gelingt es mir nicht, diese zwei Könige der Mode für Ihren Putz zu gewinnen, so bekommen Sie Jemanden aus ihrer Schule, und auf den Abend schreibe ich Ihnen, was ich ausgerichtet habe. Also à demain, n'est ce pas?“ und weg war die leichtfertigste, die gefälligste aller Französinnen, und ich stand da, die mißmuthigste, gebeugteste aller Irländerinnen, denn es war zu spät zu meinem Besuch, und, wie ich vorausgesehen, ich fand Lafayette nicht mehr zu Hause.

Dieser Tag war wahrhaftig nicht der schönste meines Lebens, und so wollte ich denn, da die Angst wegen meines Huts mir immer vor Augen schwebte, meinen Morgen vollends hinbringen, wie ich ihn begonnen, nämlich am Fenster, und hier verschaffte ich mir nun, nach der Weisung meiner Freundin, jenen allgemeinen Begriff von Beaumonde; die im Tuilerlengarten Ab- und Zugehenden waren aber auch ganz geeignet, ihn mir beizubeingen. Welch ein Modepanorama that sich mir hier auf! welch ein Treiben, welch ein Gedränge! eine Kalesche um die

Digitized by Google

andere, ein Coupé um das andere hielt vor den Thoren; Haufen von hübschen Spaziergängerinnen, begleitet von ihren Rittern oder Schauträgern, strömten aus der rue royale und der rue Castiglione und setzten die Füße zu ihren kleinen Chinesenschritten in Schauben, klassisch wie Dianens Halbstiefel; aber die Füße sahen unter Röcken vor, die so romantisch waren als Chateaubriands Muse. Der allgemeine Eindruck, den einem diese Uebersicht gibt, ist, daß alle Frauenzimmer in Einem Modell gegossen scheinen, wie die Geleepyramiden bei einem Ballessen. Alle Draperien unten sind bei der einen just so lang und so breit wie bei der andern; Brust, Schultern, Hüften bei der einen wie bei der andern; bei allen scheinen gleich viel Haare an den Schläfen zu einer Art von Chevaux de frise aufgezogen; ein und derselbe Hut von derselben Form, derselben Farbe, mit denselben Blumen – kurz, aus Allem sah eine systematische Modetyrannei, die nichts aufkommen läßt, das sich nicht von selbst versteht, wobei dem individuellen Geschmack nicht der mindeste Spielraum gegönnt ist, und dies beweist, daß der Despotismus eine feste Burg gefunden hat, in der ihm die Charte nichts anhaben kann. Der durchgängige Gebrauch der englischen Mousseline gab mir eine und die andere Betrachtung aus dem Kapitel der Handelsphilosophie an die Hand, und die steifen Falten, welche dem stärksten Winde Trotz boten, hätten einen Liebhaber idealer Schönheit noch auf andere Gedanken bringen können. Die gleichmäßigen geraden Linien schlugen dergestalt vor, daß es nicht anders war, als ob Perugino und Holbeins steife Bilder sammt und sonders aus ihren Rahmen getreten wären und Formen wieder ins Leben gerufen hätten, welche Raphael und Correggio mit Abscheu verwarfen. Es schmeichelte indessen meinem Nationalstolz, daß die langen Taillen und kurzen Röcke, die, als unsere Moden zuerst hier Eingang fanden, ganz Paris in Aufruhr gebracht, den Anglaises pour rire die Entstehung gegeben, auf dem Boulevard Karrikaturen, in der Vorstadt Pigramme ausgeheckt hatten, endlich allgemein getragen wurden. Aber die Mode ist ihrem innersten Wesen nach launenhaft, und die Kleidermode ist von der Laune der Schneider und Modehändler abhängig, bei denen recherche und Uebertreibung die Stelle des wahren Geschmacks vertreten müssen, den einem blos eine gute Erziehung geben kann.

Zur vernünftigen französischen Speisestunde wurde der Garten leer, just um die Zeit, wo die Londner Fashionables ihren Morgenspaziergang im Park beginnen. Ein ganz anderes Völkchen löste nun die Kerntruppen des Bonton ab: hier kleine Rentiers, die ihr Mittagsmahl verdauen wollten, dort lustige Kammerzofen, Kinderfrauen mit ihren Pflegebefohlenen aller Art, größern und kleinern, lustige, lärmende Gruppen von Jungen und Mädchen; dort saßen friedliche Achtziger ruhig in der schönen Abendsonne und genossen der letzten zerrinnenden Sandkörner in der Natur, in der auch das Alter, wenn es noch so stumpf ist, Leben, Gesundheit und Freude athmet. Trotz meines unfeligen Huts und meiner Volans, glaubte ich zu dieser gemeinen Stunde ungestraft die gemürzige Luft des Gartens genießen zu können; ich nahm daher den Arm meiner jungen Reisegesellschafterin – die gleich mir modisch nichts weniger als orthodox war – und wir verließen das Haus, um uns im Eden von Paris zu ergehen.

Wir setzten uns, nachdem wir die Allee von Orangenbäumen flüchtig betrachtet hatten, dem königlichen Schlosse gegenüber nieder. Eine erhabene Scene! Alles, Natur wie Kunst, von den Strahlen der herrlich untergehenden Sonne magisch beleuchtet! Welche Erinnerungen drängen sich hier einem auf, wenn man eben die Werke einer Sevigné, einer Maintenon, Rovigos und der Campan Denkwürdigkeiten aus der Hand gelegt hat? Da war kein Balkon, kein Entresol, kein Vestibule, der nicht zu einer Frage Anlaß gab oder eine Anekdote aus der Zeit der fünf letzten Ludwige ins Gedächtniß rief. Plötzlich wurde ich aus meiner historischen Schwärmerei durch ein ganz vernehmliches Wispern in unserer Nähe aufgeschreckt: Mais quelle oridicule! voyez les volans à dents et les tire-bouchons de la petite! Ich sah mich um und bemerkte, daß ein Haufen muthwilliger Grisetten und zur Zielscheibe ihrer Bemerkungen und Witze gemacht hatte, weil sie unsere Toilette wohl so lächerlich fanden, als eine hübsche Dame aus der Chaussée d'Antin. Aergerlich, mißmuthig ging ich nach Hause und war nun überzeugt, daß Frau v. . . . Recht hatte und daß die Toilettenfreiheit in Frankreich erst noch erobert werden muß. Die zwei folgenden Tage brachte ich auf einer Modefahrt zu, und es ließe sich ein Buch darüber schreiben. An Spaß und Stoff zum Lachen sollte es dabei nicht fehlen, wenn auch für ernste Betrachtung nicht viel abfiele. Was mir indessen am allermeisten aufgefallen ist, das ist der außerordentliche Kontrast zwischen der Frivolität und der Sklaverei der französischen Frauen in Sachen der Kleidung und der Mode, und dem strengen Ernst des männlichen Geistes, der fast ausschließlich in den bedeutsamsten, gewichtigsten vaterländischen Interessen lebt. Verschiedene männliche Bekannte haben sich gegen mich über die Kluft beschwert, die sie von der weiblichen Welt scheide; wegen des Mangels an Aufmerksamkeit gegen das schöne Geschlecht, den man ihnen vorwirft, entschuldigten sie sich damit, daß es ihnen unmöglich sey, sich mit Wesen, welche aus so ganz verschiedenartigen Elementen geschaffen seyen, zu verstehen. Würden Klagen der Art allgemein, so wäre dem Mißbrauch wohl bald ein Ende gemacht. Die übertriebene Steifheit, die tyrannische Kleinlichkeit der Mode sind Folgen einer ganz natürlichen Reaktion nach den Grundsätzen und Sitten der Schreckensregierung. Aber

Digitized by Google

Napoleon hat dadurch, daß der Luxus seines revolutionären Hofes der tollen Verschwendung so großen Vorschub leistete, eine bloße Thorheit in ein Laster verwandelt. Die Toilette einer Frau steht gegenwärtig in gar keinem Verhältniß mit den Ausgaben einer kleinern Haushaltung, und sie ist gewiß sehr oft, wenn auch nicht für die Tugend im Allgemeinen, doch für die Ehre des Beamten eine gefährliche Klippe. Der Sieg der konstitutionellen Grundsätze ist vielleicht, wenn er auch die Herrschaft der Aristokratie aufhebt und allen Klassen höhere Interessen gibt, nicht im Stande, dieser Tyrannei völlig ein Ende zu machen; aber die allerärgsten Abgeschmacktheiten kann und muß er verwischen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

(Fortsetzung.)

Revolutionäre Theaterstücke.

Wenn einige von der Jesuitenzunft noch jezt nicht sehen, daß es auf immer mit ihrer Herrschaft aus ist, und daß sie so wenig mit als ohne Hülfe der Fürsten regieren können, so müssen sie wahrlich mit dem Staar behaftet seyn. Auch die Mönche, welche seit der Rückkunft der Bourbonen nicht mehr auf der Bühne erscheinen durften, sind nun zur großen Freude des Volks aus den Städten verschwunden und wieder auf die Bühne gekommen. Da sind erstlich die Victimes claitrées (die klausirten Opfer), ein Schauspiel von Monvel, das zu Anfang der Revolution, als die Klöster eben abgeschafft worden waren, großen Beifall hatte und auch jezt mit vielem Vergnügen wieder gesehen wird, obschon unpartheiische Kunstrichter das Deklamatorische dieses Stückes als fehlerhaft verwerfen; dann wird auch die niedliche Operette Devienne's: „Die Visitandinnen oder das Nonnenkloster" wieder gegeben; ferner Cheniers „Fenelon oder die Nonnen zu Cambray." und „Voltaire bei den Kapuzinern," eine dramatisirte Anekdote. Manches andere Stück, das die Bourbonsche Theatercensur verstümmelt hatte, erscheint jezt in seiner ursprünglichen Gestalt, mit witzigen Einfällen über reiche Geistlichkeit, Hofschmeichler und dergleichen, was sonst nicht berührt werden konnte, jezt aber mit Fleiß in den Bereich der Theaterdichter und Karrikaturzeichner gezogen wird. Natürlich haben die Theater nicht unterlassen, durch passende Schauspiele den Volks- und Freiheitssieg vom Juli zu feiern. Einige dieser Stücke sind durchgefallen; denn obgleich das Volk bei Gelegenheitsstücken ziemlich nachsichtig ist, so will es doch auch eben kein schlechtes Stück sehen, besonders kein solches, in welchem der Witz allzu selten ist. Da die lezte Staatsumwälzung diejenigen, die unten standen, emporgebracht, und die, welche sich mit guten Aemtern versehen hatten, sachte und ohne Bürde auf die bloße Erde niedergesezt hat, und dadurch eine große Lust in so manchen Gemälbern entstanden ist, nach den vakant gewordenen Aemtern zu haschen, so hat diese Sucht nach Aemtern, die wie eine ansteckende Krankheit wüthete und sich von Paris aus in die Provinz verbreitete, so daß alle Diligencen, Post- und Eilwagen Schaaren von Solliziranten aus allen Ecken des Reichs herbeiführten, den Theaterdichtern ein herrlicher Stoff zu Vaudevilles geschienen, und es sind daher mehrere dergleichen in der Eile geschrieben worden, die sich alle um dieses Haschen nach Stellen und die Verlegenheit mancher charakterlosen Beamten drehen, die im ersten Augenblicke zwischen der alten und neuen Regierung, zwischen ihrem Gewissen oder ihrer Partheimeinung und zwischen dem heißen Wunsche, ihre Stelle zu behalten, schwankten. Ein solches Vaudeville ist der „Aemtermarkt," la foire aux places; die Handlung geht im Vorzimmer des Ministers vor, und es werden hier allerlei Gestalten aus der heutigen Welt vorgeführt, z. B. ein unter der Regierung der Minister willkührlich abgesezter Generalsekretär, ein Hr. Perrochet, der sich seiner Großthaten während der drei berühmten Kampftage rühmt, obschon er in diesen Tagen sich versteckt hatte, ein Schweizer, das heißt ein Thürsteher mit der Hellebarde, den sein voriger Beschüzer nicht mehr kennen will, ein Gascognier, welcher eine Stelle für die beiden gelehrten Hunde, die man seit mehreren Monaten in Paris sehen läßt, verlangt, die er als deux bêtes d'esprit ankündigt. Dieser lezte Spaß hat aber keinen Beifall gefunden. Ferner kommt noch eine alte faselnde Närrin vor, welche behauptet, sie sey die Quotidienne, und so gut wie die andern verlangt, angestellt zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bern, Oktober.

(Fortsetzung.)

Erste Bernische Industrieausstellung.

Es waren dreitausend Schweizerfranken von der Regierung in Bern für Prämienaustheilung an die Direktion der Ausstellung abgereicht worden, und diese selbst bestand aus 123 zum Theil vielfachen Einsendungen, deren 107 dem eigenen Kanton angehörten. Der Bericht hat dieselben systematisch geordnet, und er begleitet sie mit belehrenden und vergleichenden Nachweisungen, deren hier nur etliche ausgehoben werden können. Ungemein zahlreich waren die Proben von Leinwandfabrikaten aller Art. Durch diese erwarben sich mehrere Theile der Landschaft Bern, vorzüglich das Emmenthal und die zunächst angrenzenden Gegenden, einen bedeutenden Grad von Wohlstand. Von ihrer Entstehung an bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts scheint diese Fabrikation in immerwährender Zunahme gewesen zu seyn, nachher blieb sie eine Zeitlang stehen, bis sie in den lezten zehn Jahren durch die immer zunehmenden Einfuhrbeschränkungen der Nachbarländer und vorzüglich die außerordentliche Vervollkommnung der Baumwollenmanufakturen, und die dadurch herbeigeführten niedrigen Preise immer mehr beengt ward, während auf der andern Seite die Konkurrenz der schlesischen und holländischen Waaren, welche zwar selbst gegen die nämlichen Feinde zu kämpfen hatten, immer drückender wurde. Der auswärtige Leinwandhandel findet sich für Bern gegenwärtig fast gänzlich auf Italien, und in einigen feinern Waaren, die der großen Einfuhrzölle ungeachtet immer noch abgesezt werden, auf Frankreich beschränkt. Aller dieser Hindernisse ungeachtet, konnte sich diese Gewerbthätigkeit bis auf heute im Lande aufrecht halten, und man darf wohl behaupten, daß auch sie bei der allgemeinen Vervollkommnung des Kulturzustandes unsers mechanischen Jahrhunderts weitere verhältnißmäßige Fortschritte gemacht habe. Sie liefert einen schönen Beweis, wie wichtig es sey, einen Industriezweig in einem Lande einheimisch zu machen. Nur die außerordentlichsten und in einer langen Reihe von Jahren andauernden unglücklichen Verhältnisse sind im Stande, einen solchen gänzlich zu Grunde zu richten. Die Hanf- und Flachskultur kann bei dazu völlig geeignetem Boden noch große Fortschritte machen, da ein guter Theil des Urstoffes zur Zeit von außen eingebracht wird. Anders verhält sich's mit der Fabrikation der Wolltücher, welcher äußere und innere ungünstige Verhältnisse entgegenstehen und ihr Emporkommen auch weiterhin entschieden hindern dürften, zumal die Landwirthschaft keine hinreichende Ausdehnung und Vervollkommnung der Schaafzucht zu gestalten scheint, und nur wenige Gegenden der Schweiz Wolle in einiger Menge liefern können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 258.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Oktober 1830.

Sie haben ob unsrer Trunkenheit
Vielfältig uns verklagt,
Und haben von unsrer Trunkenheit
Lang nicht genug gesagt.

Goethe.

Bilder aus Rußland.

Der Branntwein.

Der Russe hat mannigfaltige, zum Theil sehr gesunde Getränke, alle aber überwiegt leider weit der abscheuliche Branntwein. Da er, der großen Konsumtion wegen, ein Monopol der Krone ist, so ist er, im Vergleich mit andern Bedürfnissen und den Kosten seiner Erzeugung, sehr theuer, was aber Niemand abhält, seine letzte Kopeke hinzugeben, um sich diesen Genuß zu verschaffen. Der gewöhnliche russische Branntwein wird aus Getreide gewonnen, wie bei uns; in den südlichen Gegenden, besonders am kaspischen Meere, wird er auch aus Wein bereitet und in großen Quantitäten nach dem Norden versendet, wo er statt Arraks zum Thee genossen wird. Die höheren Klassen verschmähen den eigentlichen Kornbranntwein als einen pöbelhaften Genuß, sind aber im Gebrauche der feinern Liqueurs und abgezogenen Wasser nicht viel mäßiger, obschon man es jetzt in guten Gesellschaften nie bis zur eigentlichen Trunkenheit kommen läßt, die als ein Laster der Hefe des Volkes verachtet wird. Doch wird auch in jenen, wie von dem Mittelstande und den untersten Klassen, immer vor Tische das sogenannte Schätchen genossen, das in der Regel in Branntwein besteht. Ich zweifle nicht, daß dieses Getränke, besonders wenn es zu oft und im Uebermaße genossen wird, dem Körper und dem Geiste einer Nation schädlich ist, wie man bei den durch dieses Gift entnervten Polen leider nur zu deutlich sieht. Ohne ihm indessen je das Wort reden zu wollen, muß ich doch, der Wahrheit zur Steuer, bemerken, daß ich in dem nördlichen Rußland von diesen bösen Folgen keine Spur bemerkt habe. Der Russe befindet sich im Allgemeinen sehr wohl bei diesem Gifte, so lange er es nicht zu unmäßig genießt, und mäßig heißt bei ihm, was für uns viel zu viel seyn würde. Ich habe selbst Bauern gekannt, die täglich zum Frühstücke, vor dem Mittagessen und vor dem Schlafengehen keine kleine Quantität dieses Getränkes zu sich nahmen, und bei dieser Gewohnheit ein kräftiges und hohes Alter von mehr als hundert Jahren erreichten. Ja manche sollen sich in sehr vorgerücktem Alter meistens durch den Genuß dieses Getränkes gesund und munter erhalten. Dieß gilt aber nicht von dem aus Pferdemilch von den Tataren bereiteten Branntwein, der viel narkotischer als der Kornbranntwein, und daher der Gesundheit schädlicher seyn soll, vielleicht aber nur, weil ihn die Tataren, zur Entschädigung für den ihnen durch den Koran verbotenen Wein, im Uebermaaße genießen und die meisten dieser mahomedanischen Völkerschaften schon in den gemäßigteren Klimaten wohnen, wo starke Getränke überhaupt schädlicher sind. In Kamtschatka macht man eine Art von Branntwein aus der Pflanze, die unter dem Namen Bärenklau (heracleum) bekannt ist und dort in großer Menge wächst.

Da es bei Strafe der Devortation nach Siberien verboten ist, sich seinen Branntwein selbst zu bereiten, so wird damit viel Unfug getrieben. Der gemeine Mann

Digitized by Google

wagt alles, um sich dieses Lieblingsgetränk zu verschaffen, und viele der wohlhabendsten Bauern haben sich durch diese Versuche zu Grunde gerichtet und in endloses Elend gestürzt. Auch sollen die zur Aufsicht angestellten, untergeordneten Beamten nicht selten ganz schuldlose Leute durch heimlich in ihre Scheuern und Keller gelegte Branntweinfäßchen in die Lage bringen, entweder sich durch große Summen ihren Verfolgungen zu entziehen oder sich noch bedeutendern Strafen auszusetzen.

Daß bei einem so großen Hange zu geistigen Getränken der gemeine Mann oft allen Extremen der Trunkenheit sich hingibt, bedarf wohl keiner weitern Erläuterung. Es scheint mir aber gänzlich unzulässig, diese Extreme näher anzugeben, obschon sie in der That zur eigentlichen Charakteristik des Volkes ganz besonders beitragen. Indessen sey es mir erlaubt, zwei Erscheinungen anzuführen, die mir immer aufgefallen sind und die, beinahe ohne alle Ausnahme, für ganz Rußland gelten. Die erste ist das Mitleiden, ich möchte sagen, die Achtung, die der gemeine Russe, denn natürlich ist hier nur von der untersten Klasse die Rede, für jeden Betrunkenen hat. So gutmüthig er im Allgemeinen ist, so läßt er sich doch, wenigstens in den größern Städten, nicht leicht ohne eine Aufforderung von außen bewegen, dem Leidenden, den er auf der Gasse trifft, hülfreiche Hand zu leisten. Er kann bei einem zerbrochenen Wagen ganz gleichgültig vorübergehen, nachdem er seine Neugierde befriedigt hat, ohne durch seine Beihülfe den Unglücklichen oder Bedrängten zu unterstützen. Wenn aber ein Betrunkener auf der Gasse zusammenstürzt oder in einem Winkel liegt, so wird er sofort von jedem, der ihn bemerkt, auf das Eifrigste und Sorgfältigste gepflegt und wie ein Heiliger angesehen, den hülflos in der Noth zu lassen, ein abscheuliches und nicht zu verzeihendes Verbrechen seyn würde. Häufig sieht man selbst schwächliche Leute einen solchen betrunkenen, sinnlosen Klotz auf ihre Schultern laden und keuchend in die nächste beste Wohnung tragen, wo er einer guten und hülfreichen Aufnahme sicher ist, ruhig seinen Rausch ausschlafen und des andern Tags wohl gefüttert und beschenkt wieder von dannen ziehen kann. Ist die Ursache dieser Humanität, dieses Zartgefühls der gemeinsten Russen vielleicht in ihrem Gewissen zu suchen, das ihnen sagt, wie oft sie selbst in dieser Lage gewesen sind und ferner seyn werden? Ist es das humani nihil a me alienum puto, oder kömmt ihnen der Zustand der Trunkenheit, den sie, so wie die Deutschen, in einem Sprüchworte selig nennen, auch in der That als etwas Seliges oder Heiliges vor, das durch seine innere Kraft auch den nüchternen Menschen ergreift?

Der zweite, gewiß noch schwerer zu erklärende Zug ist die Verträglichkeit, die Friedfertigkeit, ja die in der That außerordentliche Gutmüthigkeit, welche der Russe im Zustande der Trunkenheit äußert. Wenn das deutsche und manches andere Volk, durch geistige Getränke erhizt, gern zu Händeln und Streitigkeiten übergeht und oft mit Raufereien und Todtschlag endet, so sieht man bei den Russen gerade das Gegentheil. Selbst der Zanksüchtige wird milde und nachgiebig, und so häufig Auftritte der Trunkenheit sind, so selten, ja beinahe unerhört sind alle Händel und Streitigkeiten bei diesen Gelegenheiten. Selbst Feinde, die sich nüchtern alles gegen einander erlauben, behandeln einander, wenn sie des Branntweins voll sind, wie die zärtlichsten Freunde. Die Stufenleiter, die man gewöhnlich bei ihren Trinkgelagen bemerkt, ist folgende: Zuerst sind sie schweigsam und in sich gekehrt. Allmählig, wie der Kopf wärmer wird, gehen sie in Gespräche über, die immer zärtlicher werden und sich immer mehr und mehr mit Diminutiven füllen, in welchen der Russe immer redet, wenn er freundschaftlich thun will. Die sonst allgemein üblichen Benennungen von Mashennik (Spitzbube), Sukinsin (Hundesohn) und dergleichen, die Niemand übel nimmt und die man wirklich alle ganz treu mit „lieber Freund" übersetzen kann, gehen jezt allmählig in die milderen Benennungen von Baitushka (Väterchen), Matushka (Mütterchen), Kolobushka (Täubchen), Tushinka (Seelchen) und dergleichen über. Wenn auf diese Weise die Gesellschaft bereits weich genug gestimmt ist, so kommen dann die handgreiflichen Zärtlichkeiten, das Halsen, Umarmen und Küssen, in welchem leztern sie besonders stark sind, da sie Minutenlang alle Theile des Gesichts mit ihren Küssen bedecken. Wenn ihre Seligkeit nächstens die größte Höhe erreicht hat, so umklammern sie sich fest und bitten einander flehentlich um Verzeihung, daß sie sich je beleidigt haben, schließen fortan ewige Freundschaft und erlauben sich gegenseitig, alles einander zu thun, was ihnen nur immer gefallen wird. Nach diesem Akt kommen sie endlich, wenn sie die höchste Stufe ihres Glücks erstiegen haben und dem Strome ihrer Zärtlichkeit nicht länger Einhalt thun können — zu den Thränen. Sie weinen, wie die Kinder, herzen und küssen sich auf's Neue, bitten schluchzend um Verzeihung, versprechen den Väterchen und Brüderchen, was sie nur können, und gehen endlich alle selig und zufrieden auseinander, versteht sich, wenn keiner von ihnen unter dem Tische liegen bleibt, wo er erst am andern Morgen seine selige Urständ erwartet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ungedruckte Briefe von Fernow.

Jena, 29ten August 93.

Vor etwa acht Tagen habe ich zum ersten Male Wieland zu sprechen und zugleich zu zeichnen das Glück gehabt.

Digitized by Google

Ich war an dem Tage bei Reinhold zu Tische, und saß neben Wieland. Welche Wonne es mir war, diesem großen Manne so nahe zu seyn, diesem liebenswürdigen Dichter und vielumfassenden Geist zur Seite zu sitzen und ihn sprechen zu hören, kannst Du Dir vorstellen. Ich war der entzückte, frendetrunkene Zuhörer der geistreichen Gespräche voll Witz und Laune, die er an dem Tage, wo er vorzüglich gut gestimmt war, führte, und ich danke es Reinhold innigst, daß er mir diesen hohen Genuß verschaffte. Die Größe dieses Mannes wirkte zu sehr auf mich, als daß ich gewagt hätte, viel in seiner Gesellschaft zu sprechen; ich begnügte mich an dem Glücke und an dem stillen Genusse alles Schönen, was von den Lippen der beiden Weisen floß. Wäre es nicht Vermessenheit gewesen von mir, einen Wieland unterhalten zu wollen? Rede nicht anders, als wann du gefragt wirst! war meine Maxime für jene fünf seligen Stunden, wo ich in seiner Gesellschaft war, und dann suchte ich so zu antworten, daß ich mich wenigstens nicht schämen durfte. Ein von Jugend auf eingefloßenes Vorurtheil ist Schuld, daß mich immer eine gewisse Furcht, oder wie ich es sonst nennen soll, anwandelt, so oft ich einem Großen der Erde mich nahe, selbst wenn ich weiß, daß er als Mensch Verachtung verdient, und schwächer ist als ich und hundert andere Menschen, die ich kenne und die keine Fürsten sind. Aber ein ganz anderes Gefühl ergreift Einen doch, wenn man sich einem solchen Manne naht, wie Wieland, Reinhold, Lavater, Baggesen, Schiller, und wie die Könige und Fürsten im Geisterreiche, die ich bisher kennen gelernt habe, heißen mögen. Ich habe jetzt nicht Lust, die Verschiedenheit dieser Gefühle zu verfolgen und sie zu analysiren, vielleicht thue ich es in der Folge, wenn ich mehr großen Menschen und kleinen Fürsten begegnen werde. Ich habe jetzt einen richtigeren Maßstab für wahre Menschengröße, als ehedem, wo ich nicht so mit den Kräften des menschlichen Geistes, mit dem Zwecke unsers Daseyns, mit dem Werthe der Menschheit, und mit den größten, edelsten Menschen bekannt zu werden, Gelegenheit hatte, wo ich mit dem Pöbel kleiner Geister im Dunkeln tappte, und nicht über drei Spannen weit über dieß Erdenleben und die alltäglichen Gesinnungen der Menschen, von denen ich seit dem Anfange meines Daseyns umgeben war, hinausblickte, weil ich noch blind war am Auge des Geistes. Die kritische Philosophie und der Umgang mit dem großen, für unser Jahrhundert eben so wie Kant zu großen Reinhold, haben mich für immer vom Seelenstaare kurirt und mich auf den Standpunkt gestellt, auf welchem allein man über Zweck, Werth und Größe alles menschlichen Daseyns richtige Begriffe erwerben kann.

Miszellen.

Statistik von Morea. — Der Courrier de la Grèce gibt folgende statistische Uebersicht von Peloponnes. Morea ist in vier Provinzen getheilt: Romanien, Achaia, Messenien und Lakonien. **Romanien** begreift die Gebiete von Napoli, Argos, Korinth, Tripolizza und die acht Distrikte von Zakonia. **Achaia:** Patras, Vostizza, Kalavrita und Gastouni. **Messenien:** Navarin, Modon, Koron, Andrussa, Kalamata, Zavar und Arkadien. **Lakonien:** Malvoisia, Mistra, Vordugna, Chielesa, Passara und Zarnata. Man zählt in Romanien 255 bewohnte Städte und Flecken; in Achaia 119, in Messenien 564, in Lakonien 260; in ganz Morea also 1498. Zerstörte Dörfer gibt es in Romanien 80, in Achaia 100, in Messenien 72, in Lakonien 50, zusammen 302. In Romanien sind 31 Klöster, in Achaia 30, in Messenien 23, in Lakonien 33, zusammen 127. Romanien zählt 9557 Familien, Achaia 11,435, Messenien 13,488, Lakonien 11,717, zusammen 46,207 Familien. Die gesammte Bevölkerung Romaniens beträgt 40,829 Seelen, Achaias 49,491, Messeniens 54,753, Lakoniens 46,260; die Gesammtbevölkerung von Morea beträgt also 190,653 Seelen.

* * *

Peru's ehemaliger Reichthum. — Oruro, eine Stadt, die jetzt nicht mehr als 4000 Einwohner zählt, war, nach dem englischen Reisenden Temple, einst sehr blühend durch ihre Zinn- und Silbergewerke. Jetzt sind sie voll Wasser und es fehlt an Geld zur Ausdehnung derselben. Die großen Familien von Oruro besaßen zur Zeit seiner Blüthe ganz ungeheuer viel Silbergeräthe. Im Jahr 1780 ließ der Besitzer einer der reichsten Minen alle irdenen Gefäße in seinem Hause durch massiv silberne ersetzen. Nicht nur Trink- und Eßgeschirre, sondern auch die Tische unter den Spiegeln, Tabourets, Ofen, ja die Trinkgeschirre für das Vieh waren aus Silber. Durch die Auflagen und die Kriegskontributionen sind alle Reichen in Peru verarmt. Sonst fuhren alle 3 bis 4 Monate 40 – 50 mit Piastern beladene Wagen nach Buenos-Ayres, wo sie nach Europa eingeschifft wurden. — Vom Jahr 1556 — 1800 wurde aus den Minen von Potosi für 828,950,568 schwere Piaster Silber gewonnen; davon erhielt die Regierung 157,931,125 Piaster.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, October.

(Fortsetzung.)

Das Marseiller Lied.

Das Absingen von Kantaten und Siegesliedern im Theater hat jetzt meistens aufgehört, wie auch das Dekla-

Digitized by Google

miren von patriotischen Gedichten; doch ist vor einigen Tagen noch ein neues Gedicht auf den Freiheitssieg von Cas. Delavigne auf der Bühne des Théâtre français declamirt worden. Obschon mehrere Gesänge von ausgezeichneten Tonkünstlern gesezt worden sind, so hat doch keines den Ruf erlangen können, welchen der berühmte Marseillermarsch in der ersten Revolution erlangt hatte. Rouget de Lille, der Verfasser desselben, hat die Freude erlebt, das von ihm vor 40 Jahren gedichtete und in Musik gesezte Lied wieder allgemein singen und aborgeln zu hören. Der alte Mann ist vor Freuden außer sich gewesen, besonders da der jezige König, der seine bedrängte Lage erfuhr, ihm eine Pension in einem sehr schmeichelhaften Schreiben zusicherte. Diese Pension nahm er jedoch nicht an, da er, wie es scheint, von einer Freimaurerloge, wozu er gehört, bereits, so weit er es bedurfte, unterstüzt worden war. Ueber das Entsteben seines berühmten Marseillermarsches haben die Zeitungen Folgendes berichtet: Als zu Anfang der Revolution die Truppen im Elsaß standen, um die französische Republik gegen die deutschen Monarchen zu vertheidigen, äußerte ein Offizier vom Generalstabe gegen Rouget de Lille, der auch Offizier war, den Wunsch, ein Lied zu haben, welches den Patriotismus der Truppen anfeuern und unterhalten könnte. Rouget de Lille dachte darüber zu Hause nach, dichtete alsbald die Verse und sezte eine Weise dazu; am folgenden Tage zeigte er beides; es gefiel; der gelehrte Tonkünstler Gossec sezte das Lied nun eigentlich in Musik nach der von Rouget de Lille angegebenen Weise; es ward schnell verbreitet und die Marseiller Freiwilligen stempelten es endlich zu einem Nationallied. Rouget de Lille hat 50 andere patriotische Lieder gedichtet, Gossec, Mehul und andere berühmte Tonkünstler Frankreichs haben Kriegs- und Siegeslieder in Musik gesezt; allein kein zweiter Marseillermarsch ist zum Vorschein gekommen; die Ehre, das berühmteste Kriegslied der neuern Zeit gedichtet und gesezt zu haben, gebührt einem Offizier, der kein Tonkünstler war, und dieses Lied hat das sonderbare Schicksal gehabt, daß es während der Regierung Napoleons und der Bourbonen als ein aufrührerisches Lied verpönt, aber vor und nach ihrer Herrschaft als ein wahrhaft patriotisches gepriesen wurde. Indessen hat es doch bei seinem Wiederaufleben nicht den großen Effekt gemacht, wie bei seinem Entsteben. Die Verse passen nicht mehr ganz auf die jezige Zeit. Diesmal galt der Kampf keinem Feinde von außen, sondern einer Parthei oder einer Faktion von innen. Man hatte es mit keinen eigentlichen Tyrannen zu thun, sondern mit Machthabern, welche allmählig die Staatsverfassung untergraben und das schöne, kraftvolle Frankreich bis zu der Stufe, worauf gewisse Länder Europas stehen, erniedrigen wollten, in der festen Meinung, daß dieser unsinnige Plan das Glück des Reiches begründen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Bern, Oktober.

(Fortsezung.)

Erste Bernische Industrieausstellung.

Stoffe aus einheimischer Seide haben der Ausstellung nicht gefehlt. Man erinnerte sich, daß schon im Jahr 1689 zu Bern eine „Unterweisung für einheimische Maulbeerbaum- und Seidenzucht“ erschienen ist, und daß im Jahr 1736 Friederich Wilhelm I. von Preußen von einem in Bern wohnenden französischen Gärtner eine bedeutende Zahl von Maulbeerbäumen angekauft habe, um diese Kultur in seinen Staaten einzuführen. Die lang unterbliebenen Versuche sind denn nunmehr auch zu Bern in den lezten Jahren wieder aufgenommen und es ist der Beweis geleistet worden, daß nicht in der Beschaffenheit des Klima das größte Hinderniß zu suchen sey. Aber die Kultur der Seide scheint zu denjenigen Industriezweigen zu gehören, die in einem Lande einheimisch und ziemlich allgemein seyn müssen, um mit Vortheil betrieben zu werden, indem die verschiedenen Fächer des dabei anzuwendenden Verfahrens nur durch die möglichste Theilung der Arbeit in hinreichender Vollkommenheit erlernt werden können, wo dann das Gelingen, weil Viele an der Unternehmung Theil haben, nicht zu sehr von dem Fleiße und den äußern Verhältnissen Einzelner abhängig ist.

Ein eigenthümlicher Bernischer Industriezweig kann das Holzschnizwerk heißen. Die Menge der die Schweizeralpen bereisenden Fremden veranlaßte schon seit längerer Zeit einige thätige Leute im Berner Oberlande zur Verfertigung hölzerner Geräthschaften, die von jenen Reisenden als Andenken gekauft wurden. Diese Gegenstände bestanden Anfangs blos in Löffeln, so wie dieselben zum Genusse der Milchspeisen im Lande seit Jahrhunderten üblich sind. Bald darauf wurde, da die Waare guten Abgang fand, diese Arbeit auf andere Dinge ausgedehnt und in den neuesten Zeiten selbst die höhere Bildhauerkunst dabei in Anspruch genommen. Das vortreffliche und im Bernischen Oberlande in großer Menge vorhandene Ahornholz, welches sich sowohl wegen seiner schönen weißen Farbe, als wegen seiner Härte und Fähigkeit, fein geschnitten werden zu können, zu dergleichen Arbeiten ganz vorzüglich eignet, begünstigte diese Kunst ungemein, und auserordentlich mannigfaltig ist gegenwärtig die Auswahl der in jener Gegend verfertigten Gegenstände dieser Art. Obgleich bereits durch die eingetretene große Konkurrenz die Preise um vieles gesunken sind, so findet doch noch eine bedeutende Anzahl von Personen dabei ihr gutes Auskommen. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß dieser Nahrungszweig bei zweckmäßiger Behandlung noch lange Zeit nüzlich seyn wird. Es bedarf dazu aber vorzüglich zweier Dinge. Da die bis jezt verfertigten Gegenstände selten einen praktischen Nuzen darbieten, so sind mehrere Arbeiter gewiß nicht mit Unrecht besorgt, ihr Absaz werde durch den Wechsel der Mode in Gefahr gesezt. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß jene Künstler darauf denken möchten, ihre Kunst auch auf nüzliche Gegenstände auszudehnen, die zwar nicht als Andenken den Fremden an Ort und Stelle verkauft, wohl aber als Handelswaare im Großen abgesezt werden könnten. Das zweite Erforderniß wäre die Bemühung um Vervollkommnung der Kunst. Hiermit ist aber keineswegs die Vermehrung der angebrachten Verzierungen und Ueberwindung von Schwierigkeiten gemeint, die nicht selten mehr zur Verunstaltung, als zur Schönheit beitragen, und was viele dieser einheimischen Künstler als das höchste Ziel ansehen. Noch weniger gehören hieher die auf den Bechern und an andern Gegenständen angebrachten menschlichen Figuren, welche, so wie sie jezt ausgeführt werden, eine wahre Beleidigung der Kunst genannt werden müssen. Wollen aber diese Arbeiter ihr Fach ins Gebiet der schönen Künste im höhern Sinn übertragen, so ist hiezu nur ein Weg offen, nämlich das Studium der Werke des Alterthums und gründliche Erlernung des Zeichnens. Es möchten jedoch nur solche, welche hiezu die erforderlichen Anlagen besizen, aufzumuntern seyn, sich auf diesen Pfad zu wagen; die übrigen thun gewiß besser, ihren Fleiß auf andere Dinge zu verwenden, deren Ausführung sie gewachsen sind.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 86.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 259.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 29. Oktober 1830.

Zeiten fordern wieder, was die Zeiten gaben.

Logau.

Meiner Urgroßmutter Spinett.

Ich hatte den letzten Zug aus meiner Claretflasche gethan und saß allein in Gedanken vor meinem Feuer. „Ja," dachte ich, „meine Töchter treten nachgerade in das Alter, wo sie gezogen werden müssen; ich will mich nach einem Musiklehrer und einem Pianoforte umsehen." Mädchen müssen gebildet werden, und vier, fünf Stunden täglich muß die Musik in Anspruch nehmen; ein für allemal sollen sie die Schlüssel in den Kopf bekommen — nicht die Schlüssel, welche ihre Großmutter, die treffliche Frau, führte, ach nein, diese dingen in einem Bund an ihrer Seite. Drei Generationen durch war unsere Familie durchaus unmusikalisch gewesen; mit tiefer Schaam lege ich dieses Bekenntniß ab; aber es ist und bleibt wahr: drei Generationen lang haben wir weder Stimme, noch Ohren, noch Sinn für Tonkunst gehabt.

Meine Großmutter, die Dame mit dem obenerwähnten Schlüsselbund, verstand sämmtliche Früchte der Erde einzumachen, sämmtliche Gartengewächse aufzubewahren, sie war ein wahres Kochgenie, aber von Musik verstand sie ganz und gar nichts. Wenn man sang, so klang ihr ein Ton just wie der andere, desto besser wußte sie die gakernden und schnatternden Sänger im Hofe zu unterscheiden; je weniger sie sich je auf die Tonleiter wagte, desto besseru Bescheid wußte sie mit der Hühnerleiter, und während der kunstreichste Triller ihr Herz kalt ließ, fühlte sie inniges Wohlbehagen beim Schrillen des Bratenwenders. Lebte sie in unsern Tagen, so wäre sie ein Auswurf der Gesellschaft, ein dienstbarer Geist, auf den man tief herabsähe; aber in jenen Zeiten weiblicher Platerei und Erniedrigung, galt sie für eine vorzügliche Wirthschafterin und eine treffliche Hausmutter.

Ihre Tochter, meine Mutter, die zweite unmusikalische Person in den erwähnten drei Generationen, war von ächt ritterlichem Geist: Auf einem tüchtigen Traber das Land zu durchstreifen, war ihre höchste Lust; ihre Leibmusik war das Jagdhorn, die Schnörkel auf dem verzierten Griffe ihrer Peitsche waren ihr lieber und verständlicher als alle Notenschnörkel in der Welt; so wenig sie vom Fingersatz verstand, so kunstgerecht setzte sie die Finger bei Führung ihres Renners, und sie war just im Reitlied und Federhut, als ich, etwas zu früh, höchst unerwartet zur Welt kam. Der Mangel an Tonsinn ging von Mutter und Großmutter in vollem Maaße auf mich über, und so war denn unsere Familie drei Generationen durch völlig unmusikalisch gewesen; aber ein Glied derselben rettet ihre Ehre vollständig und glänzend — meine Urgroßmutter; sie war eine Frau von Geschmack und spielte das Spinett.

„Warum," dachte ich bei mir selbst, „sollst du ein großes Pianoforte anschaffen, noch dazu mit bedeutenden Kosten, und der Urgroßmutter Spinett steht doch oben in der Rumpelkammer, und thut sicherlich den Dienst ganz vortrefflich."

Wie gut kann ich mir meine Urgroßmutter noch denken;

Digitized by Google

sie war eine alte Frau und ich ein ganz kleiner Junge, aber noch kann ich sie sehen, wie sie leibt und lebt: sie war groß und schlank wie eine Pappel; ihr Leib war ganz außerordentlich lang und schmal, und ihr brokadenes Kleid stand weit hinaus, als scheute es sich, ihren zierlichen Gliedern allzu nahe zu kommen. Auf ihrem Kopfe erhob sich ein herrliches, schneeweißes Gebäude von Gaze oder Spitzen, und vorne war ihr gepudertes Haar in unendlichen Löckchen gekräuselt. Von Negligé und vollem Anzug, womit unsere heutigen Damen so viel zu schaffen haben, wußte sie nichts. Sie zog ihr Morgenkleid von sieben Schilling Mousselin aus und schlüpfte in ihren Rock von ärmlicher wohlfeiler Seide. Da konnte die Frau nicht mit der Magd verwechselt werden. Sie war immer angezogen, daß sie sich sehen lassen konnte; ihre kleinen Füße in den Schuhen mit hohen Absätzen standen prächtig unter dem glänzenden Kleide und die weißen Ellbogen sahen bescheiden aus dem Schirmdache der reinen Spitzenmanschetten hervor. Wollte sie in vollem Putze erscheinen, so trug sie ungeheure diamantene Ohrengehänge, und steckte verschiedene Brillantringe an die Finger. Diese schimmernden Putzartikel waren im Augenblick angelegt; wurde sie von einem Besuche überrascht, so kam sie alsbald mit schimmernden Ohren und Fingern zum Vorschein, und man machte Bücklinge vor ihr bis auf den Boden und meinte, sie sey geputzt, wie eine Königin.

Ihre höchste Freude war ihr Spinett; es war ein Zweidecker; ich verstehe nichts von Musik, aber soviel weiß ich, daß es zwei Reihen von Tasten hatte; auf diesen spielte sie abwechselnd, nickte mit dem Kopfe dazu und sah sich oft um, ob ihr Spiel meinen Beifall habe. Sie sang damals beliebte Volkslieder. Sie sind dahin, sind vergessen, wie das Lächeln und die Rosenwangen der Mädchen, die sie sangen; wie die Hoffnungen und die Triebe der Jünglinge, die ihnen horchten! Ich aß jezuweilen bei der Urgroßmutter, und zu meiner Unterhaltung spielte sie mir dann eine Menuette oder eine ewiglange Sonate vor; ihre Stelzenschuhe trippelten auf den Pedalen, und mit unbeschreiblicher Geläufigkeit fuhr sie auf dem doppelten Verdeck von Tasten herum. Sie hielt mich wohl für einen recht dummen Jungen, denn es fiel mir nie ein, Wohlgefallen an ihrem Spiel zu äußern; wenn sie mich aber nach Hause schickte, steckte sie mir gewöhnlich ein kleines Goldstück in die Hand, und da zog ich überglücklich und selig von dannen.

„Warum," dachte ich, „soll ich ein Piano kaufen, da ich bereits ein Instrument habe, auf dem, wie ich oft gehört, meine Urgroßmutter die erste Meisterin war?" Ich ging hinauf in die düstere Rumpelkammer und da lag der Zweidecker mit einem zerbrochenen Bein und einem zersprungenen Resonanzboden. Ich schaffte ihn behutsam herab; er krachte und stöhnte und drohte auf jeder Stufe in Stücke zu gehen. Ein Schreiner besserte das schadhafte Bein aus und nun ließ ich den Tonkünstler kommen, der meinen Töchtern Musikunterricht geben sollte, und zeigte ihm selbstgefällig das Instrument, das, wie meine Urgroßmutter oft versichert hatte, das beste und angenehmste sey, das ihr je vorgekommen. Der Musiklehrer lächelte und sagte: „Sie schätzen es ohne Zweifel als Antiquität?" „Wie so?" fragte ich. — „Nun, ich denke," erwiederte er, „als musikalisches Instrument werden Sie es wohl nicht im Ernste rühmen." Ich dachte: er weiß, du bist nicht musikalisch und will dich aufziehen, und sagte daher: „Lieber Herr, haben Sie die Güte, dieses treffliche Instrument zu stimmen, und sofort den Unterricht zu beginnen." Der Musiker ging um mein Instrument herum, sah mich eine Zeitlang zweifelhaft an und schlug dann ein lautes Gelächter auf. Ich wollte nur, meine Urgroßmutter wäre da gewesen. „Verzeihen Sie," sagte endlich der Tonkünstler, „aber das Instrument da — offenherzig gesagt — ist nicht mehr werth" — „Als was?" — „Als daß man es ins Feuer wirft."

Das war ehrlich gesprochen und zu weiterer Bekräftigung schlug er kräftig auf die Doppelreihe der Tasten. Gegen solchen Beweis war lediglich nichts vorzubringen: ich hielt mir die Ohren zu, hieß ihn aufhören und gab ihm auf der Stelle den Auftrag, sich für mich nach einem Pianoforte mit all dem Kram von Patentverbesserungen, Extraoktaven, außerordentliche Pedalen, und wie die Erfindungen des gegen Ruhe und Frieden verschworenen bösen Feindes alle heißen mögen, für mich umzusehen.

Der Professor ging und ich betrachtete nun das einst hochgeschäzte, sorgsam verwahrte Instrument. Was würde, dachte ich, meine Urgroßmutter sagen, wüßte sie, daß sich ihre Urenkelinnen ihre Finger an dir wärmen werden! Ihr Gatte kaufte ihr das Instrument im ersten Jahr ihrer Ehe; er wollte sie damit an ihrem Geburtstage überraschen und ließ es Morgens in aller Früde in das Zimmer stellen, wohin sie zum Frühstück kam. Das war gar lang, ehe ich auf die Welt kam; aber die alte Frau erzählte mir die Geschichte gar oft mit Thränen in den Augen, und auch ohne dieß kann ich mir die Freude der jungen Frau über das liebe Geschenk lebhaft denken. Wie oft neigte sich ihr Gatte über sie, wenn sie diese jezt verfärbten Tasten schlug; wie oft sah sie ihm lächelnd ins Gesicht, wenn sie eine lustige Weise spielte, die er gerne hatte, weil sie einst miteinander darnach getanzt hatten!

Ich bin nicht musikalisch und kümmere mich weder um alte Spinette, noch um neue Pianos; aber das kann ich einmal nicht leiden, daß Dinge, die von einem Geschlechte theuer, ja heilig gehalten wurden, von einem andern verachtet und lächerlich gemacht werden. So geht es auch mit meiner Großmutter Bildniß. Hier hängt es vor mir: ein Schäferhut hinten auf dem Kopf, ein Täubchen auf

Digitized by Google

dem rechten Zeigefinger und eine halbe offene Rose in der linken Hand. Wer es jetzt sieht, macht sich über den outrirten Anzug, die steife Haltung, den altväterischen Styl lustig. Die Leben, für die wir unsere Bilder malen lassen, sollten uns vor ihrem Tode im Bildniß verbrennen, oder die Leinwand, auf die wir gepinselt sind, mit sich ins Grab nehmen. Als meine Großmutter ihrem Maler saß, weich unendliche Mühe hatten sie da ihre Locken und ihr ganzes Kostüm gekostet, und jetzt spricht Jedermann: es ist eine Frage. Wenn die ersten Scheite vom zertrümmerten Spinett auf dem Heerde knistern, so sollte man ihnen aus Erbarmen das Bildniß in das Feuer nachwerfen.

Das beste aller denkbaren Pianos ist gekauft und der Lehrer hat seinen Unterricht begonnen. Meine Töchter üben sich Morgens, Mittags und Nachts, und wenn sie einmal Meisterinnen auf dem Instrument sind, so gebe Gott, daß sie musikalische Männer bekommen, und ich Ruhe in meinem Hause.

Ganz gewiß kommt die Zeit, wo alle die neuen Stubenschen unserer Zeit altväterisch sind, und meiner Töchter Urenkelinnen verbrennen wohl einst das herrliche Piano, wie wir der Urgroßmutter Spinett.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Das Bitten um Verzeihung ist bei dem gemeinen Russen aus seinem natürlichen Zustande, wenn er nämlich betrunken ist, auch in den ungewöhnlichen, wo er noch nicht getrunken hat und daher nüchtern ist, übergegangen, denn sie haben für unser „Lebewohl“ oder unser „Ich empfehle mich“ und dergl. nur Einen Ausdruck, prostschay (verzeih). Selbst das „glückliche Reise wünschen“ wird im Allgemeinen durch dasselbe Wort gegeben. Man hat zu diesem Zwecke ein eigenes kleines Liedchen, das durch ganz Rußland jedes Kind weiß, und das in einer sehr angenehmen, für eine solche Gelegenheit sehr passenden feierlichen Melodie, die viel Aehnliches mit ihren Kirchengesängen hat, von dem zurückbleibenden Kreise der Freunde dem Scheidenden nachgesungen wird. Es lautet in der Ursprache:

Stosja na stran saleki,
Twoi pust opredelen:
Ot naschich tuseh prawjoki
No budesch udalen.
Tu nas ne sabudsch,
Lubesnoi brat, prostschay,
Prostschay, Prostschay.

d. h. wörtlich: Du wendest zwar in ferne Lande deine Schritte; von unserer Seele aber wirst du nimmer ferne seyn. Vergiß du auch unser nicht, geliebter Bruder, verzeih, verzeih, verzeih!

Ueberhaupt beobachten die gemeinen Russen die Gesetze der Höflichkeit im geselligen Umgange strenger als man erwarten sollte, wenigstens wenn sie zum erstenmal zusammenkommen, so wie beim Abschiede. Schon von Ferne grüßen sie sich mit ihren Hüten und Mützen, die sie über dem Kopfe schwingen und auch bei der strengsten Kälte abzunehmen nicht vergessen. Dann fliegen die Brüderchen und Väterchen einander entgegen und endlich kommen die Umarmungen und Küsse. Im ferneren Laufe der Konversation, wo die gegenseitigen Interesse verbandelt werden, geht es allerdings nicht immer so artig, indem zuweilen sogar recht grob zu, aber wenn der Augenblick des Abschieds herannaht, und die Freunde zum Ueberflusse noch durch ein Glas Branntwein sich begeistert fühlen, so kommen auch alle jene Zärtlichkeiten in abnehmender Progression wieder und das Grüssen und Winken nimmt kein Ende, bis sie einander aus dem Gesicht verlieren.

Eine eigene Art der Courtoisie der russischen Bauern ist bereits in ihre Sprache übergegangen und verdiente, ihrer Kürze und Präcision wegen, allgemeine Nachahmung. Sie sprechen den Vornehmern mit Sudar (Herr) an, und um das in ihrem Gespräche zu oft vorkommende Wort abzukürzen, schneiden sie die vier letzten Buchstaben desselben weg und lassen blos das s stehen, welches sie dann, als Suffix, ihren andern Worten anfügen. So heißt z. B. unter ihres Gleichen unser wie oder was? „kak?“ dasselbe Wort an einen Vornehmern lautet dagegen: Kaks, was gleichbedeutend mit kak, Sudar? (wie, mein Herr?) ist. So heißt Njät nein, und Njäts nein, mein Herr u. s. w. Diese äußerst bequeme Abkürzung übertrifft die französischen und englischen Höflichkeitsworte bei weitem, und verdient wohl Beachtung, besonders von Seiten der Deutschen, die mit ihren gesquipedalen Redensarten von Hochwohl- und Hochedel- und Wohledelgeboren u. s. ihren Nachbarn schon längst zum Gespötte dienen. Doch muß zur Steuer der Wahrheit hinzugesetzt werden, daß diese unglücklichen Titel in den höhern Klassen Rußlands leider auch Aufnahme gefunden haben, wo sie, da sie in der russischen Sprache gewöhnlich noch viel länger und bloße wörtliche Uebersetzungen aus dem Deutschen sind, noch etwas lächerlicher klingen. Da gibt es Blagorodia, Gutgeborn, Wisokoblagorodia, Hochgutgeborn. Prewoschoditeliswo, Vorschreitende (wie sie unser Excellenz übersetzen), Swiatelstwo, Durchlichtige (unser Durchlaucht), und was dergleichen alberne Titel mehr sind, die es wahrhaftig nicht werth waren, daß man sie Andern abborgte.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, October.

(Beschluß.)

Erste Bernische Industrieausstellung.

Die Verfertigung von Uhrwerken macht bekanntlich einen der bedeutendsten Erwerbszweige der westlichen Schweiz aus. Diese Gegend hat hierin einen seit vielen Jahren wohl begründeten und weit verbreiteten Ruf. Von der Uhrenmacherei kann man im eigentlichen Sinne des Wortes sagen, daß sie in jenem Land national geworden und mit der Lebensart des Volkes gleichsam verschmolzen sey. Nur durch große Vervollkommnung der Kunst unter günstigen Zeitumständen konnte ihr diese Ausdehnung gegeben werden, so wie denn auch umgekehrt nur durch diese Ausdehnung und Theilung der Arbeit die zum Wachsthum dieses so mannigfaltige Kenntnisse erfordernden Erwerbszweiges nöthige Vervollkommnung verbreitet werden konnte. Die vor zwei Jahren in Genf, einem der Hauptsitze dieser Fabrikation, stattgefundene Ausstellung bot eine in jeder Hinsicht wertvolle Uebersicht desjenigen dar, was die Schweiz hierin leistet, und es hat darum auch der

Digitized by Google

Professor de Candolle in seinem Berichte diesen Zweig mit Recht einer besonders sorgfältigen Würdigung unterlegt. Nur wenige Theile des Kantons Bern, nämlich einige Thäler des Jura, beschäftigen sich mit der Verfertigung von Uhren, und bilden damit einen Theil jener großen Nationalindustrie aus, welche eine von der Natur wenig begünstigte Schweizergegend belebt. Die Menge der von dort ins Ausland gehenden Waaren ist immerhin sehr bedeutend, und verdient daher auch für Bern alle Berücksichtigung. Ob die Kunst in diesen Juratälern, oder in den benachbarten von Locle und Lachaux de fonds, dem berühmten Sitze derselben, oder aber in dem gewerbfleißigen Genf zuerst eingeführt worden, könnte nur durch genaue geschichtliche Nachforschungen ausgemittelt werden, und da die Verfertigung der Uhren gewöhnlich nicht durch einzelne Arbeiter geschieht, sondern ein Zusammenwirken Vieler erfordert, so ist es hier schwieriger als bei jedem andern Kunstwerke, das Verdienst des Künstlers nach Gerechtigkeit zu würdigen.

Noch verdient als neue Erfindung, welcher auch die für mechanische Arbeiten ausgesetzte goldene Denkmünze von zehn Dukaten zuerkannt ward, das von Johann Leuenberger, einem Uhrenmacher in Sumiswald, ausgestellte orgelartige Instrument erwähnt zu werden; dasselbe besizt nebst mehreren Orgelregistern ein unter der Claviatur, die 11½ Oktaven hält, angebrachtes Harmonikaspiel, nach dem Prinzip der bekannten Mundharmonika gebaut, welches sowohl für sich allein, als in Verbindung mit der Orgel gespielt werden kann. Dem Blasebalg, der mit dem Fuß getreten wird, ist die Einrichtung gegeben, daß während des Spieles der Ton angeschwellt und wieder geschwächt werden kann, welche Wirkung noch durch ein besonderes Forte vermehrt wird. Durch diese sinnreiche Einrichtung erhält das Instrument den Vortheil, bei langsamen Musikstücken ein Crescendo von außerordentlicher Wirkung zu gestatten. Der Ton dieser Harmonika ist besonders in der Tiefe für die noch etwas kleine Dimension sehr schön und voll, und wenn der Spieler das Instrument genau kennt, so ist er im Stande, durch abwechselnden Gebrauch oder Auslassen des Orgelregisters und der Verstärkung eine außerordentliche und ergreifende Wirkung hervorzubringen. Ganz besonders eignet sich dasselbe zu ernsteren Musikstücken, und möchte mit Nutzen in kleineren Kirchen zu Begleitung des Gesanges gebraucht werden können, besonders wenn der Verfertiger darauf dächte, ihm mehr Ausdehnung, größere Dimensionen und dadurch auch noch etwas mehr Stärke zu geben.

Paris, Oktober.

(Beschluß.)

Tabaksregie. Anekdote.

Jedoch laßt uns von diesen ernsthaften Angelegenheiten abgehen, und lieber einige lustige Kleinigkeiten aus der Tagsgeschichte vornehmen. Bekanntlich hat sich die französische Regierung das Tabaksmonopol zugeeignet, wie andere Regierungen sich die fahrende Post, die Kalender und andere Dinge zueignen, und die gesetzgebenden Kammern haben ihr dieses Monopol zur Deckung beträchtlicher Staatsausgaben verstattet. Seitdem nun muß sich ganz Frankreich mit dem von der königlichen Regie gelieferten Tabak versehen, er mag gut oder schlecht seyn; es hat keine Wahl, sondern muß den Tabak kaufen, den die Regie vorlegt. Nun kommt ein pfiffiger Kopf auf den Einfall, einen Tabak zu ersinnen, worin nicht das geringste Theilchen Tabaksblätter vorkommt, und daraus ein Nasenpulver zu verfertigen, das er Poudre sternutatoire nennt; der Mann selbst heißt Duchatellier. Die königliche Regie will ihm dies verwehren und verklagt ihn vor Gericht, daß er einen Eingriff in ihr Monopol gethan habe; sie läßt sogar sein Fabrikwerkzeug in Beschlag nehmen. Sein Advokat stellt den Richtern das Ungereimte der Anmaßung der Regie vor, die allen Nasen verbieten wolle, sich eines andern Staubes als des ihrigen zu bedienen. „Die Regie hat das Tabaksmonopol; nun wohl, dieses Monopol läßt ihr mein Klient; in seinem Staube kommt kein Tabak vor, dies bezeugen die beeidigten Chemisten; also hat die k. Regie nichts zu sagen.“ — „Aber, erwiederte diese, wenn nun die Poudre sternutatoire des Duchatellier Beifall fände und man unsern Tabak liegen ließe?“ — „Desto schlimmer für euch, ihr Herrn von der Regie, das kümmert meinen Klienten nicht im Mindesten.“ — „Der Mann hat Recht,“ sagten die Richter, und wiesen die königl. Regie mit ihrer Klage ab. Diese wendete sich an ein Obergericht, und verlor nochmals ihren Prozeß. Duchatellier hat also nun das unumstößliche Recht, die Nasen der Liebhaber mit einem Schnupftabak, der kein Tabak ist, zu versorgen. Findet sein Nasenpulver Beifall, so muß die k. Regie entweder ihren Tabak verbessern und im Preise herunterseßen, oder dem Erfinder des neuen Schnupftabaks sein Geheimniß abkaufen, damit er keinen Gebrauch davon mache und ein Krämer nicht dem andern schade. Da man in einer so spekulativen Zeit, wie die unsrige, schon allerlei ausgesonnen hat, um recht viel Geld in kurzer Zeit zusammenzubringen, unter andern in Paris allerhand Unternehmungen ins Werk gesezt hat, um den die Bequemlichkeit liebenden, wohlhabenden Parisern Zeit und Mühe zu ersparen, z. B. Abonnements, um im Fall einer Krankheit mit Aerzten und Arzeneien versehen zu werden, um Anschlagzettel in ganz Paris ankleben zu lassen, um durch Visitenkarten seine Freunde in dieser großen Hauptstadt zu benachrichtigen, daß man noch lebt und an sie denkt u. s. w., so ist auch so eben eine Kompagnie entstanden, welche gegen ein honettes Abonnement den Parisern die Mühe ersparen will, des Morgens ihre Stiefeln zu wichsen, ihre Kleider auszubürsten, ihren Wein zu zapfen, die Dielen oder Steine in ihren Zimmern mit Wachs zu glätten, und was dergleichen Hausarbeiten mehr sind. Schon andere Kompagnien sind entstanden, um die Pariser mit warmem Wasser, mit Fleischbrühe u. dgl. zu versehen. Läßt sich etwas Bequemeres denken, als solch ein Leben unter lauter gefälligen Kompagnien, die einem alle Sorgen und Mühseligkeiten der Haushaltung überheben? Sollte man nicht glauben, die Pariser würden wahre Sybariten werden, wenn die Geschichte der lezten Tage des Juli nicht beurkundete, daß sie Vaterland und Freiheit so gut lieben, als es die Alten thaten?

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nro. 254:

Der Reif.

Räthsel.

Wer nennt mir die ächte verkehrte Welt,
Wo Alles sich frisch auf die Köpfe stelle,
Wo leichte Lüftchen ein Haus erschüttern,
Und Holz und Steine zusammen zittern?
Wohl blickt ein Bewohner zuweilen heraus,
Ist aber keiner darin! o Graus!

Es fahren auch Schiffe da mitten hindurch,
Doch plötzlich verschwindet das Haus in der Furch',
Und Holz und Steine wie Wasser vergehen,
's ist keine Spur mehr davon zu sehen.
Doch kaum ist das Schiff aus dem Hause heraus,
So steht auf dem Dach schon wieder das Haus.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 110.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 260.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Oktober 1830.

— Hoffe drei,
Daß in der Barbarei auch was zu finden sey,
Das nicht barbarisch ist. —

Paul Flemming über die alten Russen.

Bilder aus Rußland.

Die Leibeigenschaft. Verdienst und Geburtsadel.

Von der ursprünglichen Sitten-Einfachheit der alten Bewohner Rußlands, hat sich einer der edelsten, schönsten Züge noch in seiner ganzen Stärke erhalten: die Achtung gegen bejahrte Personen und besonders gegen die Eltern. Man kennt kein Beispiel, daß ein Sohn, auch wenn er selbst längst schon Familienvater ist, sich gegen seinen Vater auf eine rohe oder gewaltthätige Weise vergangen hätte, und es hat mich oft innig gerührt, erwachsene, feurige Männer, die keinen Widerstand zu dulden und in ihrem Hause sich alles zu unterwerfen gewöhnt waren, selbst in der Wuth des Zorns, sich auf das erste Wort ihres bejahrten Vaters wie kleine, furchtsame Kinder betragen zu sehen. Dieß zeugt von einem reichen Fond von Gutmüthigkeit, mit dem sich, wenn er gehörig benutzt würde, Wunder wirken ließen. — Nicht so kindlich ist das Betragen des gemeinen, leibeigenen Mannes gegen seinen despotischen Herrn. Zwar ist er ihm äußerlich unterthan, wie man nur zu deutlich sieht, so oft sich beide begegnen; aber ihr Inneres kämpft immer gegen dieses unnatürliche Verhältniß an und sie thun daher nur, was sie eben müssen, da bei einem Sklaven von gutem Willen eben keine Rede seyn kann. Es gibt allerdings viele Herrn, die ihre Leibeigenen mit Humanität, ja selbst mit Freundlichkeit behandeln. Aber ihre Zahl ist bei weitem die kleinere. Daß sich die Leute in die althergebrachte Gewohnheit fügen, kann kein Beweis für die Rechtlichkeit dieser Gewohnheit seyn. Ja daß selbst viele Leibeigene, wenn sie von ihrem Herrn die Freiheit erhalten haben, nach einigen Jahren aus eigenem Antriebe sich wieder in die alte Knechtschaft zurück begeben, wie ich oft genug gesehen habe, kann nicht als ein Beweis für ihren glücklichen Zustand gelten, wie viele behaupten wollten, da es vielmehr ein Beweis von gänzlicher Ausartung und schon völlig unterdrücktem Menschensinn ist, wenn das Köstlichste aller Güter, die Freiheit, wie eine ganz werthlose Sache behandelt und um jeden Preis hingeworfen wird. Da über Dinge dieser Art bei allen Gebildeten und auf Humanität Anspruch machenden Menschen wohl nur Eine Stimme ist, so wird es überflüssig seyn, hier bei einem so widerlichen Gegenstande länger zu verweilen. Möge der Himmel geben, daß diese Abscheulichkeit auch dort bald ihr Ende finde, wie sie bereits in allen kultivirten Ländern mit den wilden Thieren, als die letzte Spur der alten Barbarei, vertilgt worden ist.

Der Adel des Landes theilt sich in zwei wesentlich verschiedene Klassen: den Geburts- und den Amtsadel. Der erste zeichnet sich meistens durch seinen Reichthum, der zweite durch seine staatsbürgerlichen Vorrechte aus. Alle Beamten werden in sechzehn Klassen (Tschin) getheilt, von welchen die ersten acht den eigentlichen Amtsadel bilden. In der ersten Klasse steht der Kanzler des Reichs,

Digitized by Google

in der achten die Hofräthe, in der siebten die Kollegienräthe, in der sechsten die Staatsräthe u. s. w. Die Benennung eines Hof-, Kollegien- oder Staatsraths u. s. w. erhalten die Beamten, auch wenn sie mit dem Hofe, den Kollegien des Reichs u. s. nicht unmittelbar in Gemeinschaft stehen. So hat z. B. jeder ordentliche Professor an den Universitäten den Titel und Rang eines Hofraths, und nach fünf Jahren unbescholtener Amtsführung wird er Kollegienrath, oder tritt in die siebente Klasse u. s. w. Wer zu einer dieser acht Klassen gehört, und dazu kann nur ein in einem öffentlichen Amte stehender Mann gehören, hat dadurch nicht nur für sich den persönlichen Adel, sondern hinterläßt auch denselben seinen Kindern und Nachfolgern erblich. Nach einem Reichsgrundgesetze Peters des Großen ist dieser Amtsadel der ersten acht Klassen jedem andern erblichen Adel des Landes vollkommen gleich zu achten, und der Beamte der achten Klasse ist ganz eben so gut ein Adelicher, als der geborne Graf oder Fürst, selbst wenn jener eines Bauern Sohn ist. Ja bei öffentlichen Aufzügen, bei kirchlichen Feierlichkeiten, bei Vorstellungen vor den Chefs und bei den Präsentationen am Hofe hat der Amtsadel den Vortritt vor dem bloßen Geburtsadel, und des Bauern Sohn, wenn er Hofrath ist, geht vor dem Grafen oder Fürsten, wenn der lezte kein Amt hat und nichts, als Graf oder Fürst ist. *) Man erkennt den Amtsadel sogleich an der Stickerei seiner Kleidung, durch welche die ersten acht Klassen streng geschieden und auf den ersten Blick bemerkbar gemacht sind, während der Graf oder Fürst als solcher durch kein äußeres Merkmal ausgezeichnet ist. Wenn ein Unbekannter zum ersten Mal in die Gesellschaft tritt oder wenn er auf Reisen mit dem Postmeister zusammen trifft, so ist gewöhnlich die erste Frage, nicht ob er reich oder arm, nicht ob er Baron oder Graf ist, woran ihnen sehr wenig liegt, sondern: Kakoi Tschin? (zu welcher Klasse?) damit man ihn nach der von ihm bekleideten Würde behandeln kann. Allerdings weiß sich der Geburtsadel durch seinen Anhang und durch die Mittel, welche ihm zu Gebote stehen, für diesen Verlust zu entschädigen, indem er, wenn er etwas im Staate gelten will, sich irgend ein Amt zu verschaffen weiß und wenn er es erhalten hat, sich mit seinem neuen Titel auf seine Güter zurückzieht. Immer aber ist es eine sehr zweckmäßige Einrichtung, die der Geburtsaristokratie kräftig entgegen wirkt und aus der in Rußland der eigentliche Mittelstand, der tiers-état hervorgehen wird, an welchem es ihm bisher noch fehlt, da man in diesem Lande, seiner ersten ursprünglichen Einrichtung nach, nur zwei Klassen, Herrn und Sklaven kannte, und ein eigentlicher Bürgerstand gar nicht existirte.

*) Der eigentlichen Adelsfamilien im deutschen Sinne gibt es in Rußland wenige, indem blos die Knäsen- (jezt Fürsten und Grafen) Familien in diese Kathegorie zu rechnen sind. Daher denn auch weniger Baronen-Familien unter den russischen Familien zu finden sind, als in dem kleinsten deutschen Bundesstaat.

Miszellen.

Die Stadt Jedo in Japan. — Ueber Japan wissen wir noch so wenig, daß uns jede Nachricht darüber willkommen seyn muß. Nach einem neuern Reisenden hat Jedo, die Hauptstadt von Japan, nicht, wie man früher glaubte, mehrere Millionen, sondern nur etwa 700,000 Einwohner; sie wird von einem beträchtlichen Flusse durchströmt, der Fahrzeuge von mittlerem Tonnengehalt trägt. Dieser Fluß theilt sich in mehrere Arme und erleichtert dadurch den Transport aller Lebensmittel sehr, und diese sind deßhalb so wohlfeil, daß man für etwa neun Kreuzer täglich gut leben kann. Straßen und Plätze sind sehr hübsch und so reinlich, daß man kaum glauben sollte, daß sich Menschen darauf bewegen. Die meistens zweistockigen Häuser sind aus Holz; außen sind sie unscheinbarer als die unsrigen, aber bequemer und besser verziert. An allen Straßen laufen bedeckte Gänge hin, und in jeder wohnen Handwerker vom selben Gewerbe beisammen; in der einen sind die Zimmerleute, in der andern die Schneider, die Juweliere u. s. w., mit den Kaufleuten ist es ebenso. Auch jede Waare hat ihren besondern Markt; der Fischmarkt ist sehr groß und außerordentlich reinlich; man findet hier Meer- und Flußfische, frisch und eingesalzen, in der größten Fülle und Mannigfaltigkeit. Die Wirthshäuser sind gleichfalls immer in einer Straße bei einander, in der Nähe von den Straßen, in denen man Pferde verkauft und vermiethet. Die Adelichen und Vornehmen wohnen gleichfalls in einem besondern Stadttheile. Ueber den Thüren ihrer Häuser sieht man ausgehauene, gemalte oder vergoldete Wappen; die japanischen Edeln sollen auf dieses Vorrecht sehr eifersüchtig seyn. In jeder Straße residirt ein Richter, der Civil- und Kriminalsachen in erster Instanz entscheidet, und die verwickelteren der Regierung vorlegt. Alle Straßen haben an beiden Enden Thoren, die mit Einbruch der Nacht geschlossen werden. An jedem Thor ist ein Wachhaus und längs der Straße stehen Posten. Wird nun ein Verbrechen begangen, so ist es in einem Augenblick an das Ende der Straße gemeldet; sogleich schließt man die Thore und so entkommt selten ein Verbrecher.

* * *

Kriminalprozesse gegen Thiere. — Im Jahr 1266 wurde ein Schwein zu Fontenay aux Roses auf Befehl der Justizbeamten lebendig verbrannt, weil es ein Kind gefressen hatte. 1386 that der Richter von Falaise den Spruch, daß einem Schwein, das ein Kind im

Digitized by Google

Gesicht verletzt und ihm den Arm gebrochen hatte, ein Fuß und der Kopf abgeschlagen werden sollte. Die Hinrichtung ging auf dem Platz vor dem Rathhaus vor sich und kostete zehn Sous feds Deniers; man hatte dem Thier vorher Kleider angezogen. 1389 wurde zu Dijon ein Pferd, das seinen Herrn umgebracht hatte, zum Tode verurtheilt. Man findet übrigens Spuren dieses seltsamen Gebrauchs noch in weit späterer Zeit. Gaspard Bailly, Advokat zu Chambery, gab im Jahr 1668 eine eigene Abhandlung über Prozesse der Art heraus, in der die Formeln, die bei der Anklage, der Vertheidigung, dem Urtheilsspruch beobachtet wurden, zu lesen sind.

Chasseneur, Präsident beim Parlament der Provence, handelt in einem 1531 erschienenen Werke die Frage ab, ob Thiere vor die Kriminalgerichte gezogen werden dürfen, und entscheidet sie bejahend. Er führt weitläufig einen Prozeß gegen die Maikäfer in Beaune an, und noch andere Händel der Art, z. B. die gerichtliche Verfolgung der Schnecken in Autun im J. 1487, in Lyon 1500, und gegen die Ratten in Autun im J. 1488. Chasseneur hatte sogar die Ehre, die Vertheidigung der letztgenannten Angeschuldigten zu führen. Nach geschehener förmlicher Vorladung versuchte er zu wiederholten Malen, Aufschub zu erlangen. Zuerst stellte er vor, an einer einmaligen Vorladung sey es nicht genug, weil seine Klienten in einer Menge Dörfer umher zerstreut seyen. Man bewilligte ihm also eine zweite, und diese wurde in jeder Gemeinde nach der Messe öffentlich verlesen. Als die Frist abgelaufen war, brachte der Advokat vor, daß die Ratten sich unmöglich versammeln könnten, weil der Lärm von diesem Prozeß ihre Feinde, die Katzen, auf die Beine gebracht habe, die ihnen nun auf allen Wegen und Stegen auflauerten. Als er am Ende mit allen Ausflüchten zu Stande war, appellirte er an die Menschlichkeit und Gerechtigkeit des Gerichts.

Das Pariser Parlament war in dieser Hinsicht nicht weiser als die Provinzialgerichte. So verurtheilte es im J. 1604 einen Esel zum Strang. Beispiele dieser Art ließen sich überhaupt eine Menge anführen, und es ist zu bemerken, daß, während die Gerichte sich mit diesen seltsamen Rechtshändeln beschäftigten, die Gesetzgeber eifrig und ernstlich bemüht waren, ein eigentliches Gesetzbuch dafür zu entwerfen.

Der Kampf.

Der Hans war eben zwanzig Jahr,
Sonst auch ein kluger Junge,
Und froh und lustig immerdar,
Frisch mit der That und Zunge.

Da klopft bei ihm die Liebe an,
Oh weh! es ward ihr ausgethan,
Der Hans fing an zu weinen.

Kaum hat die Liebe Platz gefaßt,
Da will sie schon regieren.
Das Herzchen wundert sich der Hast,
Doch will's nicht Klage führen.
Da tritt der Herr Verstand herein,
O weh! und schlägt mit Knitteln drein,
Und will die Liebe jagen.

Sie fassen sich beim schönen Haar,
Und fangen an zu ringen;
Doch keiner kann, wie wunderbar,
Zur Flucht den andern bringen;
Dem armen Herzchen ward so trüb,
Da man in ihm solch Wesen trieb,
Nicht wußt' es sich zu fassen.

Da plötzlich, sieh, welch heller Schein!
In Eile naht das Feuer,
Tritt mit gewalt'gem Zorn herein,
Und hilft der Schwester theuer.
Geschlagen wurde der Verstand,
Das arme Herzchen fast verbrannt
In seiner eignen Kammer.

Schier wär' es ganz und gar verkohlt,
Doch der Verstand besann sich,
Die Thräne hatt' er sich geholt,
Ein neuer Kampf entspann sich:
Die Thräne zischte gen das Feu'r,
Das liebe Liebesungeheu'r
Kriegt den Verstand zu packen.

Doch wie sie stritten lang und heiß,
Kein Einz'ger will entfliehen,
Kein Einziger zu siegen weiß,
Und fruchtlos bleibt ihr Mühen.
Da sehn sie sich verwundert an,
Und machen Friede, Mann für Mann,
Und theilen sich ins Herzchen.

Du armes Herz, welch eine Last
Mußt du beständig tragen!
Die Freunde haben keine Rast,
Und wollen sich vertragen.
Der arme Hans sieht stumm ins Spiel
Und meint, es sey doch allzuviel
Für so ein kleines Herzchen.

Kreuser.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Oktober.

Die St. Simonisten.

Am vorigen Sonntag habe ich die Versammlung der St. Simonisten besucht. Ihre Predigten, zur Belehrung der Christen und Nichtchristen, werden jezt in der salle Taitbout gehalten. Es ist ein zu Konzerten eingerichtetes Lokal, ganz theatermäßig, mit zwei Logenreihen und einem Amphitheater. An der Stelle des Orchesters hat man eine Tribüne errichtet; ein rother Sammtteppich, goldverbrämt, schmückt dieselbe. Zu beiden Seiten sitzen aufgenommene Mitglieder der Gesellschaft, abgesondert von den Layen, welche das ganze übrige Theater füllen. Das ganze Belehrungswerk gleicht einer tragikomischen Theaterposse. Ein ungemeines Rednertalent läßt sich einem der zwei Prediger, die ich gestern vernahm, nicht absprechen. Bazardsinfantin — ich glaube, er war es in eigener Person — tobte gegen das verworfene Jahrhundert, gegen die erstorbene christliche Liebe, gegen den unglücklichen Zustand der arbeitenden Klasse. Manche Begriffe sind gerecht, viele grundfalsch; daß der Katholizismus sich in Paris durchaus überlebt hat, unterliegt keinem Zweifel mehr; auch die moderne Philanthropie mit ihren Arbeitshäusern und Verbesserungsanstalten reicht nicht hin; sie bleibt nur ein ziemlich herbes Palliativ, und das Elend der Armen nagt immerfort wie ein Krebs am Herzen der Staaten. Wäre indeß die christliche Liebe in jeder Brust heimisch, was wäre zu wünschen übrig? könnte die Erde dann nicht wirklich das Paradies werden, das uns die St. Simonisten auf ihrem Wege, durch ihr System verheißen? Was Jesus, was achtzehn Jahrhunderte nicht ausgerichtet haben, das will nun St. Simon, oder wollen vielmehr seine Jünger rasch und kräftig bewirken. Sie sind Apostel, und St. Simon ein größerer Wohlthäter der Menschheit, als der vergessene Jesus! Die Parallele, welche der Redner zwischen dem Stifter unserer Religion und dem obskuren, in Schulden gestürzten Selbstmörder durchführte, war in der That gotteslästerlich; der liberalste deutsche Rationalist hätte nicht geduldig dies Unwesen mit angehört. „Jesus Christus starb am Kreuze," rief er; „auch St. Simon ist auf dem Kreuze gestorben; nicht auf dem materiellen Holze, aber gefoltert, gepeinigt von seinem Zeitalter." In einer frühern Sitzung vertheidigten sie sich gegen den Vorwurf, als ob sie Gemeinschaft der Güter einführen wollten; St. Simon ist nicht gekommen, um die Erbschaft zu zerstören, sondern umzuändern. Jedes Individuum soll den Verstorbenen beerben, den es am besten ersetzen kann; so erbt also ein junger Maler die Werkstätte und die Geräthschaften des gestorbenen Malers, der Sohn aber tritt nicht mehr in die Rechte des Vaters, die ihm blos der Zufall gegeben hat. So würde sich das Erbrecht auf eine größere Masse verbreiten; keiner würde mehr in Müßiggang die Früchte fremder Arbeit genießen. Wie dieser utopische Grundsaz ins wirkliche Leben einzuführen, wie dieses Erbrecht zu handhaben, wie die elterliche Liebe auszurotten sey, wissen die Adepten selber nicht. In dogmatischem Tone rufen sie in die Welt hinaus: „Ja, wir sind arm, arm an Geld, aber reich an Liebe für die arme Menschheit, reich an Ueberzeugung, daß diese Liebe die Welt neu zu gebären vermag! reich an Schäzen, die uns St. Simon hinterließ, um Glück und Ueberfluß über alle Mitglieder der menschlichen Familie zu verbreiten; reich durch die Ueberzeugung, daß die zahlreichste Klasse und die ärmste bereichert wird durch das Evangelium, das wir bringen." Ich habe nicht bemerkt, daß diese Reden unter den Zuhörern einen großen Eindruck hervorgebracht hätten. Man hörte ruhig zu und ließ das alles gut seyn. Es war nicht ein schlechtgekleideter Mann im ganzen Auditorium; elegante Damen füllten die vordern Bänke. So lange St. Simon's Lehre in dieser Sphäre bleibt, kann sie weder Nutzen noch Schaden stiften. Erfahren aber die schon zu viel aufgeregten niedern Klassen der Gesellschaft, wovon die Rede ist, so dürfte sich in gegenwärtiger Zeit der Einfluß dieser Sekte bald schneller verbreiten, und anstatt organisirend zu wirken, wie der Titel ihres Wochenblattes (l'organisateur) zu versprechen scheint, würde sie das Werk der Zerstörung fördern. — La Mennais schon lange nicht genannter Name erscheint seit drei Tagen wieder auf einem neuen Blatte, das er herausgibt: L'avenir, die Zukunft, und was für eine Zukunft Hr. von la Mennais herbeiführen möchte, ist wohlbekannt. Jezt stellt er ein neues Jesuitenprinzip auf; den Republikanismus und den Katholizismus ruft er auf, einen innigen Bund zu schließen; wohl in der Ueberzeugung, daß die Rückkehr zur absoluten Monarchie von der Republik aus leichter sey, als vom gegenwärtigen Standpunkte aus. Eine andere Zeitschrift, le correspondant, erscheint im alten Format des Globe, zweimal wöchentlich; sie scheint von einer gemäßigten Revalistenpartei gestiftet zu seyn. Ihr Rath lautet auf Unterwerfung, auf Allianz mit dem linken Centrum, um sich dem Terrorismus entgegenzustemmen; aber gerade weil der Ton gemäßigt ist, ist es eine Stimme in der Wüste. Sogar sonst treffliche Meinungsführer, wie der National, führen eine zweideutige, perfide Sprache. Schadenfroh sieht dieser auf die Pairskammer und ihre mißliche Lage, und indem er sie zu beklagen scheint, lacht er heimtückisch hinter jedem Worte. Der Temps, bis jezt völlig unabhängig, widersezt sich nächst dem ministeriellen Blatte, dem Journal des Débats, der Stimmung des ungezügelten Volks mit der größten Festigkeit. Aber ein einzelnes Journal ist jezt keine Macht im Staate, und mit immer steigender Unruhe sieht der Friedliebende dem Prozesse der Exminister entgegen. Immerwährend füllen zahlreiche Gruppen die Alleen des Luxembourgs; Mauern und Bretterwand zwischen dem großen und kleinen Pallaste sind übermalt mit Galgen und Schmähworten. Mort aux ministres steht überall angeschrieben; nicht ingeheim, vor Aller Augen stellen sich die Unzufriedenen mit ihrer Kreide hin, um ihr Verdammungsurtheil vorläufig bekannt zu machen. Ein Theil der Nationalgarde ist nicht im geringsten für die Vertheidigung der Gefangenen gestimmt; das unzeitig vorgeschlagene Gesez der Deputirtenkammer, die Abschaffung der Todesstrafe betreffend, hat die Spannung ins Unendliche vermehrt. Wenn kein deus ex machina erscheint, oder die Pairskammer die Beklagten nicht aufs Schaffot sendet, so lassen sich weder Ereignisse, noch die Folgen derselben berechnen. Warum? Suchen Sie die Antwort in Barbiers rohem, aber sublimem Blutgedicht auf die drei Pariser Tage:

C'est que la liberté n'est point une comtesse
Du noble faubourg St. Germain....

sondern ... aber ich werde mich wohl hüten, fortzufahren; denn die Beschreibung, was sie ist, wie kräftig und rüstig sie einherschreitet und wie wenig sich mit ihr spassen läßt, diese Beschreibung wäre wohl mancher Leserin selbst in fremder Sprache unerträglich. Spd.

Auflösung des Räthsels in Nr. 259.

Das Bild im Wasser.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 35 u. Monatsreg. Oktober.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

November.

Wenn Geist mit Muth ihr einer, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
Dann werden selbst der Apollonia
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerey, Bildhauerey, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Auszüge. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus grössern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur besseren Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unpartheylichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geleistet werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Anspruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Die Gespenster, von Schön. 261.
Aus Grabbes Aschenbrödel. 264 — 267.
Der Wanderer in der Sägmühle, von Kerner. 269.
An einen Dichter, von Schön. 271.
Italien, von G. Pfizer. 276.
Klage, von Schön. 277.
Der Binde im Frühling. 282.
Charade: Handschrift. 266.
Räthsel: Das Besteck. 279. — Die Staatspapiere. 278. — Der Kortzieher. 284.

Romane und Erzählungen.

Erste Liebe. 264 — 276.
Roberto Korsini. 278. 279. 280. 281.

Länder- und Völkerkunde.

Europäer in Amerika vor Columbus. 261.
Bilder aus Rußland. 271. 272. 273. 274. 277. 278. 279. 280. 284. 285. 286.
Nachrichten aus Algier. 279.

Naturgeschichtliches.

Ueber den Gebrauch mancher Völker, Erde zu essen. 275.
Der Luftvulkan Makaluba auf Sicilien. 277.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Die Leserinnen. 262. 263.
Ueber die Nationalsinnbilder der Franzosen. 268. 269. 270.
Statistische Notizen. 276.
Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen. 281. 282. 283.
Ueber den Papyrus der Alten und das indische Reispapier. 282.
Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung, von W. v. Humboldt. 283. 284. 285. 286.

Korrespondenz.

Genf. 261. 262. 263. 264. 265. — Frankfurt 263. 264. 277. 278. 279. — Paderborn. 265. — Berlin. 266. 267. 277. 278. — Lausanne. 267. 268. 269. 270. 271. 272. 273. — London. 269. 270. 272. 273. 274. 282. 283. 284. 285. 286. — Bern. 274. 275. — Paris. 275. 281. 282. 283. 284. — Dresden. 276. — St. Gallen. 280.

Kunst-Blatt.

Nro. 87.

Kunstausstellung in Mailand im Jahr 1829. (Forts. — Gravieren auf Stein mit Brillantspitzen.

Nro. 88.

Die Kunst. Aus Schuberts Geschichte der Seele. — Kunstliteratur. Geschichte der Malerei in Italien, von L. Lanzi, aus dem Italienischen von J. G. v. Quandt.

Nro. 89.

Die Kunst. (Forts.) — Beiträge zur Geschichte der Kunst und der Künstler in Ulm, von Weyermann.

Digitized by Google

Nro. 90.

Die Kunst. (Beschluß.) — Kunstgeschichte. Rafael aus Urbino. Von F. Rehberg. — Peter Vischers Grab in Nürnberg.

Nro. 91.

Grundsteinlegung der Walhalla. — Kunstgeschichte. (Beschluß.) — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 92.

Francesco Longhena über einige Gemälde von Rafael. — Paris.

Nro. 93.

Francesco Longhena über einige Gemälde von Rafael. (Beschluß.) — Kunstausstellung zu Brüssel. — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 94.

Ueber die Kunstausstellung in Nürnberg im Jahre 1830. — Ueber die Generaladministration der schönen Künste in Paris. — Neue Kunstsachen. Der Vesuv, nach der Natur gezeichnet und gestochen von Frommel.

Nro. 95.

Ueber die Kunstausstellung in Nürnberg. (Forts.) — Wachsmalerei.

Literatur-Blatt.

Nro. 111.

Lyrische Dichtkunst. 14) Blätter der Liebe von Anastasius Grün. — 15) Serenaden und Phantasien eines friesischen Sängers. Von Harro Harring. — 16) Poetische Spiegelreflexe, von H. Pierre. — Taschenbücher auf 1831. 9) Müchlers Anekdotenalmanach.

Nro. 112.

Lyrische Dichtkunst. 17) Gedichte von Karl Immermann. — 18) Gedichte von Dr. Schraber.

Nro. 113.

Lyrische Dichtkunst. 19) Heimathliche Bilder und Lieder von K. M. Tanner. — 20) Der Erdball im Aether, von M. v. Schuler. — 21) Philomele, von W. Heidelberg. — 22) Poesien der dichtenden Mitglieder des Breslauer Künstlervereins. — 23) Spenden aus dem Archiv des Sonntagsvereins. — 24) Tigurina oder die Ideale, von E. Sulzer. — 25) Erato von Franz Freiherrn v. Gaudy. 26) Alexander, v. S.

Nro. 114.

Lyrische Dichtkunst. 27) Gedichte von R. und H. Marggraff. — 28) Die Jahreszeiten, besungen von Dr. Schwarz. — 29) Weiblichkeit., von J. F. Schneller. — 30) Die vier Stufen des weiblichen Alters. Von F. W. Zachariä. — 31) Früchte der Einsamkeit, von H. Siegel. 32) Lyrische Gedichte von K. W. Kirsch.

Nro. 115.

Literargeschichte. 1) De l'influence littéraire de la révolution fr. — Taschenbücher auf 1831. 10) Huldigung der Frauen. — 11) Frauentaschenbuch. — 12) Eros. 13) Menzels Taschenbuch der neuesten Geschichte.

Nro. 116.

Literargeschichte. 2) Reflexions sur le déclin des sciences en Angleterre, par Babbage. Sprachlehre. 1) Vollständiges englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch, von Flügel. — 2) Wörterbuch der englisch-deutschen und deutsch-englischen Sprache, von Hilpert. — Taschenbücher auf 1831. 14) Theodulia.

Nro. 117.

Lyrische Dichtkunst. 33) Gedichte von Caroline B., herausgegeben von W. Schnitter. — 34) Gedichte von H. Waldow. — 35) Epigrammenlese, von H. Schröder. — J. Nachels deutsche satyrische Gedichte. — 37) Erste Improvisation von Langenschwarz in München. Stenographisch aufgenommen von Gabelberger.

Nro. 118.

Lyrische Dichtkunst. 38) Des S. A. Propertius Werke, übers. von J. H. Voß. — 39) Des P. Ovidius Naso Heilmittel der Liebe, übers. von F. K. v. Strombeck. — 40) Des P. Virgilius Maro Werke, von Dr. Nürnberger. — 41) The beauties of the poets of great Britain, by Th. Collins Banfield. — 42) Italia in hundert und einem Ständchen besungen von einem Morgenländer. — 43) Gedichte von J. K. M. Maurer. — 44) Sämmtliche Gedichte von Ch. Fr. Dan. Schubart. — 45) Euthymia oder des Lebens Freuden, von J. C. Ihling.

Nro. 119.

Universitätswesen. Die Gesammthochschule der Schweiz und die Universität Basel, von Dr. Trorler. — Lyrische Dichtkunst. 45) Auswahl von Gedichten zu deklamatorischen Uebungen, von A. Klar. — 46) Auswahl moralischer Erzählungen und Gedichte für die Jugend, von J. G. Meles. — 47) Kleine Gedichte für Kinder des zartern Alters von H. van Alphen. — 48) Lieder für die Jugend von H. A. v. Kamp. — 49) Der jugendliche Sängerchor, von W. Redelmann. — 50) Blumen und Früchte für die Kindheit und das erste Jugendalter, von Gläser.

Nro. 120.

Taschenbücher auf 1831. 15) Novellenkranz von L. Tieck. — 16) Taschenbuch für Damen. — 17) Raumers historisches Taschenbuch. — 18) Hormayrs Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. — Lyrische Dichtkunst. 51) Gedichte in niederösterreichischer Mundart, von Castelli. — 52) Flinserln. Von J. G. Seidl. — 53) Etwas zum Lachen, von F. Lennig. — 54) Gedichter von dien grauße Lamben der Jüdischkeit mit Nume Izig Feitel Stern. — 55) Dichtungen von J. M. Nahthaler. — 56) Ernst, Frohsinn und Scherz. Von J. Ph. Neumann.

Nro. 121.

Lyrische Dichtkunst. 57) Harmonies poétiques et religieuses par Alp. de Lamartine. — 58) Christliche Gedichte von Albert Knapp. Von seinen Freunden herausgegeben. — 59) Das deutsch-evangelische Kirchenlied, von E. E. G. Langbecker. — 60) Luthers geistliche Lieder. Von Riedel. — 61) Theotima oder Harfenstimme in Sion. Vom Herausgeber der Theomela. — 62) Religion, Liebe und Treue. Eine Sammlung poetischer Versuche von F. W. Krampitz. — Taschenbücher auf 1831. 19) Orphea. — 20) Claurens Vergißmeinnicht.

Digitized by Google

N°. 261.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 1. November 1830.

„Wenn irgend Jemand das bezweifelt, so laßt ihn mich auf die Probe stellen. Ich habe meine Menuet getanzt, ich habe den Damen geschmeichelt, ich bin politisch gegen meinen Freund gewesen, und geschmeidig gegen meinen Feind, ich habe drei Schneider zu Grunde gerichtet, ich habe —“

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Erste Liebe.

Eine Novelle.

Des Königs Geburtstag nahte heran, und Graf Borck saß mit seiner schönen jungen Gemahlin und ein Paar Freunden des Hauses um einen runden Tisch, eifrig beschäftigt, die Liste zu einem großen Ball zu entwerfen, den er, als Gesandter in einer Hauptstadt Deutschlands, zu Ehren seines Herrn zu geben für eine unerläßliche Pflicht hielt. Er sah ein wenig sauer aus und der, ihm natürliche, milde Ernst schien eher zu etwas anderem, als zu einem bal paré zu passen. Seine Frau hingegen, die Gräfin Agnes, war ganz Leben, ganz Heiterkeit im Vorgenuß des herrlichen Festes. In fröhlicher Laune saß sie, mit der Feder in der Hand, vor dem großen, inhaltschweren Bogen, schrieb Namen hin, strich sie wieder aus und machte ihre Anmerkungen über die Würdenträger und Hofchargen, die sie jezt auf dem Papiere nach der Ordnung rangirte.

„Was schreiben die gnädige Gräfin für eine vortreffliche Hand,“ bemerkte ein großer, starker Herr, der ihr zur Seite seinen Platz im hohen Rathe sich erkoren hatte, „fürwahr, ich hätte Ihren kleinen, feinen Fingern solch' einen festen Strich nicht zugetraut.“ — „Sie meinen wohl, alle Hände, die zu etwas gebraucht werden können, müßten nach dem Muster der Ihrigen geformt seyn?“ erwiederte Gräfin Agnes, und warf lächelnd einen Seitenblick auf seine dicken, prächtigen Hände; „doch ich will's heute nicht mit Ihnen verderben, Hilperstein, Sie müssen mir noch in gar vielen Dingen nützlich seyn.“ — „Immer zum Befehl der Schönheit und der Grazie,“ sagte Hilperstein mit schwerfälliger Galanterie.

„Sie haben Graf Moriz von Sain noch nicht aufgeschrieben,“ bemerkte einer der Herrn, im gothaischen Almanach blätternd. „Den mag ich auch nicht kennen lernen,“ erwiederte die Gräfin schnell. „Und warum nicht?“ fragte Graf Borck. „Weil er ein unhöflicher Mensch ist. Neulich, als er von Dir zum Essen geladen war, warteten wir bis sechs Uhr, und endlich kam er gar nicht.“ — „Nun,“ meinte der Graf, „wir müssen doch dießmal Gnade für Recht ergehen lassen; wenn wir die ganze Mission einladen, dürfen wir den Legationssekretär durchaus nicht übergehen.“ — „Also, Graf Moriz von Sain, wenn es seyn muß!“ wiederholte sie laut und schrieb seinen Namen auf die Liste. „Nun will ich mir aber auch eine Karte ausbitten,“ sezte sie in ihrem vorigen heitern Tone hinzu, „die gute, dicke Frau von Wallen mit ihren fünf Wellchen.“ Ihr Mann entgegnete lächelnd: „Das sind unbillige Repressalien, liebes Kind; zu dieser einen Karte müssen wir ja gleich zehn Tänzer mehr haben, denn jedes dieser Fräulein tanzt ihrer zwei müd.“ — „O, Hilperstein schafft Tänzer und tanzt selbst mit ihnen,“ rief Agnes, sich zu ihm wendend. „Ich werde gerne mit meinem Einfluß über die jungen Prinzen X. und die Grafen Z. aushelfen,“ sagte dieser, „aber mit meiner Person muß ich dießmal haushälterisch seyn, die Prinzessinnen S. und T., die Gräfin V. und die Baronin R. würden mir

Digitized by Google

es nie verzeihen, wenn ich sie überginge.“ — „Gewiß nicht,“ unterbrach ihn die Gräfin, „wenn sie es bemerken.“ — „Schon wieder einmal schalkhaft, aber — ernsthaft gesprochen — bei meiner Größe und meiner bekannten Art die Galoppe zu tanzen, wird man mich nicht leicht übersehen.“

Die Zuhörer schienen an dergleichen Worte gewöhnt, denn ein allgemeines lautes Lachen und eine Bitte der Gräfin an den Mann vom gothaischen Almanach: diese Phrase in die Hilpersteiniana einzutragen, das war der ganze Eindruck, den diese außergewöhnliche Rede machte.

„Was soll das heißen?“ fragte Hilperstein neugierig. „O, nichts,“ erwiederte Agnes, „wir wollen nur ein Buch über Sie schreiben.“ Hilperstein lächelte geschmeichelt und wohlgefällig; aber Graf Borck zog die Augenbraunen ein wenig zusammen und nahm das Wort, „Agnes, was meinst Du zu dem schönen Fräulein Fay? sie ist freilich nicht hoffähig—“ sezte er halbspottend hinzu. „Aber mehr als das, sie ist allerliebst,“ fiel Agnes ein, nue glaube nicht, daß sie kommt; ihre Mutter will durchaus an keinem Feste unsres Kreises Theil nehmen, und sie selbst noch weniger, sagt man.“ — „Wenn die gnädige Gräfin mir die Sache vertrauen wollen,“ sagte Hilperstein mit unbeschreiblich suffisanter Miene, „so hoffe ich sie dazu zu bewegen.“ — „Ich lege es in Ihre Hände,“ antwortete die Gräfin, „ziehen Sie den besten Vortheil für sich selbst daraus; und — nun ist noch eins zu bedenken: Wer führt die Tänze an?“ — „Auch hierin glaube ich dienen zu können,“ sprach Hilperstein, sich wohlgefällig verbeugend. „Aber wer schreibt die Karten recht zierlich,“ fuhr sie lächelnd fort. „Wenn Sie befehlen, ich,“ sagte Hilperstein, wie oben „und, ohne mich zu rühmen, es wird sich nicht leicht Jemand finden, der mir es darin zuvorthäte.“ — „Und wer schafft Blumen und Sträuche, den Saal zu verzieren, und vor allem ein schönes Bouquet für mich selbst?“ — Ich, ich, war immer die selbstzufriedene Antwort. „Hilperstein,“ sagte Agnes freundlich lachend, „Sie sind ohne Zweifel der nützlichste Major in der ganzen Armee; dafür düfen Sie mir auch die Hand küssen, und den Tag, an dem ich Sie kennen lernte, will ich in meinem Kalender mit Roth notiren.“

Am nächsten Morgen saß die Gräfin Borck an ihrem Schreibtische, als ein Bedienter den Major von Hilperstein meldete. Bald darauf trat dieser in das Zimmer, doch dießmal mit einem etwas verfinsterten Gesichte. „Was fehlt Ihnen heute, bester Hilperstein; Sie sehen ja aus, als ob Sie sich eben einen Korb geholt hätten,“ sprach Agnes, mit der Hand auf einen Stuhl deutend. „Das habe ich auch, meine gnädigste Gräfin, und zwar zum ersten Mal in meinem Leben. Die Sache ist mir unbegreiflich, es muß irgend ein ganz besonderer Umstand“ — „Aber was ist's denn?“ unterbrach ihn Agnes, ungeduldig. „Nichts weniger, als daß ich gestern noch bei Fräulein Fay war, um Ihre gnädige Einladung zu überbringen und — daß ich einen vollständigen Refus bekam.“ — „Nun wie fingen Sie es denn an?“ — „Ich ließ mich melden, ward etwas verwundert von der Frau Mama empfangen, und erklärte ihr kurz: ich wäre der bekannte Major von Hilperstein, ein intimer Freund Ihres Hauses.“ „Mein Gott, Sie kannten die Frau von Fay also vorher gar nicht? Wie konnten Sie denn aber Ihrer Sache so sicher seyn?“ — „Ich konnte voraussetzen, daß sie von mir gehört hätte, was ich ihr auch bemerklich machte. Sie aber antwortete, sonderbar genug, sie hätte keine Berührungen mit der großen Welt. Ich sezte mich, einem großen Spiegel gegenüber, in einen Lehnstuhl und begann nun der Mama zu erzählen, daß Sie, Frau Gräfin, einen brillanten Ball geben würden; daß ich mich rühmen dürfe, mit die Veranlassung dazu gewesen zu seyn; daß Sie mich über die Wahl der Tänzer und Tänzerinnen zu Rathe gezogen hätten; daß ich Ihnen vor allen das Fräulein von Fay empfohlen hätte; daß Sie mich, in Folge dessen, herschickten, um die gnädige Frau zu fragen, ob sie ihre Einwilligung dazu geben werde; daß ich mich aber im Voraus dafür verbürgt hätte.“ — „Mein bester Hilperstein,“ rief die Gräfin, halb ärgerlich, halb lachend, „das Zeugniß muß ich Ihnen geben, Sie haben die Sache so ungeschickt wie nur möglich angefangen!“

Hilperstein war seiner Sache zu gewiß, um sich durch einen solchen Tadel verlegen machen zu lassen; er fuhr also mit Zuversicht fort: „Madame Fay antwortete mir ziemlich trocken, dießmal könnte ich mich unbedachtsam verbürgt haben, denn ihre Tochter und sie selbst hätten den Vorsatz gefaßt, nie in große Gesellschaften zu gehen. Ich aber ließ den Muth nicht sinken, es war mir schon so Manches in dieser Art gelungen, und — meiner Persönlichkeit hatte ich es wohl zu danken, daß die Mama in kurzer Zeit schon unbestimmt antwortete. Da sah ich plötzlich in dem mir gegenüberhängenden Spiegel einen Fenstervorhang aufheben und einen allerliebsten Mädchenkopf sehr ernsthaft nach der Mutter blicken und eine verneinende Geberde machen. Kaum hatte ich entdeckt, daß das Fräulein im Zimmer sey, als ich von neuem meine Beredtsamkeit bei ihr selbst anwendete; allein, da ich gewahrte, daß sie nicht zu bewegen sey, glaubte ich, in dem Zartgefühl, das mir Damen gegenüber stets eigen ist, mich zurückziehen zu müssen, und komme jezt, Ihnen zu sagen, daß es mir, vermöge meiner Persönlichkeit, gewiß noch möglich wäre, das Mädchen zu bewegen, aber daß ich ihre Motive ehre.“ — „Nein, nein, mein guter Herr von Hilperstein,“ erwiederte Agnes schalkhaft, „Sie sollen nicht gegen Ihre Ueberzeugung handeln, obgleich diese Ihre tugendhafte Grille mich um eine hübsche Tänzerin bringt.“ — „Ja, um eine sehr hübsche! Ich sagte ihr auch unter andern, sie möge sich nicht fürchten, keine Tän-

Digitized by Google

zer zu bekommen, weil sie in der Gesellschaft so fremd wäre; ich selbst wollte die zweite Galoppe mit ihr tanzen, die erste könnte ich nicht, weil ich der Prinzessin L. versprochen hätte, immer den Ball mit ihr zu eröffnen." — „Nun, das hätten Sie bleiben lassen können!" rief die Gräfin, in weiblichem Zartgefühl erröthend; aber schnell bedenkend, daß Hopfen und Malz an diesem Zögling verloren seyn würde, setzte sie trocken hinzu: „Da hat Sie Ihre Persönlichkeit schon wieder einmal hingerissen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Europäer in Amerika vor Columbus.

Der Sagen und vermeintlichen Spuren, daß der Kontinent von Amerika von Europa aus schon vor Columbus besucht worden sey, sind bekanntlich mancherlei. Sie haben sich alle nicht bestätigt, und wenn dies auch gleichfalls mit der folgenden Geschichte der Fall seyn sollte, so verdient sie doch immer angeführt zu werden.

In einem aus Fort Mitchell in der Provinz Alabama in Nordamerika datirten Briefe steht Folgendes:

„Die alte Sage von einem Fürsten von Cornwallis, Namens Madoc, aus dem 12ten Jahrhundert, der, in Folge eines Zwistes mit seinen Brüdern, sich mit mehreren Anhängern eingeschifft haben und im nördlichen Amerika ans Land gestiegen seyn soll, ist bekannt. Manche Leute glauben wirklich, tief im innern Lande gebe es noch Nachkommen von diesen alten Kolonisten; es sind mir darüber aus guter Quelle einige Notizen zugekommen, die ich Ihnen mittheilen will. Ein siebzigjähriger indischer Hausirer, mit Namen David Rowland, der sich in meiner Nachbarschaft aufhält, wohnte vor mehr als dreißig Jahren in Pensacola, und dort ist ihm von einem Creolen, Namens Lagarde, der gleichfalls Hausirer war, Folgendes erzählt worden. Kurz vor seiner Reise nach Pensacola hatte Lagarde in dem damals noch spanischen Fort Ratchez am Mississippi sechs Indier gesehen, die aus Missouri herabgekommen waren, eine weit hellere Hautfarbe hatten, als sonst die Eingebornen, und eine von den Dialekten der Indianerstämme in der Nähe ganz verschiedene Sprache redeten. Sie wurden vor den Gouverneur des Forts geführt, und diesem zeigten sie Bruchstücke einer alten Handschrift und eine vom Rost fast ganz zerfressene eiserne Flinte (?). Nachdem sich der Gouverneur diesen Leuten vergeblich verständlich zu machen gesucht, setzte er einen Preis dafür aus, wenn Jemand im Stande sey, als Dolmetscher zu dienen. Das Weib eines Soldaten der Garnison, die aus Kornwallis gebürtig war, glaubte in der Sprache der Indier bekannte Töne zu hören; sie redete sie daher in ihrer Muttersprache an; da meinten die Indier vor Freuden und erzählten ihr, sie gehören einem Stamme an, der sehr weit im Lande am großen Flusse seine Niederlassungen habe; es sey ihnen zu Ohren gekommen, am Mississippi wohne ein Volk von Weißen, und dieses haben sie aufgesucht in der Hoffnung, in ihnen Menschen zu treffen, die ihre Sprache verständen; ihrer Aussage nach, waren sie fünf Monate auf der Reise gewesen. Weiter wußten sie nichts zu sagen; sie blieben noch ein Paar Tage im Fort und traten dann die Rückreise an, mit dem Versprechen, im nächsten Jahr wiederzukommen. Man hat aber nichts mehr von ihnen gehört und glaubt daher, sie seyen unterwegs umgekommen oder von einem andern Indianerstamme gefangen genommen worden.

Die Gespenster.

Es ist einer in mir, der drummt immer fort,
Meinen besten Freuden zu Spuck und Tort.
Ergötzt mich die Hoffnung, so murrt er halblaut:
„Ein Luftschloß — merk' ich — wird aufgebaut."
Belächt' ich mein Tagewerk, murmelt er drein:
„Es könnte fürwahr noch schlechter seyn!"
Und lob' ich meine Verse, dann brummt er mit Macht;
„Die Thorheit hat's weit in der Thorheit gebracht."

Es ist Einer in mir, der weint immerfort,
Ihn freuet kein Gut, ihn tröstet kein Wort.
Bei saurer Müh' und bei hitzigem Spiel,
Da vergeß' ich seiner und acht' es nicht viel;
Doch ruh' ich ein Weilchen und sinne nur nach:
So spür' ich sein Weinen schon allgemach;
Und wenn mir in Stille der Abend graut,
So hör' ich sein Schluchzen überlaut!

Es ist Einer in mir, der erzählt immerfort
Der läßt sich stören an keinem Ort.
Wenn ich sein nicht achte, dann spricht er recht viel,
Wie ein Quellbach trebt er sein emsiges Spiel.
Da merk' ich's auf einmal und horche darauf:
Just hört er plötzlich zu reden auf,
Da hilft kein Dringen, kein Bitten drum,
Er duckt sich, er bückt sich und bleibt stockstumm.

O Liebchen, komm schnell, du warmes Kind,
Und küß' mich auf meine Lippen geschwind,
Und drücke mich fest an die athmende Brust,
Und blicke mich an mit den Augen voll Lust!
Dann drummt es und weint und erzählet nicht mehr,
Fort sind sie und sehn auch von Weitem nicht her,
Dann merk' ich, daß es Gespenster sind —
O Liebchen, du liebes, lebendiges Kind!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

Gemeinnützige Anstalten.

Das Bureau de bienfaisance hat kürzlich seine Jahresrechnung abgelegt: 54,256 Gulden Einnahme und 54,953

Digitized by Google

Gulden 8 S. 9 D. Ausgabe, also ein Defizit von 717 Gulden, welches dem hohen Preise des Korns zuzuschreiben ist. Ueberdies haben alle unsere wohlthätigen und literarischen Anstalten, welche keinen Fonds besitzen, sondern durch Beiträge erhalten werden, den Grundsatz, nicht zu thesaurisiren, sondern jährlich Null von Null aufgehen zu lassen, oder gar darüber auszugeben, wie es hier der Fall ist. Denn wenn nur klare Rechnung vorliegt und das Defizit im Sinne der Anstalt gemacht wurde, so hat es nichts zu bedeuten, und gleich ist der Ausfall durch vermehrte Beiträge gedeckt. Dies Bureau de bienfaisance wartet nicht, bis Bedürftige kommen und um Unterstützung bitten, sondern es hat seine zuverlässigen Kommissäre, die die verschämte Armuth aufsuchen und ihr Unterstützung bringen. Dies ist hier, wo so viel Ehrgefühl in den Familien herrscht, besonders nöthig. Ich weiß, daß in dem vorigen harten Winter mehrere Familienväter die angebotenen Unterstützungen ausschlugen, so wenig sie auch verdienen konnten und so kümmerlich es den Ihrigen bei der heftigen Kälte und dem theuren Brod ging. „Es gibt noch Aermere und Hülfsbedürftigere als wir — sagten sie — diesen wollen wir die Unterstützung nicht entziehen; so lange wir mit den Unsrigen arbeiten können, wird es wohl gehen; sollte aber eins krank werden, so kommen wir und bitten um Vorschuß.“ Denn als solchen betrachten sie die Gaben, nicht als Almosen und Geschenk. Daher kommen täglich Familienväter und selbst Wittwen, die mit Dank zurückgeben, was sie in der Noth von dem Verein empfingen. Dieses Jahr beliefen sich diese Rückzahlungen nur auf 2137 Gulden. Von Theater und Bällen waren 1000 Gulden mehr als die vorigen Jahre eingegangen. Das kam von den häufigen Sammlungen für die Armen bei jeder festlichen Gelegenheit.

Unsere Caisse d'épargne gibt die erfreulichsten Resultate in der kürzlich abgelegten Jahresrechnung. Voriges Jahr betrug ihr Vermögen 2.999.480 Gulden, von 4475 Darleihern herrührend, dies Jahr hingegen beträgt es 3.447,819 Gulden von 5177 Darleihern, und die Kasse zahlte überdies 429.008 G. im Lauf des Jahrs zurück. Seit dem 1. Oktober 1816 bis jezt empfing die Kasse zusammen 6.095,365 G., die in dieser Zeit 661.447 G. Interessen abwarfen und von denen in dreizehn Jahren 3.311.995 G. zurückgezahlt worden sind. Die Resultate dieser Anstalt, ihr mächtiger Einfluß auf das materielle und moralische Wohl der unbemittelten Darleiher ist so groß, daß in den vier Tagen, welche auf die lezte Rechnungsablage folgten, allein 109.000 G. eingingen. Die statistischen Tabellen, welche derselben beigefügt sind, ergeben manches Interessante. Unter den Darleihern kommen seit vier Jahren fast zwei Frauen auf Einen Mann, nämlich 2215 — 1179, woraus sich ergibt, daß unser weibliches Geschlecht sparsamer ist als das männliche. Sehr erfreulich ist die große Theilnahme der Minderjährigen, denn sie betragen fast ein Drittel sämmtlicher Darleiher. Gewiß eine erfreuliche Erscheinung, die für die Zukunft gute Hoffnungen gibt. Selbst in der Zeit der Leidenschaften von 20 bis 30 Jahren ergibt sich ein ganzes Drittheil. Dahin gehören besonders die Domestiken. Von 30 bis 40 Jahren fängt die Abnahme an und vermehrt sich mit jedem Jahr beträchtlich. Zwei Drittheil Darleiher sind aus der Stadt und dem Kanton Genf, das übrige Drittel aus den übrigen Schweizerkantonen, aus Deutschland, Frankreich, Savoyen u. s. w. Unter den siebenunddreißig Genfer Gemeinden haben sechsunddreißig beigetragen, und nur Eine — Aire-la-Ville — fehlt. Die waadtländischen und savoyischen Dienstboten, denn Genf hat fast keine andern, geben fast alle ihre Ersparnisse her. Protestanten und Katholiken sind sich ziemlich gleich. Auffallend ist es, daß unsere vailleuses, lingères, couturières und repasseeuses, die wegen ihres Luxus so übel berüchtigt sind, doch viel mehr und zahlreicher in die Kasse legen, als Uhrmacher und Bijoutiers zusammen, welche die eigentliche hiesige Fabrik ausmachen.

Auch unser großes Hospital hat seine Jahresrechnung abgelegt, die 503.560 G. Einnahme und 495.833 G. Ausgabe, also einen Ueberschuß von 7727 G. ergibt. Es wurden darin im Ganzen 715 Kranke verpflegt, nämlich 503 Männer (worunter 135 Militärs) und 206 Frauen. Davon starben 89 und 74 Kranke blieben in der Anstalt. Hiernach war die Sterblichkeit im Durchschnitt 1 auf $8\frac{33}{100}$ Kranke, die Dauer der Krankheit von 30 Tagen $\frac{7}{100}$; die Zahl der Kranken betrug täglich $60\frac{1}{100}$. Unter den Irren waren 61 krank und es starben 6. Die dem Hospital zur Last fallenden Kinder betrugen zusammen 243, worunter 86 legitime, 93 illegitime und 64 Findelkinder. Die Zahl der beiden leztern ist im Zunehmen gegen die frühern Jahre. Sie werden fast alle auf dem Land erzogen, besonders in der Anstalt zu Vilette, von der ich Ihnen oben sprach. Die Kosten eines Kranken beliefen sich voriges Jahr im Durchschnitt auf 3 G. 3 S., dies Jahr auf 3 G. 4 S. 2 D. Es ist jezt im Werke, die Irren und Wahnsinnigen ganz aus dem Hospital zu scheiden und ein eigenes Irrenhaus für sie nach den bewährtesten Erfahrungen zu bauen. Die Regierung hat dazu eine große Summe bestimmt; die Diskussion über den Gegenstand wird künftigen Winter das Conseil représentatif beschäftigen, da man in der Maisitzung nicht damit zu Ende kommen konnte.

Ausnehmend ist das Gedeihen der Schule für kleine Kinder, von der ich schon mehrmals in diesen Blättern gesprochen habe. Die Zahl der Kinder mehrt sich täglich, und neue Schulen werden in mehreren Stadtvierteln nach dem Muster der ersten in St. Gervais-Viertheil angelegt.

Gleich Gutes läßt sich von der Knabenschule in Carra rühmen. Es leben jezt vierundzwanzig Zöglinge dort. Es sind voriges Jahr einige Veränderungen in dieser Anstalt vorgenommen worden. Früher waren die Zöglinge unter einander, jezt sind sie nach dem Alter in drei Klassen getheilt. In Allem führen zwei Monitoren die Aufsicht mit wahrhaft rührendem Bruderwohlwollen; überall muntern die ältern Schüler die jüngern durch Beispiel, Lehre, Rath und freundliche Zusprache auf. Schon führen Einige das Rechnungswesen der Anstalt, um sie auch praktisch an diesen Theil der rationellen Landwirthschafe zu gewöhnen. Das physische Gedeihen der jungen Leute ist auch trefflich, denn die ganze Anstalt brauchte nur für 6 G. 10 S. (296 Centimen) Arzeneien. Der tägliche Unterhalt jedes Zöglings belief sich auf 9 S. 6 D. (59 Centimen, etwa 11 kr. rhein.)

Der bei uns so mächtig herrschende Associationsgeist zur Sicherung gegen Unfälle hat nun auch das weibliche Geschlecht ergriffen. Kaum waren die Handwerker und Handwerksgesellen zusammengetreten, um sich im Krankheitsfall gegenseitig zu unterstützen, für ärztliche Behandlung, Heilung und Verpflegung in der Reconvalescenz zu sorgen, so folgten die hier so zahlreichen Arbeiterinnen ihrem Beispiel. Zwölf Frauen von Stand sind an die Spitze der Assekuranz getreten. Für eine monatliche Abgabe von 21 Sols (23 kr. rhein.) haben die Theilnehmerinnen in Krankheitsfällen Anspruch auf ärztliche Verpflegung, Arzenei, Heizung, geliehene Wäsche, passende Nahrung während der Genesung, und dies Alles in ihrer eigenen Wohnung. Davon sind jedoch weislich alle Krankheiten in Folge von Schwangerschaften, Niederkünften und Kinderstillen ausgenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 111.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 262.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 2. November 1830.

Immer ist so das Mädchen beschäftigt und reifet im Stillen
Häuslicher Tugend entgegen, dem klugen Mann zu beglücken.
Wünscht sie dann endlich zu lesen, so wählt sie gewißlich ein Kochbuch,
Deren hunderte schon die eifrigen Pressen uns gaben.

Goethe.

Die Leserinnen.

Aus den Briefen über weibliche Lektüre, von der Verfasserin der Bilder des Lebens u. s. w.

Wenn von weiblichen Lektüren die Rede ist, so muß, meiner Ansicht nach, die weibliche Welt in dieser Hinsicht in vier Klassen abgetheilt werden, von denen jede die Lektür ganz verschieden behandelt und auf die sie auch deßhalb eine völlig abweichende Wirkung hat. Setzen wir die gelehrten Leserinnen oben an, deren Anzahl der Ordnung der Natur gemäß klein seyn muß, weil sonst nothwendigerweise die Geschäfte, die uns Frauenzimmern anschließlich zukommen, entweder auf die armen Männer übertragen werden oder ganz ungeschehen bleiben müßten, und der Himmel weiß, wie es in beiden Fällen um uns und alle Bedürfnisse der irdischen Welt stände! Ich will damit gar nicht behaupten, daß die Gelehrsamkeit für ein Weib durchaus unschicklich sey, oder daß eine Gelehrte weiblichen Geschlechts nicht eben so viele Vorzüge erwerben könne als ein talentvoller Mann, noch will ich dadurch auf eine gewisse Lächerlichkeit hindeuten, die das Wort „gelehrt" den Frauenzimmern gewöhnlich beilegt. Es hat zu allen Zeiten einzelne Individuen gegeben, deren ausgezeichnete Anlagen sich nicht in die enge Grenzen unserer Welt einengen lassen konnten, und bei deren näherer Kenntniß jeder vorurtheilsfreie Geist sich gestehen mußte, es wäre unverantwortlich gewesen, wenn man hier den Fingerzeig der Natur mißkannt oder die Neigungen gezwungen hätte. Diese einzelnen Erscheinungen aber sind Phänomene, die wir anstaunen wie irgend ein fremdartiges, schönes Gewächs, das in unserem Boden seines Gleichen nicht findet, aber darum nichts desto weniger die Bewunderung und die Theilnahme erregt, und dem man es gerne verzeiht, wenn es sich anders entfaltet, anders duftet und andere Früchte bringt, als wir zu sehen uns gewöhnt haben. Ganz verschieden verhält es sich freilich mit denjenigen unserer Schwestern, die, ohne von ihrem Genius eigentlich dazu getrieben zu werden, nur um des Wunsches willen sich auszuzeichnen, oder um den langweilig scheinenden Arbeiten und Pflichten der Frauen zu entgehen, oder gar aus Trotz gegen die übermüthige Männerwelt, sich Studien hingeben, zu denen sie unzweifelhaft wohl eben so viele Fähigkeit haben mögen, als das männliche Geschlecht, aber durch die sie ganz und auf immer dem stillen Kreise entzogen werden, den die Natur um uns gezogen und der Schöpfer uns bezeichnet hat. Wahrlich, eine gelehrte Frau, wenn nicht wirkliche Ueberlegenheit ihr zur Seite steht, ist ein Wesen, das in der weiten Schöpfung eigentlich nirgend hin paßt, und sie muß ja nicht glauben, daß sie glücklicher werden könnte als unser Eine, darum weil sie mehr weiß und ihre Kenntnisse besser zu ordnen vermag. Indem sie die Anforderungen größtentheils zurückweist, welche die Pflichten unseres Geschlechts an sie machen und sich Forschungen hingibt, die ihr die Muße rauben, als Hausfrau und Mutter thätig zu seyn, erlangt sie darum keineswegs den Platz, der ihr nach Maß-

Digitized by Google

gabe ihres Wissens offen stehen sollte, und der jedem Mann an ihrer Stelle eingeräumt werden müßte. Amt und Lehrstuhl sind ihr verschlossen, jede andere Möglichkeit, ihre erworbenen Kenntnisse nützlich werden zu lassen, ist ihr ebenfalls versagt; also bleibt ihr nichts übrig, als die Befriedigung ihrer Eitelkeit, die Bewunderung der sie umgebenden Menge, die schwerlich immer ganz von Mißbilligung frei seyn dürfte; und welch ein elender Ersatz ist dieß für eine Frau von Geist und Herz, für alles, was sie aufgibt, um den klägliche Ruhm zu erwerben: eine gelehrte Frau gewesen zu seyn. Meine junge Freundin kennt mich genug, um zu wissen, daß nicht der Neid gegen meine unterrichteteren Mitschwestern, nicht der Gedanke, daß ich niemals eine gelehrte Frau war, nie diese werden kann, mich also sprechen läßt. Die reinste Ueberzeugung hat meine Feder geleitet, und ich bin viel zu sehr von den Vorzügen durchdrungen, welche unsere mühsamen und schweren Pflichten gegen die im Einzelen weniger lastenden aber trockneren und, sehr seltene Fälle ausgenommen, auch weniger belohnenden Aufgaben der Männer haben, als daß ich nicht jede Frau beklagen sollte, die sich diesen Verpflichtungen willkührlich entzieht. Jeder Tag in unserem Beruf, denn so nenne ich die Geschäfte jedes weiblichen Geschöpfes, mag es nun unverheirathet oder durch die Ehe verbunden, alt oder jung seyn, hat unstreitig seine Plagen, und je nachdem die Verhältnisse sind, oft seine recht drückenden; allein jeder Tag führt auch seine größere oder kleinere Belohnung mit sich, durch dasjenige selbst hervorgebracht, was wir leisten. Die Liebe unseres Gatten, die dankbare Anhänglichkeit unserer Kinder, die wir zu verdienen uns bewußt sind; die stets erhaltene Ordnung unseres Hauswesens, unserer kleinen oder großen Habe, ihre Vermehrung durch unsern Fleiß, durch unsere Aufmerksamkeit, die Freude, den Freunden des Hauses als eine angenehme, gefällige, unterhaltende Hauswirthin zu erscheinen, die Fortschritte unserer Kinder oder derjenigen, die uns übergeben worden sind, in Kenntnissen und Tugend — das alles sind Genüsse, durch die wir vereinzelt und im Kleinen, aber gewiß für jedes edle Herz genügend, den Lohn unserer Anstrengungen täglich empfangen, während der Mann oft Jahre lang, oft sein ganzes Leben hindurch harren muß, um der Früchte der seinigen froh zu werden. Sehen Sie, meine liebe Freundin, das sind Vorzüge, deren gelehrte Frauen verlustig gehen, und die keine Wissenschaft der Welt ihnen ersetzen mag; ungerechnet noch, daß der Gatte, welcher oft an seiner eigenen Gelehrsamkeit schwer genug trägt, gewiß in seinen wenigen Ruhestunden lieber eine ganz unwissende aber freundliche, und in all ihren Pflichten wohlerfahrene Hausfrau um sich sehen würde, als eine, die gemeinen Geschäfte des Weibes verachtende, und in ihren abstrakten Nachforschungen versunkene Gelehrte.

Haben wir nun die erste Klasse der lesenden Frauen durchgearbeitet, so lassen Sie uns zu der zweiten schreiten die, zum Ruhm unseres Geschlechtes will ich es hoffen, zahlreicher seyn wird als die erste, doch immerhin gewiß noch bei weitem nicht so sehr, als ich es wünschen möchte. Glücklicherweise sind wir in einem Zeitpunkte geboren, wo man nicht mehr den Glauben hegt, die Frauen seyen ein Mittelding zwischen Thier und Mensch, wo man im Gegentheil uns menschliche Fähigkeiten zugesteht und auch eine menschliche Bildung zu Theil werden läßt. Darum sollen die Mädchen unserer Tage, wenn ihre Verhältnisse irgend leidlich sind, ihre Erziehung den Forderungen der Zeit angepaßt wurde, und ihre geistigen Eigenschaften sich nicht gar zu untergeordnet finden, sich bis zu dem Eintritt in irgend eine bestimmte Lebenslage, auf den Punkt gebracht sehen, mit einiger Sachkenntniß von denjenigen Dingen zu sprechen, die in den besseren Gesellschaften der mittleren und höheren Stände gewöhnlich verhandelt werden, Siam und Batavia nicht in Westindien zu suchen, nicht zu glauben, daß in Kamtschatka Oelbäume gepflanzt würden und ohne langes Nachdenken sich an die Hauptmomente der Geschichte erinnern zu können. Hat sich aber ein Mädchen diese Wissenschaften, vielleicht mit etwas mehr Ausführlichkeit eigen gemacht, vermag sie ein Buch, das nicht gerade Roman ist, mit einiger Aufmerksamkeit und Nutzen zu lesen, gefällig und ohne Fehler zu schreiben, tüchtig zu rechnen und hat sie neben der Erdgeschichte auch einige Notizen von alle dem, was in jenem unermeßlichen blauen Gewölbe über uns schwebt, so halte ich sie (von den Kenntnissen unserer Religion wie von den weiblichen Geschicklichkeiten spreche ich nicht, weil sich diese von selbst verstehen) so halte ich ein solches Mädchen für unterrichtet genug, um sich, sobald fernerer Bildungsstoff da ist, in ihren späteren Jahren vollkommen so weit auszubilden, als es für unser Geschlecht heilsam seyn mag.

(Der Beschluß folgt.)

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Der 19te November war herangekommen. Die Treppe des gräflich Borck'schen Hauses war von unten bis oben mit duftenden Orangebäumen besetzt, Equipagen rollten herbei; Damen im schönsten Putz und Herrn in den ältesten und andere in den elegantesten Uniformen stiegen aus, und — in der leichtesten Bekleidung vor Kälte zitternd — eilte Alles den geheizten Gemächern zu, denn der Winter war ungewöhnlich früh hereingebrochen. — Am Ende der Zimmerreihe, in einem kleinen Salon, dessen mit weißem Mousselin drappirte Wände rings mit den schönsten Divans besetzt, und von einer damit übereinstimmenden

Digitized by Google

Decke von türkischem Stoffe zeltartig überwölbt waren, stand die reizende Gräfin Agnes Borck. Sie war phantastisch und doch nicht zu auffallend gekleidet, ihr weißes Kleid von Silberstoff war mit purpurrothen brasilianischen Vogelflügeln besetzt; eine Reihe kleinerer Flügel faßte den Oberarm ein, wo er sich von der Büste trennt, und ließ den schlanken, weißen Nacken, und den kleinen, runden Kopf, wie ein Ueberdubldchen aus dem Federschmucke hervorragen. Die Gräfin war, obgleich schon vier Jahre verheirathet, erst zwanzig Jahr alt; sie sah fröhlich und unschuldig aus, wie ein Mädchen, das eben in die Welt tritt; und doch lagen im Hintergrunde dieses sich ganz hingebenden Wesens ein Dämon der Schalkheit und ein Engel der weiblichen Würde verborgen, welche die Dame von Welt und die Frau von unbefleckem Bewußtseyn ertathen ließen. Sie konnte ausgelassen lustig seyn, aber nie gab ihre Fröhlichkeit Anlaß zu einem unzarten Worte oder Scherze; die Männer huldigten ihr alle mit Enthusiasmus, aber keinem wäre es eingefallen, sich die Gunst ihrer Göttin ausschließlich erwerben zu wollen, weil jeder fühlte, daß sie nur mit ihrer Freundlichkeit und mit ihrem Witze zu deßlichen gesonnen war. — Doch von unserer Heldin früherer Geschichte wollen wir nach dem Balle erzählen, denn die Stunde des Festes hat ja schon geschlagen und die Gräfin steht jetzt, einer Sylphide ähnlich, im Salon und empfängt ihre Gäste. Dicht hinter ihr stehen wr den Major von Hilperstein, ihrer Befehle gewärtig; in einer kleinen Entfernung, ihren Mann, mit Orden geschmückt und mit freundlicher Würde die Kommenden begrüßend und anredend.

So eben tritt ein neuer Gast ins Zimmer, der alsbald vom Grafen zu seiner Frau geführt und ihr als ein vor Kurzem angekommener Fremder, der Graf Moritz von Sain, vorgestellt wird. „Ich habe Ihre Karte auf meinem Tische gefunden," sagte sie, nicht mit ihrer gewohnten Freundlichkeit, „und," es sollte eine etwas bittere Rede folgen, als er seine Augen zu ihr aufschlug, und sie, durch den schwärmerisch treuen Blick, der sie traf, plötzlich entwaffnet, gutmüthig hinzusetzte: „Sie fühlen sich wohl noch ganz fremd in unserer großen Stadt?"

Sie sah nämlich mit einem Blicke, daß sie hier einen jungen Mann vor sich habe, dem das Leben in der Stadt noch ein unbekanntes Reich war. Verlegen, fast steif, stand Graf Moritz vor ihr, aber mit einem Ausdruck innern Adels, der sie auf den Gedanken brachte, zur Veränderung könnte es ganz angenehm seyn, einmal einen jungen Mann zu treffen, der nicht wüßte, wie man ein erstes Kompliment machen solle. Denn obgleich die Gesellschaft, in der sie sich bewegte, für Agnes im Allgemeinen einen unbeschreiblichen Reiz hatte, so konnte sie sich doch nicht verbergen, daß die Mitglieder derselben, einzeln genommen, eine Abweichung von dem Stempel, der ihnen Allen aufgedrückt war, nur wünschenswerth mache. Als Ideal der schönsten Männlichkeit und des besten Menschen stand ihr Mann vor ihrer Seele, aber sie hatte sich gewöhnt, ihn als Ausnahme von der Regel zu betrachten, denn sie hatte noch nie Jemanden gefunden, der in ihren Augen ihm vergleichbar war. Das schöne Auge und der interessante Ausdruck des Grafen Moritz v. Sain nahm sie beim ersten Anblick für ihn ein, fast als wäre es ein lieber Sohn, über den sie sich freute, obgleich sie sich das Lächerliche dieses Gefühls nicht verhehlen konnte, denn er war doch gewiß ein paar Jahre älter als sie.

Der junge Mann stand ihr in sichtbarer Befangenheit gegenüber und wußte nicht, was er auf ihre einfache Frage antworten sollte. „Ja — nein," stotterte er, als Major v. Hilperstein mit einer gewissen affektirten Cordialität plötzlich auf ihn zutrat und ihm mächtig die Hand schüttelte, mit den Worten: „Ha guten Abend, Graf; kennen Sie einen alten Freund noch? Hab' ich Sie doch als Knabe gekannt — und wie sind Sie gewachsen!" — Graf Moritz stand mit großen Augen da wie versteinert; Gräfin Agnes aber ward roth bis unter die Locken, rief ihren Mann herbei und bat diesen mit steifer Höflichkeit in Haltung und Ton, die Herren einander vorzustellen. Sogar Hilperstein ward durch die auffallende Mißbilligung in ihrem Blicke wieder in die gebührenden Schranken zurückgeführt und meinte; „Nun, nun, Hr. Graf, wenn Sie's nicht waren, so war es wohl ein Vetter von Ihnen; aber ich habe wahrhaftig einen Grafen Sain bei der Fürstin B. auf dem Lande gesehen."

Hier wurde das Gespräch durch das Orchester, das die erste Polonaise anstimmte, unterbrochen, und Hilperstein eilte, sich wo möglich einer vornehmen Tänzerin zu vergewissern. Mit markirter Aisance, die jedem Nahestehenden zeigen sollte, auf welchem Fuße der Gleichheit er auch mit den Vornehmsten stehe, nahte er sich einer blasen Stiftsdame, welche viel zu glücklich war, mit in die glänzende Reihe gezogen zu werden, als daß sie die Art, in welcher sie aufgefordert ward, auch nur bemerkt hätte: ein Glück für ihr Stiftsdamengesicht, das ohne Zweifel noch länger und garstiger geworden wäre, wenn sie daran gedacht hätte, daß der Major sogar von zweifelhaftem „von" sey. Uebrigens war er in der That ein vortrefflicher Tänzer, von dem man wußte, daß er durchaus nur die vornehmsten, oder doch die schönsten Damen des tonangebenden Kreises aufforderte.

Gräfin Agnes tanzte wie ein Engel; sowohl in der langsamen Grazie des Walzers, als in der schnelleren Bewegung der Galoppe war sie „unübertroffen, unübertrefflich," wie Graf W. einer Jeden, die es hören wollte und nicht wollte, mit Entzücken versicherte.

Nachdem die Etiquette-Tänze vorüber waren, nahte

Digitized by Google

Graf Moriz der Frau des Hauses und bat sie um einen Walzer, denn zur Galoppe, meinte er, sey er noch nicht herangebildet. Die Grafin reichte ihm die Hand und fand bald, daß, wenn er auch nicht zu den allerbesten Tänzern gehörte, sein Gespräch doch ganz dafür entschädige. Sobald es die Gelegenheit nur erlaubte, fragte er, mit einer Ungeduld, als ob ihm die Frage schon lange auf den Lippen brenne: „Wer ist denn dieser sonderbare Herr, der mich heute als einen Jugendfreund begrüßte?“ Agnes erwiederte: „das ist der soi-disant Hausfreund aller derjenigen, die ein Haus machen, dessen erstes Auftreten Ihnen freilich etwas wunderlich vorgekommen seyn muß, dessen Eigenheiten wir aber seit Jahren gewohnt sind. Auch ich nenne ihn Hausfreund, und diese Benennung ist im eigentlichsten Verstande des Wortes zu nehmen; denn so viel ich weiß, ist er der Freund keines einzigen Individuums in allen den Familien, die er täglich besucht, sondern der Freund des Hauses en masse. Er macht sich überall nützlich, ist überall gefällig und versichert so oft, daß er in dem genauesten Freundschaftsverhältniß mit einem stehe, daß man's zulezt ehrlich glaubt.“

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Oktober.

(Fortsezung.)

Gemeinnüzige Anstalten.

In dem großartigen System unserer öffentlichen Anstalten fehlt noch eine, die eine bedeutende und fühlbare Lücke ausfüllen kann, und wozu uns der edle Bellevme in Paris beispielgebend vorangegangen ist, ich meine ein großes öffentliches Arbeitshaus. Kinder, alte Leute und Kranke ohne Vermögen finden im Hospital Aufnahme, Pflege und Hülfe; für die vielen kräftigen Armen aber, die arbeiten wollen, ohne Arbeit zu finden, für gesunde Bettler, die nicht arbeiten wollen, und für die Sträflinge, die aus der maison pénitentière entlassen sind, aber noch keine Bürgschaft für das bürgerliche Leben geben, ist keine Anstalt vorhanden. Hier würden Alle an Ordnung, Reinlichkeit, Stille und Anstand gewöhnt. Man kann ihnen für ein Geringes — für 12 bis 15 Sols (18 kr. rhein.) täglich — gesunden Unterhalt und Erwärmung gewähren, die sie sich zu Haus für viel bedeutendere Summen nicht verschaffen können. Alle diese Gründe für ein solches Arbeitshaus sind dem Staatsrath vorgestellt worden; derselbe erwiederte aber darauf: er habe sich lange und gründlich mit diesem Gegenstande beschäftigt und er erkenne ganz dessen große Vortheile, aber auch dessen Nachtheile, ja er finde lezlere überwiegend. Dies Asyl für das Unglück und für unverschuldete Armuth dürfte der Unvorsichtigkeit und dem Leichtsinn großen Vorschub thun; manche kräftige Männer, die dem Elend nahe sind, könnten dadurch den Muth verlieren, sich selbst aufzuhelfen, denn immer sey ihnen das Arbeitshaus gewiß; auch sey der Unterschied zwischen einem kräftigen Manne und einem unkräftigen schwer zu finden, die Menschlichkeit könne schwächliche, arme und bejahrte Leute nicht ausschließen, sie auch nicht aus der Anstalt fortjagen, wenn sie darin schwächer würden u. s. w. Ueberdies könnte solch ein Arbeitshaus bei um sich greifender Thätigkeit leicht manchem hiesigen Industriezweig Schaden thun, denn es könne dieselben Artikel mit Verlust fertigen, was dem städtischen Handwerksmann mit Frau und Kindern nicht möglich sey; überdies wäre diese Anstalt ein Schritt weiter in dem verderblichen System, von dem sich jede verständige Regierung so fern als möglich halten müsse, nämlich sich unmittelbar in die Handlungen der Milde und Wohlthätigkeit zu mischen; die Gründung eines Arbeitshauses müsse den Privaten überlassen bleiben, wenn sie es für nüzlich und nöthig hielten. — Jedermann hat hier eingesehen, daß diese Gründe nicht schwer wiegen; es werden daher erneute Anträge deshalb gemacht werden, bei denen ein glücklicher Erfolg vorauszusehen ist.

Unser interessantester Verein, der schon unendlich viel Gutes gestiftet und eine Menge Dinge zur Sprache gebracht hat, von denen sonst nie die Rede gewesen wäre, ist unstreitig die Société familière. Wie ich ihnen schon früher einmal bemerkte, besteht diese Gesellschaft aus den verschiedensten Ständen: Handwerker, Geistliche, Aerzte, Kaufleute, Syndiken, Künstler, Professoren, Landleute und reiche Rentiers sizen hier freulich und freundlich zusammen. Außerdem kommen auch alle Fremde; so sah ich in nicht langer Zeit hinter einander den trefflichen Historiker Thiers, Lord Cochrane und den Erzbischof Fraissinous. Von Rang und Stand, von Oben und von Unten weiß man nichts. Einer nach dem andern kann vorbringen oder erzählen was ihm für uns wichtig oder anziehend scheint. Nur sehr selten irrt man sich darin, denn an gesundem Menschenverstand und an Takt fehlt es den Genfern nicht. Ueber manche Gegenstände wird denn kurz herüber und hinüber gesprochen, und andere fallen kurz nieder. Der Wechsel, das Ueberraschende, Kunstlose und Unvorbereitete der Mittheilungen gibt diesem Verein einen besondern Reiz. Zum Beleg will ich ihnen den Hauptinhalt einer Sizung angeben. Lassier spricht von seinem Calorifiren, durch die er bei einer Kälte von 10° die Treppe, Gänge und Vorzimmer des Theaters, welche immer dem äußern Luftzug ausgesezt sind, mit acht bis neun Reisbündeln acht Stunden lang erwärmt hat. — Prof. Monnard spricht von der neuen industriellen Aufregung und Thätigkeit im Waadlande. — F. erzählt von den Hexenmeistern, die täglich von Savoyen durch unsern Kanton in die benachbarten französischen Grenzorte gehen, um da das kranke Vieh zu behandeln, und daß neulich durch solch' einen Menschen eine Seuche ausgebrochen, die in einem französischen Dorf zwanzig Stück Vieh weggerafft habe. — Der Prof. der Astronomie spricht von den Meteoren, die neulich in Genf zu sehen gewesen, und zu gleicher Zeit in Freiburg im Breisgau. — M. bringt zwei ausgezeichnete Genfer im Ausland zur Kenntniß seiner Landsleute: einen, genannt Henry Terrisse, zu Rio Janeiro habe sich bei der lezten Vermählung des Kaisers von Brasilien mit der Prinzessin Amalie von Leuchtenberg durch eine Subscription zur Ausstattung vier armer brasilianischer Mädchen ausgezeichnet, und dafür vom Kaiser ein Belobungsschreiben erhalten. Der Andere, Herr Reinier, lebe auf der Insel Java als königlicher Beamter, und sey von seinem König so hochgehalten, daß dieser neulich einen persönlichen Besuch bei seiner Gattin in Antwerpen abgestattet habe. — B. erzählt von dem Wunderbrunnen in Thayri, zwei Stunden von Genf, welchen er selbst gesehen und untersucht habe: derselbe liege in einem Weinberg und sey gegen 70' tief. Er ist der sicherste Witterungsverkündiger in der ganzen Gegend; stehe Hagel oder großer Schnee bevor, so brause heftiger Wind aus dem Brunnen herauf, der ein Geräusch macht, wie ein schneller Bach, der kleine Kiesel rollt, je länger es braust, je länger dauert Hagel oder Schnee. Bläst es nur leise und kurze Zeit, so verkündigt dies Südwind, bläst er heftig ohne Geräusch, so folgt starker Wind. Soll es aber schönes Wetter werden, so braust die Luft nur im Brunnen selbst, kömmt aber nicht heraus.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 87.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 263.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 5. November 1830.

Wer sich von allem Verwesen der Menschheit von Jugend auf reichlich umgeben findet, gewöhnt sich meist, diese Güter als das Erste und Größte zu betrachten.

Goethe's
Wilhelm Meister.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

„Aber, gnädigste Gräfin," sagte Graf Moriz, dessen Schüchternheit durch die Vertraulichkeit des Tanzes und die vollkommene Ungezwungenheit seiner schönen Wirthin, jetzt der natürlichen Offenheit seines Charakters gänzlich gewichen war, „aber, gnädigste Gräfin, ist Ihnen denn die Derbheit dieses Freundes nicht unerträglich, können Sie denn solche Manieren um sich dulden?" — „Mein lieber Graf," erwiederte Agnes, mit einem Anflug von Ernst, „man muß so viele Schlechtigkeiten in glatter Maske dulden, daß ich mich gar leicht entschließe, in diesem Major Hilperstein, mit all seinen Lächerlichkeiten und Beschränktheiten, einen wahrhaft ehrlichen Menschen um mich zu sehen. Ueberdieß," fuhr sie in scherzhaftem Tone fort, „genieren uns seine Ungenirtheiten und seine angenommene Derbheit nur, wenn Fremde kommen; wenn wir unter uns sind, lachen wir über ihn, das ist einmal so ausgemacht, und er selbst weiß das auch recht gut; er sieht es vermuthlich als die stillschweigende Bedingung an, die ihm die Thüre unseres Hauses öffnet, und daran liegt ihm gar viel, denn er hat für Alles, was Rang und Geburt heißt, eine Vorliebe, die ihn allein in unsern Augen schon hochstellen muß, weil wir so oft außerdem nicht eben viel besitzen, das des Lobes werth wäre." Dabei lächelte sie in komischer Demuth und schaute, wo nicht mit Koquetterie, doch wohl mit einiger Selbstgefälligkeit, in einen ihr gegenüber hängenden Spiegel, indem sie mit ihren zierlichen Fingerchen die hellbraunen Locken aus der weißen Stirne strich.

Des Grafen Auge glitt, von ihr unbemerkt, mit einem leidenschaftlichen Blicke an ihrer schönen Gestalt herab; doch schnell gefaßt, führte er das Gespräch fort, mit den Worten: „Mit dieser schönen Ansicht der geselligen Verhältnisse müssen Sie recht allein stehen in dieser schalen, kernlosen Welt." — „Nicht so einsam, wie Sie vielleicht glauben; denn neben mir steht mein Mann, dessen Schülerin ich bin; und nicht so schal und kernlos erscheint uns Weltkindern eine Welt, von deren Annehmlichkeiten Sie wohl noch wenig gekostet haben. Es ist ein Reiz, ein Schimmer um diese angenommenen Formen verbreitet, von dem ich mich nicht trennen könnte; man weiß es, man muß auf der Oberfläche schwimmen, man darf die Tiefe der spiegelglatten Fluth, auf der man dahintreibt, nicht untersuchen. Aber im Sonnenschein der Höflichkeit und der nie gestörten Windstille der höhern Stände, sieht die schöne Wasserfläche, vom rechten Gesichtspunkt aus betrachtet, so blau und imposant aus, wie das Weltmeer — und dafür nehmen wir sie an. Verrückt man den Gesichtspunkt, durchschaut man das Wasser von oben herab, so erblickt man zwar den Grund und der ist Sand, Sand und nichts als Sand; allein gerade deßhalb erheben wir uns nicht von der Fläche, und so bleibt sie für uns der Ocean, auf dem unsere Wünsche ihr loses, gefahrvolles Spiel treiben, dessen Grenzen sie nicht überschrei-

Digitized by Google

ten. Die Weltereignisse werden nur als Schauspiele betrachtet, die wir gemächlich an uns herankommen lassen, wenn sie uns nur nicht aus unserer Ruhe aufschrecken. Mag auch der Einzelne, hier wie anderswo, seine Schmerzen und seine Freuden haben, er muß sie daheim lassen und in der Gesellschaft ein so alltägliches Gesicht machen, als er nur immer kann. Gewiß, lieber Graf, es lebt sich allerliebst in dieser Welt, und besonders in diesem Kreise." Diese Worte sprach sie mit einer Laune, aus der man unmöglich abnehmen konnte, ob es Spott sey, oder — „Ist das Ihr Ernst?" fragte Graf Moriz. „Mein voller Ernst," antwortete sie, mit einem Lächeln, welches beinahe unmöglich machte, der Versicherung zu trauen. „Sehen Sie sich einmal um, betrachten Sie diese Herrn alle, und dann erst die Damen! Haben Sie je so viel Schönheit gesehen?" — „Nie, nie!" rief er feurig aus, ihr voll in das Antlitz blickend. „Sehen Sie einmal unsern Major, mit welcher Grandezza er seine Dame führt; der Walzer ist eben zur Galoppe geworden, darin excellirt er. Was ihm an der Leichtigkeit unserer Elegants abgeht, ersezt er zehnfach durch die Majestät, mit welcher er — ein Thor ist, wie alle die andern. Aber Sie tanzen nicht Galoppe, also führen Sie mich zu meinem Platze zurück!" — „Könnte ich diesen Tanz nicht von Ihnen lernen?" bat Graf Moriz halb verlegen. „Nicht hier, lieber Graf, aber vielleicht einmal en petit comité." Es versteht sich von selbst, daß, was schöne Lippen sprachen, dem Grafen doppelt anziehend erschien; er war mit aller Entzündbarkeit eines jungen Mannes hingerissen von der wahrhaft liebenswürdigen Gräfin Agnes.

Graf Moriz von Sain war auf dem alten Schlosse seiner Väter in den Bergen des Harzes aufgewachsen. Sein Vater war Dichter und seiner Zeit als Gelehrter anerkannt, und die Reinheit der Seele, welche unverkennbar aus seinen Schriften sprach, zog ihm eben so viele Verehrer als Leser zu. Der junge Moriz war der Liebling dieses edlen Vaters, der Sohn seines Herzens; mit ihm pflegte er zu lesen, ihn führte er mit besonderer Vorliebe in das Reich der griechischen und der älteren deutschen Literatur ein — und während der Geist des Jünglings mit ungewöhnlicher Schärfe und Tiefe sich ausbildete, bewahrte sein Herz alle Wärme des einfachen Naturlebens. Ihm waren seines Vaters Dorf und Troja fast gleich bekannt, ihm konnte das Mädchen, das ihn auf seinen Wanderungen in den Bergen der Heimath mit einem frischen Trunk Milch labte, eben so wohl eine Hebe seyn, als ihm Hebe und die Götter Griechenlands vertraut waren, wie andern Knaben Knecht Ruprecht und Rübezahl. Der Olymp war für ihn zur Erde herabgestiegen und die Erde hatte sich dem Olymp genähert. Oft sagte ihm sein Vater: „Moriz, fühlst Du keinen Drang, den Gefühlen Deines Herzens Worte zu geben? In Deinem Alter hatte ich schon manches Lied gesungen, wie's mir später nicht besser gelang." — „Nein," antwortete dann Moriz, „ich kann nur fühlen, nicht aussprechen, und sein schönes Auge sprach für ihn, wenn er dem Vater bewundernd zuhörte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Leserinnen.

(Beschluß.)

Ich lebe des festen Glaubens, daß jedes weibliche Geschöpf, wenn nicht die Verhältnisse, in welchen dasselbe die erste Jugendzeit zubringt, sich sehr bestimmt und außerordentlich gestalten, erst durch festere Lebensverbindungen, als man sie im elterlichen Hause zu finden gewöhnt ist, zu seiner völligen Geistesentwicklung gebracht werden kann. Hat ein Mädchen, das auf den vorstehenden Grad der Bildung gelangte, das Glück in seinem Gatten oder — bleibt es unverehlicht — in seinen anderweitigen Umgebungen einen edlen Sinn und die Neigung zu geistiger Beschäftigung zu finden, so wird es unzweifelhaft, den Weg verfolgend, auf dem es geleitet wurde, seine moralische Kräfte und die Kenntnisse, die ihm oder andern nützlich werden können, immer schöner entfalten und zuletzt ohne eigentliche Gelehrsamkeit den Punkt der Vollendung erreichen, der unserem Geschlechte hienieden als Ziel vorgesteckt ist, und an welchen sich, zweifeln wir nicht! unmittelbar eine verfeinerte Organisation und die Möglichkeit schließen wird, weiter und immer weiter zu schreiten auf dem herrlichen Pfade, den alle lebenden Geschöpfe mit mehr oder minder Schnelligkeit zurücklegen. Eine Frau, die nicht in den Schranken einer allzu beengenden Häuslichkeit leben muß, wo die Sorge jedes hinfließenden Tages den lebendigen Aufschwung des geistigen Fluges hemmt und jede Erholung dieser Art versagt bleibt, kann, wenn sie nur diejenigen Kenntnisse gesammelt hat, die ich vorhin erwähnte, wenn sie eine gesunde Beurtheilungsgabe und den Willen besizt, mit der Zeit allmählig fortzuschreiten, ihrem Gatten die liebenswürdigste Gesellschafterin, ihren Kindern die vorzüglichste Erzieherin werden und für sich selbst Genüsse und Freuden kosten, welche sie reichlich für alles entschädigen, was die Jahre nach und nach ihr rauben. Sie wird sich im Stande sehen, mit ihrem Gatten eine jede Unterredung zu führen, ohne daß er sich mit Unmuth überzeugen muß, seine Frau, die erste Freundin seines Herzens, habe nicht einmal einen Begriff von denjenigen Dingen, die seinen Kopf am meisten beschäftigen; die Gewandtheit des weiblichen Verstandes wird ihr über alle Lücken weghelfen, die sich in ihrer Ausbildung finden und sie wird diese hinreichend besitzen, um nicht als ein unwissendes Weib da zu stehen und doch ihrem Gatten das Vergnügen zu lassen, ihr Urtheil, ihr Wissen und ihre geistige Fähigkeit zu leiten, zu bereichern und zu vervollkommnen. Setzen Sie nun den Fall eines solchen

Digitized by Google

Verhältnisses, des freundlichsten und beseligendsten, das sich denken läßt, und fragen Sie sich: was wird eine solche Frau lesen? Sie wird sich wahrscheinlich gerne mit den besseren Erzeugnissen der Belletristik unserer und der vergangenen Tage bekannt machen, wird, wenn ihr ein Buch zusagt, dasselbe mehr als einmal lesen, und bei jeder Wiederholung wird sie fühlen, daß nur so jeder Gedanke gefaßt und entwickelt, jede Idee in ihrem ganzen Werthe erkannt werden kann. Belastet mit den Arbeiten und Geschäften eines Haushalts und der Sorge für diejenigen, welche ihr angehören, wird sie vielleicht vorzüglich gern in den einzelnen Viertelstunden, die ihr einzig zu Gebote stehen, wenn sie ihre Pflichten treu erfüllen will, eine erheiternde Lektüre zur Hand nehmen, deren es in unserer Zeit so unzählige, und als Vermächtniß einer, in dieser Hinsicht wahrhaft reichen Vergangenheit, sehr schätzbare gibt; ihr zerstreuter Geist wird sich bei den leichtern Schriften eher sammeln, ihre erschöpften Kräfte werden sich in solchen kleinen Zwischenräumen wieder erholen und sie zu emsiger Arbeit tüchtiger machen; ja sie wird ihrem Gatten selbst, der wahrscheinlich zu solchen Lesereien keine Muße findet, mit einer lebhaften Erzählung davon eine angenehme Stunde verschaffen. Sie wird aber auch, wenn sich die Gelegenheit darbietet, ein ernsteres Buch zu lesen, sey es religiösen oder geschichtlichen Inhalts, enthalte es eine Reisebeschreibung, welche mit Hülfe der Karten ihre geographischen Kenntnisse auffrischen und erweitern kann, oder das Leben irgend eines berühmten Mannes, oder Gegenstände der höheren Moral, diese Gelegenheit ergreifen und mit Interesse und Fassungskraft in sich aufnehmen, was dazu dienen mag, alle ihre geistigen Kräfte zu steigern, und vor allem wird sie niemals daraus, weil ein Werk aus dem vorigen Jahrhundert stammt, dasselbe mit der vorgefaßten Meinung bei Seite werfen: veraltete Ansichten und Meinungen wie eine veraltete Sprache taugen nicht mehr für unser aufgeklärtes Zeitalter. So wird allmählig ihr Verstand sich ausbilden, ihr Scharfsinn sich stärken, ihr Geschmack sich läutern und feststellen und sie wird in Küche und Kinderstube, so wie in die übrigen Beziehungen ihres Lebens, den reinen, einsichtsvollen und klugen Sinn übertragen, den sie selbst sich erworben hat.

Schreiten wir nun zu der dritten Klasse unserer Leserinnen, so finden wir freilich ein weniger günstiges Resultat, da wo Modelektüre, wo empfindsame und schwärmerische Romane, wo die mystischen Erscheinungen, die seit einigen Jahren wieder unsere Literatur verunstalten, ihren Sitz aufgeschlagen, den Geschmack verdorben und oft auch den Grund zu endlosem Jammer und ganz zerstörtem Lebensglück gelegt haben. Wo wir statt Walter Scotts Werken, statt den Schriften einer Lady Morgan, einer Johanna Schoppenhauer und so vieler englischer und deutscher Bücher, einiger neueren Schriftsteller geheimnißvolle Ahnungsgeschichten und eine Unzahl kleinerer gehalt- und geistleerer Romane und Erzählungen finden, mit denen der Zeitgeist uns überschwemmt; wo jedes ernstere Buch, das nicht blos die Stunden vertreibt und den Geist auf ein armseliges, edelhaftes Liebesgewäsche bannt, sondern bei dem man nachdenken und überlegen müßte, als langweilig und unbefriedigend bei Seite gelegt wird, da möchte ich nicht gerne weilen. Es hausen da Nervenkämpfe und Vapeurs; statt kräftigen Handelns und Wirkens finden wie leere Empfindelei, und wo wir die ausübende Hausfrau und Mutter, die theilnehmende und nachsichtige Freundin, die edle Christin suchen, da gelgt sich ein unglückliches, mit sich selbst und der Welt zerfallenes, in all seinen Lieblingsphantasien enttäuschtes Geschöpf, das webee auf Erden noch im Himmel einen schicklichen Platz findet. Hier wie überall gelten freilich Ausnahmen, und ich habe schon manche Frau gekannt, deren Geschmack in früher Jugend, und zwar sehr oft durch strenges Verbot alles dessen, was Roman heißen konnte und was meistens heimliche und mithin unvorsichtige Befriedigung des Wunsches herbeiführte, der allen Töchtern Evens gemeinsam zu seyn scheint, mißleitet wurde, und die dennoch ihre weiblichen Pflichten mit Eifer und Ausdauer erfüllte, aber etwas Irres, etwas Unklares und Verkehrtes habe ich doch immer in solchen Wesen wahrgenommen.

Anziehender ist mir die vierte Klasse, die indessen nicht unter die Leserinnen gezählt werden darf, weil sie außer der Bibel und dem Kochbuche, den Psalmen und, wenn es hoch kommt, dem Wochenblatte nichts kennt und auch eine höhere Ausbildung gar nicht vermißt. Die verwehrten Ansprüche, welche die Zeit selbst an die niedern Stände macht, lassen eine gänzliche Unwissenheit, eine vollkommene Unkenntniß der Welt und der Menschen freilich als etwas Anstößiges erscheinen, und ich bin selbst von einem solchen Gefühl nicht frei. Allein es gibt in der Reihe dieser Frauen sehr viele, deren tüchtige Leistungen in ihrem eigenthümlichen Fache, deren Gutherzigkeit und Pflichttreue leicht mit demjenigen versöhnen, was ihnen an ästhetischer Bildung mangeln mag, und weil lieber will ich mich mit einer solchen praktischen Hauswirthin und Mutter unterhalten, als mit einem verbildeten oder übel gebildeten Wesen der dritten und ersten Klasse. Ich endige ein Gespräch dieser Art niemals, ohne etwas gelernt oder meine Begriffe über die Haushaltungskunst verbessert zu haben, und fühle noch überdies die Freude in mir, einer meiner braven Mitschwestern meine Achtung für ihre nützlichen Kenntnisse zeigen zu können, was für sie im Grunde eine Genugthuung seyn muß.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Anfangs Octobers.

Theater. Museum.

Treten auch in diesem bedenklichen Zeitmoment, wo, wie überall, so auch für unsere Stadt, so viel auf dem Spiele steht, die Anstalten für Kunst und Wissenschaft sammt ihren Leistungen mehr oder weniger in den Hintergrund, so hat doch in den letzten Tagen ein dreifaches Interesse jener Art die Gemüthern aufgeregt. Wir meinen das Gastspiel der Madame Schröder-Devrient und das des Hrn. Becker vom Dresdener Theater (als Tasso), so wie die Wiedereröffnung unsers Museums. Mad. Schröder-Devrient hat als Fidelio, Cavaquinte, Maria (in Raoul dem Blaubart) und Vestalin großen Beifall und ein paar hundert Louisd'or geerndtet. Sie ist keine Brausorsängerin, und steht in sofern unter der Sontag und Heinefetter; aber sie ist eine sehr angenehme Erscheinung auf der Bühne, eine vollendete Actrice und eine Künstlerin, die ihre Mittel geltend zu machen versteht. Wir hätten sie gerne hier behalten, besonders weil Die. Haus nach Stuttgart abgegangen ist, um dort zu bleiben; aber die Theaterkasse reicht nicht hin zu so enormen Forderungen, wie jetzt die fertigen Sängerinnen machen, so daß wir uns nach wie vor mit Wandern des gnügen müssen. Mad. Schröder-Devrient ist von hier nach Mannheim gegangen und wird später Stuttgart und Wien besuchen. — Hr. Becker trat in zwei sehr divergenten Rollen auf: als Tasso und als Millerche in der Lokalposse „der Bürgercapitän." Den Tasso gab er vermuthlich, um für uns Buße zu thun, denn unlängst hatte man sich an ein Goethisches Lustspiel („die Mitschuldigen") gewagt und dadurch, da unser Publikum in manchen Stücken noch unmündig ist, den Skandal verherrlichet. Das subject großer Landsmann ausgepfiffen wurde. Ein Auditorium, das den Tasso wohl aufzufassen im Stande wäre, würde mit universellem Geschmack auch die Aristophanische Laune zu genießen wissen. Darum glauben Manche wohl nicht mit Unrecht, ein so vollendetes Stück, wie der Tasso, verliere bei jeder Darstellung auf den Bühnen, wie sie jetzt sind. Hr. Becker gefiel. Er hat und bereits wieder verlassen.

Das Museum (im rothen Hause) hielt, nach sechsmonatlicher Unterbrechung, am 1. October seine erste öffentliche Sitzung des Winterkurses 1830 — 31. Diese Anstalt gedeiht und entfaltet Elemente, die, bei einiger Pflege, noch höhern Flor versprechen. Sie ist schon darum der Theilnahme aller Kunstfreunde werth, weil sie in Frankfurt allein dahin wirkt, daß große Musikwerke, wie die Beethovenschen Symphonien, zur Aufführung kommen. Der Abend des ersten Octobers war eine würdige Inauguration. Die Ouvertüre zur Oper „Bibiena" von Pixis, der gerade hier war, zwei Arien aus Don Juan und Bibiena, von Madame Schröder-Devrient gesungen, ein Klavierconcert, von dem talentvollen Frl. Wendelstädt gespielt, und, als Krone des Ganzen, die herrliche Beethovensche Symphonie aut C Minor — dies war die musikalische Partie. — An Vorlesungen war zu hören: 1. Ein Eröffnungsgedicht von H. Hang, Lehrer an der Musterschule. 2. Eine kritische Abhandlung über englische und deutsche Universitäten und dem North American Review, zusammengestellt von Hrn. Konsistorialrath Kirchner. Das Urtheil des Nordamerikaners fällt ganz zu Gunsten unserer vaterländischen Hochschulen aus, besonders bei dem Vergleich, den derselbe zwischen dem lebendigen Forscherleben auf diesen und dem stationären Wissen auf den englischen Universitäten anstellt. 3. Eine anthropologische Skizze: „Der Genius der Menschheit." von Hrn. Dr. A. Clemens. Der Verfasser verbreitet sich über das Fortschreiten der Menschheit zu einer immer größern Vollkommenheit; er bezeichnet die dem Menschen zugetheilte Gabe, sich zu vervollkommnen, als wahre Gottesgabe, als den ächten Genius des menschlichen Geschlechts. „Wohl denen, sagt er, die die göttliche Würde des Menschen zu ehren wissen, wehe denen, die sie verkennen, oder wohl gar mißbrauchen wollen! Nur die Weisheit darf die Übung dieses großen Problems versuchen; jene Wahrheit aber darf Niemand verkennen, ohne die Gottheit selbst zu lästern, die dem Menschen die Vollmacht gab, die Welt zu beherrschen und sich zu unterwerfen." — Der Saal des Museums war am ersten Stiftungsabend so gedrängt voll, daß viele Mitglieder vergebens nach einem Plätzchen seufzten und ihren Wunsch laut werden ließen, doch in Zukunft besser bedacht zu werden. Man vermuthet auch, daß die Vorsteher darauf denken, das Auditorium der Gastarten an Einheimische, die Mitglieder werden können, zu beschränken.

(Der Beschluß folgt.)

Genf, October.

(Fortsetzung.)

Société familière.

Der Canonikus Barras vom großen St. Bernard, der seine Kollette für das Hospiz in Genf beendigt hat, dankt (in einer Hauptsitzung der Société familière) für alle Freundschaft und Unterstützung, welche er daselbst gefunden; er bemerkt dabei, daß seine Sammlung lediglich für das Hospiz auf dem großen St. Bernard bestimmt sey, wiewohl sein Orden auch ein Hospiz auf dem Simplon versorge. Dasselbe besitze aber Verwalter genug und brauche nicht zu sammeln; übrigens sammle das St. Bernardshospiz nur in der Schweiz und sonst nirgends; es sey lediglich Betrug, wenn, wie es zu Zeiten geschehe, in Deutschland Leute auftraten und für dies Hospiz zu sammeln vorgäben. — Der Prof. de Candolle zeigt eine interessante Sendung vor, welche er von dem französischen Konsul Drovetti in Alexandrien bekommen, nämlich eine Hand voll Korn, das im Sarg einer Mumie zu Theben gefunden worden ist, die zwischen 2500 bis 3000 Jahr alt seyn dürfte. Dies Korn beantwortet eine lang unentschiedene Frage der Pflanzenphysiologie, nämlich: ob die Aehren der Vegetabilien immer dieselben seyen, oder ob sie nur zufällig durch gewisse Umstände erzeugt und hervorgebracht würden? Das Auge kann mit der größten Aufmerksamkeit keine andere Weichheit beobachten zwischen unserm heutigen und diesem egyptischen Korn entdecken, als die Farbe und die Kleinheit der Körner. Ersteres kommt aber lediglich von der Zeit und letztere von der Austrocknung. Das triticum durum vor 3000 Jahren war augenscheinlich dasselbe, wie das unsrige. — M. macht auf die Sicherheit unserer Titel und persönlichen Bezeichnungen aufmerksam; die Zeit, wo man im Waadtland, Bern und Freiburg die Frauen nach den Aemtern ihrer Männer Madame la Baunerette, la Sergente, la Major, la Justicière, la Baillive, la Greffière, la Doctoise u. s. w. nannte, sey nun zwar nicht mehr, wohl aber noch die Unart, im geselligen sämmtlichen Zusammensein von M. le Juge, M. le Président, M. le Conseiller und M. le Capitaine zu reden. Am lächerlichsten aber sey wohl das ehrmatige Epitheton der Mitglieder des Conseil représentatif: Magnifiques et très-honorés seigneurs, das an einer Aeußerung Voltaire's in Ferney erinnerte: Je chasse souvent les magnifiques seigneurs de Genève, qui viennent me voler mes pommes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 112.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 264.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 4. November 1830.

— Ihr Kuß war Götterbrod,
Glühend wie der Wein.
Ach! ich liebte fast mich todt!
Rings mit Sonnenschein
War sie umstrahlet.

Goethe.

Aus Grabbe's Aschenbrödel.

Zweiter Akt.

Zweite Scene.

(Frühlingsflur, umkränzt von Wäldern und Hügeln.)
(Die Feen erscheinen.)

Die Feen.

Wir wiegen uns auf Rosenduft,
Und Wollust zittert durch die Luft.

Erste Fee.

Hört! die Schneeglöckchen klingen!

Zweite Fee.

Und wie die Quellen singen!

Alle Feen.

Sie läuten, sie singen
Den Frühling herein!
Er naht, er naht, aus fremder Zone,
Und sein Gewand ist Sonnenschein!

Erste Fee.

Die Sonne ist des Frühlings Krone.

Zweite Fee.

Sein Teppich die bethaute Flur.

Erste Fee.

Die Blumen seines Fußes Spur.

Zweite Fee.

Vor ihm schmilzt Winters-Eis zusammen!

Erste Fee.

Ihm brennt der Wald in grünen Flammen!

Zweite Fee.

Die Seen öffnen ihm die Augen!

Erste Fee.

Und Bien' und Mücke saugen
Mit ihren Blicken seinen Gruß!

Zweite Fee.

Er grüßt die Welt mit Wonnekuß!

Erste Fee.

Fühlst du den Wiederhall?
Was singt die Nachtigall?

Zweite Fee.

Verstehst du's nicht?
Ihr Schlag ist klar ja, wie das Licht:
„Durch's laub'ge Dunkel
Bricht Gluthgefunkel,
Entzündet mir die Brust. —
Hoch flammt mir auf die Stimme
Und preist der Liebe Schmerz und Lust!"

Erste Fee.

Was will der Duft der Rose?

Zweite Fee.

Er ist der Rose Stimme
Und voll Gefose
Ruft sie dem Sonnengotte zu:
„Ich schlief im grünen Kleide,
Verloren ist die Ruh',
Denn mich erweckest du!

Digitized by Google

O Sonn' und Liebesfreude,
Euch anbetend,
Schwillt mir der Busen schamerröthend!"

Der Gnom (steigt aus der Erde).

Ich merkte hier Spektakel —
(Er erblickte die Feen.)
Mirakel! o Mirakel!
Die sind nicht häßlich,
Doch ich bin auch nicht allzu gräßlich!
Ich weiß mich zu geriren,
Und werde reussiren!
Die da! sie kommt mir, wie geladen,
Sie tanzet auf dem Wind
Und thut sich keinen Schaden!
O wär' ich auch so leicht und so geschwind!

Die Feen.

Schützet den Lenz
Mit segnender Huld!
Wie in dem Auge
Trunkener Liebe
Abendstern schimmert
Feuriger, schöner
Als an dem Himmel,
Schimmere die Welt!
Laubkranz im Haare,
Füllhorn im Arme,
Sollen die Horen,
Die lächelnden Jungfraun,
Fliegenden Tanzes
Grüßen den Menschen!
Dunkeler Blick nicht
Schaue nach oben!
Goldene Morgen,
Gold'ne Abende,
Diamantener Tagsglanz
Soll ihn verklären!
Wolken hinweg!
Nur einzelne Schäfchen
Mögen den Aether
Furchtlos durchziehen,
Daß sie sich verirren,
So weit er auch ist,
Denn Jedermann sieht sie
Wandeln im Licht!

Der Gnom.

Ich muß gesteh'n,
Daß mich die Feen entzücken,
Und alle sind sie ziemlich schön.
Doch noch weiß ich nicht recht,
Welch' ich von ihnen möcht' beglücken —
Die da scheint mir zu schlecht!

Die Feen.

Seht! seht! ein Gnom!

Der Gnom.

Na, was heißt das? Oekonom
Und Gnom ist eins!
Der eine quält und kriecht im Grund der Erde,
Der andre pflügt darauf mit viel Beschwerde!

Die Feen.

Wie plump und graus,
Das Haar beschmuzt und kraus. —

Der Gnom.

Sieht's nicht recht lieblich aus?

Die Feen.

Hat er ein Auge, hat er keins?

Der Gnom.

Gottlob, sie närren mich,
Und was sich närrt, das liebt sich!
— Doch was ist das? Fast lauf' ich weg — Was für ein Zittern!

Die Feen.

Die Himmelskuppe springet auf
Und unsre Kön'gin naht von ihrem Sitz
In donnerjubelnden Gewittern!
(Die Königin der Feen erscheint.)

Der Gnom.

Alle Blitz,
Kein Meteor flammt heller,
Stürmt mächtiger und schneller
Von Pol zu Pol als die!
Die ist die Schönste unter allen!
Und wie sie auch zu Fuß ihr fallen!
Die Sonne selbst wird bleich und roth
Von ihrer Wange, ihres Kleides Glanz —
Ich weiß nicht, wie
Mir wird — Ich spüre Liebesnoth!
Endlich fühl' ich am Schmerz,
Ich habe auch ein Herz!

Erste Fee.

Der Königin zuckt die zarte Lippe!

Zweite Fee.

Sie ist erregt!

Der Gnom.

O wenn ich erst von deren Munde nippe!
(Die Fortsetzung folgt.)

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Unterdeß quälte den alten Sain der Gedanke, ob der Sohn, den er in der Welt der Ideale erzogen hatte, auch in der so ganz andern Welt der Wirklichkeit glücklich

Digitized by Google

seyn würde, und er theilte seine Sorgen dem Lieblinge mit. Moritz entgegnete darauf: „gewiß werde ich's seyn, wenn Du mich nicht in die zwangvollen Formen des gesellschaftlichen Lebens zwingen willst; laß mich nie die Vorurtheile und den Egoismus der Menschen, wovon Du mir so viel erzählt hast, mit eigenen Augen sehen; laß mich ohne Amt; dringe mich nicht in Lagen, wo ich die Menschen ihres Standes oder Titels wegen achten oder verachten muß. Du hast mir ja gesagt, Du könnest und wollest mir ein unabhängiges Vermögen sichern, sträube Dich nicht dagegen, daß ich es hier, wo mich die Vorsehung geboren werden ließ, ruhig verwalte, daß ich mit meinen Bauern als Bruder lebend, nur in Geistesbildung höher stehend als sie, die Idylle meines Erdenlebens beschließe, wo ich sie begann." Aber der Vater war anderer Meinung: „Du mußt die Welt," sagte er, „in ihren äußern Erscheinungen kennen lernen, um ihre innere Bedeutung zu fassen; Dein Geist ist zu groß, zu ausgebildet für Dein Dorf. Die Frau, deren Wesen Deine Seele wie Dein Herz erfüllen soll, wirst Du unter den pausbackigen Fräuleins unserer Nachbarschaft nicht finden, und noch weniger, glaube mir, unter den Töchtern meiner Bauern." — „Und doch," erwiederte der Jüngling, „ist es gerade das, was mir als Glück vorschwebt; eine Seele zu mir heran zu bilden, die, wenn ich so sagen darf, als mein Geschöpf mich lieben wird, die ich als solches doppelt lieben werde."

Aber gegen solche Phantasien sträubte sich des Vaters, wenn auch schwärmerischer, doch nicht ganz vorurtheilsfreier Geist; nur wagte er es nicht, dieß offen gegen den Sohn auszusprechen, weil er fürchtete, dadurch in seiner Achtung zu sinken; er begnügte sich daher mit dem Ausspruch: das solle ihm frei stehen, wenn er die Welt erst gesehen habe. Ein Jugendfreund des Grafen war Gesandter in der oben erwähnten Hauptstadt geworden; es kostete diesen ein Wort, und Moritz war bei der Gesandtschaft angestellt. Mit schwerem Herzen willigte der Jüngling endlich ein, und im Spätherbst verließ er die theure Heimath, mit ihren durch tausend Erinnerungen geheiligten Felsen und Eichen. Unbeschreiblich kahl und leer kam es ihm vor in der großen Stadt; sein heißes Herz verlangte Liebe und fand keine. Da sah er am 19ten November die schöne, anmuthige Agnes, das erste vollendete Frauenzimmer, welches ihm je erschienen war, und sein Herz ward ein leichter Raub für so viel Liedreiz.

Den Eindruck nicht ahnend, den sie gemacht hatte, sah Gräfin Agnes, von körperlicher Ermüdung überwältigt, dem Ende des Balles sehnsüchtig entgegen. Endlich hüllte eine Mutter nach der andern ihre erhitzte, athemlose Tochter in Shawls und Pelze ein; die jungen Herrn benutzten die letzten Augenblicke auf der Treppe, um zu den langen Huldigungen des Abends noch ein schmeichelndes Wörtchen hinzuzufügen, und manches Mädchen zögerte, den Fuß auf den Wagentritt zu setzen, damit ihr Held Zeit gewinne, heranzukommen und ihr beim Einsteigen behülflich zu seyn. So eilte Alles, entzückt und befriedigt, wenn auch ermüdet, der Ruhe zu, und Agnes hatte nur eben Zeit genug, die Nichtigkeit der Freuden einzusehen, die sie den ganzen Abend so lebhaft erregt und beschäftigt hatten, ehe der Schlummer ihre Augen schloß.

Hoch am Mittag weckte sie ein sanfter Kuß auf die Stirne, und ihr Mann stand freundlich vor ihr. „Ich muß Dich wecken, meine Agnes," sagte er, „in einer Stunde fängt Hummels Konzert an, und das möchtest Du doch gewiß nicht versäumen." — „Gewiß nicht," antwortete sie; „ich bin schon bei dem Gedanken daran ganz außer mir —" (ein leises Gähnen ließ sie nicht vollenden). Graf Borck lächelte über diesen Ausdruck des Enthusiasmus und überließ sie den Händen ihrer Kammerjungfer, die, noch ehe die Stunde verflossen war, den geschmackvollsten Morgenanzug um die leicht zu schmückende Gestalt ihrer Gebieterin geordnet hatte. Der Wagen fuhr vor und Agnes eilte ins Konzert. Sie liebte die Musik wahrhaft, und horchte dem ersten Meister unserer Zeit mit tiefgefühlter Bewunderung; als aber Madame Borgondio mit ihrem tiefen Conteralte: „ombra adorata aspetta" sang, füllten sich die Augen vieler Zuhörer mit Thränen, und auch Agnes zahlte ihren Tribut der Rührung. Es heißt: wenn man Jemanden lange mit dem Auge fixirt, so werde dieser endlich gezwungen, nach der Richtung, in welcher man sich befindet, hinzusehen. War es nun diese Art von Zauber oder ein Ungefähr — genug, Agnes wandte plötzlich und gleichsam unwillkührlich ihr Gesicht und begegnete einem Auge voll Schwärmerei, das fest auf sie gerichtet war. Sie erröthete vor der unverhehlten Bewunderung, die ihr Graf Moritz von Sain in dieser stummen Sprache zollte, und konnte einige Minuten lang ein beinahe ängstliches Gefühl nicht bemeistern. Das Ende des Konzerts gab ihren Gedanken jedoch eine andere Richtung, und die stattliche Figur des Majors von Hilperstein, der dicht neben Hummel stand und diesmal als Musikkenner mit einer unbezahlbaren Protektionsmiene zu dem Künstler sprach, weckte ihre ganze Fröhlichkeit. Sobald Hilperstein die Möglichkeit gewahrte, durch Hinwegräumung einiger leer gewordenen Stühle bis zur Gräfin zu gelangen, verließ er schnell den Künstler, um ihr zum Geleit bis an den Wagen seinen Arm anzubieten. Im Einsteigen fragte sie ihn: „Sind Sie ganz entzückt?" — „Ganz," erwiederte er mit aller Begeisterung, zu der die unbequeme Rolle des Kunstliebhabers ihn diesmal verpflichtete, „ganz, und um so mehr, da ich mit Hummel vertraut bin, wie Wenige." — „Davon müssen Sie uns beim Thee mehr erzählen!" rief sie ihm noch zu, als eben der Wagen wegrollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Anfangs Oktober.

(Beschluß.)

Vorlesungen über die franz. Literatur.

Hr. Peschier aus Genf, dessen in unserm lezten Berichte beifällig erwähnt wurde, hat nunmehr seinen Cours de littérature française geschlossen. Bis zur lezten Sitzung hin bewährte dieser junge Gelehrte nicht weniger seine umfassenden Kenntnisse, wie seinen Beruf als Kritiker. Veranlaßt, sich in dieser Sitzung über das oratorische Talent Massillons, eines der ausgezeichnetsten Kanzelredner der lezten Decennien des 17ten Jahrhunderts, zu verbreiten, bemühte sich Hr. P., seinen Zuhörern zu zeigen, wie groß der Einfluß gewesen, den die politischen Ereignisse auf den eigenthümlichen Charakter seines Talents geäußert und in wie fern der Vorwurf gegründet sey, den der Kardinal Maury gegen ihn erhob, als habe derselbe die evangelische Beredtsamkeit dadurch entnervt, daß er an die Stelle des Dogma die Sittenlehre gesezt, und daß seine Denkweise zu frei, zu kühn gewesen, vornämlich aber sich zu sehr den philosophischen Meinungen genähert habe, die über das 18te Jahrhundert zu herrschen im Begriffe standen. „Mit dem Tage, sagt Hr. P. am Schlusse, wo ein Höfling (Dangeau), der 50 Jahre lang ein genaues Register über die kleinsten Vorfälle des Privatlebens des Monarchen geführt hatte, ganz kalt in sein Tagebuch schrieb: Heute, um 8 Uhr Morgens, ist der König gestorben; mit dem Tage, wo diese Regierung also schloß, sah man plözlich einen neuen Geist entstehen und sich entwickeln. Von der Höhe jener religiösen Institutionen, jenes heuchlerischen Gepränges, das Europa verblendet hatte, fiel man in die Schwächen und Thorheiten der Regentschaft; in der Verderbniß dieses Hofes muß man die erste Ursache der Zügellosigkeit des 18ten Jahrhunderts suchen. Der größte Windbeutel von Verbrechen (le plus grand fanfaron de crimes), wie ihn Ludwig XV. nannte, ersezt auf dem Throne den, welchem Schmeichelei den Beinamen des redlichsten Mannes im Königreiche (le plus honnête homme du royaume) zugetheilt hatte. Die ernste Würde und die Unterwürfigkeit, welche die Gemüther vor dem königlichen Ansehen niederbeugten, verschwanden an dem Tage selber, wo sich der Regent nach dem Parlamente begab — das noch Tages zuvor ein Wort Ludwigs XIV. zum Stillschweigen brachte — um daselbst das Testament kassiren zu lassen, worin, nach der Absicht des Monarchen, sein absoluter Wille ihn selbst überleben und das mit dem königlichen Purpur die Früchte eines doppelten Ehebruchs bedecken sollte. Und wie seltsam! welch eine sonderbare Anomalie! Dieser nämliche Herzog von Orleans, bei welchem man die entarteten Reste eines großen Fürsten wiederfand, dieser entsittlichte Heinrich IV. stand mit den ausgezeichnetsten Männern der lezten Zeit des großen Jahrhunderts in Verbindung. Der zucht- und sittenlose Zögling Dubois's hatte in den vertraulichsten Verhältnissen mit dem tugendhaften Erzbischofe von Cambray gelebt; der frömmste Mann Frankreichs liebte also den Regenten. So auch der redlichste Mann, der unbescholtenste Richter, der Kanzler d'Aguesseau. Endlich waren der beissigste Satiriker seines Jahrhunderts, Saint-Simon, und Fontenelle, der geistreichste Mann seiner Zeit, den man durch Enthusiasmus nicht täuschen konnte, denn er selber hatte keinen, die vertrauten Bewahrer der Gedanken des Herzogs von Orleans. ... Allein dieses Achtung gebietenden Gefolges erlauchtee Namen ungeachtet, vermochte der Regent die Verachtung nicht abzuwälzen, die seit hundert Jahren auf seinem Namen lastet. — Mit jenen Männern zugleich lebte ein Diener des Himmels, dessen Name die Geschichte besudelt und der Einbildungskraft alles das vorführt, was Verachtung der Religion und Moral Ungeheuerstes hat, ein von seinen Zeitgenossen so vollkommen verachteter Mensch, daß er von der Zukunft nichts zu erwarten hatte, und der nach dem Beifalle der Geistreichen strebte, um so dem Anathem aller redlich Gesinnten das Gleichgewicht zu halten. Es war dies, weil man ihn nennen muß, der schändliche Dubois; und dieser Mensch bedeckte sein Haupt mit der Bischofsmüze des tugendhaften Fenelon und erhielt vom Pabst selber den Kardinalshut, wohin so lange sein Ehrgeiz gerichtet gewesen. Und Massillon selbst war es, wir sagen es mit Schmerz, der diesem entwürdigten Wesen, das sich des Abscheus rühmte, den es einflößte, ein Zeugniß der Unschuld und Befähigung ausstellte; auf seine Erklärung hat man der Ernennung oder vielmehr der Entheiligung des bischöflichen Stuhls die Weihe ertheilt. — O Schande! und man wundert sich nach diesen Vorgängen noch, daß Frankreich im 18ten Jahrhundert, bei seinen scheußlichen Saturnalien, vor den Augen des erstaunten Europas das Aergerniß der gräßlichsten Ausschweifungen zur Schau gelegt, und daß ein von Haß und Wuth trunkenes Volk, nachdem es von der Tribüne herab die ganze Nation decimirt, den Kopf des tugendhaftesten der Könige unter dem Henkerbeile hat fallen machen!“ — Hr. Peschier wird, wie wir vernehmen, noch längere Zeit in unserer Mitte verweilen. Wir dürfen uns daher von ihm noch andere wissenschaftliche Leistungen, ähnlicher Art mit den frühern, auch im Laufe dieses Winters versprechen.

Genf, Oktober.

(Fortsetzung.)

Société familière.

Das dünkelhafte magnifique (fährt M. in einer Hauptsitzung der Société familière fort) sey nun zwar in der Genfer Revolution untergegangen, noch immer aber hießen sie très-honorés seigneurs, was doch für eine Republik zu viel sey; unser repräsentativer Rath von zweihundert Köpfen bestehe größtentheils aus Kaufleuten, Handwerkern und Fabrikeigenthümern; er könne nun so wenig einsehen, wie zweihundert solcher Leute einen très honoré seigneur, als wie zweihundert très honorés seigneurs einen tüchtigen Kauf- oder Industriemann machen könnten u. s. w. — F. berichtet, daß der junge talentvolle Bildhauer David in Paris an der Marmorbüste unseres verstorbenen Dumont arbeite, und daß er schon jezt über deren Aehnlichkeit überrascht gewesen sey. — M. spricht von einer neuen Art Kartoffeln, genannt Arracacha esculenta, die im mittlern und südlichen Amerika von so großem Nutzen ist, wie die Erdäpfel; zum Versuch ihres Anbaus sey solche in unserm botanischen Garten gepflanzt, besser aber werde sie wahrscheinlich in südlicheren Gegenden im Freien fortkommen, deshalb habe man dergleichen zum Versuch an die botanischen Gärten von Montpellier, Toulon, Turin und Florenz geschickt. — H. bemerkt, daß sich aus einer ganz neuerdings in Frankreich gemachten Berechnung ergebe, daß die Volkserziehung in den aufgeklärtesten Departements lange nicht so weit gediehen sey, als bei uns in Genf; denn in dem Dep. de la Seine verständen von 100 jungen Leuten 18 weder das Lesen noch das Schreiben, im Dep. du Doubs, wo der Volksunterricht am weitesten gediehen, sey dies Verhältniß 17 von 100, in Genf aber nur 2 von 100. — F. erzählt als seltene Merkwürdigkeit, daß neulich bei Ger am Fuß des Jura sey ein Hirsch geschossen worden, dergleichen könnten sich die ältesten Leute nicht erinnern.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 88.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 265.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 5. November 1830.

Verdienst macht Alles werth und Liebe macht es gleich.

Haller.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Major Hilperstein, der nie eine noch so flüchtige Einladung unbeachtet ließ, stellte sich zur Theestunde richtig ein. Wahrscheinlich hatte er aber zuvor noch ein Paar andere Einladungen auf den Abend zu erhalten gesucht, denn es gehörte zu den Seligkeiten seines Erdenlebens, sagen zu können: „es ist mir leider für heute unmöglich zu kommen, denn ich bin bei der Gräfin B. oder E. schon versagt.“ Er fand die Gräfin im Gespräch mit ein Paar Vertrauten des Hauses, zu denen ein bekannter Gelehrter mit silbergrauen Haaren gehörte, der früher Hofmeister des Grafen Borck, jetzt Professor an der Universität war. Die ehrerbietige Auszeichnung, mit welcher die Gräfin diesen alten Herren stets behandelte, machte sie in seiner Gesellschaft doppelt liebenswürdig und sicherte ihm in ihrem Hause eine gleiche Begegnung von allen Gästen, selbst von den anmaßendsten jungen Leuten. Auch Hilperstein, den — zur Ehre sey's ihm nachgesagt — graue Haare ohnedieß nicht zum Muthwillen reizten, fühlte in dieses Mannes Gegenwart seine Unterhaltungsgabe, mehr als es ihm angenehm seyn mochte, gelähmt. Aber heute war Hummel stärker als Professor Baldy. Mit dem vollen Gefühle seiner Wichtigkeit trat daher der Major in das Kabinet, denn er wußte, daß ihm ein reichhaltiger Unterhaltungsstoff zu Gebote stand. —

„Nun, lieber Hilperstein,“ rief ihm die Gräfin fröhlich entgegen, „heute Hummel, und nichts als Hummel! Wie sind Sie mit ihm bekannt geworden?“ — „In meiner frühesten Jugend schon, in Berlin,“ erwiederte Hilperstein. „So? war er in Berlin mit Ihnen zusammen, nun da war er gewiß, wie bei uns, der Held des ganzen Publikums.“ — „O ja, das war er in gewisser Hinsicht auch.“ — „In gewisser Hinsicht! — in welcher denn nicht?“ — „Wenn ich es, ohne das Zartgefühl zu verletzen (diese Rücksicht machte des Majors größten Stolz aus), vor Damen auszusprechen wagen darf, seine Ausschweifungen, vor allem sein Trinken, machten doch Viele etwas stutzig; er war zwar in manchen Gesellschaften gern gesehen, aber in andern auch nicht. Indessen, meine gnädige Gräfin, bedecken Sie diese Jugendverirrungen mit dem Mantel christlicher Liebe, denn nach der Bekanntschaft, die ich gestern und heute Vormittag mit ihm erneuert habe, wollte ich schwören, daß er lange kein Glas Wein an seine Lippen gebracht, außer etwa, was ihm von edler Frauen Hand gereicht ward.“

Hier ward dem eintretenden Grafen von Sain ein leichtes Kompliment gemacht und das Gespräch alsbald fortgesetzt.

„Nein,“ nahm die Gräfin das Wort, „das mag ich nicht auf Hummel sitzen lassen, und wenn Sie ihn jetzt auch zehn Mal als bekehrten Sünder darstellen. Ich habe in meinem Leben nichts gegen den guten Ruf unseres herrlichen Künstlers gehört, und Sie, bester Major, sind doch sonst nicht der Mann, der seinen Nächsten verläumdet. Sagen Sie einmal ganz aufrichtig, haben Sie Hummel

Digitized by Google

wirklich in Berlin gekannt? Wir wollen es auch in ewiges Stillschweigen begraben, wenn Sie sich dießmal einer kleinen, kleinen Unwahrheit schuldig bekennen.“

Hilperstein sah sich unrettbar in die Enge getrieben, doch erwiederte er in imposanter Stellung und mit beleidigtem Tone: „Ich habe wenigstens das bessere Theil des Künstlers genau kennen gelernt; die Kinder seines Geistes haben meine Jugend gebildet und entzückt, und das wollte ich auch nur andeuten, wenn ich von meiner Vertrautheit mit ihm sprach, denn,“ — „Was kennen Sie denn von seinen Kompositionen?“ unterbrach ihn die Gräfin, die nun auf die gänzliche Niederlage ihres Opfers erpicht war. — „Außer seinen vortrefflichen Sonaten,“ erwiederte Hilpersteln im Tone gekränkter Würde, „Seht in des Mädchens Schooße;“ — „Bei Dir wo man sich selbst vergißt;“ — „Man buchstabirt;“ — „O Gott,“ rief Agnes, laut auflachend, „er spricht die ganze Zeit von Himmel!“ Und die ganze Gesellschaft stimmte in das fröhliche Gelächter ein. Hilpersteln strich etwas verlegen seinen Schnurrbart und brummte in die hohle Hand hinein: „Nun wahrhaftig, ein i und ein u sind doch auch leicht zu verwechseln.“ — „Aber,“ nahm Professor Baldy das Wort, „zwischen Himmel und Hummel ist mehr Unterschied, als ein i und ein u, mein lieber Herr Major. Ohne der wahrhaft lieblichen Muse des alten Himmel unrecht thun zu wollen, so ist doch ein so großer Abstand zwischen dem natürlichen Talent dieses Künstlers und dem, durch tiefes Studium vollendeten, Genie unseres Hummel, daß sie als Musiker recht schwer zu verwechseln sind, und wer die Lebensverhältnisse beider Männer kennt, dem werden sie als Menschen kaum weniger verschieden erscheinen. Ich habe Hummel von seiner Kindheit an gekannt und stets Gelegenheit gehabt, mich von den Umständen unterrichtet zu erhalten, die ihn durchs Leben begleiteten. Oft hat es mich mit Bewunderung erfüllt, wie der zarte Knabe sich anstrengte und abmühte, um das schöne Ziel zu erreichen, die Seinen durch seine Kunst unterstützen zu können. Dieß war ihm damals nur das schöne Mittel zum schönern Zweck. Es gelang ihm bald, wie nur wenigen Auserwählten und mit dem höhern, begeisternden Kunstgenusse selbst, folgten dem eisernen Fleiße, mit welchem das Himmelsgeschenk gepflegt wurde, bald auch die Annehmlichkeiten des Lebens, als erfreuliche Zugaben.“ Diese Worte des ehrwürdigen Herrn lenkten die Aufmerksamkeit der Anwesenden von dem durch Hummel und Himmel verstummten und verstimmten Hilpersteln ab und gaben Gelegenheit zu manchem belebenden Wort über die Kunst im Allgemeinen. Endlich vereinten sich alle in der dringenden Bitte an die Gräfin, zu singen.

Sie setzte sich, ohne Ziererei, ans Klavier und sang mit schöner Stimme und wahrem Ausdruck folgendes Lied von Graf Platen:

Laß tief in Dir mich lesen.
Verstehst auch dieß mir nicht,
Was für ein Zauberwesen
Aus Deiner Stimme spricht.

So viele Worte bringen
In's Ohr uns ohne Plan,
Und während sie verklingen
Ist Alles abgethan.

Doch bringt auch nur von ferne
Dein Ton zu mir sich her,
Beherzt' ich ihn so gerne,
Vergeß' ich ihn so schwer.

Ich bebe dann, entstimme
Von allzurascher Glutb; —
Mein Herz und Deine Stimme
Versteh'n sich gar zu gut.

Die einfache Musik war den Worten so angepaßt, daß sie dem zärtlichen Inhalte ganz eigen anzugehören und nur eine erhöhte Deklamation zu seyn schien. Graf Moritz horchte den Tönen mit stummer Bewegung und entfernte sich leise vom Klavier, um sich nicht gezwungen zu sehen, seine Beifallsäußerungen mit denen der andern Zuhörer zu vermengen. Beim Schluß des Liedes trat Frau von Fay mit ihrer schönen Tochter herein, um sich für die Einladung zum Balle zu bedanken. Die Gräfin eilte ihr zuvorkommend entgegen und sagte zu Fräulein Fay: „Sie kommen uns eben recht, in doppelter Hinsicht; Hummel hat heute die Geister der Musik gewaltig aufgeregt und Alles lechzt nach Tönen. Singen Sie ein Duettchen mit mir.“ Fräulein Fay ließ sich nicht lange bitten, und bald fand sich eins der niedlichen Notturnos von Blangini, in welchem der Sopran des Fräuleins, mit dem Mezzo Sopran der Gräfin wie in eins verschmolzen, bald in leisem Gemurmel, bald in schwellender Anströmung, einen wirklich seltenen Genuß gewährte. Graf Moritz war während des Singens wieder näher und näher getreten, und am Schluß des Duetts wußte er dem Fräulein mit wahrer Beredtsamkeit seine Freude auszudrücken, er lobte, wie schön und rein sie intonire, wie sie die Töne so mühelos ausbauche, wie der Blumenkelch seinen Duft, wie sie die Worte so gut und deutlich ausspreche u. s. w. Der Gräfin, die indessen von den andern Herrn und ein Paar hinzugekommenen Damen mit Lobsprüchen überhäuft ward, sagte er kein Wort; jedoch am Ende seiner Rede wandte sich sein Blick zu ihr und er seufzte tief auf. — War es nun, daß diese Nichtbeachtung sie etwas verdroß, oder war ihr dieselbe gänzlich entgangen, kurz, sobald sie sich von der übrigen Gesellschaft losmachen konnte, näherte sie sich dem Grafen Moritz, der noch in lebhaftem Gespräch mit Fräulein Fay war, und sagte zu ihm: „Ich wette, Sie singen auch.“ — „Ja,“ entgegnete er ruhig. „Was? was?“ fragte sie schnell, „Baß oder Tenor? Wir sind auf der Jagd nach Männerstimmen, geschwind geben Sie uns eine Probe.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus Grabbe's Aschenbrödel.

(Fortsetzung.)

Die Königin der Feen.

Ihr Feen,
Ich bin vom Zorn bewegt!
Ich sucht' von Himmelshöh'n
Das beste Herz der Welt, und sah
Olympia!

Die Feen.

Die dir Verwandte?

Die Königin der Feen.

Der Schwester Enkelin!

Der Gnom.

O hätt' ich solche prächtige Großtante!

Die Königin der Feen.

Elorind' und Thisbe fuhren
Durch vollsten Frühling hin,
Den stolzen Sinn gewandt
Auf ihres Königs Hand,
Allein Olympia, gebannt
In dunkle Mauern,
Muß einsam weinen, einsam trauern,
Und seufzt vergebens nach dem Reiz der Fluren!

Die Feen.

Ach, Fürstin, laß uns zu ihr schweben,
Mit Götterlust die Arme zu beleben!

Die Königin der Feen.

Nie freut' ich mehr mich meiner Feenkraft,
Als wenn sie Heil aus Unheil schafft.
In ihrem größten Mißgeschick,
Schenk' ich Olympien das höchste Glück,
Die Krone und die Liebe!

Der Gnom.

O wenn ich stets bei dir doch bliebe!

Die Königin der Feen.

Hinweg!

Der Gnom.

O nehmt mich mit!

Die Königin der Feen.

Ei, ei,
Du drolliger Patron,
Du kommst mich recht!
Sey du dabei,
Und närr' Stiefmutter, Schwestern und Baron!

Der Gnom.

Ich bin dein Knecht,
Allein mein Lohn?

Die Königin der Feen.

Er ist ein Kuß.

Der Gnom.

Auf deinen Fuß?

Die Königin der Feen.

Auf meinen Mund.

Der Gnom.

Ich folge dir zum Höllengrund!

Die Königin der Feen.

Es athmen die Blumen,
Es senken sich Adler,
Voll Sehnsucht zu tragen,
Zu fahren die Feen!
Beuget ihr Berge
Die rauschenden Gipfel,
Und öffnet die Bahn;
Giebel der Städte,
Thürme der Schlösser,
Leuchtet und tönet
Wie Blume und Vogel,
Wenn wir euch nahn!

Der Gnom.

Sie reißen durch die Luft mich fort!
Helfa! Wie fliegt's von Ort zu Ort!

(Die Feen und der Gnom verschwinden.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paderborn, Ende August.

Driburger Bad.

Es ist vielleicht das erstemal, daß in diesen Blättern eines Bades erwähnt wird, welches, seiner Intensität und Wirksamkeit nach, in die Reihe der ersten Bäder Deutschlands gehört, wohin es auch Inselland und die Übrigen, um die Balneotechnik verdienten Aerzte rechnen. Wenn nun Driburgs Stahlquellen durch die genialen und gediegenen Schriften früherer dortiger Brunnenärzte — des jetzigen k. bäuischen Leibarztes Brandis, der verstorbenen Ficker, Vater und Sohn — dem ärztlichen Publikum längst rühmlich bekannt sind, so möge auch in diesen Blättern vor dem nichtärztlichen Publikum einmal die Rede von einer Anstalt seyn, welche, wie sie das Heil der Menschen fördert, ihrem Schöpfer und Besitzer zu Ruhm und Freude gereicht. Es sind fast 50 Jahre, als der jetzt höjährige, noch immer mit staunenswerther Körper- und Geisteskraft thätige, Freiherr von Sierstorpff auf einer Reise von Paderborn nach Pyrmont die Stahlquelle bei Driburg besuchte und, ihren Werth erkennend, sie an sich kaufte. Zwar hatten die Bischöfe Paderborns sich schon länger, jedoch nur sporadisch, der Heilquelle, welche in ihrem Lande floß, angenommen; zwar wurde das Wasser schon seit länger als einem Jahrhundert versandt, allein es bedurfte des praktischen Blicks, des Wohlwollens, der aufopfernden Thätigkeit und der Mittel ihres jetzigen Besitzers, um aus der dumpfigen Wiese, der sie entsprang, ein anmuthiges Thal mit Schattengängen, freundlichen Wohngebäuden und einer Badeanstalt entstehen zu

Digitized by Google

lassen, wie es jezt zum Heil der Kranken, zur Freude der Gesunden geworden ist. *)

Wie gewöhnlich war Driburg in diesem Jahre mehr von Ausländern, vorzugsweise von Hannoveranern, als von Inländern (Preußen) besucht. Der größte Theil des Julius und der Anfang des Augusts bot das schönste Wetter zur Kur. So waren die Trinkstunden am frühen Morgen, die voriges Jahr so oft in der großen, schützenden, neuen Brunnenhalle zugebracht werden mußten, der heiterste Beginn des Tages. Sonst pflegen erste Akte etwas langweilig zu seyn; aber durch den Genuß eines schäumenden, klaren Quelles, beim Spiele ausgesuchter, böhmischer Tonkünstler, unter schattigen, duftenden Linden, in belebter Gesellschaft sich Appetit zum wohlschmeckenden Frühstück zu ergeben, gehört wohl unter die wünschenswerthesten, ersten Akte des beginnenden Tages. Wenn der Mittag die Gesellschaft im Kursaale und an den übrigen Wirthstafeln vereinigte, so zerstreute sie der Nachmittag in die romantischen Umgebungen des Kurorts, wo sich als Ausflugspunkte die Ruinen des Iburger Berges, die beiden Glasfabriken, die Eisenfabrik, die benachbarte Stadt Paderborn u. s. w. darbieten, und der Abend versammelte die Mehrzahl zu geselligem Spiel und Tanz, woran an Sonn- und Feiertagen auch die Nachbarschaft Theil nahm. Es ist wohl ein gutes Zeichen der Zeit, daß jezt bei uns, wie an andern Badeorten, dem Pharao- und Rouletspiele weniger als früher zugesprochen wird.

Auch der Armen ist hier nicht vergessen. Dreimal wird jeden Sommer eine Abtheilung armer Kurgäste in das wohleingerichtete Armenspital aufgenommen, welches unter der Direktion des Brunnenarztes, Dr. Brück, steht. Es ist eine Freude, zu sehen, wie in so kurzer Zeit den Verkümmerten, jezt Wohlverpflegten, neues Leben aus der Heilquelle entsprießt.

Das Regenwetter, womit der August endet, verscheucht allgemach die Gäste aus unserm Thale. Mancher aus ihnen wird unsre Zeilen in diesem vielverbreiteten Blatte lesen; möge Allen ein glücklicher Winter zu Theil werden, uns aber ihr freundliches Andenken!

*) Außer der alten Stahlquelle ist Hr. v. Sierstorpff neuerdings zum Besiz des, eine Stunde fernen Herfterbrunnens gelangt, welche schöne Quelle, nun eingefaßt, von neuen Gebäuden umgeben, schon vielfach versandt wird. Zudem liefert die, demselben Besizer gehörige, nahe Sayer Schwefelquelle trefflichen Badeschlamm, so daß nun in Driburg, neben den bewährten Eisenbädern, auch Schwefelschlammbäder von vorzüglicher Güte gebraucht werden.

Genf, Oktober.

(Beschluß.)

Industrieverein. Lesegesellschaft. Genfersage.

Eine andere interessante, erst seit vorigen Winter gestiftete Gesellschaft heißt Réunion des industriels. Die mehrsten Mitglieder sind Handwerker und Fabrikanten, aber auch Künstler, Professoren u. s. w. haben Theil daran; um aber den einfachen, natürlichen und ungesuchten Ton dieser Leute zu erhalten, legen sie ihren wahren Stand ab und bekennen sich zu einem Handwerke; so ist z. B. de Candolle in dem Mitgliederverzeichniß als Gärtner, Prevost als Leinweber, ich bin als Müller aufgeführt. Diese Gesellschaft hat eine Bibliothek und hält die ausgezeichnetsten englischen und französischen Zeitschriften über Industrie und Mechanik. Ein eigener Ausschuß ist ernannt, um alle zu lesen, das Wichtigste auszuziehen und in der nächsten Generalversammlung Vortrag darüber zu thun. Dann wird von den Sachverständigen hinüber und herüber gesprochen, gezweifelt, gestritten u. s. w. Ich versichere Sie, daß es mir ein ganz besonderes Vergnügen macht, diesen natürlichen, von ihrem Gegenstand ganz durchdrungenen Rednern zuzuhören, und man würde sich sehr irren, wenn man glauben wollte, von diesen Leuten ließe sich nicht viel lernen.

Bei der diesjährigen Generalversammlung der Société de lecture ergab sich, daß dies herrliche Institut in jeder Beziehung im Steigen und Zunehmen ist. Die Einnahme betrug 43.195 Gulden, die Ausgabe 36.271 Gulden. Die Zahl der Mitglieder ist auf 397 gestiegen und wird mit 400 das Maximum erreichen, was die Gesellschaft enthalten kann, ohne sich durch zu große Menge der Mitglieder hinderlich zu seyn und einen Theil ihres literarischen Zwecks zu verfehlen. Es wurden 717 Fremdenkarten ausgetheilt, wovon die mehrsten auf Engländer und Franzosen kommen. Aus der Zeit, wo sie abgegeben worden, erkennt man die Strichzeit dieser Zugvögel: nämlich im Januar, Februar und März wurden monatlich kaum 30 ertheilt, im August hingegen 117 und im September gar 147. Die Bibliothek, welche voriges Jahr 21.000 Bände betrug, vermehrte sich um 1276 Bände, wozu noch 134 Flugschriften kommen. Bedeutende Werke wurden angekauft, noch bedeutendere hergeschenkt. De Candolle gab allein 65 Bände historische, philosophische, botanische, medizinische und chirurgische Bücher her. Es wurden zusammen 119 Journale gehalten: französische, deutsche, englische und italienische.

Ein literarischer Streit beschäftigt jezt alle Freunde alter Volkstraditionen. Unter denen von Genf aus dem 15ten Jahrhundert erzählt eine, daß ein junger Mensch bei Genf unter einem Eichbaume die Schweine hütete, daß ein Genfer Bürger, Namens Bornard, Schuhmacher auf der Taconnerie, zu ihm kam, sich mit ihm ins Gespräch einließ, Interesse an dem aufgeweckten jungen Menschen fand, ihn zu sich nahm, ihn das Schuhmacherhandwerk lehrte und sonst unterstüzte. Durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen wurde Brogni, so hieß der junge Mensch, wohldenkenden Geistlichen bekannt, die sich seiner Erziehung annahmen. So stieg er von einem geistlichen Grade zum andern, und wurde am Ende Kardinal. Als solcher erinnerte er sich wohlwollend und dankbar an seinen alten Meister auf der Taconnerie, und überhäufte seine Familie mit Wohlthaten. Wenn man Volkstraditionen nicht mit Bestimmtheit umstoßen kann, so soll man nicht daran rühren, denn sie haben etwas Ehrwürdiges und Heiliges. Dies hat Galiffe in seinen Materialien zur Genfer Geschichte nicht bedacht. Er nennt jene Tradition eine Dummheit, eine fade, von den Griechen entlehnte Anekdote, die Bonnivard erfunden habe, dem sie dann andere Geschichtschreiber nacherzählt. Der Hr. Kritikus irrt aber, denn die erste schriftliche Spur von jener Erzählung findet sich in einem sehr seltenen Werk: Des Esprits et Gestes du grand et pieux Cardinal d'Ostie, par le Chanoine Gaëtan Buonamici. Lyon 1517. In diesem Jahr aber war Bonnivard erst eilf Jahre alt, und seine Chronik schrieb er bekanntlich erst gegen die Hälfte des 16ten Jahrhunderts. Es ist erwiesen und aktenkundig, daß der Kardinal Jean de Brogni, der hier begraben wurde, in die Mauer der sogenannten Machabäerkapelle an der St. Peterskirche an der Westseite seine Büste einsezen ließ und darunter ein kleines Basrelief: eine Eiche mit darunter stehenden Schuhen und Schäferstab, zum Andenken seines ersten Gewerbs. Büste und Basrelief wurden aber in den Genfer Reformationsstürmen ausgerissen und zerstört. Davon findet sich sogar noch ein altes Bildniß auf der Bibliothek, und alle alten Genfer Historiker bestätigen die Erzählung, ohne den geringsten Zweifel dagegen zu erheben.

Beilage: Literaturblatt Nr. 113.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 266.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 6. November 1830.

Kommt herbei, ihr luft'gen Schwestern!
Seht! ein hohes Erdenkind!

Uhland.
Die Elfen.

Aus Grabbe's Aschenbrödel.

(Fortsetzung.)

Dritte Scene.

(Ahnensaal im Schlosse des Barons von Fineterra. Olympia sitzt vor dem Kamin, in welchem Feuer brennt, liest Linsen aus einem mit Asche angefüllten Gefäß und blickt bisweilen in das Feuer.)

Olympia.

Da muß ich sitzen, Linsen lesen, habe
Nicht einen Freund, nicht eine Freundin — Ihr
Geliebte Flammen, nur versucht mit Gaukeln
Mich um die Zeit zu täuschen. — Feuer, lebst du? —
— — Ich glaub' es fast, wenn ich so stundenlang
Betrachte — immer strebend, immer zehrend —
ach,
Es zehrt nur Holz, doch an dem Herzen zehrt
Es mir! —
O Sehnsucht, kannst du nur zerstören?
Und deine Spuren, sind sie nichts als Rauch? —
(Sie blickt durch das Fenster:)
— Aus grauen Wolken fällt der Regen
In schweren Tropfen auf die Au — die Blätter
Erschrecken und erzittern unter ihm.
Ich armes Kind, mir ist's, als fielen Thränen
Und weinte die Natur! — Ja, Thränen fallen,
Doch glaub' ich, sind es nur die eigenen! —
— — Zur Arbeit! — jetzo wohl beginnt
Des Königs Fest — glückliche Schwestern!
Es ruft des Tanzes liebliche Musik,
Der Busen schwillt vor ihren Tönen — Blick
Sucht Blick — Die Arme schlingen sich um Arme —
Die Herzen schlagen ungehört, doch heftig,
Und mehr noch als nach Klang der Flöt' und Zimbel
Bewegt nach ihren Schlägen sich der Fuß.
O könnt' ich tanzen — eng wird mir der Schuh,
Es juckt und zittert mir darin —
Ich Böse! —
— Ich denk' an Spiel und Tanz, und es steht doch
So schlecht mit meines Vaters Gut. — Ihr Geister
Der Ahnenbilder, steigt hernieder, schützt
Mir Vater, Mutter, Schwestern vor — dem Isaak!
(Wieder nach dem Fenster blickend:)
Es regnet stärker — Wolke drängt die Wolke — —
(Die Feenkönigin, die Feen und der Gnom erscheinen.)

Die Königin der Feen.

Das ist sie, die Holde,
Ihr Busen so gut,
Ihr Leben so weh!

Der Gnom.

Ich nicht viel Nares an ihr seh'!

Olympia.

Ha, mich umschimmert Feuerschein!

Die Königin der Feen.

Die Feen nah'n, dich zu erfreun!

Digitized by Google

Olympia.

Denkt man denn mein in euren Sitzen?

Die Königin der Feen.

Wir zucken nieder gleich den Blitzen,
Verlassene zu trösten und zu schützen!

Olympia.

O welche glänzende Gestalten!

Der Gnom.

Sie scheint uns doch für hübsch zu halten!

Olympia.

Unsterbliche Blumen,
Voll ewigen Lichtes,
(Leicht merkt es der Blick)
Durchleuchten das Haar!
Noch schönere Blumen
Des seligsten Lächelns
Umstrahlen die Stirn!

Der Gnom.

Und sieh' die Kleider, Kind, die Purpurkleider!
Die machte nicht so'n ird'scher Ziegenbock,
Ein Engel war der Schneider!
O hätt' ich auch erst so 'nen Rock!

Olympia.

— Weh' mir, daß ich träume —
Nie vergeß'
Ich die Erscheinung, und bin ich erwacht,
So seufz' ich ewig, daß sie ist verschwunden! —

Die Königin der Feen.

Olympia, in meinen Armen fühle,
Daß nicht ein Traumbild mit dir spiele!

Olympia.

Mir wird's, als kehrten alle Zeiten wieder,
Als hört' ich zaubervolle Wiegenlieder,
Als läg' ich an der Mutter Brust
Und athmete des Kindes Lust!

Die Königin der Feen.

Aus meinem Stamm ja wurdest du geboren!

Olympia.

Und ach! ich glaubte mich so ganz verloren!

Die Königin der Feen.

Wir werden dich zum König führen.

Olympia.

In dem Gewande, das ich trage?

Die Königin der Feen.

Deßhalb nicht zage,
Und hör', wie dich die Feen zieren!
(Zu den Feen:)
Seht ihr dort Indien voll Wonne
Im Glanze ruh'n von Südens Sonne?

Die Feen.

Es taucht aus dem Meere
Wie ein Fisch aus der Tiefe,
Und sonnet den Rücken
Im Strahle des Phöbus!
Wie bläuliche Perlen,
Stets heiter und wolklos,
Umgürten die Tage
Das rollende Jahr ihm!
Es ruh'n in den Wäldern
Braminen und sinnen,
Und Palmen und Blätter,
Breit und gewaltig,
Beschatten die Häupter
Wie segnende Hände!

Die Königin der Feen.

Und könnt ihr auf den goldnen Auen
Die Blumen, hingesetzt wie Kelche, schauen?

Die Feen.

Gleich unnennbarem Sehnen
Erhebt sich ihr Duft,
Berauscht den Aether,
Und schwellet das Herz!
Der Schmetterling taumelt,
Der Tiger wird stiller,
Die Spange am Busen
Des Mädchens zerbricht!

Die Königin der Feen.

Dorthin geschwebt!
Olympias Kleid aus diesem Dufte gewebt!
(Die Feen, außer ihrer Königin, verschwinden.)
(Der Beschluß folgt.)

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

„Also eine völlige Prüfung?“ lächelte Graf Moriz. „Meine Stimme wird gewiß zittern, wenn ich daran denke, wie mich die Folgen des Probestückes glücklich oder unglücklich machen können.“

Er sang:

Mir ist, als müßt ich Dir was klagen
Als müßte Dir mein Herz was sagen;
Mein tiefster Sinn beweget sich,
Mit jeder Regung lieb' ich Dich.

Mir ist, als müßt ich zu Dir wallen,
Als Pilger Dir zu Füßen fallen.
Von allen Schmerzen heilen mich,
Und ach, nur seh'n und lieben Dich.

Mein Herz den Banden will entteilen,
Mein Auge möcht' an Deinem weilen.
Und Herz und Aug' ergießen sich —
Mit vielen Thränen lieb' ich Dich.

Digitized by Google

Die Schönheit seiner Stimme ergriff die Zuhörer in solchem Grade, daß sogar ein Paar junge Herrn, die mit einer kleinen, wilden Comtesse im Nebenzimmer ein überlautes Gespräch begonnen hatten, ihre Stimmen plötzlich bis zu einem nur halb vernehmlichen Flüstern herabsinken ließen.

Nachdem er mit fast bebender Stimme geendet hatte, stand die Gräfin rasch auf, trat zu ihm ans Klavier und sagte, indem sie ihm freundlich die Hand reichte: „Nun sind wir alte Bekannte, Graf Sain," und das Lied parodirend, sang sie leise: „Mir ist's, als kennt' ich Dich seit Jahren." Graf Moritz küßte die ihm dargebotene Hand mit Ehrerbietung, und es war in der That, als ob in dem einen Augenblicke seine Bekanntschaft in diesem Hause um eine geraume Zeit vordatirt worden wäre; denn auch der Graf Borck behandelte ihn, zwar mit der Würde eines ältern Mannes, doch auch mit dem vollen Wohlwollen eines Freundes.

Aber es ist wohl Zeit, daß wir die versprochene Jugendgeschichte unserer Heldin erzählen. Sie hatte Mutter und Vater früh verloren und war einer noch jugendlichen Tante, die als Wittwe in der Vaterstadt des Grafen Borck lebte, zur Erziehung anheimgefallen, indem sie keine andere Stütze auf der Welt hatte. Der Unterschied des Alters zwischen der Nichte und der Tante war etwa zehn Jahre. Sobald Agnes anfing ihre schönen Anlagen zu entwickeln, ward nichts gespart, um sie in Allem zu unterrichten, was ihrem Geschlechte zur Zierde gereicht. Das Beispiel weiblicher Vollendung, welches sie täglich in ihrer zweiten Mutter vor sich sah, leitete sie von selbst auf den rechten Pfad. In ihrem dreizehnten Jahre mochte sie seyn, als Graf Borck bei der Tante eingeführt wurde. In kurzer Zeit ward er zum innigen Vertrauten derselben und dadurch zum Miterzieher ihrer Nichte. „Agnes, halten Sie sich doch gerade!" — „Kind, wie Sie wieder ausgelassen sind!" — „Aber sprechen Sie doch das S schärfer aus, wenn Sie Französisch reden" das waren Worte, die sie jeden Tag von ihm hörte und wodurch er sich eine Autorität über sie anmaßte, an welche sie sich sehr bald gewöhnte. Nach und nach kam es ihr so vor, als müßte er der Mann ihrer Tante werden, und sie hatte den künftigen Oheim recht lieb. Manchmal jedoch wunderte sie sich, daß die erwartete Vermählung nicht endlich vor sich ging. So wuchs sie unter den Augen dieser beiden Menschen heran, denen es gelang, ihr junges Herz auf die höchste Stufe weiblicher Vollkommenheit zu stellen. Als sie ihr sechszehntes Jahr erreicht hatte, faßte sie eines Tags den Muth, ihre Tante zu fragen, wie es denn mit der Vermählung stehe? Die Tante sah sie lächelnd an und erwiederte: „ich werde den Grafen Borck nicht heirathen; aber er will wirklich eine Frau nehmen." — „Wen denn?" rief Agnes gespannt. „Da kommt er selbst," sagte die Tante, „frag' ihn." — Sie fragte ihn, mit aller Vertraulichkeit ihres unbefangenen Herzens; er aber erröthete und erlaubte ihr nicht, ihn schmeichelnd zu küssen, wie sie es sonst zu thun pflegte, wenn sie etwas von ihm erbitten wollte. „Agnes," sagte er ernst, „Sie sind jetzt ein großes Mädchen geworden, das geht nicht mehr an." — „Bin ich denn seit gestern groß geworden?" fragte sie traurig; „doch, ich weiß schon, die Tante sagt, Sie wollen heirathen, und da denken Sie, Ihre Frau wird es künftig nicht leiden. Wenn ich nur wüßte, wer sie wäre, ich wollte sie bitten, bis sie mir's erlaubte." — „Das wollten Sie wirklich? Nun, dann muß ich Ihnen wohl sagen, wer sie ist. — Agnes," fuhr er nach kurzer Pause fort, mit gerührter Stimme und abgewandtem Gesichte, „entweder Sie sehen mich heute zum letzten Male, oder — Sie müssen meine Frau werden."

Agnes erschrak, als hätte sie ein Blitz getroffen. „Tante," rief sie schluchzend, indem sie ihr in die Arme sank, „liebe Tante, was sagst Du dazu?" — „Ich gebe Dir meinen vollen Segen," antwortete diese feierlich, und eine leise Blässe überzog ihr Gesicht, indem ihre Augen betend zum Himmel blickten. Borck war unterdessen zum Fenster gegangen und sah mit heftiger Gemüthsbewegung stumm in die fliehenden Wolken. Da schlich Agnes unbemerkt zu ihm hinan, legte den Kopf auf seine Schulter und flüsterte ihm leise zu: „Papa," so pflegte sie ihn sonst wohl im Scherz zu nennen, „Papa, Sie sollen bei uns bleiben." Und vor Ueberraschung zitternd, fühlte sie sich heftig an das Herz des Mannes gezogen, in dem sie bisher immer nur den Onkel gesehen hatte.

Sie wurden verheirathet, aber der edle, der schöne Graf Borck blieb ihr, zu seinem unsäglichen Schmerze, immer nur der Bräutigam der Tante. Sie fühlte es nicht, denn sie war glücklich an seiner Seite, an seinem hochverehrten Herzen; er aber sah nur zu bald, daß eine Zeit kommen könne, ja vermuthlich kommen werde, wo Gefühle in seiner Agnes erwachen würden, die noch schlummerten, und die er zu wecken vergebens gehofft hatte.

Als der Kreis der Freunde, durch die der heutige Abend erheitert worden war, sich getrennt hatte, warf sich Agnes erschöpft in die Arme ihres Mannes und klagte, daß sie nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen könne. „Meine besten Seelenkräfte zersplittern sich in diesem Leben," sagte sie. „Könnte ich mit Dir allein auf der Welt seyn! — ach, und hätten wir Kinder!" fügte sie weinend hinzu. „Ja, hörten wir Kinder!" seufzte er tief. „Doch, das liegt in Gottes Hand; uns selbst zu leben, auf meinem geliebten Gute zu wohnen, das liegt in unserer eigenen, und gewiß, ich will gleich meinen Abschied nehmen und selige Tage des Friedens und Glückes sollen für mich anfangen, wenn meine Agnes mir nur einmal diesen Wunsch wiederholt, ohne zum Hinsinken

Digitized by Google

müde zu seyn.“ Agnes lächelte unter ihren Thränen und drohte ihm mit dem Finger.

Des andern Morgens, beim Erwachen, schlang sie beide Arme um seinen Hals, sah ihn mit muntern Augen schelmisch an und sagte mit schmeichelnder Stimme: „Den Abschied nimm noch nicht, mein Gustav, ich habe wieder ausgeschlafen.“ Sie war so lieblich, indem sie dieß sagte, daß der Graf mit lobenswerther Philosophie in einer Lebensweise zu verharren beschloß, die an ihrer Seite noch immer Reiz genug hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Oktober.

Theaternoth.

Die Revolutions-Mode, welche durch die Welt geht, ist zwar bei uns, Gott sey Dank, nur von ein Paar Schneidern nachgeahmt worden, und doch ist ihre Wirkung nicht unbedeutend. Nicht Thron und Altar sind erschüttert, wie in Frankreich, nicht die herrschende Dynastie, wie in Belgien, nicht die Herrschaft der alten Magistratur, wie in Sachsen, sondern — das Theater. Wer uns kennt, weiß, daß dieß ein großes Wort ist. Das Theater war eine legitime Puissance geworden, mit geschiedenen Gewalten, Ober- und Unterhäusern, — Schauspiel, Oper, Ballet; jedes hatte seine geschiedenen Interessen, seine Parthei, es ward gefordert: man mußte Parthei nehmen. Wie ist dies plötzlich anders geworden! Die Goldschaumkronen, drauf und dran, für massiv zu gelten, sind wieder Goldschaum, Harnische und Speere wieder Pappe und Blech, die Bretter nicht mehr die Welt, und die Schauspieler sind wieder Menschen, die wir für Entreegeld sehen und die uns für Gage vorspielen. Die in den Himmel erhoben wurden, gefeiert durch Lieder, Kränze, Aufzüge, Ehrenbecher, Serenaden, allenfalls Statüen; die als Pflicht es forderten, daß jede Zeitung ihnen wenigstens zwei Spalten widmete; dieselben, welche laut oder im Stillen verlangten, daß Kaiser und Könige sich unmittelbar um sie bekümmerten, in ihre Zwistigkeiten einschritten: — sie sind jezt zufrieden, wenn man überhaupt nur von ihnen spricht. Mich dünkt, das ist eine Katastrophe, so herb, wenn nicht herber, als die der gestürzten Bourbons. Denn deren legitime Herrlichkeit lag doch mehr in ihrem eigenen Glauben; die populäre der Schauspieler beruhte auf keiner Selbsttäuschung, tausend Zeichen sagten ihnen, daß sie die Könige des Tages waren, und eben so viele sagen ihnen jezt, daß sie es nicht mehr sind. Die Schauspielhäuser sind leer; wenn die Gelegenheit sie füllt, fehlt doch jener Jubel, der sich bis zum Berliner Enthusiasmus steigerte. Neues gibt es wenig; man sucht Altes hervor, vielleicht sehr zur Unzeit, aber mit kluger theatralischer Berechnung, daß es wohlfeiler gegeben werden kann. Das Neue, welches sich lohnen könnte, weil es in die Zeit eingreift, verbieten die Verhältnisse. Die Fremden gehen mißmuthig fort; von der strengen, im Süden viel verschrieenen Berliner Kritik haben sie freilich nichts gelitten, denn sie ist längst und vor den Revolutionen entwichen, aber auch die Triumphzüge, das Lob der Journale, sonst gültige Wechsel für auswärts, blieben aus. Es kann einer Sängerin ein neues Kleid verweigert werden, und Berlin hallt nicht davon wieder; die faux pas machen kein Aufsehen; selbst die handgreiflichen Streitigkeiten hinter den Koulissen regen nicht tausend Hände und Zungen an, für und wider. Man geht auch zu weit. Die Bilderstürmer gegen den Künstlergötzendienst erheben hier und da ihre Stimmen gegen die Kunst selbst, eine nothwendige Folge bei jedem Umschlag der öffentlichen Meinung. Unser Bildungszustand ist indessen zu sehr nach einer Richtung vorgeschritten, als daß dies von Dauer seyn könnte. Wenn auch alles politische Zeitungen liest und die Papiercourse berechnet, der Kunstsinn, ächt und falsch, muß immer in Berlin seine alte Herrschaft wieder gewinnen.

Für den Augenblick sieht es freilich trüb aus und nicht allein beim Theater. Mehrere angesehene Handlungshäuser haben fallirt, oder doch empfindliche Verluste erlitten. Der Kredit scheint bei den Friedensversicherungen sich zwar wieder zu erholen, noch schwankt indessen manche Existenz von dem zu unerwartet heftigen Stoße; man wird inne, daß mancher Reichthum imaginär war. Einschränkungen sind an der Tagesordnung und wirken durch alle Klassen durch. Daß die Künstler hierbei vor allem leiden, liegt in der Natur der Dinge. Wie reich an großartigen und gelungenen Schöpfungen unsere Ausstellung auch diesmal ist, so wird sie doch verhältnißmäßig minder besucht und die Bestellungen sind gering: eine trübe Aussicht in einer Zeitepoche, wo so viele wahrhafte und schöne Talente in der Malerkunst sich entwickeln. Ich nenne Ihnen vorläufig nur zwei Bilder von Sohn und Lessing: von jenem ein von den Nymphen in den Brunnen gezogener Hylas, von diesem ein trauerndes Königspaar nach Uhlands Romanze, welche die allgemeinste Bewunderung und Theilnahme erregen, mir oder einem andern Berichterstatter das Vergnügen vorbehaltend, über die schönen Produkte dieser Kunstausstellung Ihnen Näheres mitzutheilen.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Zwei Sylben.

Fast alles, was von Kunst wir kennen,
Es kam uns durch die Erste nur.
Gedachtes lehrt sie uns erst nennen,
Sie gibt dem Geiste Form und Spur.

Ohn' Wort und Blick, doch kann sie sprechen
Dem Freund in Freuden und in Noth;
Was sie versprach, sie darfs nicht brechen,
Es sey für Leben oder Tod.

Die heil'ge Zweite, sie auch flammet
Durch's Erste, aus der alten Zeit,
Für's Himmlische sie uns entflammet,
Für Gott und Pflicht und Ewigkeit.

Es ist der ew'ge Brunn der Lehre,
Wie auch die Meinung sich verwirrt.
Wie auch das Klügeln sich vermehre:
Dies Heil'ge nie vergeben wird.

Das Ganze — todt, doch lebend Wesen,
Es zeiget das Lebend'ge dir,
In mir kannst du das Inn're lesen.
Gemüths- und Denkart find'st du hier.

Ein schweigend Zeichen. — Kannst du's deuten?
Ruht auch die Erste, die dir's gab,
Sank auch die Hüll' im Lauf der Zeiten:
Durch mich spricht Stimme aus dem Grab.

Da tritt ein unnennbares Sehnen
Dir an das Herz, das still verwaist,
Du siehest es mit heil'gen Thränen,
Der Geist — er fühlt den nahen Geist.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 267.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 8. November 1830.

— O Liebe!
Du Alles, aus dem Nichts zuerst erschaffen!
Schwermüth'ger Leichtsinn, ernste Tändelei!
Bleischwinge, lichter Rauch und kalte Glut!

Shakespeare.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Der Winter war nun völlig in seine alten, langweiligen Rechte eingetreten; Schnee und Eis lag überall in starrer Ruhe und Einförmigkeit, außer da, wo menschliche Kultur ihre Festen erbaut und ihren künstlichen Frühling hereingezaubert hatte. Auch Agnesens Zimmer schien des Winters zu spotten. Hyazinthen und Narzissen dufteten hier, die auserlesensten Blumen des Südens prangten vor dem Spiegel auf niedrigen Stufen von Mahagoni, und unter blühenden Flieder-, Goldregen- und Orangenbäumen, die ihren Sessel von grünem Saffian laubenartig überwölbten, saß sie selbst, das lieblichste Bild des Frühlings, und zauberte die schönsten Blüthen noch einmal vor sich hin, indem sie mit ebensoviel Geschmack als Kunstfertigkeit einen prächtigen Teppich stickte. Den Frauen aus der vornehmen und reichen Welt ist es so leicht, immer anmuthig zu erscheinen, weil keine gröbere Nothwendigkeit sie in ihrem graziösen Treiben stört. Blumen pflegen, Sticken, Malen, Musiciren — lauter Situationen, in welchen ein Anbeter sie mit Anstand überraschen kann. Die vornehme Mutter wiegt ihr schneeweiß gepuztes Kind liebkosend auf dem Arm; die weniger vom Glücke begünstigte muß das ihrige pflegen und reinigen, muß stricken, stopfen, vielleicht gar waschen; was soll der genügsamste Liebhaber aus solchen ehrenwerthen Beschäftigungen für Vortheil ziehen? Höchstens findet sich derjenige darein, welcher das häusliche Mädchen zu seiner Frau machen will und deßhalb der Poesie Lebewohl sagt, um des Solideren willen. Der kurze Sonnenschein der Liebe begleitet das Mädchen aus dem Mittelstande bis zum Traualtar, um dann von allen Sorgen des Lebens verdunkelt zu werden. Wie ganz anders im vornehmen Leben! Da muß das Mädchen erst verheirathet seyn, damit man das vermeintliche Recht erlange, sie mit Bequemlichkeit anzubeten, ohne sich zu kompromittiren. Und ist die Zeit auch vorbei, wo es jeder Frau erlaubt war, ihren Liebhaber zu haben, so ist doch die Epoche der sogenannten unschuldigen Koquetterie noch in vollem Flor, und wird es seyn, so lange es Menschen gibt, die nur zu genießen haben. Die Liebe (in welchem Sinne dieses vieldeutige Wort hier zu nehmen sey, kann wohl nicht zweifelhaft seyn), die *Liebe* ist in der That der einzige Zeitvertreib, der ein Leben *ohne Zweck* und *ohne Beschäftigung* erträglich macht, und — möge der Dey von Algier sich verdammt sehen, sein Leben in Neapel zu verschweigen, mögen die Bourbons gestürzt, die Jesuiten vertrieben werden — *sie* bleibt unangefochten auf ihrem Throne.

Aber nicht Gräfin Agnes, sondern nur ihr, mit allen Zierrathen der Mode versehenes Zimmer hat uns auf diese etwas lange Reflexion gebracht. Reflexion ist sonst nicht unsere Sache; denn wir haben uns vorgenommen, gegenwärtig nur aufzuschreiben, was wir erlebt haben, und viele scharfsinnige und philosophische Bemerkungen, die sich uns beim Schreiben aufdrängen, später in einem eigenen Werke

Digitized by Google

drucken zu lassen, wenn es uns gelingen sollte, einen Titel dafür zu ersinnen, der dasselbe empfehlen kann.

Gräfin Agnes Borck verbrachte ihre Zeit wie alle junge Frauen ihres Standes. Sie empfing Besuche, sie machte Toilette, sie begab sich in den Eßsaal, von da ins Theater und von diesem in Gesellschaft oder nach Hause, um wieder Fremde zu empfangen; und nach solchem Tagewerk sank sie natürlich erschöpft ins Bett. Die ersten Morgenstunden (versteht sich von neun oder zehn Uhr an gerechnet) waren die einzigen, die sie in ungestörter Ruhe mit ihrem Manne verplauderte. Gegen 1 Uhr kamen Leute, und unter ihnen täglich Graf Moriz von Sain, um sich nach dem Befinden zu erkundigen und zu fragen, ob Ihre Gnaden den Abend zu Hause zubrächten. Blieb er einen Morgen aus, so begriff Agnes nicht, was ihn abhalten könne, und empfing ihn dann am nächsten Tage mit doppelter Freude. Die Gezwungenheit der neuen Bekanntschaft war gänzlich gewichen und nach und nach war der Ton der Intimität an ihre Stelle getreten. Da wir den Ausdruck einmal gebraucht haben, so wollen wir auch ein Paar Worte darüber verlieren; jedoch (unserer obigen Erklärung eingedenk) ohne Reflexion.

Die „Intimität" ist eine herrliche Erfindung. Man sieht flache, leere Menschen täglich und kann nicht immer fremd und gleichgültig gegen sie bleiben, denn man gewöhnt sich an Alles; aber noch unmöglicher ist es, wahrhaft vertraut und befreundet mit den Alltagsseelen zu werden, die an Quantität den Hauptheil der Gesellschaft ausmachen. Was soll man nun mit den Individuen dieser Klasse von Bekanntschaften anfangen? — Man wird „intim" mit ihnen; man nennt sie ohne Beisatz beim Zunamen; man genirt sich nicht, wenn sie da sind; dadurch befreit man sich von der Verbindlichkeit, mit ihnen zu sprechen, wenn man eben nicht Lust dazu hat, oder ihnen sonst eine unbequeme Höflichkeit zu erweisen, und man kann noch obendrein auf ihre dankbare Anerkennung dieser Art von Vernachläßigung rechnen, weil sie sich dadurch zu einer ähnlichen Ungenirtheit berechtigt glauben, die ihnen, besonders wenn man ein gutes Haus macht, äußerst konvenabel ist. Die schönen Frauen haben gewöhnlich einen ganzen Schwarm von Intimen, weil sie ihre zahlreichen Bewunderer am leichtesten zufrieden stellen, wenn sie dieselben in diese Klasse rangieren und sich dann nicht weiter um sie bekümmern.

Aber nicht alle Bekanntschaften gehören in diese Kategorie, und gewiß war Graf Moriz seiner angebeteten Beschützerin in vieler Hinsicht schon recht werth geworden. Der Herzog Decazes machte sich zu Ludwig XVIII. Liebling, indem er sich von ihm im Lateln unterrichten ließ; so hatte auch Graf Moriz, seiner schönen Herrin gegenüber, sich in die Abhängigkeit eines Lehrlings begeben. Zuerst hatte er in ihrem Hause gründlichen Unterricht in der Galoppe erhalten und erstaunenswürdige Fortschritte gemacht. Aber kaum hatte er die Süßigkeit dieser Lehrstunden gekostet, als er jeden Tag ein neues Talent an andern entdeckte, das ihm noch fehlte und dessen Mangel ihm mehr Freude verursachte, als das Bewußtseyn seiner wirklichen Vorzüge. Er hatte, wie schon erwähnt, früher nie in der großen Welt gelebt, und schien auch nicht eigentlich dafür geboren zu seyn, denn es verging kein Tag, an dem er sich nicht diesen oder jenen Verstoß hätte zu Schulden kommen lassen. Gräfin Agnes war es aber, die ihn zurecht wies und schalt, Anfangs, um nur einen Gegenstand des Gespräches zu haben, dann, weil seine Lenksamkeit bei so vielem Geiste ihr schmeichelhaft war, zuletzt, weil es ihr unerträglich schien, ihn auch nur dem leisesten Spotte ausgesezt zu sehen. Sie sah ihn als ihren Schüler, ja gewissermaßen als ihr Werk an, und ahnete nicht, wie gefährlich es sey, wenn hübsche junge Frauen sich damit abgeben, liebenswürdige junge Männer zu bilden. Indessen hatte sie auch keine Ursache, an irgend eine Gefahr zu denken, denn — einen andern, als den Mann, dem sie gehörte, zu lieben, das war ihrer Seele noch nie als möglich erschienen. Ihr Mann wachte mit aller Treue eines Freundes und aller Eifersucht eines Liebhabers über jeder Regung dieser ihm ohne Rückhalt aufgeschlossenen Seele, und noch hatte er kein Gefühl darin gefunden, das auch nur den leisesten Wunsch hätte erzeugen können, sich vor ihm zu verbergen. Dennoch bangte ihm vor der wachsenden Vertraulichkeit seiner Frau mit dem Grafen Sain; aber er konnte es nicht über sich gewinnen, einen Gedanken des Argwohns zu äußern, weil er sich dessen vor ihr geschämt hätte, wie er es vor sich selber that.

Graf Moriz lebte durchaus der Gegenwart. Der unbegrenztesten Bewunderung für die schönste und liebenswürdigste Frau sich ganz hingebend, dachte er nicht daran, die Gefühle, die seine Brust erfüllten, zu bekämpfen. Früh gewöhnt an philosophisches Denken, hielt er die ihm neuen Gebilde seiner erregten Phantasie, die das Band des reinsten Gefühls in den schönsten Einklang zu bringen wußte, auch für philosophische Konsequenzen. Wie schön hatte er sich's ausgemalt, mit einem solchen Wesen eng verbunden zu seyn, ohne in dem Unterschiede des Geschlechtes ein Hinderniß zu sehen, das verwandte Seelen trennen müsse, und verehrte er die Gräfin auch, als ein weit über ihn erhabenes Geschöpf, so gab ihre Freundlichkeit ihm doch wieder das Recht, an eine Art Gleichheit seiner Seele mit der ihrigen zu glauben. Er bemerkte es nicht, daß sein Auge glühte, wenn er sie ansah, daß sein Blut aufwallte, wenn er sie im Tanze oder sonst von Ungefähr berührte; er saugte, ohne Unruhe, aber mit unnennbarem, beseligendem Gefühl die süßen Töne ihrer Stimme ein, und wußte sich fast jedes Wortes, das sie je mit ihm gesprochen hatte, zu entsinnen — kurz: er liebte sie. Weil

Digitized by Google

er sich aber rein fühlte von jedem niedern Begehren, so glaubte er, was ihn unwiderstehlich hinzöge zu ihr, sey nichts als die vom Himmel stammende Sympathie der Seelen. Er wußte nicht, daß der Gegenstand der wahren Liebe dem unverdorbenen Jünglinge nie unlautere Wünsche einflößen wird; er ahnete nicht, daß er für ein Weib glühen, ja selbst, sich unbewußt, in Sinnenglutt entbrennen könne, ohne sie je — auch nur mit dem flüchtigsten Gedanken — zu entweihen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Grabbe's Aschenbrödel.

(Beschluß.)

Die Königin der Feen.

Du, Gnom, du kennst der Erde Schachten,
Und weißt, wie in dem Dunkeln
Die Diamanten und Rubinen
Mit tausend glüh'nden Augen sie durchfunkeln!

Der Gnom.

Das Zeug hat oft zur Arbeit mir geschienen!

Die Königin der Feen.

Stürz' hin, wo sie am tiefsten nachten,
Und hol' Olympien das köstlichste Gestein!

Der Gnom.

Gleich werd' ich wieder bei dir seyn!

(Er verschwindet.)

Die Königin der Feen.

Nun reiß' ich aus der höchsten Ferne
Die zehn der allerschönsten Sterne,
Als Kavaliere leuchtend dir zu dienen!

Zehn Kavaliere (in glänzendem Schmuck treten herein).

Wir sind auf deinen Wink erschienen.

Die Königin der Feen.

Die Wolke dort soll dich als Wagen
Zum Fürstensitze schaukelnd tragen!
Mit meiner Hand halt' ich dort auf
Sechs Blitze im Zerstörungslauf,
Verwandle sie in Rosse,
Und banne sie vor die Karosse!
— Horch, ihrer Hufe Schläge schmettern
Wie ihre Donner in den Wettern!

Olympia.

Ich zittre!

Die Königin der Feen.

Ohne Furcht!
Den Bächen geblet' ich,
Um Kiesel zu tönen,
Den Blättern befehl' ich,
Lautzüngig zu flüstern,
Die Lerche soll fliegen,
Aus Höh'n dich zu grüßen,
Die Nachtigall girren,
Und Liebe dir rufen,
Was lebt und sich reget,
Soll sich bewegen,
Eilst du vorbei!

Die Feen (erscheinen wieder.)

Hier duftet Indias Gewand!

Der Gnom (steigt wieder aus der Erde).

Hier brennt Rubin und Diamant!

Die Königin der Feen (zu Olympia.)

Wir wollen dich damit jetzt schmücken,
Und dein Geleit sey das Entzücken!

Olympia.

Zu schlecht bin ich für diese Tracht!

Die Königin der Feen.

So schöner, als du nie dich schön gedacht,

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Oktober.

Die Weinlese. Die reisenden Engländer.

Wer über und aus dem Waadtland schreiben will, der muß es jetzt thun, wo der sonnige Herbst seinen ganzen Farbenschmuck über das reizende Land ausgießt, wo silberne Nebel an den Bergen herumziehen oder sich durchsichtig an die Küsten des Sees legen, wie Undinenschleier, die das Land halb verbergen wollen. Tausende von fröhlichen Sängern summen und taumeln zwischen den Weinranken herum. Hätten wir guten Wein zu hoffen, so wäre freilich der Jubel noch größer; damit ist es aber dies Jahr nichts, wie in ganz Mitteleuropa, ja selbst in dem südlichen Frankreich. Wer aus Deutschland kommt, wer die Weinlese in unserm Rhein-, Neckar- und Donaugegenden mitgemacht hat, der wird sie freilich hier traurig und beschränkt finden, trotz der schönen Gegend. Es fehlt deutsche Gutmüthigkeit und Gastlichkeit. Hier ist die Weinlese kein gemeinschaftliches Volksfest, sondern nur eine Landbauoperation, bei der aber mehr getrunken wird als sonst, d. h. entsetzlich viel. Jeder hält seine Weinlese, wann er will, denn sie ist lediglich seine Sache und geht Niemanden weiter etwas an. Familienfeste und heiteres Zusammensehn suche man ja nicht; der Fremde käme auch schlecht an, der umherlaufen in einen Weinberg treten und sich einige Trauben ausbitten wollte. Die Waadtländer sind somit eben nicht ungastlich und ungesellig, Trauben aber geben sie nicht gerne her, es sey denn gegen Baares. In diesem Egoismus liegt etwas Französisches, das in einem reichen, schönen Land eben nicht erfreulich ist. Unsere deutschen Weinbauer trinken auch ordentlich, das muß man ihnen lassen, und manches Rausch wird bei Nacht und Nebel im Chausseegraben ausge-

Digitized by Google

schlafen, aber die wilde, ausschweifende Sittenlosigkeit der hiesigen Wanzen und Wanzerinnen kann man ihnen doch nicht vorwerfen. Am Abend raube ich keiner ordentlichen Frau, in die Gegend von Weinbergen zu gehen, ja sie wird wohl thun, sich und ihre erwachsenen Kinder von dem eigenen fern zu halten.

Der ganze Sommer gab wenig von den schönen Tagen, an denen unser Land und See wie eine reizvolle Zauberwelt ausgebreitet liegt, von den kecken Zinnen der Tents d'Oy und der Diablerets bis zu den beschriebenen Jurahöhen, und unten das Drängen von Städten, Dörfern und Landhäusern zwischen blühenden Feldern, Gärten und Weingeländen. Der unfreundlichen Witterung ungeachtet, hat es uns nicht an Fremden aller Art und Gestaltung gefehlt; es wäre aber schwer, von ihnen noch etwas mehr zu wissen, als ihre Visitenkarten, und da der Oktober zum Ersatz für den Sommer sehr schön ist, so drängen sie sich bis auf den heutigen Tag am Leman zusammen. Keller, Gastwirthe, der Postillon und die Packträger sind dabei fast einzig interessirt, denn man käme schlecht weg, wenn man sich weiter um diese Zugvögel bekümmern wollte, denen selbst wenig an den Einwohnern des Landes liegt, das sie auf ihrer Tour gesehen haben müssen, und von denen öffentlichen Anstalten, d. h. von seinen Wirthshäusern, sie allein genau Red und Antwort zu geben verndarn. Es ist mir früher manchmal in den Sinn gekommen, besonders auf meinen Zugreisen, diesen Travellers mit Rath und That an die Hand zu gehen, sie auf Manches aufmerksam zu machen, sie über Manches aufzuklären, was auf keiner Charte und in keinem Guide de Voyageur steht. Ich habe es aber bald seyn lassen. Dinge, die jedem verständigen Reisenden anziehend sind, Bemerkungen über seltsere Geschichte, Volkssagen, Sitten der Einwohner, haben nicht den geringsten Reiz für sie. Manche sehen auch den Sprechern groß an, daß er sie mit solchen Lappalien belästige. Bei den mehrsten ist die Unwissenheit und geistige Rohheit so dick, daß wohl jahrelange Vorbereitung dazu gehörte, um sie für etwas Anders empfänglich zu machen, als für die Kunst, ihre gröbsten Lebensbedürfnisse auf die angenehmste Weise zu befriedigen. Ich habe eine Menge Engländer gesprochen, welche die große europäische Tour gemacht und dabei noch Konstantinopel, Smyrna, Jerusalem und Egypten gesehen hatten. Ich dachte Wunders, was ich von ihnen erfahren könnte, erfuhr aber nichts, was nicht in ihren gedruckten Reiseführern steht, oder alte Geschichten, die ihnen von Janitscharen, Arabern und dergleichen Volk ausgebunden worden waren; dem Beurtheilungskraft haben sie selten. Ich kann versichern, daß ich in dem Innern von Rußland, in ärmlichen Hütten, viel mehr natürlichen Verstand und Freude am Unterricht gefunden habe, als bei sehr vielen dieser Ueberherr. Ich möchte sie aber hören, wenn sie nach Haus kommen und ihres Gleichen vorerzählen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berlin, Oktober.

(Beschluß.)

Kunstwerth. Die Sontag. Die Berliner Revolution.

Wo so viele junge Talente sich regen, alle in den höchsten Regionen der Kunst, die im täglichen Bedürfnisse des Marktes keine Unterstützung findet, entsteht selbst in Friedenszeiten die Besorgniß: „wo hinaus?“ Preußen und das gesammte Deutschland ist arm an solchen reichen Leuten, welche Gemälde der Art jährlich kaufen mögen und können; das reichere Ausland (Frankreich und England) will oder versteht noch nicht, und wird es auch vielleicht niemals verstehen, diese Schöpfungen der poetischen Malerkunst zu würdigen. Sollen eminente Talente, wie das eines Lessing, denn am Ende auch nach Brod gehen? Ich sage „am Ende,“ denn für den Augenblick ist noch keine Noth. Die Kunstvereine wirken durch ihre Bestellungen größerer Werke sehr wohlthätig dahin, die Künstler abzuhalten vom Zersplittern ihrer Kräfte, und die Schöpfungen ihrer Phantasie ins Leben treten zu lassen. Möchten diese trefflichen, wahrhaft gemeinnützigen Institute mehr und mehr Theilnahme gewinnen! Die Fürsten allein halten und heben nicht mehr die Kunst; auch sie wird dahin kommen, wie Handel und Industrie, in der populären Theilnahme ihre Hauptstütze zu finden. Bis jetzt sind diese Aktienvereine freilich nur noch Provinzen.

Wie wir eben vernehmen, hat Henriette Sontag nunmehr bestimmt ihre künstlerische Laufbahn geschlossen und ihren Namen verändert. Von Petersburg, wo sie zum letzten Male in einem Cyklus von Konzerten aufgetreten ist, geht sie nach Hamburg, um sich mit ihrem Gatten, dem Grafen Rossi, in die von andern als künstlerischen Stürmen bewegte Niederlande zu begeben. Wer dies liebenswürdige Wesen kennen gelernt hat, wird ihr perfönlich ihr Glück nicht mißgönnen. Es war ein künstlerisches Siegesflug, den noch keine Künstlerin, je noch kein Künstler, von dem die Geschichte weiß, durchlaufen hat. Selbst die Anerkennung eines Raphael will nichts dagegen sagen, und die fünfzig Künstler, die ihn begleiteten, wenn er durch Roms Straßen ging, sind nur ein geringes Gefolge gegen dasjenige, welches eine Sontag durch ganz Europa erwartete und empfing. Aber nur in einer Zeit, gerade wie die vergangene, war eine solche Erscheinung möglich. Sie mußte im Kulminationspunkte der Ruhe nach einem fast fünfzehnjährigen Frieden auftreten, um die noch geistige Aufregung trachtenden Gemüther so entflammen zu können. Die vom seltensten Glück Begünstigte endet ihre Laufbahn gerade mit dem Momente, wo andere Interessen mächtig hereinbrechen und es keiner zweiten, noch so begabten Sängerin möglich werden wird, auch nur einen Theil jener Aufmerksamkeit zu erregen.

Uebrigens ist es hier ruhig und still. Unsere sogenannte Revolution ist wie eine Farce vorübergegangen. Sie war mehr spaßhaft als ernst, ohne drabschlägtiges und zufälliges Resultat. Aber in der Erinnerung erhält sie, unbeschadet der traurigen Einzelnheiten, ein noch viel scherzhafteres Gewand. Ob dies ein gutes Zeichen ist, lasse ich dahingestellt, aber es ist ein Zeichen des Berliner Sinnes und wie man sie hier betrachtet. Man weiß nichts als Bonmots und Witze, man entwirft Karrikaturen, die nicht ausgeführt werden und in der Idee auch wohl geistreicher sind, als sie es auf den Grospapierblättern werden würden. Die Berliner Physiognomie läßt sich einmal mit Scheel und Farbe nicht gut wiedergeben. Selbst die einzelnen Verwundeten entgehen nach dem Sprüchworte: wer den Schaden trägt, braucht sich der Spott nicht zu sorgen, dem letztern nicht. Der Witz, von denen einige zu den besten gehören, welche je von der Berliner sarkastischen Laune zu Tage gefördert wurden, sind so viel, sie wachsen noch täglich, daß man ein anständiges Buch davon schreiben könnte. Schade, daß Ihre Blätter keinen Raum dafür haben; es ist so viel Gediegenes und so wenig Gemachtes, daß sie auch durch den Druck mitgetheilt zu werden verdienten.

Beilage: Literaturblatt Nr. 114.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 268.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 9. November 1830.

— Entfalte dich, Panner!
Für dich nur unsre Herzen schlagen;
Du flatterst hoch, wir folgen dir.

Neufranzösisches Lied.

Ueber die Nationalsinnbilder der Franzosen.

Von jeher haben Farben und Sinnbilder, wodurch sich Völker von einander unterscheiden, den mächtigsten Einfluß auf die Menschen geübt. Was in Zeiten der Ruhe eine ganz gleichgültige Zierde ist, wird bei politischer Aufregung zum Hebel des Archimedes und erschüttert eine Welt. Den vollen Werth von Abzeichen, welche so oft einer Parthei sicherer die Oberhand verschafft, ein Heer schneller zum Sieg geführt haben, als die Berechnungen der Taktik und der uneigennützigste Muth, hat die Geschichte meistens zu würdigen vergessen; sie sieht in ihnen, wie die Menge, nur etwas Zufälliges, und doch sind sie eines der kräftigsten Werkzeuge der Revolutionen, und gleichsam die möglichst kurze Formel eines allgemeinen Grundsatzes. So sind z. B. die drei revolutionären Farben der Franzosen in der Einbildungskraft der Völker so innig mit der ganzen Revolution verwoben, daß vielleicht eines Tags ein großer Abschnitt der französischen Geschichte durch sie bezeichnet wird. Je weiter der Gesichtspunkt sich hinausrückt, desto kleiner erscheinen Menschen und Ereignisse, die unter jenen Farben handelten und sich begaben, und die Farben werden zum bedeutsamen Wahrzeichen einer ganzen Reihe von Begebenheiten. So gut man jezt sagt: die Kriege der weißen und der rothen Rose, der Kampf zwischen Kreuz und Halbmond, kann es einst heißen: die Kriege und die Herrschaft der drei Farben.

Es kann nicht unsere Absicht seyn, uns über die moralische und politische Geschichte der französischen Embleme zu verbreiten. Dagegen werden einige antiquarische Bemerkungen über diesen Gegenstand nicht unwillkommen seyn, wenn auch Frankreich und der Welt der Stammbaum der drei Farben und des gallischen Hahns an sich so gleichgültig seyn mag, als Napoleon die Reihe seiner Ahnen war, welche die Schmeichelei aus dem Staube eines italienischen Archivs ans Tageslicht gezogen hatte.

Es war wohl bisher so ziemlich allgemeine Meinung, die blau, weiß und rothe Kokarde sey eine Geburt der Revolution, der Hahn dagegen ein altes Sinnbild des gallischen Volkes. Es ist aber, wie wir im Folgenden sehen werden, gerade umgekehrt. Der französische Alterthumsforscher gab sich alle Mühe, den Stammbaum des Hahns weiter hinaufzuführen; aber vergeblich: er ist und bleibt ein Roturier, ein Kind der Revolution, und muß sehen, wie er selbst sein Glück macht. Die drei Farben dagegen stammen allerdings als politisches Oppositionszeichen erst aus der Revolution; es soll aber gezeigt werden, daß sie schon seit mehreren Jahrhunderten in Frankreich ein Lieblingsemblem waren und neben der weißen Farbe die Nation und das königliche Haus von Frankreich bezeichneten.

Die drei Farben.

Wann, wie und warum die drei französischen Farben vereinigt wurden, ist aus der Geschichte nicht zu ermitteln; wir sehen uns daher um, welche Farben in den ver-

Digitized by Google

schiedenen Epochen der französischen Monarchie als Embleme der Nation gebräuchlich waren.

Das älteste französische Nationalbanner, dessen die Geschichte Erwähnung thut, ist der sogenannte St. Martinsmantel (chape de St. Martin), was wohl nicht das Kleid des Heiligen selbst, sondern das Banner seiner Abtei war. Lange Jahrhunderte war es bekanntlich Sitte, die Fahne des Heiligen, in dessen Fürsprache man das meiste Vertrauen sezte, zum Kriegsbanner zu wählen. Martin von Tours, einer der ersten Apostel in Gallien, war aber der Patron der aufkeimenden Monarchie, und sein Banner ließen daher die Könige ihren Heeren vortragen. Diese Fahne war blau, und es ist diesem nach, obgleich es dafür an bestimmten Beweisen fehlt, der Analogie nach wahrscheinlich, daß Blau die Nationalfarbe der ersten Franzosen war.

Wann man des heil. Martins Banner mit dem eines andern Heiligen vertauschte, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlich geschah dieß aber in den ersten Zeiten der dritten französischen Königsfamilie. Um diese Zeit schlug die königliche Gewalt ihren festen Sitz zu Paris auf, und damit wandte sich auch die Andacht des Volks vorzüglich dem heil. Dionysius zu. Damals war also das Banner der Abtei St. Denys die Nationalfahne. Es ist dieß die bekannte Oriflamme, und sie war roth.

Daß die Farbe der Oriflamme die eigentliche Nationalfarbe wurde, dafür fehlt es nicht an geschichtlichen Belegen. Den bündigsten gibt die Farbe des Kreuzes auf dem Kleide, wodurch sich die Völker in den Kreuzzügen unterschieden. Das Kreuz vertrat damals die Stelle der Kokarde; an der verschiedenen Farbe und Form desselben erkannten einander die Landsleute. Nach allen Geschichtschreibern jener Zeit waren nun die Kreuze der Franzosen roth, die der Engländer dagegen weiß. Roth war also ohne Zweifel die Nationalfarbe der Franzosen, weiß die der Engländer. Wann aber und durch welche seltsame Fügung diese beiden feindlichen Völker dazu kamen, ihre Farben gegenseitig zu vertauschen, ist wohl nicht leicht bestimmt auszumachen. Am wahrscheinlichsten geschah es unter der Regierung Philipps von Valois; denn um diese Zeit fingen die Könige von England an sich Erben der französischen Krone zu nennen, und bald hatten sie wirklich auch den größten Theil von Frankreich inne. Hatten sie das Gebiet usurpirt, so war es wohl natürlich, daß sie sich auch die Farben zueigneten. Andernseits gehörten diese englischen Könige dem Hause Lancaster an und waren als solche die Häupter der Parthei der rothen Rose; die Farbe, welche zugleich ihr Haus und das neue Königreich, das sie zu erobern gedachten, bezeichnete, mußte ihnen also vorzüglich willkommen seyn. Als einmal die Könige von Frankreich Herrn von Paris und St. Denys waren, konnte man auch die Oriflamme nicht mehr vor den französischen Heeren hertragen, und damit wäre zwar so ziemlich erklärt, warum die rothe Farbe aufgegeben, nicht aber, warum dafür die feindliche weiße angenommen wurde. Geschah es etwa blos aus Widerspruchsgeist? Wie dem sey, so viel ist gewiß, die Religion drückte dieser neuen Wahl bald feierlich ihr Siegel auf. Denn im fünfzehnten Jahrhundert kam der Mariendienst wieder außerordentlich in Aufnahme. Karl VII. stellte sein Königreich unter den Schutz der heiligen Jungfrau, und es ist bekannt, mit welch brünstiger Andacht sein Nachfolger, Ludwig XI. zu unserer lieben Frau und dem heiligen Michael betete. Zu den unbekannten politischen Gründen kamen also religiöse Motive; weiß, das Sinnbild der Reinheit, war das Sinnbild des vornehmsten Gegenstandes der Volksandacht, und wurde somit förmlich das Symbol der Nation.

Obgleich von dieser Zeit an das weiße Banner, die sogenannte cornette blanche, allgemein für die Nationalfahne galt, und also alle andern Farben als Abzeichen verdrängt hatte, so fehlt es dennoch nicht an Beispielen, daß sich Könige von Frankreich hierin auch jezt noch Neuerungen erlaubten. So gaben Karl IX. und Heinrich III. ihren Truppen rothe Fahnen und Schärpen, während der König von Navarra und die kalvinistische Parthei das weiße Banner und die weiße Binde beibehielten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Der achtzehnte Januar war Agnesens Geburtstag. Alles eilte herbei, um die herkömmlichen Glückwünsche abzustatten. Viele brachten kleine Gaben mit, meistens kostbare Kleinigkeiten, unter denen mancherlei gläserne und porzellanene Schätze des Mittelalters sich befanden, wofür die Gräfin eine besondere Liebhaberei hatte. Graf Moriz brachte ihr einen kleinen Teller von Majolica, dem Tongeschirr, welches Raphael durch die Spiele seines Pinsels, seiner geliebten Töpferin zu Ehren, weit über das schönste Porzellan erhoben hat. Dieser Teller ward mit mehreren schönen Gefässen von Porzellan, Krystall, Rubinglas u. s. w. auf einen Tisch gesezt, welcher bestimmt war, den Opfergaben des Tages als Altar zu dienen. Das Zimmer füllte sich immer mehr und auch Major Hilverstein, der sich viel darauf einbildete, immer die sinnvollsten Geschenke zu überreichen, nahte sich mit einer blaßrothen, wunderschönen Rose, die „Königin von Dänemark" genannt. Agnes war unbeschreiblich reizend inmitten der Huldigungen, die sie umgaben. Frauen, die immer gewohnt sind, Alles zu ihren Füßen zu sehen, verlieren bald die Eitelkeit, die den Gewöhnlicheren ihres Geschlechtes so übel steht. Der Mittelpunkt der Aufmerksamkeiten und Schmeicheleien ihrer Umgebung zu seyn,

Digitized by Google

das sehen sie als eine Sache an, die sich von selbst versteht, und sind doppelt liebenswürdig durch den geringen Werth, den sie darauf zu legen scheinen. Ob sie das Aufhören dieser Geringfügigkeit mit derselben Gleichmuth tragen würden, als deren Besitz, das wollen wir nicht entscheiden.

Graf Borck sah die unzweideutigen Zeichen der Achtung und Liebe, die seiner Frau gezollt wurden, mit innigem Wohlgefallen; er konnte sich ihrer Schönheit nicht genug freuen, sein Auge nicht wegwenden von den leichtbeweglichen Zügen ihres lieblichen Gesichtes.

Major von Hilpersklein war indessen aufgefordert worden, seine deklamatorischen Talente zu produziren, und Agnes, obgleich ein leichtes Gähnen ihren Mund zu entstellen drohte, stimmte gleich in den allgemeinen Wunsch ein, sobald sie bemerkte, daß Hilpersklein nur noch auf ihre Aufmunterung zu harren schien, um endlich nachzugeben. Er deklamirte einen Monolog aus Shakespeare mit vieler Affektation und großer Suffisance; denn er behauptete, ein Schüler Iffands zu seyn, und wußte viel zu erzählen von den Lobeserhebungen, welche dieser, seiner kraftvollen, männlichen Stimme wegen, ihm gezollt habe. Ueberhaupt waren es eigentlich die körperlichen Gaben, mit welchen die Natur ihn ausgestattet hatte, sein Baß, sein Falkenauge, seine Muskelkraft, seine stattliche Gestalt, die ihn zu der Rolle des deutschen Biedermanns, deren er sich befliß, bestimmt hatten.

Nach diesem Deklamatorium kam die Rede auf's Tanzen, und ein Spaßvogel, der den guten Major zur Zielscheibe seines Witzes gemacht hatte, behauptete; so graziös auch seine Gestikulation wäre, so könnte er bei seiner Korpulenz doch unmöglich eine anständige Pirouette machen. Hilpersklein, der sich auch das geringfügigste Talent nicht gern bestreiten ließ, setzt sich sogleich in Position, hebt sich auf die Spitze des linken Fußes, schwingt sich mächtig im Kreise, berechnet aber den Raum falsch und stößt mit dem weitabschwebenden rechten Fuße den Tisch mit den Geschenken der Gräfin um, daß die Scherben klirrend zur Erde fallen. Agnes stürzt mit einem Schrei auf die Trümmer zu und rafft den unbeschädigten Majolicateller mit sichtbarer Freude vom Teppich auf, sich um den übrig. Verlust nicht kümmernd; dann blickt sie, unwillkührlich und schnell erröthend, zu ihrem Manne auf und sieht, wie sein trübes Auge fest auf sie gerichtet ist, während ein leises Zittern seine Lippen bewegt; sie wendet den Blick und sieht, wie Graf Moritz, vor Freude glühend, in ihrem Anschauen verloren dasteht — und langsam läßt sie die Finger los, daß der Teller auf die Scherben fällt und — zerbricht.

Den allgemeinen Schreck mögen wir es zuschreiben, daß, außer diesen dreien, Niemand die Scene bemerkte. Die Bestürzung der Gräfin ward bei so überraschendem und unersetzlichem Verlust natürlich genug gefunden; aber der arme Hilpersklein wußte nicht, wo er seine Verlegenheit verbergen sollte. Diese Verlegenheit war übrigens ein wahrer Trost für Agnes, indem sie dadurch schnell wieder in ihr Gleichgewicht zurückgebracht ward. Sie nahte sich dem wirklich bekümmerten und zerknirschten Sünder mit freundlich lächelnder Miene und sagte: „Beruhigen Sie sich, lieber Hilpersklein, Sie sollen volle Verzeihung für Ihr Vergehen erhalten, wenn Sie versprechen wollen, jedesmal, wenn von Pirouetten die Rede ist, zu sagen: „die kann ich leider nicht mehr machen, dazu bin ich zu dick.“ Der Major fand die Strafe fast ärger als das Vergehen, und redete sich bald wieder in seine natürliche Zuversicht hinein.

Der schönen Gräfin aber war dieser Geburtstagsmorgen ein wichtiger Abschnitt in ihrem Leben geworden. Sie hatte entdeckt, was sie schon längst hätte wissen können, daß Graf Moritz ihr — nicht gleichgültig sey; sie hatte mit Schrecken und tiefer Beschämung gesehen, daß dieser eine Augenblick ihr selbst, ihrem Manne und dem Grafen Moritz einen zu tiefen Blick in ihr Herz gewährt hatte. Allein sie fand eine große Beruhigung darin, daß sie so gehandelt hatte, wie die Pflicht es ihr gebot, und eben dieses Gefühl, so wie die Gewißheit über das, was sie zu fürchten habe, die Ueberzeugung, daß nichts sie bewegen könne, den Mann zu kränken, den sie so innig verehrte und liebte, — dies Alles gab ihr bald ihre Seelenruhe wieder. Sie beschloß, ihre Gefühle tief in ihrem Herzen zu verschließen, von jetzt an eine überwiegende Leidenschaft für Majolica an den Tag zu legen, und durch Gesellschaftsverbrauch und Unbefangenheit dem Grafen Sain jeden Gedanken, daß er ihr mehr als eine liebe Bekanntschaft sey, zu benehmen. Mit diesen Vorsätzen trat sie ihrem Manne liebend und freundlich, wie immer, entgegen, und der unbedeutende Vorfall ward, ihrer Meinung nach, auch von ihm bald vergessen.

Den folgenden Morgen brachte sie damit hin, sich allerlei Gespräche auszudenken, die sie mit Graf Moritz führen wollte und die ihn recht von ihrer Gleichgültigkeit überzeugen sollten. Sie hatte lange Zeit gebraucht, einen eleganten Morgenanzug zu wählen, dann hatte sie gespielt, gesungen, gemalt, Besuche empfangen; aber der Morgen wollte nicht endigen und Graf Moritz wollte nicht kommen; sie begriff es nicht, sie war unruhig, zerstreut, fand es aber doch so am allerbesten und ging ans Fenster, einen Blumenstock zu begießen und zugleich einen Blick in die Straße zu werfen. Die Uhr schlug drei, schlug vier; die Kammerjungfer kam, sie zur Toilette abzurufen; der Mittag brachte mehrere Gäste, der Abend eine zahlreiche Versammlung; aber Moritz war nicht darunter. Verdrießlich legte sie sich zu Bette und erwachte nur, um einen ähnlichen Tag zu verträumen. Am zweiten Abend

Digitized by Google

endlich faßte sie den Muth, Jemanden von der Gesellschaft zu fragen: „Wo ist nur Graf Sain geblieben? ich glaube, seit vorgestern habe ich ihn nicht gesehen.“ — „Er ist krank und hütet das Bett,“ war die Antwort. Wo waren alle ihre Berechnungen nach dieser einfachen Erklärung seines Ausbleibens? Sie hatte sich ihn schmollend und trotzend gedacht, und fühlte sich stark genug, dem zu begegnen; aber krank und leidend, nachdem sie ihn so bitter gekränkt hatte! — Wäre er jezt gekommen, wie würde sie ihn empfangen haben? Doch er kam nicht und es vergingen noch acht Tage, ehe er kam. — Endlich war er da; blaß und schwach und erröthend vor Freude beim langentbehrten Anblick seiner schönen Freundin. Ihre Vorsätze waren dahin; in der fast zärtlichen Stimmung, die dieses Wiedersehen hervorrief, fragte sie theilnehmend nach Allem und schalt, daß er sich nicht genug in Acht nähme. Von Majolica war nicht die Rede. Moriz war stumm vor Freude und Agnes bemerkte nicht, daß sie allein sprach. (Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Oktober.

(Fortsezung.)

Auswanderer. Reformen im Staatshaushalt.

Wir sehen Reisende aller Art bei uns ein- und ausziehen; sind sie nicht immer in herrlichen Reisewagen, so suchen sie sonst fortzukommen. So kam neulich ein großer Wagen mit vier Pferden an, auf dem eine unbändige Kiste stand, wie kein kleines Haus mit Fenstern und Thüren. Darin wohnte eine waadtländische Familie aus Romainmotier, bestehend aus Vater, Mutter und sechs Kindern; dazu ihr Hab und Gut und Futter für die Pferde. Sie fuhren auf diese Weise wohlgemuth gen Akjermann in Bessarabien, wo Kaiser Alexander eine Schweizerkolonie gegründet hat. Wie sie sagten, kommen ihnen noch zehn andere Familien aus ihrer Gegend nach. Bei Gott! es gehört doch ein starker Entschluß dazu, aus dem Waadtland, wo so leicht zu leben ist, wo so wenig Abgaben gezahlt werden, wo Himmel und Erde so schön sind und volle Freiheit herrscht, nach jenen traurigen, einsamen Gegenden, in die Nachbarschaft der Barbarei auszuwandern!

Es ist nicht zu läugnen, wir athmen jezt schon freier, denn voriges Jahr, und wiewohl unser Staatsrath nur kärglich und mit wohlberechneter Uebereilung gab, was er unmöglich länger abschlagen konnte, so läßt sich doch hoffen, daß manche andere Uebelstände, z. B. der entsezliche Nepotismus, auch nicht lange mehr aufrecht gehalten werden können, so Viele auch daran halten und stützen. Als man sah, daß der Staatsrath nicht länger dem Andrängen des Volks widerstehen konnte, und daß er sich mit dem Gedanken an Veränderungen in der Konstitution von 1814 vertraut machte, äußerten unsere besten und redlichsten Sprecher, la Harpe, Monnard, Monnod und einige Andere, es sey sehr zu wünschen, daß, bevor man in dieser Beziehung an Veränderungen gehe, durch eine Kommission die Art und Weise festgesezt werde, wie die Konstitution künftig Modifikationen erleiden könne. Damit war aber unserm Staatsrath nicht gedient; er wollte nur Veränderungen im Wahlsystem eintreten lassen, und weiter nichts; darum wurde auch so sehr mit der Diskussion und der Abstimmung im großen Rath über diesen Gegenstand geeilt. Sehen wir auf das, was im Juni und Juli bei einem andern Schweizervölkchen geschah, auf das wir lange mit vornehmem Mitleid herabgesehen hatten, blicken wir auf den Kanton Tessin und auf dessen höchst liberale Umgestaltung, so können wir uns einiger Beschämung nicht erwehren, die uns nur dadurch weniger drückend wird, daß kein Schweizerkanton, selbst nicht das liberale und lichtvolle Genf, in seiner Verfassung so hoch steht, wie jener. Bei unsern mühsam errungenen Veränderungen lernten wir recht kennen, was Jeremias Bentham die Sophismen der Gewalt nennt, wenn von zeitgemäßen Veränderungen und Verbesserungen alter Ordnung gesprochen wird. Da ist erstlich die Rede von der Weisheit der Vorfahren, von der langen Erfahrung vergangener Jahrhunderte und von ehrwürdigem Alterthum; dann wird von der Unverleztlichkeit der Gesetze und Ordnungen geredet, da sie der Regent mit seinem Eid bekräftigt; es wird Rechts und Links der Regierung und den Ministern Weibrauch gestreut; dann spricht man von Gefahren, supponirt böse heimliche Absichten, bedenkliche Verbindungen, man warnt vor allen Neuerungen, die als solche schon sehr schädlich seyen, lobt die Väterlichkeit, die besser und sicherer sey, als alle Verfassung, als alle Gesetze; Angestellte thun auch wohl bös und meinen, sie angreifen, sey so viel, als die Regierung selbst angreifen, sprechen von Rebellion u. s. w., oder wenn sie klüger sind, versichern sie, das müßten sie am besten wissen, die schon so lange in Landes- und Staatsangelegenheiten gearbeitet hätten; dann heißt es auch wohl: was gehts euch an? werft eure Augen auf andere Länder, sehe, wie es bei dem Nachbar zugeht; wahrhaftig nicht so gut wie bei euch, man beneidet euch in eurem öffentlichen Zustand; was fehlt euch denn? worüber beklagt ihr euch? auf jeden Fall ist es jezt noch nicht die Zeit zu Veränderungen; warten wir damit bis auf günstigere Zeit; alles Ding hat seine Zeit, gehen wir ja nicht zu geschwind, chi va piano, va sano; möchte sich doch Jeder nur um seine eigenen Angelegenheiten bekümmern und in seinem Hauswesen verbessern, ehe er an wichtige Dinge denkt, die ihn im Grund gar nichts angehen und für die schon andere Männer sorgen werden. — Hätten wir die Leute bei uns seit drei Jahren gewähren und so reden lassen, so wären wir noch immer auf dem alten Fleck.

Es ist nicht zu läugnen, daß unser liberales Blatt, der Nouvelliste Vaudois, dessen Seele der Professor Monnard ist, unsere neuen Verbesserungen wesentlich mit herbeigeführt hat. Dies Blatt war vor sechs Jahren das erste freisinnige Organ für die Rechte und Hoffnungen der Waadtländer, die damals, ihrer Konstitution von 1814 ungeachtet, noch unter argem aristokratischem Einfluß standen. In den ersten Jahren durfte es aber wegen der strengen Censur nur leise auftreten, und selbst eine Menge faktischer Umstände durften nicht berichtet werden. Dies ward mit Aufhebung dieses Zwangs vor einigen Jahren besser. Die bis dahin herrschende Partei sprach in der Gazette de Lausanne laut und leidenschaftlich, dadurch ließ sich der Nouvelliste zu Zeiten hinreißen, und seinen Aufsätzen fehlte es an Ruhe und Besonnenheit, wodurch manche Unbefangene gegen die gute Sache eingenommen wurden. Dadurch ward auch der Staatsrath so heftig gegen Monnard und seine klare, scharfe Logik aufgebracht, daß er die erste Gelegenheit ergriff, um ihn seine Ungnade fühlen zu lassen. Der Professor ward wegen der Theilnahme an der Vinetschen Schrift voriges Jahr von seinen akademischen Funktionen suspendirt und erst Anfangs vorigen Monats wieder in integrum restituirt. Dies erinnerte an den Bernischen Baillif, der einst zu dem berühmten Zimmermann sagte: „Nicht Wissenschaft wollen wir, sondern Gehorsam.“ Allen denen, welche den geistreichen, edeln Mann kennen, war diese Wiedereinsezung ein Fest, zumal unsere Akademie im Begriffe stand, ihn zu verlieren, da ihm von der freisinnigen Universität Basel ehrenvolle Anträge gemacht worden waren.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 89.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 269.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 10. November 1830.

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben.

Schiller.

Der Wanderer in der Sägmühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh
Und sah dem Räderspiele,
Und sah des Wassers zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die dahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

„Du trittst zur rechten Stunde,
O Wanderer! hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein."

„Du bist's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dieß Holz, im Schooß der Erden,
Ein Schrein zur langen Ruh."

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's um's Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

Justinus Kerner.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Ein zweiter Besuch unterbrach das tête à tête. So war denn Alles wieder in seinem Geleise, und an die Stelle der gleichgültigen Gesellschaftsphrasen, des leichten Scherzes, womit sie ihn zurückzuhalten dachte, war Zutraulichkeit und Weichheit getreten. Sie achtete nicht darauf; sie schalt sich eine Thörin, weil sie, wenn auch nur vorübergehend, über den Zustand ihres Herzens sich beunruhigt hatte, sie nannte sich eitel, weil sie einen Augenblick glauben konnte, ihm theurer zu seyn, als sie es seyn durfte. War nicht jedes Wort, das er sprach, der Ausdruck seiner unbegrenzten Achtung für sie? Konnten die glühenden Blicke, denen sie manchmal kaum zu begegnen wagte, nicht eine schöne, unschuldige Eigenthümlichkeit seines Auges seyn? Sie nahm sich vor, von Stund an darauf Acht zu geben, ob er nicht auf andere ebenso blicke, und an dem Abend desselben Tages, als sie sein Auge mit sichtlichem Wohlgefallen auf das schöne Fräulein Fay sich richten sah, folgte sie ihm unverwandt, um der Sache auf den Grund zu kommen. Das Resultat dieser Untersuchung war: daß er junge, unerfahrene Mädchen nicht so zärtlich anzusehen brauche. Nach Beendigung dieser kritischen Beleuchtung traf ihr Blick das Auge ihres Mannes; sie fühlte sich von ihm beobachtet; sie fing an, es unangenehm zu finden, nicht unbemerkt rechts oder links sehen zu dürfen; die Ruhe ihres Charakters, die ungetrübte

Digitized by Google

Heiterkeit ihrer Stimmung war dahin. Sie war in der That unzufrieden mit sich selbst, aber sie wollte sich den Grund noch nicht gestehen und hatte die wahre Ursache in künstlicher Verschanzung dem eigenen Auge verborgen.

So vergingen mehrere Tage, die eben nicht zu den glücklichsten ihres Lebens gehörten; da trat eines Morgens Graf Moriz zu ihr ins Zimmer. Sein ungewöhnlich bleiches, ernstes Aussehen beunruhigte sie; sie fragte gleich nach der Ursache seiner sichtlichen Verstörung und erfuhr, daß er die Trauerbotschaft von dem sanften, aber plötzlichen Tode seines geliebten Vaters erhalten habe. Er saß dicht neben ihr auf einem Divan, als er beklommenen Herzens diese Nachricht mittheilte; er drückte die im Mitgefühle dargebotene Hand an seine bebenden Lippen, er benezte sie mit seinen Thränen — und Agnes vermochte nicht, sie zurückzuziehen. „Ich hing an ihm," sagte Moriz, als er wieder seiner Sprache mächtig ward, „wie an keinem andern Menschen, und so lange ich an seiner Seite war, gehörte ihm mein ganzes Herz; aber — ich bin ihm nicht treu geblieben, ich habe die lezten Monate kaum mehr an ihn gedacht." — Und mit finsterem Blick und dumpfer Stimme fügte er hinzu: „ich hatte ihn und seine Lehren vergessen." — „Moriz, lieber Moriz," sagte Agnes, mit innerer Angst kämpfend, „wie mögen Sie so hart sich anklagen! Was ist Ihnen denn? Was haben Sie gethan? Vertrauen Sie es mir, Ihrer besten Freundin!" — „Meiner besten Freundin!" rief er heftig aus. „Ich war gut, ehe ich Sie erblickte, und wähnte bis gestern Abend, Ihre Nähe habe mich noch veredelt. Aber es ist nicht so, das fühle ich, seitdem ich weiß, daß mein Vater gestorben ist; ihm hätt' ich nicht unter die Augen treten mögen — mit dieser Liebe im Herzen."

Zitternd saß ihm Agnes gegenüber; Thränen entströmten ihren Augen; sie war unfähig, auch nur ein Wort hervorzubringen.

„Ich glaubte es Anfangs nicht," fuhr er in tiefem Schmerze fort; „erst an Ihrem Geburtstage ward es mir klar, daß ich Sie liebte, wie ich es nicht sollte. Ich weiß auch, daß ich Ihnen werth bin; aber es darf mich nicht freuen; was andern die höchste Seligkeit wäre, macht mich elend; gestern noch war es mein entzückendster Gedanke, jezt, am Grabe des Vaters, ist es meine Qual." — Sie antwortete noch immer nicht; Angst, Ueberraschung, tausend stürmische Gefühle machten es ihr unmöglich; er aber schien es nicht zu bemerken, und mit plötzlich aufflammendem Auge fuhr er fort: „Ich weiß, was jezt Ihr erstes Wort seyn wird. Sie werden mir rathen, von hier wegzureisen. Verschonen Sie mich, um Gottes Willen, verschonen Sie mich mit dieser Alltagsmaßregel. Ich kann die Trennung von Ihnen nicht ertragen, jezt am wenigsten; Sie können es vielleicht, Sie haben einen edlen Mann, der Ihnen beistehen wird; ich habe nichts, auf der ganzen Welt nichts — als Sie." — „Ja, Moriz!" rief hier Agnes, wieder zu sich selbst gekommen, aus, „ja, ich habe einen edlen Mann, und an seine Brust will ich mich werfen, von ihm will ich Trost verlangen, ihm will ich Alles sagen." — „Und mein Todesurtheil sprechen," unterbrach er sie, in ruhigem Tone, „denn seine kalte Weisheit wird nur von Trennung hören wollen, und ich — muß Sie verlassen. Aber seyn Sie barmherzig," sezte er, sehr weich und erschöpft, hinzu, „lassen Sie mich hier! Nie, nie will ich Sie mit meiner unbescheidenen Liebe quälen; sanft, gut, folgsam sollen Sie mich finden, nur lassen Sie mich hier."

Agnes war schwach genug, sich endlich das Versprechen des Stillschweigens entlocken zu lassen, doch unter der Bedingung, daß dieses Gespräch das lezte dieser Art seyn, und daß Moriz sie jezt gleich verlassen solle. Er gehorchte und ging nach einem langen Kuß auf ihre Hand, die sie ihm nicht entzog.

Als sie sich endlich allein sah, waren ihre Gefühle im heftigsten Aufruhr. Wer ihr vor einem Jahr gesagt hätte, daß sie einst von einem fremden Manne eine Liebeserklärung dulden werde, der hätte sie empfindlich beleidigt, und doch war es jezt geschehen. Worte, wie sie ihr Ohr nie hatten berühren dürfen, hatte sie mit kaum unterdrückter Theilnahme angehört, und dadurch also fast gerechtfertigt. Sie war sich der Reinheit ihres Herzens mit solcher Zuversicht bewußt gewesen, daß sie, harm- und sorglos jedem angenehmen Eindrucke sich hingebend, auch die wachsende Neigung für Moriz erst zu beachten anfing, als sie ihr strenges Pflichtgefühl schon untergraben hatte. Als sie nach kurzer Frist aus einer Art von Starrsucht erwachte, war ihre erste Bewegung, sich auf die Kniee zu werfen und in heißem Gebete Trost und Rettung vom Himmel zu erflehen; aber ungestärkt und unberuhigt stand sie wieder auf, denn das Versprechen, ihrem Manne Alles zu verschweigen, hatte dem Gebete die beste Kraft genommen, und sich zu entschließen, dieses Versprechen nicht zu halten, das war mehr, als sie in diesem Augenblicke über sich vermochte. Auch ihr war es klar, daß schleunige Trennung von dem Gegenstande ihrer Liebe die unmittelbare Folge des Bekennens seyn würde, und sie suchte vergebens nach Hülfe, da sie die einzige, rechte Arznei nicht ergreifen wollte. Eine leichtfertige Liebeserklärung hätte sie mit Unwillen und mit gekränkter Würde zurückgewiesen; aber diesem tiefen Schmerze, dieser leidenschaftlichen Gluth seines offenen, schönen Auges waren ihre festesten Entschlüsse nicht gewachsen.

Als Graf Borck zuerst nach diesem Auftritt zu ihr kam, wagte sie es kaum, zu ihm aufzublicken; jedoch durch seine milde Freundlichkeit, durch sein Nichtbemerken ihrer innern Unruhe ward diese bald wieder so weit beschwichtigt, daß sie mit dem Vorsatze, ihren heiligsten Pflichten

Digitized by Google

ren zu bleiben, die Verletzung des Vertrauens entschuldigen zu können meinte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die Nationalsinnbilder der Franzosen.

(Fortsetzung.)

Was folgt nun aus dem Bisherigen? Ist es ein bloßer Zufall, daß die drei Farben, die nacheinander Nationalfarben waren, endlich vereinigt das Sinnbild der Nation wurden, oder ist die republikanische Fahne wirklich das Kind jener drei Kirchenbanner? Schade, daß sich letzteres nicht erweisen läßt, denn sie hätte sich ihres Ursprungs nicht zu schämen; jedes jener Panniere wurde von ehrenwerthen Händen getragen, und St. Martins chape bleue in Karls des Großen Hand, die Oriflamme, vom heiligen Ludwig geschwungen, und die cornette blanche, die vor Heinrich IV. auf der Bahn der Ehre flattert, geben kein übles Farbenspiel.

Aber auch abgesehen von diesen direkt historischen Beziehungen, läßt sich erweisen, daß die drei Farben seit undenklicher Zeit in Frankreich für ein wirkliches Nationalemblem galten und daß dieses Farbentrio neben der weißen Farbe dazu diente, die französische Monarchie zu versinnbildlichen. Viele Schriftsteller, wovon manche hundert Jahre vor der Revolution geschrieben haben, führen dieß an, und wissen keinen andern Grund dafür anzugeben, als eben auch die Farben jener drei Kirchenbanner, die nacheinander Nationalbanner wurden. Die Geschichte dieser Livrée, wenn man es so nennen darf, läßt sich zwar ununterbrochen erst von Franz I. Regierung an verfolgen; indessen beweisen manche weit ältere Denkmale, wie lange schon diese Farben Lieblingsfarben waren. So trägt der heilige Ludwig in einem kolossalen Bildniß aus dem dreizehnten Jahrhundert auf einem Fenster in der Cathedrale von Chartres einen Mantel mit breiten dreifarbigen Streifen, wobei die Farben just so geordnet sind wie auf der republikanischen Fahne (weiß in der Mitte). Aber besonders von Franz I. an sieht man sowohl an den königlichen Prunkgewändern als an sämmtlichen Hoflivreen ausschließlich die drei Farben. Jedermann hat wohl schon auf Gemälden oder Tapeten aus jener Zeit Leibwachen, Offiziere, Pagen von Franz I., Franz II., Heinrich II., und Heinrich III., Hellebardiere und Lakaien Heinrichs IV. in ihren malerischen, bald zierlichen, bald seltsamen Kostümen gesehen. Die Hauptstücke aller dieser Kostüme kontrastiren immer gegen einander in den drei Farben. Was aber noch wichtiger ist, die Holländer baten Heinrich IV., er möchte ihnen die Fahne von Frankreich verleihen, und er schickte ihnen eine dreifarbige Fahne. Seitdem hat diese Flagge auf dem Ozean geweht, und holländische Fahrzeuge, die gleich nach der Restauration in französischen Häfen erschienen, stößten ängstlichen Gemüthern keinen kleinen Schrecken ein. Ludwig XIV. erfand eine Livrée, die seine schwachen Nachfolger alle annahmen; es ist dies der blaue Rock mit weißen und rothen Tressen, der mit Karls X. Hof auf immer verschwunden ist. Ja Ludwig XIV. verpflanzte diese Livrée mit seinem Enkel an den spanischen Hof, wo sie sich auch erhalten hat. Er gab sie gleichfalls, jedoch mit einigen Abänderungen, seinem Bruder Philipp von Orleans, und den rothen Rock mit weiß und blauen Borten tragen Ludwig Philipps Diener noch gegenwärtig. Der Kuriosität wegen verdient noch angeführt zu werden, daß die französischen Soldaten fast hundert Jahre vor der Revolution schon einmal die dreifarbige Kokarde getragen haben. Als nämlich im spanischen Erbfolgekrieg zu Anfang des 18ten Jahrhunderts die Könige von Frankreich und Spanien und der Kurfürst von Baiern ein Schutz- und Trutzbündniß schlossen und ihre Armeen kombinirten, gab man den Soldaten, als Sinnbild der Allianz der drei Völker, eine Kokarde aus den Farben derselben: sie war weiß (Frankreich), roth (Spanien) und blau (Baiern).

Wie kam es nun aber, daß man in den ersten Tagen der Revolution diese drei Farben zum Zeichen der Freiheit wählte? war es eine historische Erinnerung? Wohl schwerlich; ja, als sie diese Farben wählten, hatten wohl die Freiheitsmänner vergessen, was für Röcke die königlichen Lakaien trugen. Nach den zuverlässigsten Schriftstellern über die Revolution war jene Wahl fast ein reiner Zufall, und das glorreiche Banner, das jetzt eine ganz hübsche Geschichte hat, hatte damals gar keine. Bereits hatte man sich im Enthusiasmus mit grünen Blättern geschmückt, und es war drauf und dran, daß diese Farbe, die Farbe der Hoffnung, gewählt wurde, da erinnerte man sich, daß es die Farbe des Grafen von Artois sey, des allerunpopulärsten Mitgliedes der königlichen Familie, und die Farbe wurde alsbald verworfen. Man mußte aber einmal ein Partheizeichen haben, und so kam man auf den Gedanken, die alten Farben der Stadt Paris anzunehmen; diese sind blau und roth, und in Kurzem hatten alle Bürger die blau und rothe Kokarde aufgesteckt. Da aber die allermittelst organisirte Nationalgarde nicht feindselig gegen den Thron gesinnt war und überdieß eine Menge Militärs in ihren Reihen standen, so nahm man auch noch das Weiß in die Nationalfarbe auf, und nun war die Fahne fertig, die bei Jemappes, bei Arcole, bei den Pyramiden, bei Austerlitz, Friedland, Moskau, Leipzig und Waterloo wehte und jetzt wieder auf „unserer lieben Frauen" Kirche zu Paris weht.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Eisenbahnen. Coventgarden.

Von der Eisenbahn und den Dampfwagen zwischen Liverpool und Manchester hört man weiter nichts mehr, als daß der Verkehr auf der Bahn täglich lebhafter wird, besonders seitdem die zwei oder drei Unfälle, welche sich darauf ereignet haben, den Lenkern der Maschinen mehr Behutsamkeit eingeflößt zu haben scheinen. Inzwischen sind Eisenbahnen Tagesmanie geworden, und das Parlament wird mit Anlegen um Privilegien dafür bestürmt werden; die Regierung soll aber gar nicht geneigt seyn, alle die großentheils unüberlegten Pläne, welche an die Vereinsucht vom Jahr 1825 erinnern, zu billigen, besonders da man erwartet, daß die Maschinen bald so weit vervollkommnet werden dürften, daß man sie auf gewöhnlichen gut unterhaltenen Kunststraßen wird benutzen können. Ein gewisser Surry will ein Mittel erfunden haben, Luft in tragbaren Gefäßen so zu verdichten, daß sie Maschinen von beliebiger Stärke in jedem Grad von Schnelligkeit zu treiben vermag; dieses Mittel soll sehr leicht anwendbar und äußerst wohlfeil seyn.

Vergangenen Mittwoch brachte man im Coventgartentheater ein neues sogenanntes Trauerspiel auf die Bühne, und zwar unter dem anziehenden Titel des Juden von Arragonien oder der jüdischen Königin. Die Hauptabsicht dabei war, Miß Kemble in einer Originalrolle erscheinen zu lassen, und da der Verfasser ihr und ihrem Vater gute Gelegenheit gegeben hatte, sich mit Vortheil zu zeigen, so scheint der leztere, welcher zugleich Direktor des Theaters ist, darüber die Unwahrscheinlichkeiten und Abgeschmacktheiten des Dialogs, welche das Stück unter alle Kritik herabwürdigen, übersehen zu haben. Das Publikum, welches mit großen Erwartungen gekommen war, entschlossen, „sich ergötzen zu lassen," wenn die Vorstellung nur einigermaßen ergötzlich wäre, bewies ungemeine Geduld, machte aber endlich seinem Unwillen durch Gelächter, statt durch Pfeifen Luft. Nun ist das Lachen in einem pathetischen Stücke, wo möglich, noch unmanierlicher als das Pfeifen, und Jude und Jüdin werden deßwegen schwerlich wieder erscheinen.

Wir haben hier ein neues Zeitungsblatt, the Age genannt; es ist einer von den Giftpilzen, die auf dem warmen Beete der Preßfreiheit nothwendig mitwachsen müssen, und die nur durch Verbreitung skandalöser Geschichtchen und, wo es an diesen fehlt, durch Verläumdung ihr Leben fristen. Der von der öffentlichen Meinung bezeichnete Redakteur ist ein gewisser Molloy Westmacot, ein ungerathener Neffe oder Sohn des bekannten Bildhauers dieses Namens; aber der Bursche hat sich durch Kunstgriffe so zu verschanzen gewußt, daß man ihm nicht leicht durch Prozesse etwas anhaben kann. Deßwegen haben denn auch schon mehrere von ihm gekränkte Personen sich selbst Recht an ihm verschafft und ihm seine Frechheit mit einer Tracht Prügel vergolten. Aber die auffallendste Rache der Art nahm C. Kemble. Westmacot hatte, wohl wissend, daß, je reiner der angegriffene Gegenstand, um so willkommener dessen Verläumdung ist, in seinem Blatte Winke fallen lassen, daß Miß Kembles Keuschheit mehr als problematisch sey. Ein paar Abende darauf traf ihn ihr Vater in der obern Logenreihe seines Theaters, fiel mit einem Knüttel über ihn her und prügelte ihn so derb, daß er sich brüllend vor ihm auf dem Boden wälzte. Die Zuschauer waren alle erstaunt; als man ihnen aber den Zusammenhang der Sache erklärte, rief alles dem erzürnten Vater Beifall zu, und selbst die Polizei zögerte, dem Scribler Hülfe zu leisten. Er droht jezt Kemblen mit einer gerichtlichen Verfolgung; aber man hat diesen bereits von mehreren Seiten versichert, daß alle Kosten für ihn werden gedeckt werden.

(Der Beschluß folgt.)

Lausanne, Oktober.

(Fortsetzung.)

Monnards Vorlesungen.

Wie Monnards Vorlesungen über französische Literatur in Genf großen Beifall fanden, so auch hier vor einem sehr zahlreichen und gewählten Publikum. In der lezten Vorlesung waren noch mehr Zuhörer in dem Saal zusammengedrängt als vorher, denn man wollte dem von oben mit dem Interdikt belegten Mann ein Zeichen der allgemeinen Gunst und Achtung geben. Er sprach gedrängt und zusammenfassend von den ausgezeichneten parlamentarischen Rednern in der französischen Revolution. Mit Begeisterung gedachte er Mirabeau's unerreichter Größe, von ihm ging er zum passenden Schluß seiner Vorlesung über, und nun entstand stürmischer Beifall, der kein Ende nehmen wollte und ganz den Sinn einer Ovation hatte, wodurch das gebildete, unabhängige Publikum seine Ansicht in der Monnardschen Angelegenheit und über ihren fiskalischen Charakter aussprechen wollte. Dies Händeklatschen war mehr als ein Klatschen mit den Händen, denn aus ihm klang Hochachtung, Mitgefühl und Dank gegen den Mann, dessen Leben still, bescheiden und zurückgezogen ist, der aber laut und mit Feuer auftritt, wenn es das Recht und die Ehre seines Vaterlandes gilt. Seine Literaturvorlesungen in Lausanne hatten große Aehnlichkeit mit denen in Genf; nur überließ er sich hier mehr dem Strom seiner Beredsamkeit, denn er kannte sein Publikum; dort hingegen, wo er zum erstenmale auftrat, war er gemessener, aber auch kühler. Sein jugendlich fühlendes Gemüth, dem das sich Gehen lassen so gut steht, hat mich individuell sehr angesprochen, und ich hörte ihn am liebsten, wenn ihm im Feuer der Rede einen Augenblick das rechte Wort, die rechte Wendung abging, denn unmittelbar darauf riß sich lawinenartig die Rede los und schoß mächtig fort. Wenn in Genf und hier seine Vorlesungen mit großem Beifall aufgenommen worden sind, so ist dies ganz natürlich. Monnard ist einer von den wenigen Professoren, die sich in ihren Vorlesungen nicht mit Witz, schönen, klingenden und schlagenden Phrasen begnügen, sondern die viel auf guten Grund und Boden halten. Alles, was er bespricht — und er bespricht in seinem Literaturkours Alles, was auf die höchsten Interessen der Menschheit und auf ihre Civilisation Bezug hat — ist lange Gegenstand seines Denkens und Forschens gewesen. Er berührt nicht eher eine Sache, als bis er sie vollständig inne hat und nach allen Seiten darlegen kann. Manchmal, und dies hängt von seiner momentanen Stimmung ab, sagt er aber auch nur ein bezeichnendes, scharf andeutendes Wort. Seine literarischen Grundsätze reihen sich zwillingsartig an seine politischen; in beiden verlangt er volle verständige Freiheit, ungehinderte Bewegung. Er erkennt und achtet das Schöne unter allen Formen, in der korrekten und strengen Eleganz der französischen Klassiker, wie im großartig geworfenen, faltigen Nebelmantel der deutschen Literatur. Gar manche seiner Zuhörer waren nicht wenig über die Neuigkeit erfreut, daß man Goethe, Schiller, Jean Paul und selbst Hofmann lieben könne, ohne darum Despreaux und Racine zu hassen. Zwischen seine ernsten Bemerkungen streute Monnard eine Menge pikanter und witziger Worte, neuer Ansichten, kräftiger und sinnreicher Gedanken, und man kann ihm vielleicht vorwerfen, er habe keine Methode in seinen Vorlesungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 115.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 270.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 11. November 1830.

Regt, edler Hahn, die starken Schwingen
Und bist so gut, als Löw' und Aar,
Als je ein Königszeichen war.

Revolutionslied
1792.

Ueber die Nationalsinnbilder der Franzosen.

Der gallische Hahn.

Daß die französischen Nationalfarben alten Stammes sind, haben wir im Bisherigen dargethan; es ist nun noch zu untersuchen, ob auch die Ansprüche des gallischen Hahns auf ein hohes Alter, Ansprüche, die man gewöhnlich für vollkommen gegründet hält, es auch wirklich sind. Wir müssen uns zu diesem Behufe umsehen, welche Thiere die Gallier von den ältesten Zeiten an zu Symbolen gewählt haben. Diese Untersuchung wird uns aber leider — wir sagen es zum voraus — zu dem Schlusse führen, daß die Gallier und die Hahnen (galli) zwar Einen lateinischen Namen, aber sonst gar nichts mit einander zu thun haben.

In keinem einzigen Schriftsteller über Gallien kommt überhaupt etwas vom Hahn vor, so daß es sogar zweifelhaft ist, ob dieses Volk ihn als Hausthier gezogen, oder auch nur gekannt hat. Die einzigen altgallischen Denkmäler, die uns bei dieser Untersuchung zu Gebot stehen, sind die Münzen, und auf diesen kommen nun verschiedene Thiere vor, welche von dem Volke, besonders der nützlichen Dienste wegen, die sie leisteten, vornemlich hochgeachtet wurden. So sieht man auf gallischen Münzen zuweilen den Ochsen, den die Gallier überhaupt sehr schätzten; noch viel häufiger kommt das Pferd vor, das wohl zugleich Sinnbild der Kampflust und des Freiheitssinns der Nation war; ferner, und ebenso häufig, der Eber; dieses Thier war eine Haupterwerbsquelle für die Gallier, denn sie trieben einen sehr starken Handel mit gesalzenem Fleisch nach Italien; zugleich mag es für ein Sinnbild ihres wilden, kriegerischen Muthes gegolten haben; wie dem sey, das wilde Schwein wurde das gewöhnlichste Feldzeichen bei den Galliern. In den Antikenkabinetten sieht man häufig Eber von Bronze, etwa einen Fuß lang und ein Paar Zolle hoch, die unten ein Loch haben, zum sichern Beweise, daß sie auf einem Fahnenstock gesteckt hatten. Auch Vögel kommen auf gallischen Münzen und Ornamenten vor. So sieht man einen Kranich auf den Basreliefs am Triumphbogen zu Orange und auf den in der Pariser Kathedrale entdeckten Altären; wahrscheinlich war er auch ein Feldzeichen. Seltsamerweise sieht man auf mehreren achtgallischen Münzen auch einen Adler; es wäre zu verwundern, wenn das Symbol der Herrn der Welt von ihren furchtbarsten Feinden angenommen worden wäre; vielleicht sollten aber diese Münzen nur das Andenken an eine Trophäe verewigen, wie Manche den Ursprung des zweiköpfigen deutschen Adlers von den beiden Adlern herleiten, welche Arminius den Legionen des Varus abnahm.

Der Hahn kommt nicht nur auf keinem Denkmale vor, sondern auch kein Schriftsteller, der von den Sitten und dem Hauswesen der alten Gallier handelt, thut seiner überhaupt Erwähnung, und daraus ziehen manche Gelehrte den Schluß, daß das Huhn vor der römischen Eroberung in Gallien gar nicht existirt habe. Der Lieblingsvogel der Gallier

Digitized by Google

war, im Vorbeigehen gesagt, der Schwan, ihr eigentlicher Hausvogel aber die Gans. Ehe die Aenderung des Klimas und die wachsende Bevölkerung jenes Thier verdrängten, waren Loire und Seine, Somme und Schelde mit Schwärmen von Schwänen bedeckt, und eine Menge Traditionen und Volkssagen zeugen dafür, daß die Gallier von Alters her diesen prächtigen Vogel verehrten.

In der Zeit, wo Gallien unter dem Joche der Römer war, würde man sich vollends vergeblich nach dem Hahn umsehen. Gallien, dem großen Reiche einverleibt, konnte keine andern Embleme haben, als die der Eroberer. Da wir nun also in den gallischen Traditionen keine Spur von diesem Vogel finden, so suchen wir natürlich bei den Barbarenhorden, die sich in die Wette über den römischen Koloß herstürzten, Gallien durchzogen oder es eroberten, und sich endlich an die Stelle der Urbewohner sezten. Der Embleme, welche die Geschichtschreiber diesen Völkern zuschreiben, sind es so viele und so mannigfaltige, daß es jezt sehr schwer fällt, die Abzeichen jedes Volkes genau zu bestimmen; den Franken schreibt man nacheinander den Halbmond, Kröten, Schlangen, auch den Löwen zu, und dieser Löwe soll der Ahnherr der siebzehn belgischen Löwen seyn. Die Sicambern führten nach mehreren Autoren einen Stierkopf, die Sueven einen Bären, die Alanen eine Katze, die Sachsen ein Pferd, die Cimbern und die meisten Celten einen Stier. Nach denselben Quellen war nun das Feldzeichen der Gothen ein Hahn, und wir müßten wohl diesem einige Verwandtschaft mit dem heutigen gallischen Hahn zugestehen, wenn die Gothen, statt rasch durch Gallien zu ziehen, sich daselbst dauernd niedergelassen hätten; so aber haben sie mit dem französischen Nationalemblem wohl so wenig zu schaffen, als mit der Baukunst und der Schrift, die ihren Namen führen. Einige Schriftsteller sehen in diesem gothischen Hahn den Stammvater aller der Hähne, die auf unsern Kirchthürmen prangen; die Gothen, sagen sie, hatten die Sitte, auf den Thürmen der Orte, die sich ihnen unterwarfen, den Hahn aufzupflanzen, und da dieses Volk in allen Ländern von Südwesteuropa aufgetreten ist, so schreibt sich wohl von ihm die Sitte her, Hähne auf die Kirchthürme zu setzen. Aber gegen solchen barbarischen Ursprung erklären sich sämmtliche Kirchenschriftsteller: nach ihnen ist der Hahn auf der Kirche das Sinnbild der Wachsamkeit der Seelsorger, und ein Wink, daß sie eigentlich vom Aufgang der Sonne an zum Himmel beten sollen. Wie dem sey, der Kirchthurmhahn ist einmal nicht der gallische, und nur die Leute, die man Wetterfahnen nennt, mögen sich jenen zum Symbol wählen.

Im Mittelalter spielte der Hahn keine große Rolle in der Heraldik. Vergeblich sucht man nach ihm in den französischen Wappenbüchern, zum offenbaren Beweis, daß man noch gar nicht daran gedacht hatte, der Namensähnlichkeit wegen ein Nationalzeichen daraus zu machen. Ein Hahn war aber auch wirklich für das Wappen eines ächten Ritters zu schlecht; ein Vogel, der zu dieser Ehre gelangen wollte, mußte Fänge und einen krummen Schnabel haben. Wäre der Hahn je ein Emblem gewesen, so müßte er sich unter der Unzahl von Thieren finden, welche die Könige von Frankreich als Devise annahmen, oder zu Schildhaltern wählten. Von Alters her und bis auf Ludwig XIV., mit dessen Sonne dieser Brauch verschwand, hatte nämlich jeder König von Frankreich sein eigenes Zeichen; einige nahmen dazu leblose Gegenstände; so hatte Karl IX. Säulen, Heinrich II. einen Halbmond, Heinrich III. drei Kronen, Heinrich IV. die Keule des Herkules; meistens aber waren es Thiere, und es möchte jezt schwer auszumachen seyn, aus welchen Gründen z. B. Philipp August den Löwen wählte, Ludwig VIII. einen Eber, der heil. Ludwig einen Drachen, Philipp der Kühne einen Adler, Karl der Schöne einen Leoparden, König Johann Schwäne, Karl V. Windhunde und Delphine, Karl VII. und Karl VIII. den geflügelten Hirsch; Ludwig XII., der sanfteste aller Könige, das Stachelschwein, und Franz I. den Salamander.

Erst gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts kommt der Hahn gewissermaßen als Symbol von Frankreich vor. Im Jahr 1665 schlug man zum Andenken an Quesnovs Befreiung einen Rechenpfennig, worauf man im Hintergrund die Stadt, vorne aber einen Hahn sieht, vor dem der spanische Löwe flieht; die Umschrift lautet: cantans fugat (krähend jagt er in die Flucht). Die Allegorie bezieht sich auf Plinius Erzählung, daß der Löwe den Hahnenschrei nicht leiden könne und davor davonlaufe. Im Jahr 1679 wurde eine ähnliche Münze geschlagen, und es sind dies wirklich die beiden einzigen Beispiele, daß der Hahn von Franzosen selbst als Symbol der Nation gebraucht worden ist; ja sogar unter Ludwig XIV. Regierung, die an Allegorien aller Art so reich war und unter der eine eigene Akademie zu Ausbildung der Emblemen- und Devisenkunst errichtet wurde, kommt dieses einfache Bild nie, weder auf Münzen, noch auf Gemälden und öffentlichen Denkmalen vor. Dagegen benüzten die Feinde der Franzosen den Hahn, um ihrer Niederlagen zu spotten und sie überhaupt lächerlich zu machen. So sieht man auf einer im Jahr 1706 zum Andenken an die Vereinigung des Prinzen Eugen mit dem Herzog von Marlborough und die darauf erfolgte Flucht der Franzosen geschlagenen Münze einen Hahn, der an einer Angel, über die er gierig hergefallen ist, gefangen wird. Namentlich die Holländer haben auf ihren Münzen viel mit dem Hahn zu thun; meistens läuft er vor dem batavischen Löwen davon; auf einer steht: nunc tu galle fugis, dum leo belga fremit.

Der sogenannte gallische Hahn ist also, wie wir schon zu Anfang gesagt haben, ein ächtes Kind der französischen

Digitized by Google

Revolution; erst mit dem Beginn derselben wird er Nationalsinnbild. Im Jahr 1789 trat er, wie diesen Sommer wieder, zugleich mit der Nationalgarde ins Leben. Er blieb aber nicht lange im Gebrauch; doch sah er die schönsten Tage in den Jahrbüchern der Republik; er trat auf mit dem Ruhm und flog davon vor dem Joche. Die Faisces, die Beiwage und die Mütze trübseligen Angedenkens traten gar bald an seine Stelle; in der ganzen langen Reihe von Affignaten kommt er fast blos auf den von 1792 vor, und gegen 95 war er bereits fast völlig aufgegeben.

Wir sind durch den Beweis, daß der gallische Hahn nicht von altem Hause ist, seiner Ehre sicher nicht zu nahe getreten; bei Jemappes und Valmy, wo er den erschrockenen Adler vor sich her scheuchte, hat er sich den Adel erworben, und es wäre und überdieß ein Leichtes, ihm mehr antiken Glanz zu ertheilen, als wir ihm im Bisherigen benommen haben. Wir dürften nur bemerken, daß er bei den Griechen dem Mars und der Minerva, als Sinnbild des kriegerischen Muthes, und dem Merkur, als Symbol der Wachsamkeit, die der Handel erfordert, heilig war. Sein Krähen galt als Vorbedeutung des Sieges, mehr denn zwanzig griechische und italische Städte hatten ihn zum Abzeichen gewählt, und wir erblicken ihn, mit Siegespalmen umgeben, sogar auf den Münzen des stolzen Athens.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Das erste Wiedersehen zwischen Agnes und Moriz war kalt und gezwungen, und nur allmählig ward ihr Verkehr wieder freier und dem früheren ähnlich. Moriz war fast immer ernst und wortkarg, aber ein stets aufmerksamer Lauscher, so wie sie die Lippen öffnete. Das Gefühl, von einem geliebten Wesen beachtet zu werden, dieses Wesen durch einen Blick erheitern, durch ein Wort lenken zu können, hat etwas unendlich Anziehendes. Agnes empfand den ganzen Reiz dieser geheimnißvollen Uebereinstimmung, obwohl ihr Gewissen dagegen sprach. Legte sie ein Buch aus der Hand, so war sie gewiß, daß Moriz es ergriff, und Moriz zweifelte nicht, daß sie es bemerkte; wurde vorgelesen, so war kaum eine Seite ohne irgend einen Bezug auf ihren stillen Bund. Die Liebe mag nun beglückt oder unbeglückt seyn, sie bleibt immer Liebe, und im Beisammenseyn der Zwei, die sich gewählt haben, ist immer Seligkeit. — Agnes hatte übrigens, ihrem Vorsatze getreu, jedes Alleinsein mit Moriz vermieden; aber, obgleich sie's ihm nie, weder durch Wort noch Blick, verrieth, wußte sie doch, daß er in ihrer Seele lese, und ein Wort von ihm konnte ihr die Geschichte eines ganzen Abends erklären.

Niemand ahnte etwas von diesem geheimen Verständniß. Daß Graf Sain immer beim Grafen Borck getroffen ward, fiel nicht auf, denn das Haus war reich an vielfältigem Interesse, und Mehrere bildeten sich schon ein, er habe eine Neigung zu Fräulein Fay, die gleichfalls recht oft dort zu treffen war, und mit der er sich dann fast ausschließlich unterhielt. Major v. Hilpersteins hatte diese Entdeckung zuerst gemacht und seinen Freunden als unfehlbar mitgetheilt; besonders wenn sie singe, meinte er, sey der Graf außer sich, und es mußte wirklich Jedem auffallen, wie dann, und nur dann, seine Zunge sich löste, während er bei dem Gesange der Gräfin immer schwieg. Agnes hingegen fing an sich einzubilden, daß Graf Moriz ihrer jungen Schützlingin nicht gleichgültig bleibe. Das Fräulein und ihre Mutter hatten, wie schon oben bemerkt, immer eine starke Abneigung gegen die große Welt gehabt; sie konnten sich auch jetzt noch nicht entschließen, den eigentlichen Festen beizuwohnen, die Graf Borck gab; allein sie waren doch in dem Salon seiner Frau oft und gern gesehene Besucher geworden. Obgleich Agnes dies ohne Unbescheidenheit ihrer eigenen Liebenswürdigkeit hätte zuschreiben können, so fühlte sie sich doch geneigter, das Verdienst dieser Annäherung ihrem Freunde beizumessen. Manchmal dachte sie sich die Möglichkeit, daß dieser seine Liebe zu ihr auf das schöne und ausgezeichnete Mädchen übertragen könne; allein diese Möglichkeit hatte eben nichts Wünschenswerthes in ihren Augen, und ohne daß sie sich das Warum angeben konnte, schienen ihr die beiden jungen Leute durchaus unpassend für einander. Dennoch fühlte sie sich durch diesen Gedanken, so ungegründet er auch seyn mochte, immer aufs Neue beunruhigt, und die feinen, geheimnißvollen Winke Hilpersteins waren ihr unerträglich. Wie erschrak sie aber, als eines Morgens Frau von Fay allein zu ihr kam und, nach einer etwas gesuchten Vorrede über mütterliche Liebe und Pflichten, mit der Frage hervorkam, ob die Gräfin glaube, daß der Herr Graf von Sain ernstliche Absichten auf ihre Tochter habe? Kurz und nicht mit ihrer gewöhnlichen Anmuth erwiederte Agnes: „Ich habe noch nie darauf geachtet."

„Meine Marie," nahm die Mutter wieder das Wort, „läugnet es durchaus; allein ich kann mir die eigenen Augen und Ohren nicht verschließen. Gestern noch sagte er zu ihr: von einer Stimme, wie die Ihrige ist, möchte ich in den ewigen Schlaf eingesungen werden." — „Demnach scheint es eben nicht, als ob er sie im Leben viel zu hören wünscht," entgegnete Agnes etwas spöttlich. — „Aber er spricht oft und viel mit ihr, und ein Mutterauge ist scharfsichtig." — „Gewiß scharfsichtiger als das einer Freundin, die ich Ihrer Tochter, und einer Fremdem, die ich dem Grafen Sain bin." — „Allerdings," fuhr die beharrliche Dame fort; „und der Graf kommt

Digitized by Google

so oft in Ihr Haus —“ — „Es wird Ihnen und Ihrer Tochter immer offen stehen,“ sagte Agnes in verbindlichem Ton; „aber liebe Frau von Fay, nehmen Sie mir es nicht übel, mein Wagen ist angespannt und ich werde zu einem Rendezvous erwartet, bei welchem ich durchaus nicht fehlen darf. Sie sind zu Fuß gekommen, darf ich Sie vielleicht in meinem Wagen erst nach Haus bringen?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beschluß.)

Die Reviews. Davys Denkmal. Der königl. Zug nach Guildhall.

Im Laufe von wenigen Tagen sind die vier vierteljährigen Reviews hinter einander erschienen: das Quarterly, das Edinburger, das Westminstersche und das Foreign Quarterly. Alle sind, wie sich's in diesem Augenblicke erwarten läßt, politisch. Jedes von den drei ersten enthält einen Aufsatz über die Revolution in Frankreich und über den jetzigen Zustand dieses Landes, besonders in Hinsicht auf die Stärke und Schwäche des Ministeriums; die Glaubensbekenntnisse der Ultra-Tories, der Ministeriellen, der Whigs und der Utilitarianer oder Radikalreformatoren treten hier der Reihe nach auf; jede Parthei findet hier auf der Arena der freien Diskussion, auf dem Gebiete der Literatur, welche bei uns immer dem Leben untergeordnet wird, ihre Vertreter. Im Foreign Quarterly Review steht eine Abhandlung über die Revolution in Belgien; sie wirft vieles Licht auf die in öffentlichen Blättern meistentheils vom Partheigeist entstellten Begebenheiten, und entwickelt auf meisterhafte Weise die Ursachen, welche dieselben herbeigeführt haben.

Die Wittwe Sir H. Davys hat ihrem verewigten Gatten zum Andenken eine Marmorplatte von kleinem Umfang in der Westminsterabtei aufstellen lassen, und dafür dem Kapitel eine sogenannte Buße von 120 Pf. Sterl. erlegt. Aber hiermit noch nicht zufrieden, ließen sich die frommen Herrn noch 22 Pfund als die Hälfte der Begräbnißgebühren bezahlen, weil der Verstorbene im Auslande beerdigt worden war. Es lebe die Kirche! Wie abgeschmackt handelten doch Kalvin und seine Mitreformatoren, daß sie die römische Hierarchie so ganz umstürzten! Die Genfer Pfarrer ohne Mütze und Stab wußten den Werth des großen Chemikers so wenig zu schätzen, daß sie seiner Wittwe gar keine Begräbnißgebühren abnahmen. Hätte nun Heinrich VIII. bei seiner Reformation in England nicht so viel von der alten Priesterschaft bestehen lassen, wer weiß, ob wir es nicht erlebt hätten, daß man einem großen Manne in einem Nationaltempel ohne Kosten und Buße ein Denkmal hätte stiften können!

Den 9. November werden der König und die Königin, begleitet von der königlichen Familie, den Ministern, auswärtigen Gesandten, Richtern und andern Großen des Landes bei dem Lord Mayor in der Altstadt speisen. Die Gemeindehalle (Guildhall) wird aufs kostbarste dazu eingerichtet, und das Fest wird wohl nicht weniger als 6000 Pfund kosten. Da dies auch der Tag ist, wo der neue Lord Mayor sein Amt antritt, so werden wir an diesem Tage zwei große Prozessionen haben, wovon die des Lord Mayors, wie gewöhnlich, zum Theil zu Wasser geht. Wenn das Wetter schön bleibt, wird es sicher einer der glänzendsten Tage werden, die man seit vielen Jahren in London erlebt hat, besonders da JJ. MM. außerordentlich beliebt sind, und deswegen auch die Bürger Abends, wenigstens auf dem ganzen langen Wege, durch welchen der königliche Zug kommt, ihre Häuser freiwillig (von gezwungenen Beleuchtungen kann überhaupt in England niemals die Rede seyn) beleuchten werden. Auch ist die allgemeine Neugierde sehr groß; ein erster Stock in der Nähe der St. Pauls-Kirche soll auf den Nachmittag für 155 Pfund vermiethet worden seyn. Da der König schon am 2. das Parlament eröffnet, und folglich am 9. schon alles bekannt seyn wird, was die Regierung zum Besten des Landes zu thun gedenkt, so wird Se. Maj. Gelegenheit haben, aus der Aufnahme, die er und seine Minister beim Volke finden, zu urtheilen, ob die neuen Maßregeln befriedigen oder nicht.

Lausanne, Oktober.

(Fortsetzung.)

Monnards Vorlesungen.

In Genf tadelte Bonstetten an Monnard, daß er so häufig von der Literatur abgehe. Was soll dies aber im Grund heißen? Auf diese Weise wird das ganz unzugemäße Verlangen ausgedrückt, die Literatur solle nicht aus den Grenzen eines Compendiums gehen; die Leute bedenken aber nicht, daß in Literaturvorlesungen auch die Rede davon seyn muß, wie eine Literatur ward. Das Schriftthum eines Volks entsteht nicht aus Bibliotheken, Katheder-vorträgen und Predigten, sondern aus seiner ganzen sittlichen Gestaltung, aus seinem Kulturleben; wie kann aber davon die Rede seyn, wenn man das Leben an Höfen und in Städten, Aristokraten- und Adelsanmaßungen, den gedrückten Volkszustand, die Verdorbenheit der Großen, Geistesdruck, Religions- und Preßzwang, Landesverfassung und Institutionen ausschließt? Die Gesammtheit von alle dem gibt der Literatur Haltung und Farbe. Ich meine, im Siècle de Louis XIV. und Louis XV. ist dies sichtbar genug. Es ist freilich natürlich, daß dies Auf- und Anrühren so manchen vornehmen alten Herrn nicht behagt; das hat aber nichts zu bedeuten. Monnard läßt nie eine Gelegenheit ungenutzt vorüber, wo er den Einfluß dieser Umstände auf den intellektuellen Zustand der Nation und dadurch auf ihre Literatur darthun kann. Schießt ihm in dieser Beziehung ein Gedanke in den Sinn, während er spricht, so schiebt er ihn nicht etwa bei Seite, sondern ergreift ihn keck und sicher. Oft sieht man diesen Digressionen, wenn man es so nennen will, deutlich an, daß sie erst im Augenblicke entstanden sind und sich auch wie ein Wasserring wieder verlieren. Besonders angesprochen hat mich, was er zu verschiedenen Zeiten über Religion, religiösen Sinn und über die Würde des Evangeliums sagte; hier sprach er recht aus dem tiefsten Herzen. In Genf sollen diese Psalmenanklänge weniger gut aufgenommen worden seyn, weil man in ihnen ein Hinneigen zum Methodismus oder Pietismus zu sehen glaubte, wovon jedoch Monnard weit entfernt ist. Es ist auch ganz in Ordnung, daß er sich gläubig und vertrauend zum Himmel wendet, denn die Anschläge derer, die ihm übel wollten, haben ganz das Entgegengesetzte von dem gewirkt, was sie beabsichtigten. Man schloß seinen kleinen akademischen Hörsaal, um ihn zu hindern, nachtheilige freisinnige Grundsätze unter den Studenten zu verbreiten. Nun aber eröffnete er einen Hörsaal, wo nicht nur die Studenten, sondern auch Hunderte gebildeter Männer und Frauen zuströmten und dem Professor mit größter Theilnahme zuhörten. Dasselbe geschah in Genf. Aber nicht blos Ehre und Beifall ward ihm hier und dort, sondern auch ein viel größerer pekuniärer Vortheil, als die suspendirte Besoldung, wodurch man dem Vermögenslosen besonders weh zu thun meinte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 90.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 12. November 1830.

Es ist keine Redlichkeit in dir, keine Mannhaftigkeit, wenn du nicht das Herz hast, nach ein Paar Kronen zuzugreifen.

Shakespeare.

Bilder aus Rußland.

Das Stehlen im Diminutiv.

Eigentlicher Straßenraub und überhaupt gewaltsame Einbrüche sind in dem größten Theile von Rußland eine ganz unbekannte Sache. Die russischen Bauern lachen gewöhnlich über die Fremden, wie über furchtsame Kinder, wenn sie sie auf ihren Reisewagen mit Säbeln, Pistolen und Waffen aller Art umgeben sehen. Der russische Kaufmann reißt, oft mit all seiner Habe, von einer Gränze des Reiches zur andern, ohne auch nur ein Messer in seiner Tasche zu führen, und man hört, wenigstens in den Gegenden, die ich näher kennen gelernt habe, nie von gewaltsamen Angriffen auf der öffentlichen Straße. In den südlichen, an die türkischen Besitzungen gränzenden Provinzen und in Sibirien, wo so viele Verbrecher angesiedelt sind und die Noth oft so groß ist, sollen dagegen solche Ueberfälle allerdings öfter vorkommen. Man denkt vielleicht, diese Seltenheit des Straßenraubs rühre von der großen Entfernung der Dörfer und dem rauhen Klima her, das den Aufenthalt unter freiem Himmel, besonders zur Nachtzeit, den Landstreichern sehr erschwert. Allein auch im Sommer, auch in den mehr bevölkerten Gegenden, wo die Dörfer nahe genug an einander liegen, ist der Straßenraub eben so selten, und der Mangel dieses Lasters scheint mir mehr in dem Charakter des Volkes selbst zu liegen, dem eine Beschäftigung dieser Art widerlich und unnatürlich vorkommt. Es wäre nur zu wünschen, daß der gemeine Mann auch in Beziehung auf das nicht gewaltsame Rauben, auf das heimlich-listige Stehlen oder auf das, was wir „lange Finger machen" heißen, ähnliche Gesinnungen hätte, was aber leider nicht der Fall ist. Da ich selbst oft von dieser Unart zu leiden hatte, so hatte ich Veranlassung genug, über die Ursache dieser auffallenden Erscheinung nachzudenken, und bin dabei auf das vielleicht parador scheinende Resultat gekommen, daß diese Unart nicht sowohl moralisch, als intellektuell ist, nicht sowohl aus Mangel an sittlichem Gefühl, als aus Mangel an hinreichender Geistesbildung entspringt. Die meisten gemeinen Leute, welche diesem Laster ergeben sind, denn unter den Gebildeten ist es eben so fremd und schändlich, als in irgend einem andern Lande, halten dieses Mausen für nichts Unrechtes, und finden sich daher bewogen, jede Gelegenheit, welche sich ihnen dazu darbietet, zu benutzen. Ich bin vollkommen überzeugt, daß diese Leute, die oft die gutmüthigsten und selbst die redlichsten Menschen sind, jene Unart ablegen würden, sobald sie andere Begriffe davon erhielten und die Schändlichkeit derselben einsehen lernten. Hier könnte der erste Unterricht, hier könnten eigentliche Volksschriften in den Dörfern, hier endlich könnten Volkspredigten in den Kirchen ihr Bestes thun und auf die Moralität der Nation auf das Wohlthätigste einwirken. Aber Dorfschulen sind selten und Predigten, oder überhaupt religiöse Vorträge sind, in dem tiefen Lande wenigstens, noch seltener. Bücher gibt es auch nicht, und wenn es auch welche gäbe, der gemeine Mann kann sie nicht lesen. Welches Mittel

Digitized by Google

hat er also, sich über sich selbst und die Dinge um sich her aufzuklären und seine von Generation zu Generation vererbten Ansichten und Begriffe zu berichtigen? Er hat sich seit Jahrhunderten seine Moral, wenn ich so sagen darf, selbst gemacht und lebt nun darauf los, so gut es geht. So werden z. B. gewisse Dinge, Hausgeräthe und dergleichen, von ihm als heilig betrachtet, und man kann sie zur Nachtzeit auf die Gasse legen und sicher seyn, sie am Morgen wieder zu finden, während man tausend andere Dinge, die ihnen lange nicht so nöthig sind und auch nicht so viel Reiz für sie haben können, nicht genug verwahren kann. Auf jene ist, der allgemeinen stillschweigenden Uebereinkunft gemäß, eine Art von Interdict gelegt, während diese als ein Gemeingut angesehen werden. Derselbe Mensch, der seinen Anstand nimmt, dem andern heimlich die Tasche umzukehren oder unbemerkt etwas von seinem Tische wegzunehmen, wird, auch wenn er völlig sicher ist, niemals eine verschlossene Thüre öffnen oder auch nur seine Hände in ein offenes Fenster stecken, um damit etwas aus dem Zimmer zu holen. Das letzte nennt er „stehlen, worit," und das klingt auch in des Russen Ohren häßlich, und wird für eine große Sünde gehalten. Das erste aber scheint ihm erlaubt, wenigstens nicht verboten, und er hat dafür das Diminutiv worobat (gleichsam „fleßlchen oder lange Fingerchen machen"), was manchem gar lieblich klingt, da er den auch ihm garstigen Begriff eines eigentlichen Diebes nicht damit verbindet. Um deutlicher zu werden, sey es mir erlaubt, dem Leser zwei kleine Geschichtchen zu erzählen, bei denen ich selbst Augenzeuge war und die mir beide sehr charakteristisch scheinen.

Ich war einst bei einem gemeinen Kaufmann (die meistens Bauernsöhne und oft selbst Leibeigene sind), um mit ihm ein Geschäft abzumachen, in welchem er sich als ein ehrlicher, braver Mann benahm. Als wir, nach geendigter Verhandlung, gemüthlich unsern Thee schlürften, kam ein Mensch von bereits sehr vorgerückten Jahren, mit einem offenen, redlichen Gesicht, aber in sehr schlechter Kleidung, und bot dem Kaufmann einen silbernen Löffel zum Kaufe an. Der Kaufmann besichtigte die Waare, fragte nach dem Preis, handelte mit ihm, bezahlte den Löffel weit unter seinem Werthe, und sagte gleichsam scherzend zu dem alten Mann, dem er das Geld hinreichte: Sukin tu sin, tu worobal (Hundesohn, du hast ihn gestingert). Es ist bereits bei einer andern Gelegenheit bemerkt worden, daß Hundesohn mit lieber Freund so ziemlich gleichbedeutend ist. Der Alte sah ihn mit einem Auge lächelnd an, legte die Hand auf die Brust und versicherte treuherzig: Net Sudar, Bog podal (nein Herr, Gott hat's gegeben), und somit wurde er in Frieden entlassen. Ich habe mich öfter bemüht, durch umständliche Fragen den eigentlichen Sinn dieses Bog podal zu erfahren, und es wurde mit immer gewisser, bas wenigstens viele eine Art von himmlischer Erlaubniß, zu stehlen, darunter verstehen.

Die zweite Anekdote ist vielleicht noch charakteristischer. Ich fuhr im Jahr 1816 mit einem deutschen Freunde auf ein benachbartes Landgut des Grafen S*. Wir glaubten die einzigen in unserem kleinen, offenen Wagen zu seyn, die der deutschen Sprache, in welcher wir uns unterhielten, kundig seyen, als sich plötzlich, gegen alle unsere Vermuthung, auch unser bärtiger Schworschtik (Kutscher), den wir für einen Stockrussen gehalten hatten, in unser Gespräch mischte und, zwar gebrochen, aber doch fertig deutsch sprach. Als er unsere Verwunderung bemerkte, erzählte er, daß er in Deutschland gewesen sey, und zwar bei dem abgesonderten Armeekorps, welches im Jahr 1813 in Form einer Landwehr organisirt wurde. Er hatte einen Sommer in Sachsen zugebracht, Leipzig, Dresden, Wittenberg u. s. w. gesehen, und schien sich darauf nicht wenig zu Gute zu thun. „Und wie hat dir Deutschland gefallen?" fragte ich. — „Nun, gut genug, dawolno charascho," sagte er, „nur Eines nicht, was durchaus nicht gut ist." Er hätte dort eine gute Parthie machen können, und sein Obrist würde ihm auch den Abschied gegeben haben, da das Korps ohnehin aufgelöst wurde, aber dieses Eine habe ihn abgehalten, und so sey er wieder in sein Vaterland zurückgezogen. — „Und was ist das Eine, das dir so zuwider ist?" — „Ja, Herr," sagte er, indem er mit dem einen zugekniffenen Auge sich zutraulich zu uns wandte und uns zuflüsterte: „Sudar, worobat ne welut," (Herr, sie können das Stehlchen (Mausen) nicht leiden, eigentlich: Sie erlauben nicht, ein Bischen zu stehlen). Wir waren über diese ganz unerwartete Antwort nicht wenig betroffen, und mein Freund, der noch nicht lange in Rußland war, schickte sich eben an, ihm das Abscheuliche solcher Grundsätze zu Gemüthe zu führen, als der Kutscher, der ihm angedrohten langen Fastenpredigt auszuweichen, im fröhlichen Tone den Prediger zu belehren und auf den rechten Weg zu bringen suchte. „Ach, Sie verstehen mich nicht, Sudar," sagte er, „ich meine ja nicht das Stehlen, eto ja juch snaju, sto ne charusch, das weiß ich schon, daß es schlecht ist; ich meine nur das Worobat, was doch überall, wenigstens bei den Soldaten, erlaubt seyn sollte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Der Antrag ward mit Dank angenommen. Wenn aber Agnes auch auf diese etwas unfreundliche Weise dem ihr peinlichen Gespräch entwich, so war doch ihre Ruhe wieder auf mehrere Tage gestört. „Wenn es möglich wäre!" sagte sie sich, „die Männer sollen so treulos seyn." Sie hatte das noch nicht erfahren, ihr Mann war immer der-

Digitized by Google

selbe für sie gewesen, und ihre Gedanken nahmen plötzlich eine andere, himmelweit verschiedene Richtung. Sie dachte sich hinaus aus diesem rastlosen Leben der peinlichen Ungewißheit auf ihr stilles Landgut, mit ihm, dem sie ganz vertrauen konnte. Aber dann — die langen, langen Tage, ohne Gesellschaft, ohne Kinder, ohne Moriz. Er war ihr zu theuer, und sie flehte zu Gott, daß er ihr vergeben möge, wenn sie sich in seinem Umgange mit bangem, geängstetem Herzen glücklicher fühle, als in der friedlichsten Ruhe eines Lebens — ohne ihn. „Was thue ich denn für Unrecht?“ sagte sie sich in ihren einsamen Stunden. „Ich spreche ja kaum mit ihm. Und kann ich's denn ändern, daß ich ihn liebe? Ach, mein theurer Mann, Du selbst mit Deiner Engelmilde würdest es mir verzeihen!“

Aber so konnte es nicht bleiben. Gewißheit mußte sie haben über Moriz ens Verhältniß mit Fräulein Jay, und glaubte sie auch mit Zuversicht, daß kein solches obwalte, so konnte sie doch den geheimen Wunsch nicht unterdrücken, ihn noch einmal sagen zu hören, daß er sie allein liebe. Sie nahm sich indessen vor, die Gelegenheit zu einem Gespräche der Art nicht zu suchen, sondern nur zu benutzen, wenn sie sich ihr aufdränge. Und das geschah bald, als Agnes eines Abends mit Graf Moriz und ihrem Manne zusammensaß und dieser abgerufen ward. Sie wußte nicht recht, wie sie den Gegenstand einleiten sollte und fing endlich in scherzhaftem Tone an: „Ich habe mir etwas für Sie ausgedacht, Graf Moriz.“ — „Und was?“ fragte dieser. — „Sie sollen heirathen,“ antwortete sie, und trotz ihrem Streben nach Unbefangenheit, senkten sich ihre Augen unwillkührlich zur Erde.

Moriz sah sie lange schweigend an, endlich sagte er, in ihren Ton einstimmend: „Die Idee ist mir ganz neu, und so übel nicht. Wen haben Sie denn in Vorschlag zu bringen?“ — „Die Komtesse Veren.“ — „Die denkt nur an ihren Himmelsbräutigam und würde mit mir schwerlich zufrieden seyn.“ — „Eine von den Fräulein Buschen.“ — „Sind alle rothhaarig.“ — „Die Baronesse Peiter.“ — „Die ist lahm.“ — „Komtesse Butt.“ — „Die sogenannte Brandkomtesse mit dem Feuermahl?“ — „Sie sind auch sehr schwierig in Ihren Forderungen.“ — „Und Sie — sehr bescheiden in meine Seele! Sie schlagen mir lauter Geschmolzene vor. Lassen Sie mich einmal selbst wählen.“ — „Nun, sprechen Sie.“ — „Fräulein Jay, zum Beispiel.“ — „Haben Sie je an die gedacht?“ — „Warum nicht?“ — „Nun, das wäre die unpassendste Wahl, die Sie je treffen könnten,“ sagte Agnes lebhaft und mit sichtbarer Anstrengung ihren Aerger unterdrückend. „Wenn diese beiden Weisheiten zusammen kämen, wer sollte es dabei aushalten können.“ — „Wenn wir beide es nur mit einander aushalten,“ sagte Moriz lächelnd.

„Nein, es kann nicht Ihr Ernst seyn!“ rief Agnes aus, unfähig, ihre Bewegung länger zu verbergen, und durch seine ruhige Miene gänzlich irre gemacht. „Und wenn es doch mein Ernst wäre?“ entgegnete Moriz, seinen Vortheil gewahrend. „Dann, dann glaube ich an nichts mehr auf Erden,“ sagte sie, in einen Strom von Thränen ausbrechend. „Agnes!“ rief er und schloß sie fest und innig in seine Arme. Und sie — ließ es geschehen und vergaß im Entzücken des Wiederfindens ihre Vorsätze, ihre Gelübde. Er hielt sie noch immer fest umschlossen und flüsterte ihr zu: „An mich glaube, wenn Du an Allem zweifelst, geliebte Agnes, Du bist mein, mein allein. Und Du willigst darein, nicht wahr?“

Sie riß sich mit Gewalt von ihm los und sagte dann mit gedämpfter, zärtlicher Stimme: „Nein, Moriz, nun ist es aus mit uns, aus auf immer. Ich habe gesehen, wie weit meine Unschlüssigkeit, meine Schwäche uns führen kann; weiter darf es nicht gehen, es würde mein Tod seyn; ich könnte nicht leben mit diesem Gefühl!“

Er hatte ihre Hand wieder ergriffen und stand zitternd, wie ein Verurtheilter, vor ihr. „Moriz,“ sprach sie ernst, aber sanft, „ich traue mir nicht mehr. Morgen, Sie müssen morgen von hier abreisen.“ — „Muß ich? und wohin?“ — „Suchen Sie einen Vorwand, nur reisen Sie, reisen Sie schnell, ich will Sie nicht wieder sehen.“ — „Nie?“ fragte er kaum hörbar. „Vielleicht nach Jahren,“ war die Antwort. Und somit verließ er langsam das Gemach, in welchem sie regungslos stehen blieb. An der Thüre warf er noch einen schmerzlichen Blick nach ihr zurück, aber sie hatte sich weggewendet, und er mußte die Thüre zwischen sich und der Geliebten schließen, ohne noch einmal in ihr holdes Antlitz zu sehen.

Nach einer halben Stunde des herbsten Kampfes und des tiefsten Schmerzes hörte Agnes den Grafen Borck zurückkommen. Sie sprang auf, stürzte ihm entgegen und suchte an seinem Herzen Ruhe und Schutz. Er liebkoste sie sanft, setzte sich neben sie, sprach ihr ernst und freundlich zu und bat sie dringend, sich zu beruhigen und ihre Gesundheit zu schonen. Als endlich ihre Thränen sie zum Wort kommen ließen, sagte sie: „Ach! an meiner Gesundheit ist nichts gelegen; ob ich lebe oder sterbe, das ist jetzt einerlei, denn — ich bin Deiner nicht mehr würdig.“ — „Agnes,“ sagte Graf Borck ernst, „was hat Dein Gemüth so gewaltig, so ungewöhnlich erschüttert? Ich habe Dich nie so gesehen. Was ist geschehen? was hast Du gethan?“ — „Was ich gethan habe? Ich habe mein Herz einem Andern geschenkt, als Dir. Ich bin Schritt vor Schritt bis an die Schwelle des Verbrechens vorgerückt, und Dir, Du guter, bester Mann, Dir und Deinem Bilde, das mir als Schutzengel erschien, habe ich es allein zu danken, daß ich nicht darüber hinausschritt. O! kannst Du mir noch verzeihen,“ schluchzte sie, „so — — Sprich nicht weiter,“ unterbrach er sie; „ich bin von

Digitized by Google

Kindheit an Dein bester Freund gewesen, ich kenne Dein Herz besser, als Du selbst, und weiß Alles, was Du mir zu sagen hast. Was ich seit Monaten gelitten habe, will ich Dir verschweigen; aber ich glaubte, Dir vertrauen zu dürfen, und habe ich es in vollem Maße gethan, vielleicht zu viel gethan, so war mein Wille rein. Wo ist der Störer meines Friedens?" — „Er reist morgen ab." — „Und wir übermorgen, zu Deiner Tante. Ich kehre dann hierher zurück; Du bleibst dort allein und ungestört, bis die Zukunft Alles wieder ausgleicht, was uns für jezt trennt." (Die Fortsezung folgt.)

An einen Dichter.

Als ich trat ins dunkle Zimmer,
Hätt' ich fast Dich nicht erkannt,
Sänger, bis Du grüßend rührtest
Meinen Arm mit Deiner Hand.

Ach! da fuhr mir's von der Schulter
Gleich den ganzen Arm entlang,
Gleich den ganzen Leib hinunter
Wie der allerhellste Klang!

Wie die Harfe, wenn sie zittert,
Bebten Herz und Glieder mir,
Und ich dachte, süß erschüttert,
Wär' ich ganz ein Lied von dir!

A. Schöll.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, Oktober.

(Fortsezung.)

Literaturvorlesungen und geselliges Leben in Vevey.

Auch in Vevey wurden diesen Winter Vorlesungen über französische Literatur gehalten, bei denen alle gebildeten Frauen, Mädchen und Männer aus dieser kleinen lieblichen Stadt in gedrängten Reihen zusammen saßen und an diesen Stunden mehr Freude fanden, als in den bunten, lauten Cirkeln der Gesellschaft, wo Geist und Gemüth nur selten erregt und beschäftigt werden. Diese Literaturvorlesungen hielt der Pfarrer Collomb, der erst vor kurzer Zeit von Florenz, wo er Prediger an der französischen reformirten Kirche war, hierher zurückgekehrt ist. Seine freie Kanzelberedtsamkeit hat ihm schon einen Namen gemacht, um so mehr fiel es auf, daß er seine Literaturvorträge abtat. Er beschäftigte sich in fünfundzwanzig Lektionen nur mit der französischen Literatur in der neuesten Zeit. Sehr richtig sagte er in der Einleitung zu seinem Kurs: „Eine neue Zeit hat für die Wissenschaften und für die schöne Literatur in Frankreich begonnen, seit das Kaiserthum in großartige Trümmer fiel und sich auf ihnen liberale Institutionen erhoben. Die Gemüther nahmen eine ernstere, besonnenere Richtung, wissenschaftliche und historische Untersuchungen wurden auf allen Seiten angeregt und mit Erfolg begonnen, Streitfragen, die längst entschieden schienen, nahm man von Neuem vor und sprach nun ganz anders darüber. Vieles drängte sich nun auf einmal zusammen: der große Streit der romantischen mit der klassischen Schule; die dramatische Dichtkunst zerbrach ihre konventionellen Formen, die für unsere Zeit veraltet sind und künftig der wahrere Ausdruck des Gefühls, und dabei unsern heutigen Bedürfnissen angemessen seyn müssen; schnell und kühn erhob sich die parlamentarische Beredtsamkeit; ja auch die Kanzelberedtsamkeit kämpfte bisweilen muthig und mit Erfolg; die französische Philosophie begann den Materialismus abzulegen, dem sie allzulang zugethan gewesen war, und neigte sich, ohne es vielleicht selbst zu ahnen, zum Bund mit dem Christenthum. Durch dies alles gestaltete sich das intellectuelle Leben Frankreichs in den lezten fünfzehn Jahren ganz anders." Die moralische und religiöse Tendenz war bei diesen Literaturvorlesungen vorherrschend. Sie wundern sich vielleicht, daß dergleichen Vorträge und Geistesbeschäftigungen in einer kleinen Stadt guten Boden finden, wo keine hohe Schule, zahlreiche Gelehrte oder Literatoren dem Geschmack Vorschub leisten. Freilich in Deutschland würde das wohl schwerlich geben. Wollte einer dort in einer kleinen Stadt von 3800 Einwohnern, nicht vor einigen gebildeten Familien, sondern vor der Masse der Bevölkerung Vorträge über Nationalliteratur halten, so würde er von Einigen gröblich ausgelacht, von Andern groß angesehen werden. Was könnte die Herrn Gevatter Schneider, Handschuhmacher, Krämer und kleine Kaufleute bewegen, so keck aus ihrem Leben und Denken herauszutreten? Und nun gar die Frauen und Mädchen! Einigen schiene das ilebe Hauswesen darüber zu Grund zu gehen, Andere würden meinen, es sey gegen die guten Sitten. Abends, im dicken Tabaksqualm, würden auch die ehrsamen Männer der Stadt ausmachen, daß dergleichen „Zeug" ganz unnüz sey, zu nichts führe, ja vielleicht gar böse Folgen haben dürfte; es sey daher gerathen, sich fern davon zu halten, zumal man das Geld besser anwenden könne. Wollte aber vielleicht der Herr Pfarrer selbst dergleichen Vorträge halten, so wäre es um seinen Kredit geschehen; wahrscheinlich aber litte es die Frau Pfarrerin nicht. Ja, gestehen Sie es nur aufrichtig, es liegt mehr denn ein Jahrhundert zwischen der Civilisation der schweizerischen Städte am Genfersee und der, welche mit dem Vergrößerungsglas in den kleinen Städten Deutschlands aufgesucht werden muß. Vevey ist übrigens ein kleiner Ort, dessen Gleichen ich caeteris paribus noch nirgends gefunden habe. Nicht lange bleibt der Fremde hier fremd, denn mit der herzlichsten Gastfreundschaft übernimmt eine Familie nach der andern die Sorge, ihm das Leben angenehm zu machen; eine macht mit ihm eine Landpartie in die herrliche Gegend, eine andere ladet ihn auf den See, wieder eine andere in den Weinberg; überall werden Musik und Tanz improvisirt. Die Frauen und Mädchen sind liebenswürdig, ohne alle Affektation, die Männer herzlich, bieder und gastlich. An Stoff zu angenehmer, immer wechselnder Unterhaltung fehlt es diesen Leuten nie. Was gibt nur so ein Literaturkurs alles zu reden, wie viele Meinungen und Ansichten auszutauschen! Viele Männer haben das Ausland gesehen und reden mehrere Sprachen; es ist eine Lust, sich mit ihnen zu unterhalten. Dicht am See, in reizender Lage, steht ein stattliches Gebäude, das Lese-, Conversations-, Billard-, Spiel- und Eßzimmer, so wie einen Tanzsaal enthält. Geschähe einem grämlichen Fremden nichts weiter, als daß man ihn hier einführte, was immer geschieht, so könnte er nicht über Langeweile klagen, da hier französische, deutsche und englische Journale, desgleichen die interessantesten neuen Bücher zur Auswahl daliegen. Im Winter sind hier Liebhaberkonzerte und kleine Bälle. Bei alle dem zeichnen sich die Veveyer Familien durch Ordnung, Sparsamkeit und andere häusliche Tugenden aus, unter denen Restaurosität und mildes Wohlthun nicht zulezt genannt werden dürfen. Die Stadt hat in dieser Beziehung eine Menge Anstalten, Stiftungen und Vereine, welche in Frankreich den Städten dritten Rangs fehlen. (Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 116.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 272.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 13. November 1830.

Das süßeste Glück für die trauernde Brust,
Nach der schönen Liebe entschwundenen Lust,
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

Schiller.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Es war ein Ernst, eine Bestimmtheit in dieser kurzen Entscheidung über Agnes nächstes Schicksal, die ihr jede Einwendung unmöglich machten. Auch fand sie sich ohne Murren und selbst ohne innere Widerrede in Alles, was ihr Mann beschlossen hatte, und erwartete die Stunde der Abreise mit Ungeduld, denn der Schauplatz ihrer Winterfreuden war für sie plötzlich eine Einöde geworden. Im Wagen sagte ihr Graf Borck: „Noch eine Bitte habe ich an Dich; vertraue Deiner Tante nichts von dem, was Dich jetzt zu ihr führt, ich habe Alles so eingerichtet, daß Dein Besuch ihr als ein willkommenes impromptu erscheinen wird.“ — Da wagte es Agnes, ihren Mann zu bitten, sie nicht zur Tante, sondern lieber auf sein Landgut zu führen; sie fürchtete, der Tante Gegenwart würde ihr in diesem Augenblicke drückender seyn, als die tiefste Einsamkeit, wenn es ihr nicht vergönnt wäre, dieser mütterlichen Freundin ihr Herz zu öffnen. Graf Borck willigte gern in diese Bitte seiner Frau, und schon am Abend des nächsten Tages erreichten sie Borckhausen, den alten Stammsitz der Familie. Es war das erste Mal, daß Agnes dieses Gut besuchte, und sie konnte sich des freundlichen Eindrucks nicht erwehren, den das Schloß mit seinen Umgebungen auf sie machte. Aber kein einziges Wort, keine Umarmung ihres Mannes bewillkommte sie in ihrem neuen Wohnort. Er beantwortete ihre Fragen trocken, aber ausführlich; zeigte ihr den Weg zu ihren Zimmern und ging in die seinigen, indem er sie einlud, am andern Morgen um acht Uhr mit ihm zu frühstücken.

Agnes fühlte sich unaussprechlich bedrückt und geängstigt durch dieses kalte, abgemessene Betragen des Mannes, bei dem sie sonst nur Nachsicht und Liebe gefunden hatte. Sie ging still in ihr Schlafzimmer und verbarg das weinende Antlitz in ihren Kissen. Am nächsten Morgen traf sie ihren Mann im Frühstückzimmer; derselbe Ernst sprach sich in seinem ganzen Benehmen aus. Nachdem sie gemeinschaftlich den Kaffee eingenommen, gab er ihr den Arm und führte sie in Haus und Hof herum. Um zwölf Uhr stand sein Wagen vor der Thüre, ein Paar Minuten später fuhr er davon, und Agnes war sich allein überlassen, zum ersten Male in ihrem Leben ohne Stütze, und leider ohne den Trost eines vorwurfsfreien Bewußtseyns.

Das Schloß war schön und groß. Ein breiter Hof, mit Linden eingefaßt, bildete die Einfahrt, und nur dem Portal gegenüber gewährte ein hohes, eisernes Gitter einen freundlichen Durchblick auf Gehölz und Wiesen. Im Innern des wohlunterhaltenen Gebäudes trat man zuerst auf eine geräumige Hausflur, mit Marmor getäfelt, und von da in einen schönen großen Saal, dessen gegenüberliegende Glasthüre in eine lange, himmelhohe Allee führte, die eben zu grünen begann. Links und rechts vom Saale waren die Wohnungen der Frau und des Herrn vom Hause, und im obern Stockwerke viele bequeme Gastzimmer.

Digitized by Google

Agnes hatte dem dahin rollenden Wagen ihres Mannes nachgesehen, so lange sie ihn erblicken konnte, und war dann langsam in die Reihe der großen, leeren Gemächer zurückgegangen, die recht fremdartig abstachen gegen die modische Fülle ihrer Stadtwohnung. Aber ihr war leichter um's Herz, sobald sie sich allein sah. Zum ersten Male seit jener schmerzlichen Stunde der Trennung konnte sie jezt ungestört an Moriz denken; sie that es, mit aller Wonne und allen Thränen der Liebe. Der Seelenschmerz, den er um ihretwillen gelitten, die unbegränzte Hingebung, mit der er sie vergöttert hatte, erschienen ihr jezt, in der Verklärung der Ferne, geläutert und veredelt. Hier verlezte sie ja keine Pflicht, wenn sie den leeren Wänden seinen Namen nannte, und Lieder der Sehnsucht in die gehorsamen Saiten hauchte.- In den ersten Tagen unternahm sie es zu wiederholten Malen, sein Bild mit dem Pinsel zu entwerfen; doch jeder Versuch schien ihr so durchaus unbefriedigend und mißlungen, daß sie ihn auf der Stelle wieder vernichtete. Endlich begann der erste Sturm ihrer Gefühle sich zu legen und dem Gedanken Raum zu geben, daß es wohl ihre Pflicht sey, das reizende, verführerische Bild auch in ihrem Herzen zu vernichten; aber ein dickes Briefpaket von ihrem Manne, das außer einigen Zeilen von seiner Hand, einen an sie gerichteten Brief mit fremder Aufschrift enthielt, erregte wieder tausend schlummernde Gefühle. Sie erbrach ihn zitternd und erkannte Morizens Hand- und Unterschrift. Sie las zuerst das Schreiben ihres Mannes; es lautete so:

„Liebe Agnes!

Ich bin gesund und ohne Unfall hier angekommen. Beiliegender Brief veranlaßt mich, Dir gleich zu schreiben. Deine Freunde wissen noch nicht, daß Du auf Borckhausen bist; daher die Adresse nach W. Du hast wohl die Güte, sie bald zu benachrichtigen, wohin sie ihre Briefe senden sollen. Auch mich laß Dein Wohlbefinden durch ein Paar Zeilen wissen.

Dein ꝛc."

Morizens Brief lautete anders.

„Ich wage es, Ihnen zu schreiben, theuerste Agnes, weil ich mein Leben nicht tragen könnte ohne diesen Trost. — Ach! dieser lezte, schönste Abend meines Lebens! Nur eins darin möchte ich weglöschen aus meiner Erinnerung. Ich sah mich in der Thüre noch einmal nach Ihnen um; Sie standen da, das Haupt gesenkt, das holde Antlitz von mir gewendet. Agnes, Agnes! Könnten Sie sich je im Leben von mir wenden, es würde mich auf ewig elend machen. Ich eilte noch desselben Abends zu meinem Minister, um mir den erforderlichen Urlaub zu erbitten. Meinem alten Kammerdiener befahl ich, die Nacht über Alles für mich zu packen. Er fragte nicht weßhalb, war aber doch sehr verwundert, als ich ihm sagte, er solle mich den nächsten Abend in P., acht Meilen von W., mit dem Wagen erwarten, weil ich zu Fuß dahin gehen wolle. Dann nahm ich meinen Mantel um und ging getrost in die Nacht hinein, in der Hoffnung, die körperliche Ermüdung werde Geist und Herz beruhigen. Mit Anbruch des Tages sah ich auch heller in meiner sturmbewegten Seele; aus jedem Weh, daß mich durchzuckte, tauchte Dein Bild als Friedensengel hervor. — O Agnes, verzeihen Sie dieses Du; es kommt mir nicht zu, das weiß ich sehr wohl; ich darf es nicht gebrauchen; aber in meinem Herzen kann ich Sie nicht anders nennen. — Als ich in ein kleines Gebüsch trat, hörte ich viele Vögel ihre heitern Morgenlieder singen; nur einer flog klagend im Kreise um einen Dornenbusch herum, als suche er sein Theuerstes. Der arme Vogel! ich hatte Mitleid mit ihm, und doch war er weit glücklicher als ich, er durfte suchen und klagen; ich weiß, wo mein Theuerstes ist, und muß fliehen und schweigen. — Ich stieß mich in der Dunkelheit an einen Stein, so heftig, daß ich ausruhen mußte, ehe ich weiter gehen konnte; ich dankte dem Stein, denn er hielt mich einen Augenblick länger in Ihrer Nähe zurück. Ach! ich leide unsäglich, und mein Leiden ist Alles, was mir von Ihnen geblieben ist; dieses Eine aber wird mir bleiben; nie, nie kann es enden, als im seligsten Wiedersehn, auf Erden oder im Himmel!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Es mag wohl manchem deutschen Ohre fremd und garstig klingen, sein Vaterland nur deßwegen tadeln zu hören, weil man in demselben nicht ungestraft lange Finger machen kann. In der That liegt in diesem Tadel etwas für den Tadelnden selbst so Hartes, daß ich Anstand nahm, die Geschichte wieder zu erzählen. Aber meine Liebe zu der russischen Nation, die zu verhehlen ich keine Ursache habe, darf mich nicht abhalten, auch solcher Dinge zu erwähnen, die nicht zu den liebenswürdigen gezählt werden können. Wo aber so viel Gutmüthigkeit, wo ein solcher Boden von richtigem moralischem Gefühl vorhanden ist, wie bei diesen wackern Naturmenschen, da kann es nicht schwer fallen, auch diese noch übrigen Flecken bis auf ihre lezte Spur zu vertilgen. Uebrigens möchte ich denjenigen, die sich des Glückes rühmen, einem kultivirteren Volke anzugehören, freundschaftlich rathen, nicht so geschwind lieblos über andere abzuurtheilen, und wohl zuzusehen, ob unter ihrem sogenannten gebildeten Volke nicht auch einige, vielleicht eben so auffallende Reste der alten Barbarei zu finden sind, die hoffentlich auch nicht in einer angebornen Schlechtigkeit, sondern nur in einer verkehrten Ansicht, d. h. also, trotz der höheren Volksbildung, do-

Digitized by Google

nur in dem Mangel an eigentlich moralischer Bildung ihren Grund haben. Der deutsche Bauer z. B. gilt, und mit Recht, im Allgemeinen für einen braven und redlichen Mann, und ich habe noch nie gehört, daß man ihm überhaupt einen Hang zum Diebstahl Schuld gegeben hätte. Sind aber nicht z. B. unsere Holzdiebstähle in den herrschaftlichen Waldungen eine beinahe alltägliche Sache, und hat sich wohl noch irgend ein armer Bauer deßhalb Vorwürfe gemacht, weil er zur Nachtzeit einen Bündel Reisig nach Hause geschleppt und dafür vielleicht mehrere schöne Bäume verstümmelt und in ihrem Wachsthume aufgehalten hat? Es ist dieß auch ein Diebstahl, aber ein alt hergebrachter, schon gleichsam zur Mode gewordener, durch die Mode geheiligter Diebstahl. Es mag noch gar manche ähnliche Dinge in der menschlichen Gesellschaft geben, die wir, eben weil sie ganz allgemein sind und beinahe täglich vorfallen, nicht mehr bemerken, die aber einem fremden, und daran noch nicht gewöhnten Menschen gewiß schon auf den ersten Blick auffallen würden. Wer weiß nicht, daß gewisse, gleichsam durch die Volksstimme geheiligte Exceptionen bei dem sogenannten Meisterstücke der Schöpfung nicht blos unter dem niedrigsten Pöbel, sondern selbst in den gebildeten Klassen, ja unter den eigentlichen Gelehrten nicht eben zu den großen Seltenheiten gehören. Man denke nur an das sogenannte Bücherschießen auf unsern Universitäten. Wie wäre es ferner, wenn wir manche unserer Mineralogen und Botaniker sprechen ließen? Ich besorge nicht, daß sie uns diese Aufforderung übel nehmen oder daß sie uns nicht Rede stehen würden, da ich sie selbst in ihren freundschaftlichen Zusammenkünften mit nicht geringer Selbstzufriedenheit die eigenen Großthaten auskramen und die Geschicklichkeit rühmen hörte, mit welcher sie Mineralien und Pflanzen zu schießen wissen.

Die Meinung regiert die Welt. Mögen wir also alle diese Meinung zu berichtigen suchen, wo es Noth thut, und wo dieß, wie es nur zu oft der Fall ist, nicht angeht, sie wenigstens zur Beförderung des Guten benützen. Ein auffallendes Beispiel dieser Benützung, in Beziehung auf den hier besprochenen Gegenstand, gibt uns Rußland selbst. Der gemeine Mann hat, wie gesagt, die Meinung, daß man den Fremden in gewissen Dingen wohl ein Bischen beluchsen darf, ohne deßhalb gleich für unehrlich zu gelten. Seinen eigenen Herrn aber zu betrügen, ist, nach seiner Meinung, eine schwere und unverzeihliche Sünde. Daher ist das sicherste Mittel, sich gegen einen Hausdieb, wenn man ihn einmal kennt, zu schützen, ihn in seinen eigenen Dienst zu nehmen. Von diesem Augenblicke an kann man sicher seyn, nicht nur von ihm selbst nicht mehr bestohlen zu werden, sondern auch zugleich an ihm den besten Wächter gegen alle andern Diebe zu haben, da sein point d' honneur es fordert, alle Mausereien, wobei der Verdacht auf ihn selbst fallen könnte, zu unterdrücken, und er die Kniffe und Pfiffe, gegen welche er sich zu verwahren hat, aus eigener Erfahrung kennt. Ein höherer Offizier in der russischen Armee, ein geborner Deutscher, erzählte mir, als einmal sein Bataillon mehrere Wochen lang mit einem Kosackenpulk zusammen kampiren mußte, sey er nahe daran gewesen, rein ausgeplündert zu werden. Weder die Kleidungen seiner Soldaten, noch die Geschirre ihrer Pferde waren sicher, und jeden Morgen kamen Klagen ohne Ende. Strenge Aufsicht, vermehrte Wachen, alle Vorsicht war vergebens. Beinahe zur Verzweiflung gebracht, brachte er endlich seine Klage vor den Hettmann, und dieser rieth ihm, alle seine eigenen Wachen einzuziehen, und in seinem Quartiere sowohl, als bei jeder Abtheilung seiner Truppen einen Kosacken aus dem Pulk als Wächter und Beschützer zu nehmen. Der Offizier hatte Mühe, die Zweckmäßigkeit dieses Rathes zu begreifen, aber er befolgte ihn, da er nichts anders mehr wußte, und alle Diebereien hörten von diesem Augenblicke an auf. Die Kosacken legten sich, sobald die Nacht kam, quer über die Thüren der Quartiere und Stallungen, und er hörte nie wieder auch nur von einem Versuche, ihn zu beunruhigen. So viel vermag die Meinung und die Art, wie jene Menschen, und wollen wir es nur bekennen, wie wir alle die Dinge in und um uns anzusehen pflegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Englische Kritik deutscher Poesie.

So eben ist der dritte Band von W. Taylors Historical Survey of German Poetry erschienen, und damit das Werk, welches jedoch bei Körner und C. Schulze stehen bleibt, geendigt. Als eine Sammlung vortrefflicher Uebersetzungen und Nachahmungen der deutschen Poesie ist es ohne Gleichen in England, und als solche wird es gewiß auch vielen deutschen Lesern willkommen seyn, welche unter andern darin drei vollständige Dramen finden, nämlich: Nathan der Weise, der Mönch vom Libanon und Iphigenia in Tauris; ferner sind darin mehrere der besten Oden, nebst den schönsten Stellen aus dem Messias von Klopstock; der wilde Jäger, des Pfarrers Tochter und Leonore von Bürger; mehrere Idyllen von Voß; mehrere Oden von den Gebrüdern Stolberg; Geron, nebst fünf von den Wintermährchen und einem Bruchstück aus dem Oberon von Wieland; Hero und Leander, der Taucher, nebst mehreren Auszügen aus den Trauerspielen von Schiller; der Fischer, Erlkönig, Mahomeds Gesang, der Sänger, der Zauberlehrling, die Braut von Korinth, nebst mehreren andern Stücken von Goethe. Taylor war einer der ersten, welche deutsche Literatur auf englischem Boden einheimisch zu machen gesucht haben. Den englischen Leser, dem es blos um die äußere Geschichte der deutschen Poesie zu thun ist, kann das Werk nothdürftig befriedigen; eine auch nur halbwegs vernünftige Kritik darf man aber hier nicht suchen. Davon gar

Digitized by Google

nicht zu sprechen, daß Taylor die Haupteigenschaften des wahren Kritikers, auch auf dem englischen Standpunkte, zu sehr in den Schatten stellt, daß er, befangen in den Banden eines Volkes, das Lobes und Tadels, den Werth eines Dichters sehr oft nach den moralischen Zwecken, die er, wie der Kritiker meine, sich in seinen Werken vorgesetzt hat, und schätzt ihn immer in dem Verhältniß, in dem er sich vom Christenthum entfernt hat, oder sich ihm zu entfernen scheint; denn nicht selten schreibt er Dichtern antichristliche Absichten zu, wo andere, selbst die ärgsten Ketzerrichter, nichts davon verspüren. Ja er sagt, das allgemeine Streben der deutschen Schule gehe dahin, französische Meinungen unter englischen Formen zu lehren. „Sie haben zwar religiöse Dichter, wie z. B. Klopstock, J. und L. Stolberg und Körner; aber mit der Ausnahme von Klopstock haben die religiösen Schriftsteller den Rest ihrer Popularität ihrer Liebe zur Freiheit und nicht ihrer Liebe zu Christus zu danken. Voß, Schiller, Kotzebue, Lessing, Wieland, Goethe sind Pantheisten." Um aber den Kritiker und sein Werk vollkommen zu charakterisiren, stehe hier ohne Kommentar die allgemeine Ueberschrift, womit er den dritten Band schließt. „Der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der deutschen Poesie der neuern Zeit ist ganz erstaunlich; man kann sie mit dem Flor eines Gewächshauses vergleichen, wo man im angenehmen, obgleich seltsamen Verein das Veilchen und die Erdbeere neben dem Jasmin und der Traube, Gewächse aller Art in üppiger, überraschender Fülle, fremde und einheimische Gerüche untereinander erblickt. In der Satyre sind die Deutschen nicht besonders glücklich; im didaktischen Gedicht nennen sie vorzugsweise Haller, Kleist und andere, ohne jedoch viel Gewicht auf diese Namen zu legen. In der Heroide oder auch nur in der gemeinen Epistel haben sie wenig, was sich rühmen ließe. Epigramme gibt es die Fülle, sie sind aber nicht überreich an attischem Salze. Im Uebersetzen übertreffen sie alle Völker Europas. In der Ode haben sie Klopstock, der schon allein für ein Heer gelten kann, und Namen vom zweiten Rang in unzähliger Menge, welche alle möglichen Formen der lyrischen Dichtung, die Elegie, die Hymne, das Lied erschöpft haben. Sie haben viele gute Schäfergedichte, sowohl epische als dramatische, besonders von Geßner, Voß und Goethe."

(Die Fortsetzung folgt.)

Lausanne, Oktober.

(Fortsetzung.)

Akademische Preisvertheilung.

Unsere kleine Lausanner Akademie macht auch Fortschritte und geht mehr denn bisher ins Leben ein. Interessant war uns in dieser Beziehung die akademische Sitzung, wo die, voriges Jahr angekündigten und ausgesetzten Preise für Poesie und Beredtsamkeit zugesprochen werden sollten. Es ist erfreulich, wenn in einem so kleinen Land, wie das unsrige, ein ausgezeichnetes Talent aus der Menge auftaucht, und bei jedem neuen Versuch einen neuen Schritt zur Vollendung thut. Diese akademischen Preisaufgaben haben immer einen vaterländischen Gegenstand; voriges Jahr war es Julia Alpinula nach einer Volkssage aus der Römerzeit, dieses Jahr die Schlacht bei Granson, und für künftiges Jahr das Hospiz auf dem großen St. Bernhard. Den Preis der Julia Alpinula gewann einer unserer hoffnungsvollen Studenten, ein junger Olivier. In seinem Gedichte zeigten sich ganz ungewöhnliche Dichtergaben, viel Phantasie und Zartheit neben ächt vaterländischer Farbe, und Olivier ward bald der Liebling des Publikums. Dies Jahr kam nun die Granson'er Schlacht an die Reihe, und Jedermann wußte, daß Olivier auch diesen Gegenstand besungen hatte; daher war der akademische Saal gedrängt voll. Nach einer ziemlich trockenen Einleitung des Rektors tritt der unglückliche Dichter Perchat, Professor der Rechte, auf, den voriges Jahr dem großen Rath ein so lächerliches Gedicht des digirt hatte; er war zum Berichterstatter und Herold des akademischen Urtheils erkoren. Dieser Bericht schien Allen mangelhaft, und die kärglich angestreuten Stellen aus dem trefflichen Gedicht thaten gerade das Gegentheil von dem dar, was sie beweisen sollten. Die Episoden, gewiß die größte Schönheit des 1600 Verse enthaltenden Gedichts, sollten nicht passend und auch zu lang seyn; daher ward dem Verfasser Olivier nicht der ausgesetzte Preis, sondern nur ein Accessit zugesprochen. Die Unzufriedenheit mit dem akademischen Urtheil wurde laut genug vernommen, denn der junge Dichter hat auch in seiner Schlacht von Granson verrathen, was sich selten zusammenfindet, schöpferisches Talent, reiche Imagination, tiefes Studium der Natur und des menschlichen Herzens. Es ist unverkennbar, daß er seit einem Jahr bedeutende Fortschritte in seiner Kunst gemacht hat; er tritt viel sicherer, freier und kühner in der Granson'schlacht auf, denn in der Julia Alpinula, was freilich auch schon der Gegenstand mit sich bringt. In Olivier erblickt uns ein ächter vaterländischer Dichter, der auf seinem heimischen Boden gern und mit Liebe verweilt, und an einem solchen fehlte es uns bisher. Schade, daß wir ihn hier in Lausanne verlieren, denn er hat vor Kurzem einen Ruf als Professor der französischen Literatur in Neuschatel angenommen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 267:

Handschrift.

Räthsel.

Wie heißt das Kollegium, schöne Frau'n,
Dreifach von Geschlecht, und häufig zu schau'n?
Der tadet so rüstig auf und ein,
Die gräbt sich mit Zähnen ins Opfer hinein,
Das scheidet so gierig vom Fleische das Bein.

Er hat nur selten was Böses gethan;
Gift gab er, doch meistens in traurigem Wahn;
Sie aber und es, wofern sie gut,
So sind vor beiden auf eurer Hut.
Sie vergessen so manch unschuldiges Blut.

Das Kollegium sieht man bei manchem Schmaus,
Es ißt nicht und trinkt nicht und geht nicht nach Haus;
Es wird vielmehr bei Tag und bei Nacht
Von fremden Händen zu Bett gebracht.
Nachdem sie mit ihm sich zu schaffen gemacht.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 36.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 273.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 15. November 1830.

Solche Gewalt doch üben in unsern Tagen gewiß nur
Wenige; Dank der Vernunft und der edleren Menschenerziehung,
Auch des gefürchtesten Rufs lautstrafendem Tadel und Abscheu.

J. H. Voß.

Bilder aus Rußland.

Verhältniß der Herrn zum Diener und zum Bauer.

Wer Rußland und seine Bewohner charakterisiren will, muß nothwendig einen unangenehmen Gegenstand berühren, den ich sonst gerne mit Stillschweigen übergangen hätte. Ich meine die inhumane und in der That sehr harte Behandlung, welche die dienende Klasse, das Gesinde und die Bauern, von ihren Herrn erdulden müssen. Es ist mir nicht unbekannt, daß die Barbarei, von welcher hier die Rede ist, mit jedem Jahrzehnte abnimmt, wie sie denn mit der steigenden Kultur eines jeden Volkes abnehmen und endlich ganz verschwinden muß. Aber es kann demungeachtet nicht geläugnet werden, daß diese, die Menschheit entehrende und alle wahre Bildung verläugnende Sitte daselbst noch in einem Grade herrscht, der weder durch Unkultur, noch durch irgend etwas anderes entschuldigt werden kann. Die auch in dieser Beziehung auf Humanität eifrig hinarbeitende Regierung thut ihr Möglichstes, dieser Unart Gränzen zu setzen; aber das Uebel scheint so tief gewurzelt und seit Jahehunderten schon so veraltet, daß eine schnelle Aenderung durch bloße Gesetze und Vorschriften wohl nicht erwartet werden darf. Auch hier scheint nämlich wieder die Meinung, und zwar eine beinahe allgemein verbreitete und althergebrachte Meinung, ihr tyrannisches Recht zu üben. Denn viele glauben, der gemeine Russe sey nur durch harte Behandlung zu leiten, und ohne Schläge könne man mit ihm nichts ausrichten. Nach meinen Erfahrungen aber muß ich dieser Behauptung widersprechen. Wo Gutmüthigkeit, oft wahrhaft kindliche Gutmüthigkeit einen integrieenden Bestandtheil des Charakters bildet, und dieses ist nach meinen Erfahrungen der Fall bei den Bewohnern des eigentlichen tiefen Rußlands, da ist auch zu erwarten, daß eine gutmüthige Behandlung von oben herab oft mehr ausrichten wird, als immerwährende Strenge. Ich selbst glaubte Anfangs einen gewissen Widerwillen, Nachlässigkeit, selbst zuweilen Bosheit bei meinen Untergebenen zu bemerken und neigte mich schon zu der allgemeinen Meinung hin, mit der mich meine neuen Bekannten, wenn ich ihnen diese Verhältnisse klagte, bestürmten. Allein die Sache gab sich noch vor dem Ende des ersten Jahres ohne alle Anwendung gewaltsamer Mittel, und ich sah vollkommen ein, daß der Fehler wirklich an mir gelegen hatte. Ich wollte, wie die meisten Ausländer Anfangs thun, in meinem Hause alles nach deutscher Sitte eingerichtet haben, und meine damals noch sehr unvollkommene Kenntniß der russischen Sprache war die Ursache, daß die armen Leute meine Befehle, selbst mit dem besten Willen, nicht, oder nicht immer gehörig ausrichten konnten. Ich wollte ferner mehrere Gewohnheiten, z. B. das Branntweintrinken, völlig abschaffen, und war nicht zufrieden, blos das eigentliche Betrunkensein vermieden zu sehen. Allein die völlige Enthaltsamkeit von diesem Getränke ist dem gemeinen Russen so gut als unmöglich, und ich kämpfte verge-

Digitized by Google

dens gegen diese und so manche andere Gewohnheit. Meine Strafreden, die ich ihnen nur zu häufig hielt, kamen ihnen lächerlich vor, weil ich die Sprache nicht zu handhaben wußte, und eben so kindisch mochten ihnen auch meine Belohungen klingen, wie ich nur zu deutlich aus ihren Mienen sah. Aber alles dieß hatte ein Ende, wie ich der Sprache mächtig wurde und den russischen Sitten in meiner häuslichen Einrichtung mich zu bequemen anfing.

Es sey mir nun erlaubt, einige Geschichten entgegengesetzter Art zu erzählen, von denen ich selbst Augenzeuge gewesen bin; andere viel grellerer Art, die ich nur vom Hörensagen weiß und daher nicht verbürgen kann, werde ich um so lieber ganz übergehen, da ihre Erzählung nur Schauder und Abscheu erregen könnte.

Auf meiner Reise von Norddeutschland nach Rußland traf ich in der Gegend von Tula mit einem deutschen Professor zusammen, der nach der Universität Kasan reiste. Der ohne Zweifel sehr gelehrte Mann schien mir wohl recht viele Bücher, aber dafür desto weniger die Menschen zu kennen. Er beklagte sich bitter über die entsetzlichen Hindernisse, welche er auf jedem Schritte seiner Reise fand, und die er alle der Halsstarrigkeit und Nichtswürdigkeit der russischen Bauern zuschrieb. Allein der wahre Grund dieser Hindernisse, den der gelehrte und beinahe aller europäischen Sprachen kundige Mann nicht entdeckte, fand sich schon auf der nächsten Poststation. Er verstand kein Wort russisch, und war auch gleich an der Grenze so übelaunig geworden, daß er sich fest vornahm, von dieser Sprache auch nicht das erste Wort zu lernen. Ich mußte ihn bald seinem Schicksale überlassen, indem ich mich in Tula von ihm trennte, um meinen Weg nach Tambow zu verfolgen, während er über Moskau, Wladimir und Nischni zu gehen hatte. Nach einigen Monaten erhielt ich einen Brief von ihm aus Kasan; er erzählte darin mit der fröhlichsten Laune seine weitern Unfälle, die in der That abenteuerlich genug waren, und auch das Ende derselben, welches er nach unsäglichen Drangsalen in der Gouvernementsstadt ** glücklich erreicht hatte. Als er nämlich in dieser Stadt ankam, ging er in seinem Aerger und noch in Reisekleidern zu dem Gouverneur, an dem er einen sehr humanen und der französischen Sprache vollkommen kundigen Mann fand. „Ich bin," sagte er, „der Professor N. N. und schon seit zwei Monaten auf der Reise nach Kasan. So eben komme ich hier an und melde mich bei Ew. Excellenz mit der Bitte, mich hier zu behalten und mich zu gouverniren, so lange es Ihnen gefällt, denn ich gehe nicht mehr von der Stelle." Der Gouverneur war Anfangs betroffen, fand sich aber bald in seinen Mann, nachdem ihm derselbe einige der erlebten Schauergeschichten erzählt hatte. Er setzte sich mit ihm traulich nieder und erklärte ihm, daß, wenn ihm die Bursche gar zu arg zusetzten, er ohne weiteres seinen Stock brauchen solle. Der Professor wollte ihm beweisen, daß das nicht angehe, denn er sey ganz allein und dieser Bursche oft zwanzig; wer ihm dafür stehe, daß sie am Ende nicht auch zuschlagen, und dergleichen. Der Gouverneur mußte lachen und meinte, er kenne Rußland noch ganz und gar nicht; nie werde ein solcher Mensch wagen, einen Adelichen zu schlagen. Nach einigen ähnlichen Instruktionen beschied er den bedrängten Professor auf den Abend zu sich, wo er eine angenehme Gesellschaft treffen würde. Er kam und mußte der Gesellschaft seine Abenteuer wieder erzählen, wobei denn, während er auf Mitleid rechnete, des Gelächters kein Ende war. — „Sie verstehen doch russisch?" fragte ihn kurz vor dem Weggehen ein Herr, der sich durch guten Ton und durch die Achtung, welche ihm die Uebrigen erwiesen, ausgezeichnet hatte. — „Nicht ein Wort," war die Antwort. — „Aber Sie kennen doch die russischen Buchstaben?" — „Nicht einen einzigen." — „Nun, so werde ich Ihnen das Ding mit lateinischen Buchstaben schreiben, nur ein Paar Worte, die ich Sie aber gut auswendig zu lernen und mit dem gehörigen Nachdruck herzusagen bitte, bei jeder Gelegenheit, wo Sie es für nöthig achten, Ihren Stock zu brauchen, was, ich sage es Ihnen voraus, so oft als möglich geschehen muß, wenn Sie gut reisen wollen." Dabei wurde sehr human bemerkt, daß man sich nur hüten müsse, auf den Kopf oder ins Gesicht zu schlagen, weil dieß schlimme Folgen haben könne; im Uebrigen aber solle man sich gar nicht geniren. Darauf ging der liebe Mann an den Tisch und schrieb mit lateinischen Buchstaben den Weidspruch auf, der den Herrn Professor bei jeder seiner künftigen Prügeleien vor aller Reaktion der getroffenen Bauern schützen sollte. Dieser Denkzettel enthielt die folgenden magischen Worte: Ja Potpulkownik, y tü Sobaka Curvinsin; das heißt zu deutsch: „Ich bin ein Oberstlieutenant, und du ein Hund, Du — John." Der Professor erschrack, als er die Uebersetzung vernahm, aber er ließ sich endlich rathen, und wie er mit schrieb, fuhr er von diesem Augenblicke an sehr gut und kam wohlgemuth, obschon etwas ermüdet von den ewigen Prügeleien, in seinem Musensitze an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Dieß sind nur Fragmente eines vollständigen Tagebuchs, das Agnes in den Stand setzte, jedem Schritte ihres Freundes zu folgen; er versprach, es fortzusetzen. Die Augen von Thränen getrübt, hielt sie die beiden Briefe in der Hand. „Welch ein Abstand!" seufzte sie und steckte beide in ihren Busen. Aber je mehr sie darüber nachdachte, desto mehr fühlte sich ihr ganzes Herz empört durch das Be-

Digitized by Google

tragen ihres Mannes. Statt sie aufzurichten, zu trösten, schickte er sie in trostlose Verbannung, und während sie an den Einen, der sie kalt zurückstieß, gefesselt war, lebte ein anderes, nur zu warmes Herz einzig in der Erinnerung an sie, und hätte sich mit Freuden jeden Augenblick für sie geopfert. Sie murrte gegen ihr Schicksal und gegen ihren Mann, den sie bis dahin so innig verehrt hatte. Jedoch das milde Abendlicht am Frühlingshimmel und das allmählige Einschlummern der jungen Natur wirkte, gleich dem Anblicke eines schlafenden Kindes, beruhigend auf ihr Gemüth; ihr anfangs lautpochendes Herz schlug immer mehr im Einklang mit den sanftspielenden Wellen des Sees, an dessen Ufern sie gelustwandelt hatte; eine milde Freudigkeit, wie sie sie seit den Jahren ihrer Kindheit nicht gefühlt hatte, schlich sich unvermerkt in ihre Seele ein, und so wie der Abend jedes Lüftchen zum Schweigen gebracht hatte, so stillte er auch jede leidenschaftliche Bewegung ihres Innern. „Vor den Sternen besteht in der Natur nichts Großes und in der Brust nichts Kleines," das empfand auch Agnes, wie es jedes bessere Menschenherz oft empfunden hat, und ihre Gedanken richteten sich auf ihre eigene, höhere Bestimmung und auf ihre Verantwortlichkeit für die ihr anvertrauten Gaben und Kräfte. Sie gedachte ihres Mannes, seiner edlen Gestalt und der noch edleren Seele, die darin wohnte, und der erhebende Vorsatz, keine ihrer Pflichten unerfüllt zu lassen, begleitete sie durch die Stille der Nacht in ihre Wohnung zurück.

Der Stimmung des Abends getreu, ließ sie es am nächsten Morgen ihre erste Sorge seyn, eine gründliche Prüfung ihres ganzen Hausstandes zu unternehmen, um Alles nach den Wünschen ihres Mannes zu ordnen. Die Dienerschaft bestand meist aus Leuten, die den Grafen auf dem Arm getragen, oder mit ihm gespielt hatten, daher sie denn mit allen Verwöhnungen, die solchen Erbstücken eigen sind, auch deren Treue gemein hatten. Agnes fand den ganzen Haushalt sehr wohl geordnet und nahm sich daher vor, nur die oberste Aufsicht über denselben zu führen. Auch die Kuh- und Schafställe würdigte sie ihrer Aufmerksamkeit, und selbst das Federvieh war ihrer Sorge nicht zu gering. Nachdem sie kaum einige Wochen in diesen Beschäftigungen einer Hausfrau, die jedem Weibe so wohl anstehen, zugebracht hatte, bemerkte sie eine wohlthätige Aenderung in ihrer ganzen Gemüthsstimmung. Es hatte sich ein neuer Wirkungskreis für sie aufgethan, in welchem sie auf dauernde Befriedigung hoffen durfte. Sie beschloß nun auch die Bewohner des Dorfes nach und nach persönlich kennen zu lernen und sich von der Lage und den Bedürfnissen jedes Einzelnen zu unterrichten. Sie besuchte zuerst die Frau des würdigen Schullehrers, erkundigte sich nach den dürftigen Familien und fand, daß es deren eigentlich keine auf ihren Gütern gebe. Graf Borck hatte eben so großmüthige, als kluge Anordnungen getroffen, wodurch die Bewohner seiner Besitzungen vor jedem drückenden Mangel geschützt waren. Auch die Schulen befanden sich in der trefflichsten Ordnung, und die wohlthätige Hand eines umsichtig sorgenden Herrn war überall zu erkennen. Mit jeder neuen Entdeckung dieser Art wuchs die Achtung für ihren Mann; in manchen Augenblicken fühlte sie sich stolz, ihm anzugehören, in andern hingegen tief beschämt, diesen seltenen Mann so gekränkt zu haben.

Nach einigen Wochen, in einer der Stunden, da sie mit gesteigertem Gefühle seiner gedachte, erhielt sie wieder einen Brief von ihm, in demselben abgemessenen Tone geschrieben, der sie seit der unglücklichen Trennungsstunde schon so empfindlich gedemüthigt hatte. Als sie diesen Brief durchgelesen und vergebens nach einem zärtlichen Worte gesucht hatte, das sie an schönere Zeiten mahnen konnte, brach sie in Thränen aus. „Hab' ich ihn denn auf immer verloren?" fragte sie sich, „und soll ich so schwer büßen für den einen Augenblick? — Armer Moritz! ich will Dich ja vergessen, sobald ich kann, wie Du mich gewiß auch vergessen wirst." Sie seufzte aus tiefer Brust und eilte, der kleinen Pflichten eine zu erfüllen, die sie sich selbst auferlegt hatte.

Wenige Tage darauf war die Täuschung, die sie sich über Moritzens Gemüthszustand so gern gemacht hätte, schon wieder zerstört, und zwar durch ein zweites Schreiben von ihm, aus welchem wir wieder einige Stellen ausheben wollen.

„Wie lieblos und hart ist man oft! Wie thöricht und erbärmlich habe ich es oft gefunden, wenn Menschen aus Liebe den Verstand verloren; jetzt urtheile ich anders darüber. Ich habe zwar den Verstand nicht verloren, weil ich fest an Gottes Güte glaube und weil Sie mich wenigstens einen Augenblick geliebt haben; aber die Unglücklichen, die ohne solche Pfeiler aus Liebe wirklich wahnsinnig wurden, erscheinen mir jetzt in einem andern, mildern Lichte. Vor wenigen Tagen hatte ich auf meinen Streifzügen durch den Harz die Ruine einer Burg erreicht und lag, den Blicken aller Sterblichen verborgen, auf einem weichen Lager von Moos, das den harten Felsen haubdoch überdeckte. Dort träumte ich selige Träume und dachte mir halbschlummernd aus, wie ich mit meiner Agnes allein, abgeschlossen von der ganzen Welt, etwa auf einer undewohnten Südseeinsel oder in einem tiefen Waldthale Deutschlands, Tage der Wonne verleben könnte. Aber, wehe mir! ich darf es nicht einmal wünschen. Ich pflückte ein Blümchen, weil es mir das Bild meiner Liebe schien, und legte es in mein Taschenbuch."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Englische Kritik deutscher Poesie.

„Außer der erhabenen Messiade (fährt Taylor in seiner Kritik über deutsche Poesie fort) sind die Deutschen reich an gut gehaltenen Erzählungen, wie z. B. Schillers und Bürgers Balladen und Wielands Erzählungen. Im Drama sind sie eben so groß als in der epischen Dichtkunst: Kotzebue, Schiller und Goethe, alle drei Anhänger der Shakespeare'schen Kunstform, sind Schöpfer von tragischen Werken, die sich weit über Europa hinaus verbreitet haben. Mit dem deutschen Lustspiel bin ich nicht sehr bekannt; das Wenige aber, das ich kenne, hat mir viel Vergnügen gewährt; alle komische Literatur ist, ihrem Wesen nach, örtlich und vorübergehend, darauf berechnet, die Thorheit im Fluge zu treffen, und nicht, ein Muster davon für die Raritätenkabinette aufzubewahren, was mehr Sache der Satyre ist. Romane habe ich mit Fleiß übergangen, da sie kaum für Gedichte gelten können; die Leiden Werthers, Wielands griechische Romane und mehrere andere habe ich indessen gemustert. Herzensgüte ist ein Hauptzug der deutschen Schriftsteller, eine Folge des Nationalcharakters. Gewöhnlich haben sie mehr Kühnheit als Anmuth; Wieland macht indessen hiervon eine Ausnahme; doch ist er zu sehr ein Dienstbeflissener der Grazien. Sie sind häufig zu weitschweifig, halten sich zu lange bei ihren Gegenständen auf und verfallen zuweilen in Mystizismus und gehaltlose Empfindsamkeit. Sie empfinden aber tief und drücken ihre Empfindungen mit Kraft aus; sie sind allenthalben malerisch; ihre Dramen sind mit Beschreibungen überladen, und sie vermeiden beständig die kalten allegorischen Abstraktionen der französischen akademischen Dichterschule. Ihre besondere Freude haben sie am Wunderbaren, oft am beinahe lächerlich Spukhaften." Hier kommt die schon oben angeführte Stelle; sodann fährt der Kritiker fort: „Bei allen diesen Schattirungen in den Meinungen, sind sie die Lieblinge der Nation geworden; durch sie ist eine sehr liberale und duldsame Philosophie in das deutsche Gemüth gedrungen, so daß die Poesie der Nation mit der Gelehrsamkeit im Einklange steht.... Die deutsche Poesie ist für Männer und nicht, wie die englische, für Weiber und deren Seitenstücke, die Priester, geschrieben. Das Weichliche der englischen Schule mag wohl häusliche Zucht fördern, aber sie ist nicht dazu geeignet, ein Heldenvolk zu bilden. Die Deutschen haben freilich kein so schamloses Werk als Voltaires Jungfrau, kein so gotteslästerliches als Parnys Krieg der Götter; aber selbst die mildern Schriften eines Wieland und Goethe könnten nicht ins Englische übertragen werden, ohne daß Sotheby den Oberon und Lord Gower den Faust verstümmelten. Mag dies gut oder schlimm seyn, es bleibt eine charakteristische Eigenheit.... In Walhalla geboren, gebildet und christlich gemacht im Zeitalter des Ritterthums, hat sich die deutsche Muse endlich, dem Geiste der Zeit und dem Strome der Begebenheiten folgend, der Philosophie in die Arme geworfen. Gerade so findet jezt in manchem Dom im Lande, welcher für Woban, Thor und Frava erbaut, nachher aber von katholischen Eroberern der christlichen Dreieinigkeit gewidmet wurde, ein gemäßigter Antispiritualismus Schutz." Was können wir nicht noch über uns selbst lernen, wenn die Engländer so fortfahren, unsern Genius zu analysiren! Wir können zum Schluß der Versuchung nicht widerstehen, den Leser mit einer Parallele zwischen Kotzebue, Schiller und Goethe zu erbauen. „Wenn wir Goethe mit seinen dramatischen Nebenbuhlern, Kotzebue und Schiller, vergleichen, muß man für's erste zugeben, daß er das Verdienst gehabt hat, ihnen den Weg zu weisen; obgleich er sie aber beide überlebt hat, so sind doch seine besten Stücke jünger als die ihrigen. Wenn wir kein modernes Trauerspiel von ihm haben, das dem Gustav Wasa des einen, oder dem Wilhelm Tell des andern gleich kommt, so hat dagegen keiner von jenen ein klassisches Trauerspiel wie seine Iphigenia in Tauris hinterlassen."

(Der Beschluß folgt.)

Lausanne, Oktober.

(Beschluß.)

Die Akademie.

In dieser akademischen Sitzung wurden auch in der Theologie, in der Philosophie, in der Geschichte, in der Geographie, im Integral- und Differenzialcalcul, in der Chemie, desgleichen in griechischer und lateinischer Literatur Preise ertheilt. Dabei finde ich etwas sehr zu loben, was ich noch nirgends anders gefunden. Man verbreitet sich nicht in einer Wissenschaft überhaupt, sondern begrenzt den Gegenstand durch die Angabe eines ausgezeichneten Werks, das die Konkurrenten genau studiren müssen, weil sie darüber examinirt werden; so wurde z. B. für künftiges Jahr festgesezt, in der Jurisprudenz: das erste Buch des französischen code de commerce; in der Philosophie: die esquisses de philosophie morale p. Stewart; in der Geschichte: cours d'histoire moderne par Guizot, und l'état de l'Europe pendant le seizième et le dix-septième siècle; in der politischen Oekonomie: traité d'économie politique p. Say, und in der griechischen Literatur: Herodot. Die Studenten haben ein ganzes Jahr Zeit, sich mit den vorgeschriebenen Werken bekannt zu machen. Das Examen aber ist ziemlich streng. Die Preise sind zwischen 50 und 100 Schweizerfranken, was immer eine hübsche Aufmunterung ist und für eine artige Schweizerreise genügt. Dadurch lernen die jungen Leute auch die Kunst des Lesens und Excerpirens. Bei diesem akademischen Aktus ist mir eins angenehm aufgefallen. Es war der erste, wo die Akademie öffentlich sprach und vor dem Publikum Rechenschaft über ihre Entscheidungen ablegte. Es scheint doch, sie fühlt jezt die Nothwendigkeit, sich demselben zu nähern und sich auf dasselbe zu stüzen, denn nur das Publikum kann die Studien recht ermuthigen und aufmuntern. In einer Republik wie die unsrige müssen alle Anstalten offenkundig und zugänglich seyn, wie die Regierung selbst, denn nur dadurch, nur wenn die Gunst des Publikums sie erhält, wird ihr Wirken und ihr Einfluß dauernd und groß. Daraus geht abermals ein Vortheil hervor: das Publikum bekommt mehr Sinn und Interesse an seiner ersten Studienanstalt; es sieht in ihr nicht wie bisher eine geschlossene geistliche Schule, sondern eine Landesanstalt für das Theuerste, was die Bürger haben, für die Söhne, die für das Vaterland heranreifen. Durch diese ganz veränderte Stellung wird die Akademie sehr gewinnen. Das immer lebhafter werdende Interesse des Publikums wird Professoren und Studenten mehr anspornen, denn was sie thun und nicht thun, kann nun von Allen gesehen und beurtheilt werden; Vieles wird nun besonnener, umsichtiger und thätiger betrieben werden, und dadurch kann unsere in vielen Zweigen lässig gewordene Akademie nur gewinnen. Auch jezt ist sie nicht ohne Ruhm, und tüchtige Männer sind von ihr ausgegangen: Chavannes, Monnard, Prof. Vinet in Basel und der junge Olivier.

Beilage: Literaturblatt Nr. 117.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 274.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 16. November 1830.

— Das Haus ist öde mir nun, und sie haben mein Auge
Mir genommen, auch mich hab' ich verloren in ihr.
Darum irr' ich umher und wohl, wie die Schatten, so muß ich
Leben, und sinnlos dünkt lange das Uebrige mir.

Hölderlin.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

„Unmittelbar aus der Wurzel," fährt Moritz in seinem Schreiben an Agnes fort, „hebt sich der schlanke Stengel empor und kein einziges grünes Blatt deutet auf Hoffnung; aber das Blau der Blumenblättchen ist rein und standhaft wie meine Treue, denn als ich es nach Tagen wieder aus dem Büchlein hervorholte, fand ich die schöne Himmelsfarbe unverändert, und nur der lichtgrüne Kelch (die Hoffnung hatte doch in's Innerste sich eingedrängt) war verblichen, wie das lieblich täuschende Bild der Zukunft, das so oft, wenn ich halbwachend träume, sich heimlich in meinen Busen schleicht. Die wenigen Tage, welche diese Blume zur Leiche gemacht haben, waren für sie eine unermeßliche Zeit der Hoffnungslosigkeit und der langsamen Zerstörung; vielleicht gibt es Wesen, denen mein langes Leiden und Hinschmachten auch nur ein kurzer Zeitraum, und mein endliches Unterliegen das Verwelken einer Blume scheint — und doch fühle ich eine Welt von Schmerz und Trostlosigkeit in mir und sehe nichts als leblose Wüste, wo früher lebendige Keime sproßten. — Sie schreiben mir: ich solle mir einen reinmenschlichen Wirkungskreis suchen. Wo ist der zu finden? Auf meinem Gute? Ja, es war eine Zeit, wo ich dort mein Alles zu finden hoffte, sie ist dahin. Jetzt bin ich noch nicht reif, oder schon verdorben dazu. — Sie verlangen, daß ich Sie als Freundin lieben lerne; auch das habe ich versucht, aber es war, als wollte ich den hellsten Sonnenschein mit dem blassesten Mondlichte verdunkeln; es geht nun einmal nicht. Wie könnte ich leben, ohne meine Liebe, wie konnte ich leben ohne sie! Ich möchte mir den Augenblick zurückrufen, als sie in meinem Herzen entstand, aber ich vermag es nicht. Erst zog mich nur Ihre Schönheit an, dann nach und nach Alles. Können Sie einen bestimmten Tag angeben, an welchem Sie mich zuerst mit wärmerem Wohlwollen betrachteten — o, dann nennen Sie ihn mir, es wird alljährlich ein neuer, schöner Festtag für mich seyn, ich werde dann in dem langen Trauergefolge freudeloser Tage doch einen Punkt haben, an dem ich mich halten kann. — Ach, wie verändert ist mein Innerstes in diesem neuen Jahre! Als es begann, war meine Liebe zwar schon dieselbe, aber Sie hatte die Weihe der Wechselwirkung noch nicht empfangen, oder war sich derselben doch noch nicht bewußt. Daß Sie mir ein wenig gut waren, hatte ich früher schon bemerkt, und das machte mich schon sehr, sehr glücklich; aber daß ich Ihr Engelsbild je einen Augenblick in meinen Armen hätten, an meine Brust drücken würde — Gott! davon hatte ich keine Ahndung. Sie wissen es, Sie begreifen es, wie mein innerstes Wesen sich verändert fühlen muß seit dem 4ten April. Ich muß mich erst wieder kennen lernen; und auch die Außenwelt ist nicht mehr dieselbe für mich — Agnes! ich hatte vorher nie geliebt. Wenn ich mir den Augenblick denke, der mich einst zu Ihnen zurückführen wird — doch still davon! ich will den Schmerz nicht wecken,

Digitized by Google

er weckt mich oft genug. — Auf einer meiner Streifereien sah ich den Küster in die Kirche gehen zu einer Stunde, da kein Gottesdienst war; ich ging ihm nach und bat um die Erlaubniß, ein wenig auf der Orgel zu spielen. Es war, seit ich Sie verließ, das erste Mal, daß ich an Musik dachte. Es drängte mich zu singen; unwillkührlich stimmte ich, unter Begleitung der Orgel, eines Ihrer einfachen Lieder an. Es war mir, als müßten Sie mich hören; ich schloß die Augen, ich lehnte mich in den Stuhl zurück, ich fühlte Ihre Nähe, Sie waren da, Sie waren bei mir — ach! nur einen Augenblick. Als ich selbst wieder bei mir war, dachte ich an die Thoren, die aus Liebe wahnsinnig werden, und schauderte zusammen. Aber, ich brauchte nicht zu sorgen; mein Verstand war schnell genug zurückgekehrt und demonstrirte mir: daß ich nur bei Ihnen seyn könne, wenn ich nicht bei mir selbst sey. — Was hab' ich nicht Alles verloren! Sogar den armen Trost, mir Ihr holdes Bild in den Umgebungen zu denken, in welchen ich Sie lieb gewann. Bald ist die Zeit meines Urlaubs verflossen; dann muß ich zurück in die Stadt, in welcher Sie nicht mehr sind. Im März schrieb ich noch an einen Freund: W. sey ein Paradies — wie bangt mir jezt vor diesem Paradiese! wenn ich's nur ertrage. — Ach! ich möchte liebenswürdig vor Ihnen erscheinen, und ich kann doch nur klagen. Alles muß ich auf Sie beziehen; überall erblicke ich Ihr Bild. Noch gestern pflückte ich ein dunkelrothes Blümchen, das mir, wie alles Schöne, Ihr Bild in's Gedächtniß rief. Ich steckte es in meinen Busen und ging träumend nach Hause. Als ich es dort wieder fand, war es matt und welk. So ist's ja auch mit meiner Liebe; der lichte Rosenschein verging so schnell; und auch Sie, Agnes, wären verwelkt an der Gluth dieses Herzens, wie das Blümchen, wenn nicht der Engel, der in dem Ihrigen wohnt, Sie schnell genug davon entfernt hätte. — Das ist mein Elend, daß ich Sie nur unglücklich machen kann! Wäre es mir vergönnt gewesen, Sie beglücken zu dürfen, ich hätte im Himmel keine Freuden mehr gesucht, und das ist es, deßhalb bin ich getrennt von Ihnen; ich soll sterben lernen, das Einzige, was Sie mich nicht gelehrt hätten." —

Daß das Feuer solcher Gefühle sich auch in gewissem Grade dem kaum beruhigten Gemüthe Agnesens mittheilte, wird der Leser sich denken können. Sie nahm sich vor, den Brief nicht weiter zu lesen, und nach einem stürmischen Tage des angestrengtesten Kampfes gelang es ihr Abends, ihre Fassung wieder zu erlangen. Mit dem innigsten Mitleid dachte sie des Jünglings, der sie so schwärmerisch liebte, aber mit Verwunderung bemerkte sie, daß ihre eigenen Gedanken sich mehr bei der Kälte ihres Mannes, als bei der Gluth des Geliebten aufhielten. Und dennoch war es so. Morizens Gestalt trat immer tiefer in den Schatten zurück, den die Gefühle der früheren Neigung und der lebendig erkannten Pflicht auf dieselbe warfen. Dessen ungeachtet blieb er ihr ein wehmüthiger, theurer Gegenstand, der, wie sie sich oft gestehen mußte, ihr unvergeßlich seyn würde. Aber die Zeit, diese stillwaltende Mittlerin, wirkte mächtiger, als sie es damals für möglich hielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Auch ich selbst kam einmal in den Fall, fremde Hülfe anzusprechen. Ich mußte im Frühlinge mit meinem Wagen bei Simbirsk über die Wolga setzen. Der dort sehr breite Strom war noch zum Theil mit großen Eisstücken bedeckt und die Ueberfahrt gefährlich. Obschon mir die zehn oder zwölf Ruderer der großen Plätte, denn mit uns schifften noch drei andere Wagen über, ihr Bestes zu thun versprachen, so hielt ich es doch für sicherer, einen sogenannten Gouvernementssoldaten zur Aufsicht über jene Bauern, gegen gehörige Bezahlung, mitzunehmen. Der Soldat erschien; sein martialisches Antlitz und seine Nagaika (eine aus mehreren starken Riemen, in Form einer Ruthe zusammengesezte Peitsche) schien mir nicht das beste Vorzeichen, doch mußte ich ihn, als einen mit der Sache Vertrauten, der bevorstehenden Gefahr wegen, frei gewähren lassen. Wir hatten kaum vom Ufer abgestossen, als er seine brüllende Stimme nach allen Seiten ertönen ließ. Als wir aber in der Mitte des Stromes eine sehr große Eisscholle, die sich eben von dem stromaufwärts noch stehenden Eise losgerissen zu haben schien, auf uns zutreiben sahen, wodurch wir allerdings in nicht geringe Gefahr kommen konnten, fuhr der Soldat plötzlich wie ein Wüthender auf und schlug die armen Ruderer, einen nach dem andern, so unbarmherzig mit seiner Nagaika, daß ich ihn zurückhielt, aus Furcht, er möchte durch seine unmenschliche und unzeitige Barbarei die guten Leute nur unwillig machen, die ohnehin, für das eigene Leben besorgt, ihr Aeußerstes zu thun schienen. „Was machst Du da, Sukintisn!" rief ich, indem ich seinen Arm hielt; „Du wirst die Leute erbittern, sie thun ja ohnehin schon, was sie können." — „Eben deßwegen, Sudar," schrie er zurück, „damit sie fortfahren es zu thun, damit sie nicht müde werden vor der Zeit, denn die Gefahr ist groß," und mit diesen Worten riß er sich los und fing seine unmenschliche Behandlung wieder von Neuem an. — Wir kamen glücklich ans Ufer, und als ich den Bauern ein gutes, und ihrem Treiber, der überstandenen Gefahr froh, ein noch besseres Trinkgeld gegeben hatte, gingen sie miteinander voll anscheinender Freundschaft und Zufriedenheit in die nächste Kabake (Branntweinschenke).

Ein andermal trat ich zu einem Abendbesuche in das

Digitized by Google

Haus des bereits oben erwähnten Generals, eines sehr wackern und wegen seiner Gutmüthigkeit allgemein gepriesenen Mannes. Schon im Vorhofe vernahm ich ein fürchterliches Geschrei und erkannte seine Stimme. Er hatte eben seinen, mit den gräulichsten Schimpfworten und mit Ohrfeigen ganz bedeckten Bedienten an den Thürpfosten geworfen und machte nun Miene, den armen, auf der Erde wie ein Hund sich wälzenden Burschen mit seinen nicht leichten Füßen zu bearbeiten, als ich mit seiner Frau, die nun durch meine Gegenwart auch Muth erhielt, ihm entgegentrat. Mein Zureden, sich selbst zu schonen, und wohl auch die Schaam, sich von mir in seiner Blöße überrascht zu sehen, bewog ihn, scheinbar nachgebend ins Zimmer zu treten. Athemlos, mit sprühenden Augen, warf er sich auf sein Sopha und bot mir einen Platz neben sich an. Anfangs konnte er vor verhaltener Wuth nicht sprechen, als er aber wieder seiner mächtig wurde, suchte ich ihn, der immer einen Schlagfluß fürchtete, auf die Gefahr, in welche er durch solche Aufwallungen seine eigene Gesundheit versetzte, aufmerksam zu machen, während seine junge und schöne Frau ihn mit Schmeichelworten besänftigte. Als sich allmählig der brausende Strom seines Zorns verlief, wagte ich es, ihm auch zu bemerken, daß der Mensch doch wohl nicht so gar schlecht seyn könne, da er mir ihn selbst so oft als den besten und gutwilligsten Burschen geschildert habe. Er sah mich, gleichsam wegen meiner Dreistigkeit, starr an, sprang plötzlich auf und ergriff meine Hand mit den Worten, den ersten, die ich seit seiner Eroestulation mit dem Bedienten gehört hatte: „Sie haben nicht Unrecht, es ist sonst ein guter Kerl, und ich habe es zu arg gemacht. Nikalai!“ rief er jetzt aus vollem Halse, und der arme, gemißhandelte Bediente trat beinahe auf allen Vieren, wie ein furchtsamer Hund, zur Thüre herein. Ich besorgte schon die plötzliche Erneuerung der vorigen Scene, als ihm der Herr befahl, den Mauerschrank zu öffnen und den Wotki (Branntwein) nebst dem großen, geschliffenen Ehrenglase zu bringen, das sonst nur für Gäste von Bedeutung gebraucht wird. Der arme Nikalai brachte mit zitternden Händen, was der der Herr verlangte; dieser schenkte den Pokal voll bis an den Rand und reichte ihm denselben: „Nimm,“ sagte er, „bist ein guter Hund, auf unsere Gesundheit!“ Nikalai nahm und trank aus dem Ehrenbecher, den er sonst zu berühren sich fürchtete, und, ich sah sie, die Thräne der Dankbarkeit rann seine braune Wange herab, der Dankbarkeit gegen den guten, gnädigen Herrn, der ihn solcher Ehre gewürdigt. Wir sprachen später in ruhiger Stunde oft von diesem Auftritte, und von ihm besonders wollte ich meinen Beweis hernehmen, daß diese Menschen gewiß an it Gutmüthigkeit besser als mit Strenge zu leiten wären. Er aber lächelte und meinte, ich kenne sie nicht, und man könne ohne Schärfe mit ihnen nichts ausrichten.

Wenn auf diese Weise noch einige Eingeborne an diesen veralteten, barbarischen Vorurtheilen hängen, so mag es, den Unwillen des Lesers zu mäßigen, nicht am unrechten Orte seyn, zu erwähnen, wie über diesen Punkt auch noch mehrere unserer deutschen Landsleute denken. Ich machte im Jahr 1802 in einer zahlreichen Gesellschaft eine Lustreise im östlichen Polen. Unter den Damen befand sich auch die Frau eines reichen Gutsbesitzers, eine Deutsche, deren Eltern sich noch vor Josephs II. Zeiten in diesem Lande angesiedelt hatten. Diese Frau zeichnete sich vor allen übrigen durch höhere literarische Bildung, durch körperliche Schönheit und durch eine bezaubernde Sanftheit vortheilhaft aus; aber unter dieser schimmernden Außenseite lagen Gesinnungen verborgen, die, nach meiner Ansicht, einem Kannibalen Ehre gemacht haben würden. Nachdem sie sich mit liebenswürdiger Grazie über die Schönheiten der uns umgebenden Natur verbreitet und das himmlische, dem leidenschaftlichen Treiben der großen Städte ganz fremde Glück des Landlebens mit den anmuthigsten Farben geschildert hatte, wendete sich das Gespräch und ging, wie es so oft geschieht, auf die Vergleichung der verstossenen Zeit mit der gegenwärtigen über, wo denn besonders das neue Verhältniß der Grundherrn zu ihren Leibeigenen, das durch Josephs Aufhebung der Leibeigenschaft eine so große Veränderung erlitten hatte, zum Grundsatze gewählt wurde. Die meisten waren mit dieser Neuerung nicht zufrieden. Das gemeine Volk, hieß es, war zu dieser Reform noch nicht reif, und ist dadurch nur noch schlechter und widerspenstiger geworden u. s. w. Unser Engel hatte bisher seine Stimme noch nicht abgegeben, als sie plötzlich, durch eine Anekdote ihres Nachbars veranlaßt, sich mit ihrer holden Redseligkeit über den Gegenstand verbreitete, eine ähnliche Anekdote von ihrem Großonkel erzählte, der einen armen Bauern todt peitschen ließ, hinter dem kein Hahn krähte, und ihren Vortrag mit der Schlußrede schloß: „Das waren Zeiten, wo der Adel noch was galt und wo man ihm von ferne schon auswich, während jetzt der Bauer es kaum der Mühe werth findet, uns zu grüßen. Ich möchte es jetzt nicht mehr wagen, einen Bauern todt prügeln zu lassen, da gewiß des Lärmens, der Untersuchungen und der Zahlungen kein Ende seyn würde.“ Bald darauf zog der holde Engel seine Krallen, die er gegen seinen Willen hatte sehen lassen, wieder ein und verbreitete sich über den Werth der philanthropischen Anstalten, die man um diese Zeit in Deutschland zu errichten begann.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, October.

Die Armenkinderkolonie bei Marlich.

Wie schon mehrmahl in frühern Jahren, so hat auch dies Spätjahr der französische Staatsrath Degerando auf

Digitized by Google

einige Wochen die Schweiz besucht. Jedesmal beabsichtigte dieser edle Menschenfreund und Beförderer alles Guten und Gemeinnützigen, bei seinen Rückkehren sich mit den Unterrichts-, Hülfs- und Armenanstalten der Kantone und mit den um sie verdienten Männern durch eigene Ansicht bekannt und durch Umgang vertraut zu machen. Als vieljähriger Director der königlichen Taubstummenschule in Paris ist er mit einem umfassenden Werke über diese Anstalten und ihre Unterrichtsmittel und Methoden seit mehreren Jahren beschäftigt; auf diplomatischem Wege läßt das französische Ministerium das für überall Berichte und Angaben sammeln, und zwei für diesen Zweck von Degerando geschriebene ausführliche Programme geben vom bisherigen Erfolg dieser Berichtsammlung Kunde. In Hofwyl, wo der philanthropische Reisende einige Tage verweilte, erfahren dem damals ein in französischer Sprache geschriebener Brief des Hrn. v. Fellenberg über den neuesten Zweig oder Ableger der Anstalten von Hofwyl, die Armenkinderkolonie bei Mayenich, dem wir hier folgende Angaben entnehmen.

Auf dem Hügel von Mayenich haben sich unsere Zöglinge, erzählt Fellenberg, wie Robinson Crusoe auf seiner Insel angesiedelt, auf gut gelegenem, aber schlecht angebautem Lande; Hofwyl leistet ihnen die Dienste, welche Robinson das gestrandete Schiff leistete, von dem er sich die Bedürfnisse holte, welche er sich selbst zu verschaffen nicht im Stande war. Die neuen Robinsons mußten damit anfangen, auf dem Hügel sich ihre Wohnung zu bauen und jede Arbeit vorzunehmen, die für ihre eigene Einrichtung und Ansiedelung erforderlich war. Von der Armenschule in Hofwyl ausgehend, sollte die neue Anstalt bei Mayenich zunächst die sittliche und religiöse Erziehung der Armenkinder bezwecken, und in dieser Hinsicht wo möglich ein Musterbild werden und Nachahmung wecken. Wenn der dürftige Mensch, der unvermögend ist, sich durch Arbeit seinen Unterhalt zu verschaffen, der Gesellschaft zur Last fällt, so wird derjenige ihr vollends zur Plage und zum Verderben, der, ohne Sittlichkeit und ohne Religion, sich alles erlaubt, wozu ihn selbstsüchtigen Triebe ihn verleiten. Darum muß es denn auch der Gesellschaft von der höchsten Wichtigkeit seyn, daß bei der Erziehung der Armenkinder mit der Entwickelung industrieller Fähigkeiten die der moralischen Schritt hatte und nimmer zurückbleibe. Arbeit aber ist der große Sittlicher des Menschen, wofern sie gut geleitet und den Fähigkeiten der Einzelnen gehörig angepaßt wird, und für die Erziehung der Kinder der Armen wird zuverlässig nichts Zweckmäßigeres gefunden werden, als die Feld- und Landarbeit; die Vorsehung selbst scheint uns diese Mittel von unschätzbarem Werth dafür angewiesen zu haben. Ein mit Umsicht betriebener Landbau entwickelt, im Verhältniß seiner Fortschritte, den Beobachtungsgeist, die Urtheilskraft und den Verstand, selbst bei solchen Menschen, die nur um des Broderwerbs willen ihn treiben; aber der menschenfreundliche Zweck, den man sich dabei vorsetzen soll, wird vollständig und ganz nur dann erreicht, wenn es gelungen ist, den Kindern das befriedigende Gefühl zu verschaffen, daß die Arbeit, welche sie zunächst für sich selbst vollbringen, zugleich auch Andern Vortheil und Nutzen verschafft. Dieser Vortheil nun wird den Zöglingen von Mayenich in vollem Maße zu Theil. Während sie selbst sich Wohnung und ein sicheres Asyl durch ihrer Hände Arbeit verschaffen, genießen sie des Vergnügens, die gleiche Wohlthat auch Andern zu bereiten, und in jedem Zuwachs ihrer Kolonie einen neuen Gehülfen und Beförderer ihrer Arbeiten zu erkennen. Auf diesem Weg wird denn auch ihre gesellige Bildung am sichersten gelingen. Die industrielle und die christlich-sittliche Erziehung gehen in solch unverrückter Harmonie zusammen vorwärts, daß die Verwirklichung der Idee vom Himmelreich auf der Erde, hinsichtlich der Armenerziehung, damit erzielt werden mag. In der großen Werkstätte der Natur, mit deren Oeffnungen die des Evangeliums im sabbatlichen Verein stehen, soll der Mensch seinen ersten Unterricht und die für seine Erziehung nöthigen Uebungen suchen und finden.

(Der Beschluß folgt.)

London, November.

(Beschluß.)

Englische Kritik deutscher Poesie.

„Kotzebuen (schließt die Parallele zwischen Kotzebue, Schiller und Goethe) muß man am meisten Erfindungsgabe einräumen; seine Dramen sind zahlreicher und mannigfaltiger als Schillers und selbst Goethes; seine Leichtigkeit, Fruchtbarkeit, Mannigfaltigkeit setzen uns in Erstaunen; seine komische Kraft kommt seiner tragischen nahe; seine Gewalt über alle Gemüthsbewegungen hat etwas Zauberisches; seine ganze Darstellung ist, wenn auch in einigen Kleinigkeiten nicht immer ganz richtig, doch äußerst materisch und wirksam. Schillers ist patheticher, erhabener; aber seine Hülfsmittel sind nicht so mannigfaltig und er hat keine komischen Kräfte. Er unterbricht nie den Lauf der Geschäfte, die er einmal angeregt hat, sondern treibt sie mit Riesenkraft dem vorgesetzten Ziele entgegen. Seine Helden haben etwas Kolossalisches. Dämonisches. Titanisches; sie sind große Menschen, und können nur von einem ihres Gleichen geschaffen worden seyn; sie reden die Sprache der Götter. Die kleinen Dinge der Erde kommen ihnen nicht in den Sinn. Daher taugt auch seine Weise nicht für gewöhnliche Gegenstände; seine Uebertreibungen in den Räubern, in Kabale und Liebe und anderwärts widerstreben uns gänzlich. Göthen muß man größere Naturwahrheit als seinen Nebenbuhlern einräumen; aber gerade deswegen bringt er keine so unmittelbare Wirkung hervor. Kotzebue nimmt das Gefühl, Schiller die Bewunderung und Goethe die Erfahrung in Anspruch. Goethe hat keine Wunder von Tugend oder Laster darzustellen, keine sittlichen Ungeheuer zu malen; er zeichnet nicht den Menschen, wie er seyn sollte, sondern wie er ist; das ewige Opfer des Mannichfaltigen, der Unbeständigkeit und Thorheit. Seine Charaktere sind mannigfaltig und auf gebauten; aber seine Intrigue folgt gewöhnlich zu sehr dem Gange der Erfahrung, und bringt nicht die zusammen, welche bei einander zu seyen, am interessantesten seyn würde, sondern die, deren Vereinigung am wahrscheinlichsten ist. Sein Egmont ist eben so unentschlossen als Hamlet; verliert seine Zeit bei den Liebchen, während sein Vaterland auf seine Kräfte Anspruch macht, und bläst seine Thorheit mit dem Leben. Seine Helden und Gegenstände sind nicht immer ungiebend genug; doch ist sie Gestaltung sehr Begeisterung wahrscheinlich. Faust, das charakteristischeste seiner Schauspiele, macht nur scheinbar eine Ausnahme hiervon, denn in den Wundern ist Wahrheit der Allegorie, und selbst das Uebernatürliche ist voll der natürlichsten Züge. Im Ganzen hat Goethe mehr Aehnlichkeit mit Euripides als mit irgend einem andern alten Dramatiker, und zwar wegen seiner natürlichen Schilderungen, seines häufigen Pathos, der Fülle von Sentenzen und der Freiheit in Religionssachen.“ Weiterhin sagt Taylor noch von Goethes spätern Werken: „Sie haben weit mehr den Charakter von gemälten, als von reinem, edlem Metalle, sie verrathen mehr Stadt als Gedanken und zeugen mehr von Gedächtniß als von Beobachtung.“

Beilage: Kunstblatt Nr. 91.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 275.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 17. November 1830.

H. — Mich soll's nur wundern, was das wird.
P. — Ei, Friede wird's, und Lieb' und Einigkeit,
Ehrfürcht'ge Sitt' und rechte Hausmannschaft.
Und was nur immer gut und glücklich ist.

Shakespeare.
Die gezähmte böse Sirben.

Erste Liebe.

(Fortsetzung.)

Mit den fallenden Blättern des Herbstes sank Agnes schönes Köpfchen immer tiefer herab; sie fühlte sich unaussprechlich einsam und verlassen, sie empfand die Sehnsucht einer harrenden Braut nach dem Manne, an den so viele heilige Bande sie fesselten, und sie hatte noch nie empfunden, was sie jetzt empfand. Die unbegrenzte Achtung, die sie stets für ihn gehegt, und die stürmische Leidenschaft, die Moriz ihr eingeflößt hatte, waren in dem Focus ihres spiegelreinen Herzens unvermerkt zusammengeschmolzen zu unendlicher Liebe und Sehnsucht nach Borck, dessen Abwesenheit sie kaum länger ertragen konnte. Wie oft stand sie traurig vor seinem Bilde, einem großen, schönen Oelgemälde, das über ihrem Sopha hing, und konnte ihre Augen nicht entfernen von den geliebten Zügen. So traf sie eines Tages der alte Hausbofmeister des Grafen; sie bemerkte nicht, daß er in's Zimmer trat; sie war im Anschauen des Bildes verloren und in Thränen gebadet. Der Alte blieb stehen, schüttelte den Kopf, schlich sich unbemerkt wieder weg und schrieb desselben Tages noch an seinen Herrn:

„Nichts für ungut, mein gnädiger Herr und Excellenz, Herr Graf; ich habe Sie auf meinen Armen getragen, habe Ihnen manche Vogelschlinge gelegt, manchen Verdruß erspart, und darum, denke ich, kann ich mir einmal ein Herz fassen und frisch von der Leber weg reden. — Wenn Excellenz es vor Gott verantworten können, daß Sie hier eine junge Frau, die und alten Leuten das Herz aufgeht macht, sich todt weinen lassen vor Sehnsucht nach Ihnen, so kann ich es nicht vor Ihm verantworten, es dem Herrn Grafen zu verschweigen. — Kommen Excellenz diesen Herbst nur zu Ihrer gnädigen Frau Gemahlin und zu Ihren getreuen Leuten zurück, so werden Sie, außer Aller Freude und Willkommen, auch noch manch schönes Stück Wild zu schießen bekommen, denn der Förster Reuter meint, die Jagd wäre seit zehn Jahren nicht so gut gewesen. Auch hat die Nanni ein dunkelbraunes Fohlen ohne Abzeichen geworfen und ist nach Umständen recht gesund. — Verwerfen Excellenz das Wort eines alten Dieners nicht."

Dieselbe Post brachte dem Grafen noch einen andern Brief von sehr verschiedenem Style, aber, was den Wunsch der Heimkehr anlangte, von gleichem Inhalte. Er war im Tone der innigsten, unzweideutigsten Liebe geschrieben, und gern theilten wir ihn dem neugierigen Leser mit; aber Graf Borck pflegte die Briefe seiner Frau immer eine geraume Zeit bei sich zu tragen, und dieser ward leider bei einer regnigten Jagdpartbie so durchnäßt, daß die Schrift bis zu völliger Unleserlichkeit ineinander floß; er ist für die Nachwelt verloren.

Die Gräfin ging indeß ihrem Schmerze unmäßig nach, denn der Liebesschmerz ist ein unbescheidener Gast: gibt man ihm die Finger, so nimmt er die ganze Hand. Eines Abends saß sie am Flügel und sang Gabrielens: „ach,

Digitized by Google

wenn ich nur erst bei dir wär, dann wär schon Alles recht!“ Nach Beendigung des Liedes sprang sie auf, lief zu ihres Mannes Bild und drückte einen Kuß auf das kalte, leinene Gesicht; da fühlte sie sich plötzlich von zwei starken Armen an ein klopfendes Herz gedrückt und von warmen Lippen geküßt. Sie wollte schreien, aber noch zur rechten Zeit erkannte sie die Züge ihres Mannes, von Zärtlichkeit strahlend, und sie schloß die Augen, um nicht aus der Täuschung zu erwachen, die sie beseligte. — Auch wir wollen die Augen schließen vor dieser Scene des Wiederfindens zweier edlen Seelen.

Es begann nun für die beiden Eheleute ein Leben nie gefühlter Wonne. Der Schmerz des Verlustes hatte Agnes den ganzen Werth des Besitzes gelehrt; sie liebte Borck jetzt mit allen Gefühlen, die der Himmel in ein gutes Menschenherz gelegt hat, und ward von ihm geliebt, wie immer; nur war auch seine Liebe noch gesteigert durch das Bewußtsein wahrer Gegenliebe, die er bisher so schmerzlich vermißt hatte. So kam der Winter heran, ohne den Frühling im Hause zu zerstören; so kam auch Agnesens Geburtstag wieder und mit ihm manche Erinnerung an den letzten in W., aber keine, wodurch die Freude der Gegenwart auch nur vorübergehend getrübt worden wäre. Und wieder stand ein Tisch, mit köstlichem Porzellangeschirr und Blumen geschmückt, in ihrem Zimmer; sie aber hing an ihres Mannes Hals, um ihm zu danken, und flüsterte ihm in's Ohr: „Heute wäre es nicht gut, wenn Hüpferstein den Tisch wieder umstieße; der Schreck könnte mir schaden.“

„Wie so?“ fragte Borck beunruhigt, „bist Du denn nicht wohl?“ — „Wohl und selig!“ erwiederte sie — „denn — — Gustav, kannst Du es nicht errathen?“ fuhr sie leise fort, das Gesicht an seiner Brust verbergend.

„Agnes, Agnes!“ rief er entzückt, „unsere schönsten Wünsche sind erhört?“ und er las das „Ja“ auf ihrem glühenden Gesichte.

Moritz hatte durch die öffentlichen Blätter erfahren, daß Graf Borck seinen Abschied genommen und sich auf seine Güter zurückgezogen habe. Er schrieb fortwährend an Agnes, schickte ihr aber nur nach langer Zeit die Zeugen seiner unerschütterten, obwohl trostlosen Liebe, ohne auf Antwort zu rechnen, denn der letzte Brief hatte ihn darauf vorbereitet, daß sie nicht mehr an ihn schreiben würde. Einst hatte er eben ein solches Paket gesiegelt und wollte nach dem Bedienten schellen, der es auf die Post tragen sollte, als er auf der Rückseite eines Zeitungsblattes, das auf seinem Tische lag, den Namen Borck erblickte. Schnell ergriff er das Blatt und las die vom Grafen an seine Freunde gerichtete Anzeige, daß ihm seine Frau eine Tochter geboren habe, und daß Mutter und Kind sich wohl befänden. Lange sah er sprachlos auf die Zeilen und wußte nicht, ob er sich freuen, ob er weinen solle. Endlich legte er langsam das Blatt wieder hin, nahm den eben gesiegelten Brief, erbrach ihn und zerriß, mit anscheinender Ruhe, Blatt für Blatt in kleine Stückchen. „So bin ich ihr denn nichts mehr,“ war der Gedanke, der immer und immer wiederkehrte, so oft er ihn auch durch Zerstreuung zu entfernen, so oft er auch seine Einbildungskraft mit dem lieblichen Bilde der jungen Mutter zu erheitern suchte. Der Stachel dieser Rose war allzuverletzend, und seine letzte Hoffnung, geliebt zu seyn, dahin!

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den Gebrauch mancher Völker, Erde zu essen.

Sämmtliche Nahrungsstoffe gehören, wie allgemein angenommen ist, ausschließlich entweder dem Thier- oder dem Pflanzenreich an; die mineralischen Substanzen, die einen Bestandtheil unserer Speisen ausmachen, wie das Kochsalz, der Salpeter und einige wenige andere Salze, werden blos als Würze betrachtet. Ist dieß wahr, und sind die mineralischen Substanzen durchaus unfähig, Nahrungsmittel für den thierischen Körper zu werden, so ist es sehr merkwürdig, daß der Mensch von jeher und in den verschiedensten Ländern Substanzen aus dem Mineralreich zu sich genommen hat, und zwar, wie es scheint, viel weniger aus Noth, als aus wirklicher Leckerei. Bei den alten Schriftstellern finden wir wegen der Beschränktheit ihrer geographischen und ethnologischen Kenntniße zwar nicht viele, doch einige hieher gehörende Beispiele. Plinius spricht von einer Speise, Alica genannt, die ein Gemisch aus Mais und Erdart war, die sich bei Neapel auf den leucogäischen Hügeln fand, und erwähnt eines Dekrets von August, in welchem den Neapolitaner jährlich die Summe von zwanzigtausend Sesterzien für die Lieferung dieses Minerals angewiesen wird. Man hat in neuerer Zeit diese Erde wirklich wieder entdeckt und gefunden, daß es sehr reiner Gips ist. Apleius gibt in seiner Abhandlung über die Kochkunst zwei Recepte zu Bereitung der Alica. Nach Athenäus und dem Scholiasten Eustachius aßen die Griechen zwar den Gips nicht, mischten ihn aber in den Wein von Zante. Die Beobachtungen neuerer Reisenden und Naturforscher über diesen Gegenstand sind desto mannigfaltiger.

In Spanien und Portugal kauen die Damen mit großem Wohlgefallen den sogenannten Bucaro, einen röthlich gelben Thon, der, nachdem er eine Art von Gährung erlitten hat, den Flüssigkeiten, denen man ihn zusetzt, einen sehr angenehmen Geschmack und Geruch gibt. — Die Bergleute in Thüringen essen auf Brod, statt des Butters, eine Art Thon, Steinmark genannt. In Sibirien findet man

Digitized by Google

auf Alaunschieferschichten eine Substanz, die sogenannte Steinbutter, welche die Einwohner sehr stark verzehren und für ein Mittel gegen Durchfall und andere Uebel halten. Auch in Kamtschatka, am Flusse Olontora, und in andern Gegenden des nördlichen Asiens essen Tungusen und Russen eine andere Thonart bald für sich, bald mit Wasser oder Milch angerührt. Dieses Nahrungsmittel macht ihnen gar keine Beschwerde, ja die leichte Verdopfung, die es erzeugt, ist diesen Völkern zuträglich, die im Frühjahr zu viele Fische essen. Dieser Thon besteht aus fast gleichen Theilen eisenhaltiger und Alaunerde, aus etwas Pflanzenfasern und Wasser. — An der Wolga, der Kama und am Ural mischt man in Zeiten der Theurung eine Art von gepulvertem Gips, den man Stein- oder Himmelsmehl nennt, unter das gewöhnliche Brod. Dieß bekommt aber den Menschen meistens nicht gut.

In Indostan kommt ein ähnlicher Gebrauch vor, wie der obenerwähnte in Spanien. Die Eingebornen essen hier überhaupt mehrere Erdarten; besonders zu bemerken ist aber der Moguldthon, oder die sogenannte Patnaerde. Sie ist gelblich grau und man verfertigt daraus sehr feine, außerordentlich leichte Gefäße, in welchen das Wasser einen angenehmen Geruch und Geschmack bekommt. Diese Gefäße sind sehr dünne, die Flüßigkeit, die man hineingießt, durchdringt sie daher ganz, und die indischen Weiber zerbrechen sie, nachdem sie dieselben geleert haben, und vergehren sie mit großem Appetit, besonders wenn sie schwanger sind. Auf Java sind in den Dörfern zwischen Surabaja und Samarang kleine röthliche, viereckige Kuchen, bei den Indiern Tenaamba genannt, täglich auf dem Markte zu haben. Sie bestehen blos aus einem wohlschmeckenden, etwas eisenhaltigen Thon. Zuweilen macht man aus dieser Erde dünne Blätter, die man dann austrollt und über dem Feuer röstet. So zubereitet heißen sie Ampo. Diese Speise, die den Mund austrocknet und fade und drenzlich schmeckt, findet nicht leicht andere Liebhaber als schwangere Weiber, oder solche, die an der sogenannten Pica leiden, oder endlich Männer, die magerer werden wollen. — Sehr merkwürdig ist, daß die Einwohner von Neukaledonien, um den Hunger zu stillen, große Stücke von zerreiblichem Talkstein verschlingen, in dem Vauquelin eine beträchtliche Menge Kupfer gefunden hat.

Die Guineaneger essen gewöhnlich eine gelbliche Erde, und sind so sehr daran gewöhnt, daß, wenn sie nach Westindien gebracht werden, ihr erstes Geschäft ist, eine ähnliche Substanz aufzusuchen. In Afrika leidet ihre Gesundheit bei dieser Nahrung durchaus nicht, auf den Antillen aber ist sie ihnen sehr schädlich, sey es nun wegen Verschiedenheit des Klimas oder wegen Verschiedenheit der Erde. Die Gouverneurs von Martinique haben daher den Cahuac, so heißt diese Speise, streng verboten; aber keine noch so harte Züchtigung kann die Schwarzen vermögen, davon abzulassen. — Nach Spix und Martius sind Weiber und Kinder am Ufer des Rio San Francisco in Brasilien äußerst erpicht auf eine Erde, welche durch eine kleine Menge von Salpeter, die sie enthält, einen pikanten Geschmack erhält.

Aber keine Fälle der Art sind so merkwürdig und so authentisch, als diejenigen, welche Humboldt und Bompland erzählen. In einem von Ottomachen bewohnten Dorfe in Südamerika beobachteten sie, daß diese Indier, die keine Art von Gewächsen zu ihrem Unterhalt bauen, beim niedrigen Wasser von Fischen und Schildkröten leben; muß aber der Fischfang wegen des periodischen Anschwellens der Flüsse eingestellt werden, was etwa ein Vierteljahr dauert, so essen sie fast nichts als einen fetten, zarten, gelblichen, etwas eisenhaltigen Töpferletten, den sie am Ufer des Orenoko und der Meta graben. Sie kneten diese Erde, die sie von anderm Thon recht gut zu unterscheiden wissen, und machen Kugeln von vier bis sechs Zollen im Durchmesser daraus; diese rösten sie über einem schwachen Feuer, bis sie roth anlaufen; ehe sie sie verzehren, machen sie sie wieder naß. Die Reisenden sahen in den Hütten große Vorräthe von solchen Kugeln in Pyramiden aufgeschichtet, und der Frater Ramon Bueno, der bereits zwölf Jahre unter den Indiern gelebt hatte, sagte Humboldt, ein Ottomache esse etwa ein Pfund täglich und seine Gesundheit leide durchaus nicht dadurch. Die Indier selbst versicherten die Reisenden, während der ganzen Regenzeit sey dieser Thon ihre Hauptnahrung, und er schmeckt ihnen so wohl, daß sie, auch wenn es Fische genug gibt, welchen essen. Während des hohen Wasserstands essen sie indessen, wenn sie es haben können, eine Eidechse, einen kleinen Fisch oder eine Farrenwurzel dazu. Diese Leute sind dabei ziemlich wohlgenährt und kräftig. Der Pater Gumilla hat behauptet, diese Thonkugeln enthalten Maismehl und Alligatorfett, und der berühmte Haller glaubte nicht daran, daß sich dieses Volk von Erde nähren könne; aber der Missionär Ramon Bueno versicherte Humboldt, die Kugeln enthalten kein Krokodilfett und der Mais sey im Lande völlig unbekannt. Vauquelin hat überdies einige Kugeln der Art untersucht, und nichts Thierisches oder Vegetabilisches darin gefunden.

Ueberhaupt scheint die Sitte des Erdeessens über einen großen Theil der tropischen Länder verbreitet; unter einem glühenden Himmel fühlt der Mensch häufig einen unwiderstehlichen Drang, nicht etwa, wie man glauben könnte, eine alkalische, kalkartige Substanz, um die Magensäure zu tilgen, sondern eine fette, grobe, starkriechende Erde zu verschlingen.

Zum Schluß bemerken wir, daß nicht nur manche Würmer und Weichthiere sich von Erde nähren, sondern daß auch viele Vögel und Säugethiere einen noch viel stärkern Trieb zum Erdeessen haben als der Mensch. —

Digitized by Google

Ob wirklich und wie mineralische Substanzen dem Menschen zur Nahrung dienen können, müssen wir dahin gestellt seyn lassen, da die Physiologen selbst darüber nichts weniger als einig sind.

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, October.

(Beschluß.)

Die Armenkinderkolonie bei Wayrieh.

Die Zöglinge von Wayrieh (heißt es in dem Briefe des Hrn. von Fellenberg weiter) erhalten Unterricht im Lesen, Schreiben, Zeichnen, Singen, Naturgeschichte, Geschichte und Erdbeschreibung des Vaterlandes; sie üben sich in Kopf- und Zahlenrechnung; durch Formanschauungsübungen bereiten sie sich zum Studium der Geometrie vor; der Unterricht ist für sie Lust der Arbeit und Erholung zugleich; diejenigen, welche befriedigende Fortschritte gemacht haben, werden in die Anstalten von Hofwyl versetzt und besördert.

Eine Industrieschule, wie die in Hofwyl ist, kann nicht leicht nachgeahmt werden, weil die Umstände und Verhältnisse alle, welche in Hofwyl günstig zusammentreffen, nur selten beisammen angetroffen werden; hingegen kann, mittelst eines guten und für diesen Zweck gebildeten Lehrers, die landwirthschaftliche Schule von Wayrieh überall nachgeahmt werden, wo zahlreich angebautes Land in guter Lage sich befindet und ein menschenfreundlicher Besitzer die Leitung der Anstalt mit dem Vorsatze übernimmt, was zu thun ist, ganz und nicht halb zu thun. In der Armenschule von Hofwyl vermischt sich das Ergebniß der Arbeit der Zöglinge mit dem der übrigen Klassen der Bewohner und Arbeiter von Hofwyl; anders verhält sich's in der Kolonie von Wayrieh, denn alles, was hier erzeugt und zu Stande gebracht wird, ist ein Werk der Kinder, ohne fremden Zuthun, und eben darin finden Ins dustrie und Arbeit ihren kräftigsten Sporn.

Das Land, worauf die Kolonie errichtet ist, ward im Jahr 1816 gekauft; sieben Jahre waren erforderlich, um Schwierigkeiten aller Art für die erste Einrichtung zu überwinden. Die Kapitalsumme, welche bis jetzt auf Gründung der Anstalt verwandt ward, beträgt 3000 französische Franken; aber der Werth des Grundstücks ist seither unaufhörlich gestiegen, theils durch das auf demselben erbaute Haus, theils durch das verbesserte Land. Die Kolonie verstärkt sich allmählig und sie soll nach und nach auf dreißig Bewohner gebracht werden; diese Zahl dürfte wohl Normalzahl für Anstalten solcher Art seyn. Die Schläge von Holz, das auf dem Lande stand, haben einen Theil der Kaufsumme gedeckt, das übrige soll allmählig aus den Pensionsgeldern geklagt werden, welche für ein Drittheil der aufzunehmenden Zöglinge zu leisten seyn werden; die bisherigen Zöglinge jedoch sind, einen einzigen ausgenommen, alle unentgeldlich in die Anstalt gelangt.

Eine jede Geschlechtsfolge von Armenkindern, die nach dem Plane erzogen ward, den man mittelst Kolonien, wie die an der Linth und bei Wayrieh sind, verwirklicht und vervielfältigt zu sehen wünschen muß, wird zuverlässig dem sittlichen und industriellen Leben der Staatsgesellschaften, denen sie angehören, einen neuen Aufschwung geben, und kann mächte ein kräftigeres ausfindbares Mittel gefunden werden, um jene sittliche Restauration, die das große Bedürfniß der Völker und Staaten ist, herbeizuführen und zu verwirklichen. Aber erinnert muß auch werden, daß das erste und unentbehrlichste Erfordernis für jede solche Armenschule der tüchtige Lehrer ist; denn wo Lehrer angestellt würden, deren pädagogische Einsicht und deren Takt nicht befriedigend, und deren Sittlichkeit, Frömmigkeit und jene Achtung für die Kinder, welche das Evangelium uns lehrt, nicht bewährt und außer Zweifel gesetzt wären, da müßte zu befürchten seyn, daß sie von der ihnen eingeräumten Gewalt über die Kinder in solchen Anstalten den allerschlimmsten Mißbrauch machen könnten, so daß alsdann, statt der gehofften Reformen, nur Nachtheil für die Gesellschaften zuwachsen und aus dem, was Übel ist, ärgeres hervorgehen würde.

Paris, November.

Plan zu einem Asyl für Personen höherer Stände.

Es ist wohl eine der interessantesten Erscheinungen, daß nach einer kaum vollbrachten politischen Umwälzung, welche alle Elemente der Gesellschaft gewaltsam aufgeregt hat, der Trieb zu Verbesserung in allen Zweigen des geselligen Lebens, der unsere Epoche charakterisirt, namentlich der Associationsgeist, ungeschwächt fortwaltet und wirkt. Besonders aber ist seit einiger Zeit hier eine Idee in Anregung gebracht worden, welche, gehörig ausgeführt, einst auf das Loos einer ganzen großen Menschenklasse den wohlthätigsten Einfluß äußern könnte. Für Versorgungsanstalten und Asyle für kranke und bejahrte Personen der untern Stände ist seit einigen Generationen durch Regierungen und Privatvereine unendlich viel geleistet worden; der Gedanke aber, daß sich des Jahrte Personen höherer Stände durch Association selbst ein Asyl und ein weit bequemeres Leben schaffen könnten, als das Individuum für sich im Stande wäre, ist, so nahe er auch liegt, wohl noch nie ernstlich gefaßt, vielweniger ausgeführt worden. Daher scheint mir ein Plan, der am 25. October in das hiesigen ökonomischen Gesellschaft vorgelesen worden ist, der allgemeinere Aufmerksamkeit in hohem Grade würdig. Nach diesem Plane könnten vier bis fünfzehundert Personen, die sich in einem Lokale vereinigten und jährlich nur eine Pension von sechshundert Franken bezahlten, sich eine Summe von Lebensbequemlichkeiten verschaffen, wozu im Privatleben zum wenigsten die dreifache Einnahme erforderlich wäre. Für jene jährliche Einlage würden die Glieder dieser großen Familie auf Kosten der Gesellschaft geheizt und geheilt; jeder hätte sein besonderes Zimmer, jeder tehte, nach seinem Geschmacke, mit andern zusammen oder für sich; es würde ihnen eine Bibliothek zu Gebote, man hielte die besten Zeitungen; es wären Billards, Spiel- und Unterhaltungszimmer vorhanden. Der große Vortheil bei einem solchen Vereine ist vorzüglich darin zu suchen, daß das Unternehmen nicht von einigen wenigen Individuen zu ihrem Nutzen betrieben würde, sondern daß sämmtliche Mitglieder gleichen Antheil an den Benefizien bekämen, die aber nicht in Geld berechnet, sondern zu immer weitern Bequemlichkeiten verwandt würden. So könnte die Gesellschaft, nachdem sie ein Paar Jahre gespart hat, ein Landhaus kaufen, sich auf verschiedene Arten abonniren, sich ein physikalisches Kabinet anschaffen u. s. w. Es kostet einen Mühe, zu glauben, wie mit verhältnißmäßig so geringen Mitteln so große Vortheile zu erzielen seyn sollen; aber die vorgelegte sehr detaillirte Rechnung führt streng den Beweis. Im Plane ist Alles so gut berechnet, daß die Mitglieder neben der Bequemlichkeit und Zwanglosigkeit des häuslichen Lebens alle Annehmlichkeiten der Gesellschaft zu genießen hätten. Es ist ein Komite ernannt worden, das den Entwurf zum neuen Verein verfassen soll, und dieser wird ohne Zweifel in Kurzem bekannt gemacht werden.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 276.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 18. November 1830.

O wohl mir, daß in ferne Regionen
Ich flüchten darf, an einem fremden Strande
Darf athmen unter gütigeren Zonen!

Platen.

Italien.

Der Arzt begann; „ich kenn' Euch einen Mann,
Der bittre Wahrheit wohl ertragen kann;
Ihr werdet nicht ob meinem Wort erbleichen:
Den nahen Tod verkünden sichre Zeichen."

Da hob der Kranke von dem Lager sich
Und seine Wangen glühten jugendlich:
„„Nicht hier, wo schon die Blätter sich verfärben,
Im blühenden Italien will ich sterben!

Ihr habt mich mit der Kunde nicht erschreckt,
Ein lang ersehntes Glück mir aufgedeckt.
Drum muß ich euch von ganzer Seele danken,
Daß ihr mir nicht verbargt des Lebens Schranken.

An meine Heimath band mich meine Pflicht,
Ich sah das Land, das wunderreiche nicht;
Dieß Hoffen ist an meine letzten Stunden,
Ein Rosenstrauch um meinen Sarg, gebunden.

Leb' wohl, mein kaltes, trübes Vaterland!
Ich sehne mich nach heiß'rem Sonnenbrand;
Ich will vor Menschen auch mein Leid nicht klagen,
Will es dem Meer, dem blauen Himmel sagen.

Dort, wo die Sprache, der ich stets gelauscht,
Mich wie ein Meer von Harmonie umrauscht:
Wo fremde Sitten, seltsame Gewande
In mir erneu'n den Traum vom Feenlande;

Wo im Gemache nicht die Wange bleicht,
Wo der Bewohner sorgenlos und leicht
Heraustritt aus der Häuser dumpfer Schwüle,
Und Kinder ruhn in der Orangen Kühle.

Dort, wo die Kunst mit wunderbarem Licht,
Wie Gottes Strahl, aus Tempelwänden bricht:
Wo bei der stillen Woche Todesklagen
In Lust und Wehmuth will das Herz verzagen:

Dort ist schon bald gelöst des Lebens Band;
Im schönen träumt man von noch schön'rem Land.
Wie werden sie im Norden mich beneiden,
Des Sarg im Winter Blumen noch umkleiden.

O eilet! eilt! die letzte Stunde droht!
Vom Archipel hebt sich das Morgenroth!
Der Mutter Schooß gebar mich hier zu Schmerzen,
Dort trag ich schon den Himmel unterm Herzen!""

Gustav Pfizer.

Erste Liebe.

(Beschluß.)

Moriz beschloß zu reisen. Im glühenden Süden wollte er Kühlung suchen für seine Leiden. Agnes vorher noch zu sehen, war das heiße Verlangen seines Herzens, aber

Digitized by Google

er wagte nicht, es auszusprechen. Er schrieb einen freundlichen Brief an Graf Borck, bat ihn, auch die Gräfin von seiner Theilnahme an ihrem Glücke zu versichern und ihr sein Lebewohl zu sagen, indem ein alter Wunsch, Italien zu sehen, ihn endlich dahin führen werde; zur Diplomatie sey er nicht geboren, und vielleicht werde eine Exkursion nach Malta und Egypten seinen vorläufig gefaßten Reiseplan noch um ein Paar Jahre verlängern.

Graf Borck las den Brief seiner Frau vor, die eben ihr Töchterchen auf dem Schooß wiegte und mit von Thränen glänzenden Augen zuhörte. „Der arme Moritz!“ seufzte sie und legte ihren Kopf an ihres Mannes Wange, von welcher eine Thräne des männlichen Mitgefühls herabrollte und ihre Locken befeuchtete. Agnes küßte ihm die Augen, die ihr noch nie so schön erschienen waren, und sagte: „Wir wollen ihn lieb behalten, nicht wahr? Aber laß ihn reisen, es wird ihn zerstreuen, und Gott geleite ihn!“

Zwei Jahre verginnen, und Agnes wiegte auch ein Söhnchen auf ihrem Schooße. Da trat Borck zu ihr und sagte: „Graf Sain ist in Livorno angekommen und schreibt mir, ob er uns besuchen dürfe. Du sollst entscheiden; darf er kommen?“

„Gewiß,“ rief Agnes, „er darf; er soll unsere Kinder kennen lernen und unser Gut, er soll Dich als Hausvater sehen und mich als Hausmutter, das wird ihm wohlthun.“ Graf Moritz erhielt an der Tyroler Grenze eine freundliche Einladung, seine Reise, anstatt nach dem Harz, etwas südlicher nach Borckhausen zu richten und recht lange bei seinen alten Freunden zu verweilen. Freudig nahm er die Einladung an und fühlte sein Herz kaum beunruhigt durch das Herannahen des so oft ersehnten Wiedersehens. Zeit, Entfernung und gänzlicher Mangel an Nachrichten hatten den Sturm seiner Seele beschwichtigt, und es lag ein unendlicher Reiz für ihn in dem Gedanken, Stunden des innern Friedens als Freund mit diesen trefflichen Menschen zu verleben, deren Gegenwart er noch nie ungetrübt genossen hatte. Er hatte sich das Sündliche seiner Liebe bekannt und das Gelübde gethan, künftig der Gefahr zu entfliehen und Agnes nur wieder zu sehen, wenn er fühle, daß er es dürfe. Jetzt nahte er sich ihr mit reinem Herzen, nach einer mehr als dreijährigen Trennung. Als er über den Bach fuhr, der des Grafen Güter begrenzte, ergriff ihn eine stille Rührung; er konnte doch nicht ganz ruhig das Wiedersehen erwarten, das einst sein leidenschaftlichster und immer sein innigster Wunsch gewesen war. Grüne Wiesenthäler und schattige Gehölze führten ihn dem Ziele immer näher; eine Viertelstunde vor dem Schlosse stieg er aus und schlug einen nähern Fußweg ein. Er kam an eine offene Pforte des großen Parks und ging zögernd hindurch, es war ihm plötzlich wieder, als müsse er umkehren; doch bald faßte er sich und schritt nun ungeduldig weiter. An einer Wendung des Weges gewahrte er in geringer Entfernung, und halb von Büschen versteckt, eine junge Frau in weißem Kleide und einen Mann, die in kindischer Lust einen kleinen Wagen mit Kindern zogen, und so oft sie sich nach diesen umsahen, mit lautem Lachen von ihnen begrüßt wurden. — Moritz konnte nicht einen Augenblick zweifeln — es war Agnes und ihr Mann; er trat unwillkührlich hinter einen Busch, fühlte aber sogleich das Alberne seines Benehmens, faßte sich ein Herz — und stand vor ihnen. — Agnes ließ den Wagen stehen und lief ihm rasch und freudig entgegen; Graf Borck folgte ihr auf dem Fuße. Beide drückten ihm herzlich die Hand, und der Freude war kein Ende. Die heitere Unbefangenheit dieses Willkommens theilte sich in gewissem Grade auch dem bewegten Gemüthe des Ankommenden mit, und es gelang ihm glücklich, seine tiefere Rührung äußerlich wenigstens zu unterdrücken. Er fühlte sich eben stark genug, auch seinerseits die bis dahin stumme Freude des Wiedersehens in Worte zu fassen, als Agnes ihn mit allem Stolze einer glücklichen jungen Mutter zu dem kleinen Wagen hinzog, in welchem ihre beiden Kinder saßen. Moritz mußte sie küssen und bewundern und konnte nicht feurig genug in ihrem Lobe seyn. Borck sah dem Spiele lächelnd zu und hätte sein Herz noch einer Beruhigung bedurft über die Gefühle seiner Frau, sie wäre ihm jetzt geworden.

Dann ward der liebe Gast ins Haus geführt und wie ein verzogenes Kind behandelt; der bequemste Lehnstuhl ward für ihn heran geschoben, die reifsten Früchte wurden für ihn ausgesucht, kurz, kein Zeichen der aufrichtigsten, wärmsten Anhänglichkeit ward unterlassen, und Mann und Frau schienen gleich eifrig in dem Wunsche, ihn recht bald zu überzeugen, wie freudig ihm der Platz des besten Freundes eingeräumt werden solle. Borcks gehaltenes Wesen und der Ernst seiner edlen Züge hatten dem sorglosen Ausdrucke eines ganz glücklichen Menschen Raum gegeben, und Agnes — ach! Agnes war ganz dieselbe geblieben, nur fast noch schöner und blühender geworden, und heiliger durch den Abdruck der sorgenden Mutterliebe auf ihrem reinen Antlitz.

Moritz empfand nur zu bald, daß sie für ihn noch dieselbe, oder richtiger, daß er, in Bezug auf sie, noch derselbe war, und daß dieses Erdenleben zu kurz sey, um ein Bild aus seinem Herzen zu verlöschen, das ihm für die Ewigkeit hineingegraben schien. Aber kein Wort, kein Blick verrieth ihn, und Agnes lebte in der süßen Sicherheit und ungetrübten Freude, daß auch er den Feind im Busen überwunden habe. Graf Borck hingegen, vor dessen forschendem Auge Moritz nicht so auf seiner Hut seyn mochte, fürchtete bald die traurige Wahrheit und widersprach nicht, als dieser ihm eines Tags ankündigte, seines Bleibens sey hier nicht länger. Als Agnes von der bevorstehenden Abreise und von dem Entschluß

Digitized by Google

hörte, nun wirklich nach Egypten zu gehen, konnte sie sich der Thränen nicht erwehren; doch nahm sie einen ruhigen, wenn auch wehmüthigen Abschied von ihm.

Moriz schied — auf immer. Seine Liebe begleitete ihn in die Wüsten Egyptens, wie in die Lorbeergärten Italiens, und später in die Eisfelder Islands, wie in die Schluchten der Anden, die er durchstreifte. Man wähne aber nicht, daß die Freude aus seinem Herzen gewichen war; die Sehnsucht jeder schönern Seele nach dem Bessern, nach Vollendung, verschmolz in ihm mit der Sehnsucht der Liebe. — Wie ihn auch die Sünde lockte, die Welt betrübte, er hatte ein unentweihtes Heiligthum in der Brust, die Erinnerung an Agnes und ein reines Bewußtseyn. — Dem Menschen ist wohl, der etwas besitzt, das, unabhängig von dem wüsten Treiben der Menschen, unverkümmert und selbst unangefochten sein eigen bleibt, wenn Alles um ihn her zur herben Täuschung wird.

Moriz besaß einen solchen Schatz in seinem Innern. Der Genuß der Liebe war ihm nicht beschieden; aber der lichte Schein, in welchen ihr erstes Erwachen die ganze Erde hüllt und der bei den meisten Menschen, nach einem kurzen Morgen, einer Brust, dieser Rosenschimmer war über sein ganzes Leben verbreitet. — Er schöpfte tief aus den Quellen der Wissenschaft, und sein Name ward bald unter den besten seiner Zeit genannt. Er lernte der Menschheit leben und hatte sich die Erforschung der Natur zum Mittel erwählt, ihr nützlich zu seyn; daß er sich dadurch einen berühmten Namen schuf, war nicht, was er sich zu erstreben dachte, obgleich er sich dessen freute.

Agnes beklagte sich oft bei ihrem Manne, daß Moriz, seitdem er ein Gelehrter geworden sey, keine Zeit mehr finde, an seine alten Freunde zu denken. Borck hatte ihn besser durchschaut; doch ließ er sie bei ihrem Glauben. Endlich gab Moriz zwar ein Lebenszeichen von sich, welches die Einleitung zu einem noch fortdauernden Briefwechsel ward; allein wieder gesehen hat er seine Agnes nicht. Sie sind jezt beide nahe an vierzig Jahren, und wer weiß, ob ihm nicht noch ein später Lenz blüht, wenn er einmal dem Töchterchen seiner früheren Geliebten begegnet, oder einer der Töchter der schönen Baronin Waldern, gebornen von Fay, welcher der Major (jezt Obrist) von Hilperstein noch immer seine zwanzig Jahre alten Huldigungen darbringt, die sich, seit jener verfehlten Balleinladung, stets vorzugsweise auf sie gerichtet hatten, und weder durch einen graziösen Korb, den er sich von ihr holte, noch durch die bald darauf erfolgte Verheirathung des Fräuleins mit dem Baron von Waldern gestört worden waren.

Statistische Notizen.

In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 18. Oktober las Moreau de Jonnès eine statistische Abhandlung vor, in der er die Bevölkerungen verschiedener europäischen Länder nicht ihren Massen, sondern den verschiedenen Altersstufen nach vergleicht. Wir theilen daraus einige Resultate mit.

Die Zahl der Kinder in Großbritannien und in Frankreich ist auffallend verschieden. In Irland stehen die Kinder zu den Erwachsenen im Verhältniß von 1 zu 2; in England ist das Verhältniß etwas geringer, in Frankreich nur wie 1 zu 4. In Irland kommen 2 Kinder unter 5 Jahren auf 15 Einwohner, in Schottland auf 15, in Frankreich auf 17. Diese Verschiedenheit wird aber immer geringer, je höheren Lebensjahren man in der Beobachtung vorrückt, und sie rührt daher, daß in den nördlichen Ländern die Kälte, so lange sie mäßig ist, der Fruchtbarkeit eher Vorschub leistet, als sie hemmt, dagegen später unter den Kindern große Verheerungen anrichtet. In Irland gibt es weit mehr kleine Kinder als in Frankreich, aber das Verhältniß stellt sich mit jedem Jahr günstiger für das leztere Land, und im Alter zwischen 20 und 30 Jahren ist das Gleichgewicht fast durchaus hergestellt. In dieser Epoche widersteht das Leben am meisten allen äußern Schädlichkeiten und fügt sich der Mensch am besten in jede Lebensweise. Diese Abtheilung bildet fast überall den sechsten Theil der Bevölkerung; in Paris den fünften. In der folgenden Reihe von 30 bis 40 Jahren tritt schon wieder Ungleichheit ein; in Frankreich und Schweden verhält sich diese Abtheilung zu der ganzen Bevölkerung wie 1 zu 7; in England und Schottland wie 1 zu 8. Die Reihe von 40 — 50 ist in Frankreich ein Achtheil, in England ein Neuntheil; die Reihe von 50 bis 60 in Frankreich $\frac{1}{11}$, in England $\frac{1}{13}$. Es gibt in Frankreich mehr Greise von 60 — 80 Jahren, England hat dagegen mehr neunzig- und hundertjährige. — Die thätige Bevölkerung zwischen 15 und 60 Jahren bildet, nach Moreau de Jonnès, in Frankreich zwei Drittheile der gesammten Seelenzahl, während sie in andern Ländern blos die Hälfte betragen soll. (?) Frankreich kann demnach, bei gleicher Volksmenge, mehr Soldaten stellen als andere Länder.

Vergleicht man London mit Paris, so findet man in jener Stadt bei weitem mehr Kinder als in dieser; aber die eigentliche Elite der Bevölkerung, vom 20sten bis 40sten Jahr, ist, im Verhältniß zur ganzen Seelenzahl, in beiden Städten fast ganz gleich groß. Dagegen gibt es, wenn man vom allerdöchsten Alter absieht, bedeutend mehr Einwohner über 40 Jahre in Paris als in London, und dies rührt wohl daher, daß London fast ausschließlich blos Handelsplatz ist und der Aufenthalt daselbst von sehr

Digitized by Google

vielen Menschen mit dem Lande vertauscht wird, sobald es ihnen die Geschäfte erlauben, wogegen just Leute von reiferem Alter gerne nach Paris ziehen, wo sie ganz nach ihrem Geschmacke leben können. Moreau de Jonnès schließt aus dieser auffallenden, bisher nicht bemerkten Verschiedenheit, daß, unter übrigens gleichen Umständen, Paris in intellectueller Hinsicht ein merkliches Uebergewicht über London hat, und wirklich ist auch in Großbritannien nicht London, sondern Edinburgh der Sitz der Musen und der Gelehrsamkeit.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, November.

Das Reformationsfest. Neue periodische Schriften.

Nach einem Zeitraum ganz ungestörter Ruhe sah doch vielleicht die große Mehrheit der hiesigen, im Allgemeinen gewiß als wohlgesinnt anzuerkennenden Einwohner den 31. October, dem Tage des Reformationsfestes, nicht ohne einige Besorgniß entgegen. Zwar bürgte der treffliche Geist der höchst achtbaren, aus allen Klassen der Bürger und Beamten bestehenden Kommunalgarde und auch der schon lange eingerichteten Bürgergarde hinreichend dafür, daß die Sache schwerlich von nachtheiligen Folgen seyn könne. Allein schon Eine gelungene Störung, so kurz sie auch gewesen wäre, mußte man wohl einem Feste erspart wünschen, welches, sogar ob gefeiern von seiner kirchlichen Wichtigkeit, als das Denkmal eines bedeutenden Abschnitts in der europäischen Civilisation zu betrachten ist. Und Aufregungen zu einer solchen Störung fehlten in der That nicht ganz. Besonders kamen, vielleicht nur zufällig, erst kurz zuvor drei kleine Schriften unter folgenden Titeln in Umlauf:

1) Freimüthige Beleuchtung der Parität der protestantischen und der katholischen Kirche in Sachsen, besonders in Dresden.

2) Gründe zur Beförchtung über das Daseyn der Jesuiten in Sachsen ꝛc., und

3) Ueber die Furcht vor den Jesuiten im Königreiche Sachsen, mit geschichtlichen Nachweisungen und den Glaubensbekenntnissen zweier sächsischer Fürsten, Friedrich Augusts II., Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, und Moritz Wilhelms, Herzogs zu Sachsen-Zeitz.

In Zeiten, wie die unsrige, konnten Hindeutungen dieser Art nur allzuleicht an einem Feste wie dieses zu traurigen Resultaten führen, zumal da die unruhigen Auftritte, welche am Sekularfeste der Uebergabe der Augsburgischen Konfession vorgefallen waren, noch nicht ganz vergessen zu seyn schienen. Allein dadurch, daß die Regierung den glücklichen Ausweg ergriff, dem Feste einen solchen Charakter zu ertheilen, daß auch der Katholik mit freudigem Herzen es feiern konnte, wurden (wie der Erfolg gezeigt hat) alle Besorgnisse überaus geschickt beseitigt. Sie ordnete nämlich für diesen Tag die Einführung der vor Kurzem erwählten Kommunrepräsentanten an, und sprach in einer besondern Bekanntmachung den Wunsch aus, den Tag zugleich als ein Dankfest für die wiederhergestellte Ruhe und Ordnung vom Publikum betrachtet zu sehen. Ungewöhnliche Feierlichkeiten fanden statt. Schon der Anbruch des Tages wurde durch Kanonendonner, Glockengeläute und Gesang unter Trompeten und Pauken vom Thurme der Kreuzkirche herab verkündigt. Den Zug der Kommunalgarde, an deren Spitze, zog zwischen sieben und acht Uhr der Stadtmagistrat nebst den neuen Kommunrepräsentanten in feierlichem Zuge von dem für den Abend bereits recht schön ausgeschmückten Rathhause über den Markt durch eine von den Kommunal- und Bürgergarden gebildete Doppelreihe nach der Kreuzkirche, um dort auf besonders dereteten Sitzen vor dem Altare dem Gottesdienste beizuwohnen. Den Deputationen der Innungen, welche auf vorhergegangene Einladung sich angeschlossen hatten, wurden die nächsten Bänke in der Mitte der Kirche bestimmt. Die Geistlichen nebst den Lehrern und Schülern der Kreuzschule waren dem Zuge entgegen gekommen. Letzterer kehrte, durch sie vervollständigt, nach beendigtem Gottesdienste in ein von der Kommunal- und Bürgergarde auf dem Altenmarkte gebildetes Viereck zurück, wo das Tedeum mit Musikbegleitung gesungen wurde. Der Mitregent, Prinz Friedrich, und der Prinz Johann, sämmtlicher Minister und die Vornehmsten des Militärs in ihrem Gefolge, ehrten diesen, neben dem großen Ereignisse der Reformation der bürgerlichen Eintracht gewidmeten festlichen Tag ebenfalls durch ihre Gegenwart. Die Stadt war lange nicht so schön erleuchtet gewesen, als an diesem Abende. Unter mehreren, dem Feste fast insgesammt sehr angemessenen transparenten Inschriften befand sich auch eine auf der großen Schloßgasse, die Worte enthaltend: Heil dem Lichte, Tod der Finsternis! Merkwürdig dabei war besonders, daß ein Brustbild Luthers dabei zu sehen war und daß der Aussteller, der Unterzeichnung nach, ein Katholik war. Zwei Petarden, wovon die eine in der Neustädter, die andere in der Frauenkirche während des Vormittagsgottesdienstes einen augenblicklichen Schrecken erzeugten, kann man nur entweder der höchst unbesonnenheit, oder einer Bosheit zur Last legen, die sich in ihrem Plane gänzlich verrechnete. Nichts, als die allgemeinste Indignation war der vielleicht Eindruck, den sie hervorbrachten. Die ganze Nacht ist ohne alle Spur irgend einer Unordnung vorübergegangen.

Den neuern Verhältnissen verdanken wir zwei periodische Schriften auf einmal. Die eine, bei Arnold (welcher mit zu den neuen Kommunrepräsentanten gehört), heißt: Kommunalblätter. Sie bemüht sich besonders, den Leser über die wichtigsten, ihm in jetziger Zeit am nächsten liegenden Gegenstände, zum Theil mit einem allerliebsten Humor, zu belehren. Die andere Schrift, welche im Hilscherschen Verlage herauskommt, führt den Titel: Der Kommunalgardist. Auch sie beschäftigt sich natürlich zunächst mit Kommunalgegenständen. Der caustische Witz des Herausgebers, Hofraths Philippi (ebenfalls Kommunrepräsentant), erwirbt dem Blatte, das besonders auch manches gute Kommunalgardenlied enthält, immer mehr Freunde. Außerdem kündigte auch der gestrige Anzeiger ein Liederbuch der sächsischen Kommunalgarden, ebenfalls im Hilscherschen Verlage, an.

Große Sensation hat hier ein Gedicht auf den Reformationstag von Ortlepp gemacht. Der hierher aus Leipzig gekommene Verfasser vergeift sich so schnell, daß es mir nicht gelang, ein Exemplar davon zu erhalten. Nach übereinstimmenden Urtheilen soll es sehr starke, aber auch ganz vortreffliche Stellen enthalten.

Von unserer Bühne wüßte ich eben nichts Neues zu berichten, als daß es wenig Neues darauf gibt; das ist aber leider, ebenfalls nichts Neues.

Beilage: Kunstblatt Nr. 92.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 277.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 19. November 1830.

Jeder komme, wie er ist,
Das ist wohl das Beste!
Schon ist's in der Stadt bekannt,
Wohl ist's aufgenommen.
Hänschen, mach' die Thüren auf:
Sieh nur, wie sie kommen!

Goethe.

Bilder aus Rußland.

Geselliges Leben.

Die erste Tugend des Russen ist die Gastfreundschaft. Ein großes Beförderungsmittel dieser schönsten aller geselligen Tugenden findet der Russe allerdings in der Wohlfeilheit der Lebensmittel und in der Leichtigkeit der Erhaltung seines Hauses. Allein es gibt auch Gegenden, wo diese günstigen Verhältnisse nicht stattfinden und doch die Gastfreundschaft nicht geringer ist. Diese Eigenschaft ist dem Russen angeboren, wie denn überhaupt diese Tugend ihren Sitz in den östlichen Ländern der alten Welt zu haben scheint und ihre Spuren immer seltener werden, je weiter man sich vom Osten entfernt.

Daß es in einem Lande, in welchem die Gastfreundschaft so sorgsam gepflegt wird, an geselligen Vergnügungen nicht fehlen wird, ist für sich klar. Diese Vergnügungen sind in der That in Rußland eine so wesentliche und das Volk selbst so charakterisirende Sache, daß sie es wohl verdienen, hier näher betrachtet zu werden.

Spaziergehen liebt der Russe so wenig, als irgend ein Orientale. Daher findet man, etwa die beiden Hauptstädte und die nordwestlichen Provinzen, wo die deutsche Sitte vorherrscht, ausgenommen, auch weder öffentliche Spaziergänge, noch Gärten, zum Lustwandeln für das Publikum bestimmt. Wenn dem eigentlichen Russen wohl seyn soll, so muß er sich entweder zu Hause oder in des Nachbars Wohnung bei einem wohlbesetzten Tische und nach dem Mahl bei einem Spiele vergnügen können, welches so wenig Bewegung als möglich fordert. Als ich in der ersten Zeit meines Aufenthalts in Perm die Tage des kommenden Frühlings, der dort zu Ende Mai's beginnt, nach meiner vaterländischen Weise durch Spaziergehen in der Umgebung genießen wollte, erregte ich bei meinen neuen Freunden ein allgemeines Aufsehen, da sie nicht begreifen konnten, was mich bewog, wie ein Unsinniger in der Gegend herumzuschweifen, in der ich doch, wie sie wußten, nichts zu thun hatte. Man hielt mich für krank und glaubte, daß ich meine Gesundheit durch dieses Herumlaufen wieder herstellen wolle, eine Kurart, die ihnen nicht wenig anstiel, da sie, wenn sie unwohl sind, sich immer sogleich zu Bette zu legen pflegen. Auf diesen Streifereien begegnete ich einmal einem meiner Bekannten; er fragte mich, was ich in dem Dorfe, welches ich besuchen wollte, zu thun habe. Auf meine Antwort, daß ich dort ganz und gar kein Geschäft habe und bisher weder das Dorf, noch irgend einen seiner Bewohner gesehen habe, meinte er, ich gehe wohl deßwegen hin, um sie zu sehen. Ich bemerkte ihm, daß das meine Absicht nicht sey, da ich im Voraus überzeugt seyn könne, dort nichts Neues, nichts von den andern umliegenden Dörfern Verschiedenes zu treffen. „Je nun, Väterchen," fragte der Neugierige mit Verwunderung, „warum gehen Sie denn hin?" „Ich gehe blos," sagte ich, „um zu gehen, um mir ein Bischen Bewegung in der freien Luft zu machen." Der Freund brach in ein lautes Gelächter aus, als er endlich den Grund

Digitized by Google

meiner Ausflüge erfuhr, der ihm und allen andern schon so lange ein Räthsel war. Gehen, um zu gehen! so was hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gehört, und in Kurzem lief diese nie gehörte Redensart in der ganzen Stadt herum, so daß man mich noch im folgenden Jahre in jeder Gesellschaft damit freundlich aufzuziehen pflegte.

Das Zusammenkommen in häuslichen Zirkeln ist also bei den Russen die eigentliche Basis aller ihrer Vergnügungen und Genüsse. Man findet dieß nicht nur bei den Großen in den Hauptstädten, sondern auch bis herab zu den ärmsten Bauern, und wer nur immer eine Hütte hat, wird auch, wenigstens an besonders festlichen Tagen, eine kleine Gesellschaft in ihr zu versammeln und diese nach Kräften gut zu bewirthen suchen. Besonders sind die langen Winterabende diesen geselligen Zusammenkünften geweiht, wo es oft noch vollendeter Arbeit sehr lustig hergeht. Nicht selten sieht man da ländliche Possenspiele und förmliche Maskeraden von den jungen Leuten beiderlei Geschlechtes aufführen und dieselben ihre, öfters freilich auch etwas rohen Späße treiben. Das Ganze beschließt gewöhnlich ein Pfänderspiel oder ein Tanz bei einfacher Musik. Die Aeltern vergnügen sich indessen mit den Karten oder mit dem Damen- und Schachspiele. Diese beiden letzten Spiele sind durch ganz Rußland im allgemeinen Gebrauche, und sie werden nicht blos in müssigen Stunden zu Hause, sondern auch in den Buden von den Krämern und Kaufleuten, vom gemeinen Mann und von Kindern auf der Gasse gespielt. Dieß ist die Ursache, warum man hier so viele vorzügliche Schachspieler findet, wie denn oft mancher russische Bauer eine solche Celebrität in der Umgegend erhält, daß die Adelichen aus großen Entfernungen zu ihm kommen, um ihre Kräfte an den seinen zu versuchen. Da es, wie bei uns, meistens ohne Geld, sondern blos der Ehre wegen gespielt wird, so verderbt es nicht, wie die abscheulichen Karten und Hazardspiele, den Geist des Volkes, sondern erhebt denselben vielmehr.

Eben so ist es bei den Bemittelten in den größern Städten des Reiches beinahe allgemeine Sitte, jeden Abend eine oft zahlreiche Gesellschaft bei sich zu versammeln, zu dem auch Fremde freien Zutritt haben; jedoch macht sich, in Petersburg besonders, allmählig der Uebergang bemerkbar, der in allen großen Städten Europas statt hatte, der Uebergang von der frühern Pracht und dem rauschenden Getöse dieser Zusammenkünfte zu der Auswahl einiger vertrauten, stillen Freunde, die ihre Zeit mit geistreichen Gesprächen auszufüllen wissen, ohne zu jenen lärmenden Zerstreuungen ihre Zuflucht zu nehmen. Jene mitternächtlichen Orgien und geschmacklosen Ueberladungen aller Art, die früher hier so sehr beliebt waren, werden mit jedem Jahre seltener. Aber die eigentliche Masse der Bewohner der größern Städte hält noch fest an ihren sogenannten Partiieen. Die reichern Kaufleute in Petersburg und Moskau z. B. geben öfter des Jahrs in ihren Wohnungen, die den Pallästen der Großen nicht nachstehen, große Gesellschaften, und ihre täglichen Tische sind selten oder nie ohne mehrere Gäste, so daß man oft an denselben Fremde aus den entlegensten Ländern versammelt trifft. Auch der thätigste und betriebsamste russische Kaufmann, der sich den ganzen Tag durch in seinem Geschäfte abmüht, weiß Abends ein freies Stündchen für diese geselligen Unterhaltungen zu finden, die bei ihm zu dem eigentlichen Hochgenuß des Lebens gehören und die er sich auf keine Weise nehmen läßt. Die zahlreichen sogenannten Klubbs der Einwohner, wo sie sich Abends versammeln, zeugen ebenfalls von ihrem Hange zur Geselligkeit. Diese Klubbs sind von unsern Zusammenkünften in den Gasthäusern sehr verschieden, da sie nur von sogenannten geschlossenen Gesellschaften gebildet werden, von Freunden und Bekannten, die sich hier täglich sehen, und wo dann Fremde nur durch Einführung Zutritt haben. Ihnen nachgebildet sind die vielen Fremdenklubbs für Deutsche, für Franzosen, für Engländer u. a. in Petersburg, zu welchen aber, unter der obigen Bedingung, auch Russen zugezogen werden. Die Haupterholung in diesen Klubbs bildet, außer den Genüssen der Tafel, das Spiel, meistens leider das Kartenspiel; doch fehlt es auch nicht an besseren Zerstreuungen, und oft wird der gebildete Fremde hier durch eine auserwählte Musik oder durch eine geistreiche Unterhaltung erfreut. Zeitungen und Journale findet man in den besseren Klubbs, aber auch hier nur sparsam und meistens schlecht gewählt.

Auch der sogenannte gelehrte Stand, Professoren, Akademiker, Literatoren und Künstler, hat hier seine eigenen Klubbs. Er wird von der Regierung und von dem hohen Adel gehoben, und bildet selbst eine Art von Mitteladel in dem Volke. Da aber das letzte noch wenig Sinn für Wissenschaften und Kunst hat, so leben die Gelehrten meistens zurückgezogen, nur mit sich selbst unter einander in Verbindung, und sind daher ohne großen Einfluß auf die übrige Masse der Nation. Doch befinden sie sich bei dem Schutze der Höheren und der Achtung der Niederen im Allgemeinen sehr wohl, und die meisten derselben haben ihr altes Vaterland über dem neuen gänzlich vergessen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Luftvulkan Makaluba auf Sicilien.

Drei Stunden vom Meere, zwischen den Städten Girgenti und Aragona ist ein Berg, der bei den Alten Monoca hieß, und den man jetzt Makaluba nennt. Er erhebt sich auf einer kreisrunden Basis und bildet einen abgestutzten Kegel. Seine Höhe über dem Thale, das vorzugsweise aus Kalkstein gebildet ist, beträgt gegen hundert fünf-

Digitized by Google

zig Fuß, und oben befindet sich eine konvexe Ebene, die etwa eine halbe Meile im Umfang hat. Er ist völlig unfruchtbar, keine Spur von Vegetation ist daran zu sehen. Oben bemerkt man eine Menge zerstreuter kleiner Hügel, die alle gleichfalls abgestutzten Kegeln gleichen und größtentheils nicht drei Fuß hoch sind. Jeder dieser Hügel hat einen trichterförmigen Krater, und sie stehen sämmtlich auf graulichen Tonschichten, die immer naß und schlüpfrig sind. Innen sind die Krater zu jeder Zeit feucht, und man bemerkt darin eine beständige Bewegung. Unten aus dem Trichter steigt nämlich jeden Augenblick eine Masse flüssigen Thons auf, deren Oberfläche kuglig ist; je weiter sie an den Rand des Kraters herauskommt, desto mehr nimmt sie die Gestalt einer Blase an; diese platzt endlich und entladet eine Masse Luft mit einem Geräusch, ähnlich dem, wenn man den Pfropf einer Champagnerflasche springen läßt. Sobald sich die Luft aus dem Schlamme, welcher sie enthielt, völlig entwickelt hat, läuft ein Theil desselben über den Rand, der andere sinkt in den Krater zurück, und steigt alsbald wieder auf, wie zuvor, wenn sich eine neue Luftblase entwickelt. Manche dieser kleinen Hügel sind nicht mehr in Thätigkeit, und ihre Trichter stehen voll von einer trüben, salzigen Flüssigkeit, auf welcher ein Häutchen von bituminösem Oel schwimmt, das einen bedeutend starken Geruch hat, den man leicht mit Schwefelgeruch verwechselt.

Dieß ist der Zustand des Bergs im Sommer und Herbst; im Winter aber geht in Form und Consistenz eine große Veränderung mit ihm vor; die starken Regengüsse durchweichen die Hügel, der Thon wird zu Schlamm, und Alles zerfließt endlich in einen Sumpf, dessen Tiefe man nicht kennt, und dem man gar nicht nahe kommen darf, wenn man nicht in Gefahr kommen will, zu versinken. Und dieß ist nur der Zustand der Ruhe des Bergs; er hat auch Perioden, wo er in heftige Gährung geräth und, ganz unter den nämlichen Umständen wie andere Vulkane, gewaltsame Ausbrüche macht; nur bestehen die Laven der gewöhnlichen Vulkane aus brennbaren und verbrannten Stoffen, während die Makaluba nichts auswirft als Thon und Wasser, ohne eine Spur, daß Wärme dabei eine Rolle gespielt hätte. Wir geben eine kurze Beschreibung eines sehr heftigen Ausbruchs im vorigen Jahrhundert, nach dem Berichte eines gleichzeitigen Beobachters.

Am 30ten September 1777 hörte man bei Sonnenaufgang in der Makaluba ein dumpfes Geräusche, das allmählich heftiger wurde und endlich den gewaltigsten Donner an Stärke übertraf. Die Erde zitterte weit umher, und es bildeten sich Risse und tiefe Spalten nach allen Richtungen. Mit einem Male erweiterte sich der Hauptkrater auf einen Durchmesser von 9 Fuß und begann eine schmutzige Dampfwolke, die in wenigen Augenblicken eine Höhe von siebzig Fuß erreichte, auszustoßen. Sie war röthlich von Farbe, weil sich das Sonnenlicht daran brach. Diese Wolke bestand aus nichts als aus schlammigtem Wasser, das zum Theil in Strömen auf das Land umher niederstürzte, zum Theil, dem Zuge der Schwere nach, wieder gerade in den Krater zurückfiel. Unter dem überschwemmten Lande hörte man ein Geräusch, wie wenn ein ungeheurer Mühlstein umliefe und dann mit einemmale in unterirdische Tiefen hinabstürzte. Auf drei Meilen in der Runde brauste die Luft, wie ein Meer, das vom heftigsten Sturme gepeitscht wird. Die Einwohner der benachbarten Dörfer ergriffen voll Entsetzen die Flucht, um nicht unter den Schlammsäulen begraben zu werden, welche der Krater auswarf. Sie schwebten gleich Wasserhosen in der Luft und bildeten rings umher fünf Fuß hohe Schlammbänke, füllten die benachbarten Thäler aus und verbreiteten dabei einen bituminösen Geruch, der das Athemholen sehr erschwerte. Der Ausbruch dauerte indessen in seiner höchsten Höhe blos eine halbe Stunde.

Dolomieu hat auf seiner wissenschaftlichen Reise durch Sicilien die Makaluba genau untersucht. Er überzeugte sich, daß das Feuer bei diesen auffallenden Erscheinungen keine Rolle spielt, denn er vermochte keine Spur davon zu entdecken. Er schloß daraus, daß im Eingeweide des Bergs große Massen von Gas eingeschlossen sind, das sich fortwährend nach oben durch den Thon, der ihm im Verhältniß seiner Schwere und Cohäsion einen gewissen Widerstand entgegensetzt, zu entwickeln strebt. Die Umstände, welche plötzlich eine stärkere Erzeugung dieser Luft und damit heftigere Explosionen verursachen, sind uns unbekannt. Die starken Ausbrüche der Makaluba fallen indessen gewöhnlich in den Herbst, und treten namentlich nach einem langen, trockenen Sommer häufig ein.

K l a g e.

Mein Herz ist wie ein traurig Thal,
Drin schöne Blumen stehen.
Was hilft es, wenn auf sie herab
Nur graue Felsen sehen!

Der Wasserfall, wohl möcht' er dort
Durch Gras und Blumen wallen;
Doch weil es nicht geschehen soll,
Muß er in Klüfte fallen.

Da braust er nun im tiefen Fall,
Zur Nacht hinabgezwungen;
Und aus dem dumpfen Wogenschall
Ist dieses Lied entsprungen.

A. Schöll.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Oktober.

Kaspar Hauser. Briefe eines Verstorbenen.

Zu den Opfern der französischen Revolution gehört Kaspar Hauser. Ich will nicht sagen, daß das Interesse für ihn ganz erstorben ist, aber die nächste Möglichkeit, etwas zur Aufklärung seines Schicksals zu thun, ist verschwunden. Hitzig bekanntlich, im Verbindung mit Feuerbach, beabsichtigte eine große Sammlung durch Europa zur Deckung der Kosten für eine möglichst genaue Ermittelung. Alles war gut eingeleitet und auch, wie es bei Dingen der Art nöthig ist, gehörig die Lärmtrommel geschlagen. Die neuesten Ausmittelungen des Hrn. v. Pirch von hier hatten die nächste Veranlassung zu Hitzigs bekanntem Aufsatz in seinem criminalistischen Journale gegeben; die dadurch bewirkte Aufregung in der ganzen Welt, die Journale und Zeitungen liefert, war sehr groß. Man durfte bedeutende Unterstützungen erwarten, nicht allein vom Mitleiden, sondern auch von dem europäischen Interesse an dem „europäischen Findelkinde.“ Hitzig wurde überstürmt; es kamen schon freiwillige Anerbietungen, ohne daß der Aufruf abgewartet wurde, und eben so viel Mittheilungen, Vermuthungen, Anleitungen, wie man zu Werke gehen müsse. Da kommt die Katastrophe in Paris, und der coup d'état wird in seinen Folgen auch ein Staatsstreich gegen den armen Hauser. Die für ihn in einer sogenannt unterstützenden Zeit ansgeflossen Theilnahme ist unter einer gewaltigern, die für ein Kind unter der für Länder, Reiche oder das ganze Menschengeschlecht untergegangen. Man interessirte sich durch Europa für ihn auch darum, weil er der Sohn eines Fürsten, der Erbe einer Krone sein konnte; seitdem ist das Glück, Fürst zu seyn und Kronen zu tragen, im Kourse gesunken; es lohnt sich nicht mehr. Eben so zur Unzeit kommt eine hier erschienene Brochüre: Kaspar Hauser, ein Betrüger. Der hiesige Polizeirath Merker hat sich die saure Mühe gegeben, mit polizeilicher Psychologie den Beweis zu führen, daß Hauser Betrüger mit Absicht und Bewußtseyn sey; anfangs zu gewöhnlichem Zweck, als er gut eingeschlagen, mit höheren Planen. Es ist ein Kampf zwischen Polizei und Justiz, oder, wenn man noch weiter gehen will, zwischen romantischem und klassischem Geschmack, zwischen Glauben und Unglauben. Dr. Verfasser dieser opponirenden Schrift dafirt sie übrigens durchaus auf keine neuen, thatsächlichen Erörterungen, sondern auf die dem Publikum zu Tage liegenden. Wenn der Argwohn aber begründet wäre, welch ein Genie wäre Hauser! Auch diese Schrift kommt, wie gesagt, post festum. Möchte übrigens der Augenblick nicht gar zu fern seyn, wo Europa sich wieder für einen einzelnen Unglücklichen interessiren kann!

Trotz den Weihnächten macht eine literarische Erscheinung hier jetzt Furor, fast wie ihrer Zeit die schöne Henriette. Es sind die zwei Bände der in München herausgekommenen Briefe eines Verstorbenen. Allgemein schreibt man sie dem Fürsten von Pückler-Muskau zu; er wird so offen genannt, daß auch Ihr Korrespondent keine Indiscretion zu begehen denkt, wenn er es schriftlich thut. Das Werk, als geistreiche Reisebeschreibung durch England, Wales, Irland u. s. w., hat gewiß großen Werth in sich durch die originelle und dabei objektiv richtige Auffassung des Beobachteten, durch die mitgetheilten Anekdoten, Charakterzüge, Sittengemälde, politischen Bemerkungen u. s. w. Hier aber hätte man es deßhalb nicht mehr, wie jedes andere gute Buch gelesen, und es bleibt zweifelhaft, ob es so bald bekannt geworden wäre; aber unter den circa 700 Seiten sind ungefähr 20, welche einige skandalöse Anekdoten vom Berliner Hofleben, eine sanfte Persiflage unserer Plenitäte und anderer Leute enthalten, und mehr brauchte es nicht, wohl mit Grund, weil man den Autor sogleich errieth, um es von Mund zu Munde zu tragen und gen den Händen sich zu reißen. Andere Bände Briefsammlungen aus den frühern Reisen des Verstorbenen sind noch zu versprechen, aber wir besorgen, daß der Todte selbst die Feile anlegt, und sie minder reich an pikantem Inhalt erscheinen werden, wenn er von der Buchhandlung unter den Lebendigen hört, die seine ersten Briefe verunstalten.

(Der Beschluß folgt.)

Frankfurt a. M., Anfangs November.

Der physikalische Verein.

Am Schlusse des verwichenen Monats hielt der physikalische Verein seine sechste Jahresversammlung seit der Zeit seiner Gründung. Wir bemerkten, erstattete der dergeitige erste Vorsteher der Gesellschaft, Dr. Clement, einen Bericht über die Leistungen derselben im Laufe des mit dieser Sitzung schliessenden Jahreskreises. Da sich dieser Bericht bereits in einem der hiesigen Blätter abgedruckt findet, so beschränken wir uns darauf, hier noch nachträglich zu bemerken, daß der Verein durch den in den ersten Monaten dieses Jahres erfolgten Tod Sömmerings einen bisher noch in keinerlei Weise ersetzten Verlust erfahren hat. Seit dem 3. Mai 1828 nämlich hatte dieser in so vielfacher Beziehung ausgezeichnete Gelehrte dem Vereine seine Beobachtungen über die Sonnenflecken regelmäßig mitgetheilt. Der Mangel an fortgesetzten Notizen überhaupt wird sich über einen fühlbare Lücke in den wissenschaftlichen Bestrebungen der Gesellschaft. — Dr. Winterstein und Mainz erbfnete darauf einen Kursus über meteorische Phänomene. Er begann mit der Erklärung des Gewitters, und theilte namentlich die neuesten Erfahrungen über die Bildung der Luftelektrizität beim Gewitter mit. Er machte dabei besonders auf das Entstehen der Elektrizität durch Veränderung des Aggregatzustandes aufmerksam, was hierauf durch Experimente versinnlicht ward. Da nämlich ein Körper, sobald er aus dem festen Zustande in den flüssigen übergeht, Elektrizität entbindet, wie z. B. der Schwefel beim Schmelzen, so entbindet Elektrizität ebenfalls bei der Verdampfung des Wassers, ein Experiment, das Dr. W. auf die Bildung der Gewitterwolken anwendete. Derselbe wird, während der Dauer seines diesigen Aufenthalts, seine Thätigkeit dem physikalischen Vereine vorzugsweise widmen, was wir um so mehr als einen Gewinn betrachten, da der hier vorgenommene Vortrag außer Zweifel setzt, daß dieser Gelehrte mit erschöpfender Kenntniß der Sache eine sehr klare Darstellungsgabe verbindet. — Ueberhaupt wird uns das neue Wintersemester, nach den für dasselbe ebenfalls in dieser Sitzung angezeigten Vorträgen zu schließen, recht viel Interessantes liefern. Es wurden deren im Ganzen zehn angekündigt, unter denen wir als solche, die zu den vorzüglichsten Erwartungen berechtigen, namhaft machen: Cläpius über das Klima von Deutschland; Dr. Winterstein vollständiger Kursus über populäre Astronomie; Dr. Bögners Naturgeschichte des Wassers in allen Beziehungen, das Resultat einer mehr als zwanzigjährigen Lieblingsarbeit dieses Gelehrten, und endlich Schweinsberg über das Chlor und dessen technische Anwendung, als Fortsetzung der bisher von diesem kenntnißreichen Pharmaceuten gehaltenen Vorträge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 118.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 278.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 20. November 1830.

O grimm'ges Elend, so das Glück uns bringt!
Wer wünschte nicht, von Gütern frei zu sein,
Trägt Elend nur und Schmach der Reichthum ein?

Shakespeare.
Timon.

Roberto Korsini.

Daß mit der Umgestaltung des politischen Lebens in Frankreich eine Umgestaltung der Literatur Hand in Hand geht, ist auch dem minder aufmerksamen Beobachter sichtbar. Namentlich ist diese Veränderung, neben der lyrischen Poesie, auch in der Novellenliteratur auffallend. Man sieht, die französischen Erzähler lesen nicht nur die Engländer, sondern auch die Deutschen, namentlich Hoffmann, und wenn sie sich bis jetzt auch nicht in das Gebiet des eigentlich Spuckhaften gewagt haben, so ist damit nicht gesagt, daß dieß nie geschehen wird. Eine moderne französische Novelle wird den Lesern, zur Abwechslung, wenigstens in literarischer Hinsicht nicht unwillkommen seyn.

* * *

Jeden Freitag versammelte sich im großen Saale des Pallastes um grüne Tische eine ehrenwerthe Gesellschaft; unter dem blendenden Lichte eines venetianischen Krystallleuchters mischte man die Karten, ehrfurchtsvolle Stille herrschte rings umher; hochverpönt blieb jedes politische Gespräch; von Religion war nie die Rede; das Spiel galt für Alles. Schon zwei Stunden lang hatte man allein das Knittern der Karten gehört, als Roberto gedankenlos von seinem Stuhle aufsprang und sich vor einen Tisch stellte, den Goldrollen und genuesische Banknoten bedeckten. „Herr Ritter," sagte einer der Spielenden zu ihm, „setzen Sie doch zweihundert Pistolen für mich ein; das Glück will mir heute nicht wohl, und das ist meine letzte Parthie." Roberto warf zweihundert Pistolen hin. In wenigen Sekunden war diese Summe, mit dem Einsatze des Spielers, für welchen Korsini gewettet, in der Hand ihres Gegners. Der Verlierende stand auf und sprach mit lächelnder Miene zu Korsini: „Nehmen Sie meinen Platz ein." Dieser gehorchte. Zweitausend Zechinen waren sein erster Einsatz. „Signor Doria," sagte er, „wir wollen doch sehen, ob für Euch allein die Würfel günstig fallen. Ihr seyd glücklicher am Spieltisch, als bei Frauen, und von rechtswegen, nach dem alten Sprichwort." — „Signor Korsini, Ihr handelt nicht großmüthig. Warum mahnt Ihr mich daran, daß Ihr in wenigen Tagen meine Kousine Aglaura als Gattin heimführet? Ihr habt ihr gefallen, gut! sie hat mich hintangesetzt, noch besser! da ist trèfle, heraus damit!" — „Um Vergebung, beleidigen wollte ich nicht . . . ja so, trèfle? . . ich habe keines." — „Also gewonnen für mich." — „Ganz gut. Nun, auf zwanzigtausend Zechinen! so viel kosten die Ohrringe, welche ich für Aglauren kaufen will." — „Laßt doch Aglaura weg! Trumpfkönig! . . . ich fange an . . . spielt doch aus, Signor Korsini . . . Wie, noch einmal verloren! Wollt Ihr austreten?" — „Wenn ich verliere, trete ich nicht aus, ein so geringer Verlust schlägt mich keineswegs nieder. Fünfzigtausend Zechinen!" — „Das ist viel, wohl gar zu viel; aber Ihr seyd ein so edler Widerpart, daß man es wohl versuchen mag, den Sieg wieder auf Eure Seite zu bringen. Wohlan! fünfzigtausend Zechinen."

Digitized by Google

Er hatte etwas laut und heftig gesprochen; die Summe erregte Aufsehen; alles stand auf und reihte sich um Roberto Korsini und Doria; dann harrten sie lautlos, regungslos, Männer und Frauen. Mit Lust hätte sie so ein Künstler aufgefaßt, diese im engen Raume zusammengepreßten Gruppen, und hinter ihnen die Statuen des Marmorsaals.

„Ihr battet wahrhaftig Unrecht, Signor Doria," sprach Korsini, „einen Augenblick anzusehen, als ich Euch fünfzigtausend Zechinen vorschlug. Mein Pallast ist so viel werth als der Eure, mein Landsitz zu Camaldoli so viel als Eure Rebenhügel von Carrara, und mein Kredit mißt sich mit dem Euren." — „Signor Korsini, in Eurem Unmuth legt Ihr meine Reden falsch aus, und noch mehr mein Stillschweigen. Gesetzt es nur, fünfzigtausend Zechinen, das will was heißen heutzutage, wo die Franzosen unser Vaterland plündern und ein Paar Dohrlinge allein zwanzigtausend Zechinen kosten." — „Ihr spottet, glaub' ich?" — „Mit nichten, Herr Ritter; ich gewinne, mein sind die fünfzigtausend Zechinen." — „Ganz wohl, aber mein Landsitz Camaldoli ist für zweimalhunderttausend Bürge. Wollen Sie die Familienpapiere in Augenschein nehmen?" — „Schon gut! es geht um Kamaldoli; doch halt einen Augenblick! Wer steht mir dafür, daß die Franzosen nicht schon dort handthieren? Vielleicht binden sie in dieser Stunde ihre Pferde an das Gitterthor; vielleicht leeren sie Eure Keller und stecken Eure Schzunen in Brand, mein lieber Herr Ritter; denn auf solche Weise heizen die Franzosen gerne ein. Falls die Fremden Euren Landsitz besetzt haben, daftet Ihr mir dafür?" — „Auf meine Ehre! Spielt nur!" — „Sind die Wasser schön auf Eurem Landsitze zu Kamaldoli?" — „Die Tiber strömt mitten durch. Die ganze Campagna könnt Ihr vergiften, wenn's Euch beliebt; aber spielt doch einmal!" — „Und schattige Boskette, und Bildsäulen, und schöne Aussicht? O! die Aussicht geht mir über alles!" — „Ja! ja! und Galgen für meine Vasallen; ich habe das Recht über Leben und Tod; gefällt Euch das? ... Aber so spielt doch!" — „Und die Töchter Eurer Vasallen? sind sie hübsch, sind sie rosig, wie Aglaura?" — „Jetzt genug! im Namen meiner Mutter fen's geschworen!" Und er fuhr mit der Hand nach seinem Degen. — „Send doch ruhig. Es bleibt dabei! Zweimalhunderttausend Zechinen gegen Euren Landsitz von Kamaldoli." — „Ja! zum letzten Mal ja!" — „Carreau!" — „Da." — „Carreau!" — „Da!" — „Carreau!" — „Höll und Teufel! ich habe keines mehr." — „Carreau?" — „Macht fort!" — „Carreau." — „Keines!" — „Mein ist Kamaldoli!" — „Nun, das muß ich gestehen, verwünscht sind diese Karten, der Teufel hat sie gemischt, das Feuer der Hölle hat sie gefärbt! Um Vergebung, gnädige Frauen, ich bin etwas heftig; aber ich bin auch bodenlos unglücklich. Nein, ich schäme mich vor mir selber, denn im Grunde wissen Sie wohl, wie wenig ich um diesen Verlust mich kümmere. Nun, sind Sie diesen Abend eben so schlecht gesahren, als ich? Es wäre mir in der That sehr leid; doch ich vergesse, mein Herr, daß Ihnen mein Landsitz anheimfällt! Sie sind wohl so gütig, will ich hoffen, bis-weilen diese Damen einzuladen. Verwünscht! fünf Mal Carreau! fünf Mal!" — „Signor Korsini! das soll mir eine angenehme Pflicht seyn. Sie selber, wenn Sie mich dort auf einige Wochen mit Ihrer Gegenwart beehren.." — „Wie, Sie bleiben auf halbem Wege stehen? Ihnen gehört Kamaldoli; aber noch besitze ich einen Pallast, den Pallast meiner Ahnen. Sie wissen, nach Palazzo Pitti ist er der schönste in Florenz; so sprechen alle Fremde. Marmor und Gemälde allein eine Million werth. Wollen Sie es wagen?" — „Warum nicht?" — „Was setzen Sie dagegen?" — „Was Sie wollen." — „Nicht so! setzen Sie es fest!" — „Bestimmen Sie es selber." — „Wohlan denn! quitte ou double! Ihren Gewinnst gegen den Palazzo Korsini." — „Topp!"

Die Karten wurden gemischt und ausgetheilt. „Finden Sie nicht, Signor Doria, daß diese Lampen schwächer brennen?" — „Sie sind wohl müde, Signor Korsini; wenn Sie es wünschen, halten wir einen Augenblick inne." — „O nein! mir scheinen nur die Kerzen des Leuchters zu dunkel. Seit einigen Minuten schwimmt es mir vor den Augen, die Farben meines Spiels flimmern durch einander . . . Es ist an Ihnen!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Anders verhält es sich mit den Gesellschaften der Großen in den beiden Hauptstädten des Reichs. Hier ist Reichthum und Luxus, und selbst der feine Geschmack in allem, der Gegenstand der Bewunderung selbst für einen, der in Paris und London die Pallaste der Großen näher kennen gelernt hat. Diese soirées oder réunions zeichnen sich wirklich durch Eleganz und guten Ton äußerst vortheilhaft aus. Wenn der fremde Gast auf seine Einladungskarte Abends vor dem Pallaste in seinem Wagen erscheint, fliegen die Thore desselben ungestüm auf; ein Schwarm von reich gallonirten Bedienten, mit Fackeln in den Händen, führt den Gast über die breiten Treppen in die Gesellschaftszimmer, in welchen man, nachdem man der Frau vom Hause vorgestellt worden, sogleich zu der zwanglosesten Unterhaltung mit den bereis versammelten Gästen übergehen kann. Die Zimmer, durch welche man auf diese Weise, von einem Gaste zum andern wandernd, kömmt, sind sämmtlich aus's Reichste dekorirt und durch wahrhaft ungeheure Spiegel, wie sie allein hier verfertigt

Digitized by Google

werden, gleichsam vervielfacht. Vor der eigentlichen Tafel werden Erfrischungen im Ueberfluße von den Bedienten herumgetragen.

Vor allem zeigen die russischen Großen ihre Pracht in der Anzahl ihrer Bedienten. Schon in dem Hofe wird der Fremde von ihnen umschwärmt; in dem Vorzimmer stehen sie dicht an einander und begleiten endlich den Gast in die tieferen Gemächer, um ihm da die überflüßigen Kleidungsstücke abzunehmen und in dem Vorzimmer aufzubewahren. Früher soll diese Sucht noch viel größer gewesen seyn, aber sie ist wahrlich auch jetzt noch groß genug, besonders wenn man dazu bemerkt, daß die meisten derselben müßig gehen und zehn derselben nicht so viel arbeiten, als in Deutschland ein einziger. Diese Sucht hat sich selbst auf die Mittelklasse fortgepflanzt, und ein Russe hält unter denselben Verhältnissen wenigstens vier Mägde, unter welchen ein Deutscher in seinem Vaterlande froh seyn würde, eine einzige zu haben. Diese einzige thut aber in der Regel gewiß eben so viel, als alle jene vier zusammengenommen, und wenn es einmal Nachmittag ist, so thun alle vier gar nichts mehr; denn dann haben sie Feierabend und legen sich bis zum Schlafengehen im Sommer auf den Eiskeller, im Winter auf den Ofen, der zu dieser langen Siesta eigens eingerichtet ist. In England, in London selbst, sieht man in den größten Pallästen kaum drei oder vier eigentliche Bediente des Herrn, während ihre Zahl hier bei den Großen auf fünfzig, sechzig, und selbst über hundert steigt, wozu denn allerdings die Leichtigkeit, sie sich zu verschaffen, das Meiste beiträgt, denn fast alle sind Leibeigene von den Gütern des Herrn. Da ist ein Intendant und ein Maitre d'hôtel, ein Dutzend Zimmerbursche, eben so viel Aufwärter, eigene Bediente des Herrn und eigene Bediente der Frau, und wieder eigene für den jungen Herrn und für die Fräulein vom Hause; dann kommen die Kellner, Beschließer, Jäger, Schweizer, Thürsteher, Portiers, Läufer, Kutscher und Stallbursche, Jockeys und Vorreiter, Köche und Küchenburschen, die Konfiturers, die Einheizer und Zimmerputzer u. s. w., die Dienerinnen aller Art gar nicht zu erwähnen. Das Aergste an der Sache ist aber das fortwährende Anwachsen dieser Dienerschaft. Denn jeder Mann nimmt, wie sich in Rußland ohnehin versteht, sobald er in den Dienst tritt, auch seine Frau mit. Die Kinder, welche aus diesen Ehen entspringen, gehören ebenfalls zu dem Hause, und bleiben auch in demselben; ja oft werden sogar Verwandte, wenn auch nicht gänzlich in das Haus gezogen, doch Tage und Wochen lang in demselben behalten, ohne daß man sich dagegen aufhält; ferner finden die guten Freunde und Bekannte der Dienerschaft hier gewöhnlich offene Tafel und meistens auch ein Schlafgemach. „Als ich heirathete," erzählte mir ein reicher Russe, „nahm ich mir fest vor, durchaus nur so viele dieser unnützen Menschen in meinem Hause zu behalten, als unumgänglich für mich und meine Frau nothwendig war, und ich beschränkte mich daher auf vierzig. Aber zu meinem großen Erstaunen bemerkte ich nach drei oder vier Jahren, daß sich diese Zahl bereits beinahe verdoppelt hatte." In jedem andern Lande würde auch der Wohlhabendste sich begnügen, etwa drei oder vier dieser Leute bei Tische zur Aufwartung zu haben, aber in Rußland muß bei jeder Gasterei von oft 40 und 50 Personen hinter jedem Stuhle ein solcher Mensch stehen, wenn das Ganze nicht armselig aussehen soll. Sonst war es Sitte, und ist es in den Landhäusern mancher Großen noch, in jedem der zahlreichen Zimmer einen eigenen Bedienten, und an den Thüren derselben noch einen oder zwei aufwartende Knaben aufzustellen, und diese Leute die Stelle der jetzigen Glockenzüge versehen zu lassen. Wenn Se. Durchlaucht in dem letzten seiner Appartements einen Befehl zu erlassen geruhte, so lief das Kommandowort von Zimmer zu Zimmer und von Thüre zu Thüre, bis es endlich den letzten erreichte, der das Verlangte brachte, worauf es dann durch eben so viele Personen wieder an den Gebieter (gnädigen Herrn) gelangte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Oktober.

(Beschluß.)

Die Zeitungen und die Ultras.

Unsere politischen Zeitungen sind jetzt unglaublich trocken, dürr, beschnitten, die Wasserkiste fast wie die Spenersche, besonders aber die Staatszeitung. Der Ruhm, dessen sich letztere seit einiger Zeit erfreute, am schnellsten und gewissenhaftesten die politischen Neuigkeiten des Auslandes mitzutheilen, hat sie, wie es scheint, verdrossen. Jetzt liefert sie die wichtigsten Notizen unendlich spät, abgekürzt, dürftig den Nero herausgeschnitten. Die Braunschweiger Vorfälle erfahren wir nach drei Wochen, von den Dresdenern nichts als die Proklamationen, von denen man, ohne andere Quelle, kaum wüßte, worauf sie sich beziehen, und von den Kasselern eigentlich gar nichts. Da man indessen in einer Stadt wie Berlin nicht gut unwissend bleiben kann, so liest man dafür desto mehr die Allgemeine, die Hamburger und Nürnberger Zeitung. Ich glaube nicht, daß ein Quentchen Nachricht uns verloren geht; um so unglaublicher scheint die Anwendung von deralischen restringirenden Censurmaßregeln in einer preußischen Hauptstadt. Es kann auch nur temporär seyn, wie so manches; aber daß es ist, daß man nicht mehr Vertrauen zeigt, Bürgern, die sich alles Vertrauens würdig gezeigt, ist immer ein Fleck. Es geht natürlich nur von überängstlichen Zwischenbehörden aus. Unsere Ultra ärgern sich, daß es in der Welt außerhalb noch so ordentlich hergeht. Mehrere hier haben gar keinen Hehl, daß sie in Paris den Sieg der Klubbs erwarten und wünschen; in der Deputirtenkammer ist Manguin ihr Held, sie sähen die Hinrichtung der Minister gar nicht un-

Digitized by Google

gern, und die kräftigen Anstrengungen der Pariser National-garde, die Wiedererwählung der gemäßigten Deputirten, sind ihnen eben so unerwartet als Striche durch die Rechnung. Sie haben es vorhergesagt und sie wollen es, daß aus der Umwälzung eine Ueberwälzung wird. Ob sie aber noch wähnen, daß eine Rückwälzung, wie die der Restauration, jemals wieder in Frankreich eintreten könne, oder ob es nur ein Nachegefühl ist? eine Verirrung der politischen Ansicht, die nach solchen blutigen Erfahrungen kaum glaublich scheint, aber doch existirt. Gnadenerweise sind diese unsere Ultras gesäet, und woher die beißen, noch die einsaubreisten Köpfe. Niemand schreibt ihnen übrigens verbrauchte und böse Absichten zu; doch betet jeder ächte Preuße, der seinen König liebt, daß diese Phantasietheoretiker keinen dauernden Einfluß auf unsere Staatsangelegenheiten gewinnen. Mit dem Preußen, welches ist, wäre es alsdann aus, und ob ein neues Preußen noch längst zu Grabe getragenen, vermoderten Begriffen sich im 19ten Jahrhundert neu konstituiren ließe, bliebe doch ein Problem.

Von der innigsten Verehrung der Berliner für ihr Königshaus werden Ihnen die Zeitungsnachrichten vom Empfange der hohen Neuvermählten, des Prinzen Albrecht mit der Prinzessin Mariane, ein sprechendes Zeugniß gegeben haben. Unpassend war die dazu gewählte Oper: „Andreas Hofer“ nach Rossinis „Wilhelm Tell.“ Weder als Hofer noch als Tell paßte das zu anderer Zeit ganz unverfängliche Thema zu einem Tage, der dem Publikum eine fürstliche Vermählung repräsentiren sollte.

Frankfurt a. M., Anfangs November.

(Fortsetzung.)

Peschier über Frau v. Staël.

Im Museum (im rothen Hause) vernahmen wir in der Zwischenzeit, neben ausgezeichneten, dem Gebiete der Tonkunst angehörigen Leistungen, ebenfalls mehrere sehr interessante Vorträge. Dahin gehört namentlich ein Vortrag des Pfarrer Becker von hier über den belgischen Aufstand gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Der Redner machte besonders auf die Aehnlichkeit aufmerksam, welche die Phasen jener geschichtlichen Begebenheit vor etwa 40 Jahren mit der Revolution darbieten, deren Schauplatz jetzt die nämlichen Gegenden sind. Wie heute, hatten auch damals Priester die Hand mit im Spiele, wie heute herrschte auch damals zügellose Anarchie in dem unglücklichen Lande. — In der letzten Museumssitzung trug der schon einige Male in diesen Blättern erwähnte Genfer Gelehrte, Peschier, auf dringendes Ersuchen der Direktion der Gesellschaft eine kritische Abhandlung über Frau von Staëls Corinna vor. Im Eingange berührte er kurz die so seltsam verflochtenen Lebensschicksale seiner berühmten Landsmännin. „Um ihrem Besitz, sagt er ferner, streitet die Politik mit den Wissenschaften; allein ihre Begeisterung für den Dienst der letztern führte sie immer wieder zu den Künsten des Gedankens zurück, ohne daß sie deshalb weniger die Menschen im Getümmel der Geschäfte, im Kampfe der Partheien und unter dem Schleier beobachtete, worin sich die Diplomatie verhüllt; und so scheint sie denn zwei Epochen, einer zweifachen Literatur und einem zweifachen Vaterlande anzugehören. Gegen Ende des 18ten Jahrhunderts, zu jener Zeit geboren, wo das literarische dolce far niente alle Köpfe beschäftigte, bewillkommnete Frau v. Staël die Morgenröthe der gesellschaftlichen Reform in Frankreich, den Honigmonat der Revolution. Zeuge der Ausschweifungen, die sie bestecken, des Wahnsinns einer mörderischen Regierung und der Thaten Bonapartes, zog sich die berühmte Frau auf ihr Schloß bei Genf zurück, als ein Opfer des Kampfes mit einer argwöhnischen Regierung, die ihr Liberalismus in Schrecken setzte und die sie bis zur Erbitterung fürchtete. Müde der Tyrannei des ersten Konsuls, der Kaiser geworden und den ihr Werk über die Literatur gegen sie aufgebracht hatte, verläßt Frau v. Staël ihren Salon zu Coppet und begibt sich nach Italien, um sich hier durch Kunstgenuß von den peinlichen Auftritten zu erholen, denen sie jeden Tag ausgesetzt war. Hier verfaßte sie Corinna, ein eben so originelles als rührendes Werk, das zugleich Roman und Reisebeschreibung ist; eine poetische, höchst anziehende Erzählung, die zuweilen die vertrauliche Mittheilung einer höhern Seele und die Geschichte ihrer eigenen Leiden zu seyn scheint, eine durch aus ideale Fiction, worin selbst das gehobte Auge eines Censors keine politische Tendenz entdeckt hätte, die aber dennoch den Despoten, der damals herrschte, so sehr in Zorn setzte, daß er selber eine derbe und geistreiche Kritik dieses Werkes, ohne sie zu unterzeichnen, in den Moniteur einrücken ließ.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 272:

Das Besteck.

Räthsel.

Viel Dinge bekanntlich in unserer Welt
Sieht man bald fallen, bald steigen.
Doch nenn' ich dir, Freundchen, ein solches nun,
Dem beides recht eigentlich eigen.

Es seh'n gar Viele noch seinem Stand
Mit Freuden, und wieder mit Sorgen,
Und Mancher, wenn er es fallen sieht,
Er fürchtet den künftigen Morgen.

Denn sinkt es tief und tiefer hinab,
So drohn Erdbeben und Stürme,
Und wenn es nicht schleunig sich wieder hebt,
So fallen Mauern und Thürme.

Und der Donner reacht und das Festeste bricht,
Nicht schützen Riegel noch Eisen.
Doch hebt es sich, gleich wird das Wetter schön,
Und ruhig kannst Du verreisen.

Nun rathe! — Doch nur nicht ein Wetterglas!
Mein Räthsel, es hängt nicht im Zimmer,
Quecksilber ist auch nicht ein Tropfen darin,
Doch wie Quecksilber ist's immer.

Drum bitt' ich am Borne des Räthselgenies
Nur wieder und wieder zu pumpen.
Mein Wort — es besteht nur aus Lumpenstoff,
Und macht auch bedeutende Lumpen.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 279.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 22. November 1830.

Quels dinés,
Quels dinés!
Oh! que j'ai fait de bons dinés!

Béranger.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Eine polnische Gräfin erzählte mir, als sie einst bei dem Grafen Orloff einen Geschäftsbesuch gemacht, habe der Graf unter dem Gespräche dem an der Thüre stehenden Bedienten befohlen, ein Glas Wasser zu besorgen. Der Diener hatte kaum den Rücken gewendet, um mit seinem nächsten Nachbar zu sprechen, als er schon wieder auf seinem Posten erschien. Es verging eine halbe Stunde und das Glas Wasser kam noch nicht. Der Graf, von Durst geplagt, mußte seinen Befehl wiederholen und sagte zur Gräfin: „Sehen Sie, was für ein armer Mann ich bin, ich habe über 120 Bediente blos in diesem Hause, und wenn ich ein Glas Wasser bedarf, kann ich es nicht erhalten.“ Die Gräfin lächelte über den armen Mann und meinte, wenn er noch ein gut Theil ärmer wäre und nur einen Bedienten halten könnte, so würde er wohl besser bedient seyn. Die Gräfin Orloff, seine Tochter, die das ganze Vermögen des Vaters geerbt hat, soll in ihrem Pallaste zu Moskau über achthundert Bediente jeder Art und jedes Geschlechtes haben, und blos für sie ein eigenes Hospital halten.

Nebst diesen Armeen von Bedienten, zeigen die Reichen Rußlands ihren Glanz am liebsten in der Fülle und Pracht ihrer Tafeln. Wer bei ihnen zu Tische geladen ist, muß eigentlich zweimal Tafel halten. Denn gleich bei der Ankunft, etwa eine Stunde vor dem Hauptschmause, wird man in eines der vorzüglichsten Zimmer geführt, in welchem auf mehreren kleinen Tischen eine Unzahl kalter Speisen aufgetragen ist, als Häringe, Caviar, Eingemachtes, Hausen, Sterlette und dergleichen, die Hauptsache, Liqueurs und gebrannte Wasser aller Art, nicht zu vergessen. Die Gäste genießen davon stehend oder im Gespräche auf- und abgehend, bis das Zeichen zur Tafel gegeben wird. Man tritt dann in einen Saal, in dessen Mitte ein ungeheurer Tisch mit Speisen aller Art beladen steht. In der Mitte desselben prangt eine große, goldene oder silberne Platte in Form eines Präsentirtellers, eines Blumenkorbes und dergleichen, und zur Seite desselben stehen mehrere kostbare Gefäße mit duftenden Blumen, mit edlen Früchten, Konfitüren und dergleichen. Die Frauen sitzen gewöhnlich an der obersten Stelle beisammen, den übrigen Raum nehmen die Männer ein. Diese Trennung der Geschlechter, welche erst in den neuern Zeiten weniger strenge beobachtet wird, ist natürlich der Geselligkeit durchaus nicht förderlich, und muß in Rußland, wo der Umgang zwischen beiden Geschlechtern viel freier als in andern Ländern ist, doppelt auffallen. Auf Rangordnung im Sitzen wird lange nicht so kleinlich gehalten, wie dieß noch in so vielen Gegenden Deutschlands der Fall ist. Da die Tafeln gewöhnlich rund oder elliptisch sind, und die Frau und der Herr vom Hause einander gegenüber sitzen, so wird schon durch diese einfache Anordnung der lächerliche Rangstreit größtentheils entfernt, und man sieht daher oft die vornehmsten der anwesenden Gäste mitten unter den ge-

Digitized by Google

geren sitzen. Die abscheuliche Sitte, die schon der jüngere Plinius so bitter verspottet: amicos suos gradatim habere, und dem Unterhause an der Tafel schlechtere Weine und dergleichen zu geben, ist in den besseren Gesellschaften Rußlands eine durchaus unbekannte Sache.

Der gerühmte Reichthum einer russischen großen Tafel zeigt sich nun vor allem in der beinahe unzähligen Menge von Eingemachtem, von Saucen, Brühen und dergleichen. Der Marchese Caraccioli, neapolitanischer Gesandte in London, machte einst an dem Tische eines englischen Ministers die Bemerkung, daß es in England über sechzig religiöse Sekten, und doch nur eine Sauce (die in zerlassener Butter besteht) gebe. In Rußland hätte er beides, Sekten und Religionen und Saucen, beinahe in gleich unzähliger Menge gefunden. Diese Dinge, unter welchen die eingemachten Beeren und Früchte die erste Rolle spielen, werden auf einem Seitentische eigens aufgestellt und von dem Maitre d'hôtel und seinen Assistenten servirt. Jede Minute kömmt einer mit seiner silbernen Schaale und dem kleinen goldenen Löffel, und flüstert dem Gaste vertraulich ins Ohr, was für eine Seltenheit hier seinem Gaumen angeboten wird, und kaum hat sich dieser entfernt, so steht schon wieder ein anderer da und trägt eben so vertraulich, welcher von den Bechern mit Burgunder, Champagner, Lafitte, Tokayer, Pacharet, Johannisberger u. s. w. gefällig sey. Besonders ist die Menge von Champagner auffallend, die bei einem solchen Schmause getrunken wird. Es wäre in der That unerklärbar, wie die kleine Champagne auch nur so viel Wein liefern könnte, als jährlich in Rußland verbraucht wird, wenn man nicht wüßte, daß Rußland in seinen Provinzen am Don sehr weitläufige Weingärten hat, die einen Wein liefern, der dem gerühmten Champagner an Güte und allen seinen bekannten Eigenschaften durchaus nicht nachsteht. Auch in der Krimm hebt sich der Weinbau sehr, da er nicht blos von den Großen, sondern selbst von dem Monarchen auf das Thätigste unterstützt wird, und diese Insel liefert bereits Weine, die mit den besten aus Ungarn, Tyrol oder Frankreich in die Schranken treten können.

Unter den Leckereien der russischen Tafeln stehen die Varenikys und die Batwinia oben an. Beide sind dem Lande eigenthümlich und für einen, der kein Gastronom ist, schwer zu beschreiben. Die Varenikys bestehen im Allgemeinen aus eingesottenen Früchten und Beeren, und sie theilen sich in beinahe unzählige Unterarten. Die Batwinia, der König der Okkaportrida, ist ein sonderbares Gemisch von Fleisch, Fischen, Krebsen, eingesalzenen Gurken, feinen spanischen Zwiebeln und dergleichen Ingredienzien. Sie wird gewöhnlich zwischen Stücke von Eis auf einer großen Schüssel in die Mitte des Tisches gestellt. Der Kaiser Alexander ließ bei seiner Anwesenheit in Wien während des großen Kongresses diese gerühmte Batwinia auch bei einem diplomatischen Gastmahle auftragen, das er den fremden Gesandten und Ministern gab. Als er den bekannten Marschall Vorwärts von dieser Speise nehmen und mit saurem Gesichte essen sah, fragte er ihn, wie er diese Lieblingsspeise der Russen finde. „Sire," sagte der gerade Soldat, „je la trouve détestable," und gab das Uebrige dem nahe stehenden Bedienten. Der Monarch lächelte über diesen Angriff auf sein Leibgericht und setzte den übrigen Gästen mit einer Art von Vorliebe und mit nicht geringer Sachkenntniß die kostbaren Bestandtheile desselben auseinander. Nebst diesen beiden Speisen gibt es aber noch viele andere, die im Auslande eben so unbekannt sind, und von denen viele so wohl schmecken, daß sie es wohl verdienten, von unsern Gourmands näher beachtet zu werden. Hieher gehört die berühmte Borschtsuppe mit Kohl, rothen Rüben und Filchstücken; die Pirogi oder gefüllten Kuchen, die sehr wohlschmeckenden Sterlette, eigens zubereitete Wasserhühner, Schweinefleisch mit Trüffeln, afrikanische Beeren und krimmische Früchte, und wie die Dinge alle heißen, die einen an solche Fülle und an solches Gemisch ungewöhnten Magen schon nach dem ersten Versuche in die größte Verlegenheit bringen können.

Roberto Korsini.

(Fortsetzung.)

Mit drei Zügen warf das kalte Schicksal den Armen völlig zu Boden. Ohne Klage, ohne die Miene nur zu verändern, legt er den goldenen Schlüssel des Pallastes auf den grünen Teppich und schreitet hin durch die stumme Gesellschaft; keiner wagt es, ihn anzuhalten, alle fesselt unwillkührliches Entsetzen beim Anblick dieses fürchterlichen Glückswechsels. Allein Roberto kehrt um. Hat er noch etwas zu verspielen? Er bückt sich zu Doria nieder und flüstert ihm mit sichtbarer Bewegung einige Worte ins Ohr. Doria scheint etwas zu besehen. Die Karten sind wieder in beider Hand.

„Seyd Ihr der Teufel selber? Ihr verliert nie!" — „Ganz im Gegentheil, Signor Korsini, ganz im Gegentheil! der Teufel liebt die Weiber nicht, aber ich gewinne so eben Eure Geliebte, Eure Braut, die Jungfrau, die Ihr in wenig Tagen heimführen solltet als Gattin." — „Ein Nichtswürdiger, wer so etwas laut verkündet!" — „Ein Niederträchtiger, der so spielt!" Und alle umstehenden Damen riefen zornentbrannt: „Wie! seine Braut, Azzuara! Cavalcantis einzige Tochter! Heilige Jungfrau! mußten wir das erleben! die dreifarbige Fahne auf dem Duomo, und eines Edelmanns Geliebte verspielt wie elendes Gold!!" — „Einen Augenblick Ruhe, wenn ich bitten darf. Ich, Franzesko Roberto Korsini, aus dem edlen Hause entsprossen, welches der Republik Venedig zwei

Digitized by Google

Dogen, der Stadt Triest einen Governor, dem heimischen Florenz manchen Podestà und Gonfaloniere gab; ich, Herr von Kamaldoli, sage es laut: ich spiele um meinen Namen, den Namen Franzesko Roberto Korsini.“ — „Um seinen Namen!“ riefen mit lautem Hohngelächter die Umstehenden: „er spielt um seinen Namen!“ — „Mein Name, denke ich,“ fiel Korsini bitter lächelnd ein, „ist wohl einige tausend Morgen Reblandes von Carrara werth; der Ruhm, der sich an das Haus Korsini knüpft, wiegt wohl jede Summe auf, die Ihr auszusetzen beliebt, Signor Doria! Ich setze meinen Namen ein; wenn ich verliere, so bleibe ich verpflichtet, in meinem Leben mich nie mehr zu nennen. Mein Name ist ein theurer Schatz, er steht geschrieben im Buche des Schicksals, geschrieben mit goldenen Buchstaben auf Venedigs Pergamenten; er steht auf jedem Blatte von Hetruriens glorreicher Geschichte. Wohlan! wenn ich verliere, so werde er überall ausgemerzt. Bedarf es der Worte, Euch, edle Herrn, die Größe meines Opfers darzuthun? Ihr wißt es so gut als ich, an unserem Namen hängt der Segen unserer Väter, der Ruhm, den sie erworben; er knüpft die Vergangenheit an die Gegenwart, die Gegenwart an die Zukunft. Der Leibeigene trägt nur den Namen, den ihm der Wille seines Herrn gibt; der Bastard erhält den seinen vom Mitleid der Welt: und doch hängen Bastard und Sklave fest an dieser Gabe, an diesem Almosen; auch ihnen ist der Name ein magisches Band, ohne welches des Lebens rascher Strom hinschwände in das Nichts, gleich den Staubwolken, die der Wind auf der Heerstraße fortwälzt. Nie schlägt ein Name an unser Ohr, ohne die Geschichte eines Menschenliedes rasch in unserer Erinnerung aufzuregen; der Name ist der Mensch selber; er ist eine Klassennummer auf dieser Erde; wird sie ausgerufen, und Ihr antwortet nicht, oder Ihr habt das Recht verloren, darauf zu antworten, so ist jedes andere Recht dahin. Die Gesetze sind nichts mehr für Euch als ein todter Buchstaben; Euer Leben wird zum Betruge, zur Lüge; Ihr seyd ein Paria, wenn die Welt keinen Namen mehr für Euch hat. Und am Tage des jüngsten Gerichtes, wenn die Zeit verschwindet vor der Ewigkeit, wenn der Raum hinschwimmt ins Unendliche, wenn der Erzengel mit seiner Donnerstimme die Todten aus den Grüften ruft, wird nicht alsdann der Name zum Schlüssel, der den Himmel öffnet oder die Hölle? Bin ich namenlos geworden, so bleibe ich taub beim Rufe des Erzengels, verloren selber für Satan. Bedenkt es nochmals: der Name ist die Seele selber. Meinesgleichen hat schon oft seine Seele dem Bösen verschrieben, ich thue mehr: ich morde sie. Ein Name ist das einzige Eigenthum, das urkundlich eingegraben steht auf jeder Menschenstirne durch Christi eigene Hand. Wohlan, ich spiele um meinen Namen! . . Wie doch schätzt Ihr ihn wohl, Signor Doria?“ — „Euer Vorschlag, Signor Korsini, ist sehr sonderbar, und Ihr sehr, wie derstürzt und betroffen ich bin. Schon mehr als einmal sah man um Geld, um Paläste, Königreiche und Frauen spielen, aber um einen Namen!“ — „Es mag Euch sonderbar dünken; doch jetzt handelt es sich nicht darum, ob die Sache selten ist oder nicht. Hat mein Name einen Werth? ja oder nein!“ — „Um Vergebung, ich muß doch wissen, was ich um Eurem Namen, wenn ich ihn gewinne, anfangen soll? hat er gleichen Werth für mich wie die Reichthümer, die Ihr an mich verlort, als die Gattin, die ich mir rechtmäßig wieder gewonnen habe?“ — „Wie? Ihr rechnet die Verachtung für nichts, die ich mir zuziehe in den Augen der Welt? für nichts das gesetzlose, traurige Nichtssevn, zu dem ich mich verdamme, bis ich wieder losgekauft werde? Ich habe es laut gesagt, ich spiele um meinen Namen, d. h. um meine Seele.“ — „In der That, ich hätte das Recht, solch teuflische Herausforderung nicht anzunehmen. Doch Eure fieberhaften Reden, der ungeheure Verlust, den Ihr erlitten, die Hoffnung, Euch aus dem Abgrunde wieder emporzuraffen . . .“ — „Schon gut, schon gut, ich weiß Eure Beweggründe zu schätzen. Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht? Zum letztenmale, wir beide schlagt Ihr meinen Namen an? Macht schnell! Euer Zaudern foltert mich zu Tode.“ — „Euren Namen schätze ich allzuhoch, um seinen Werth zu bestimmen. Gewinne ich, so fällt er mir anheim, verliere ich, so mögt Ihr mir sagen, wie viel er Euch gilt.“ — „Setzt Euch!“

Beide Spieler machten das Zeichen des Kreuzes. Während sie die Karten mischten, entfernte sich die ganze Gesellschaft, als triebe sie ein Gespenst von dannen. Roberto und Doria blieben allein im Saale. Es war beinahe Mitternacht. Der venetianische Krystalleuchter verbreitete nur noch ein zweideutiges, unheimliches Licht. Die Frestodecke, das blaue Porzellan, das schwarze Marmorgesimse des Kamins, die Statuen, bleich und hoch, die Tapeten mit ihren Bildern, die schimmernde Wanduhr, alles verschwamm im Dämmerlicht. Aber rechts und links, an allen Wänden des Saals, gaukelten in den großen Spiegeln, die, sich selbst wiederholend, eine unabsehbare Perspektive bildeten, die bleichen, hohlen Gesichter der zwei Spieler, wie eine Geisterversammlung. Beim Anblicke der gleichförmigen Bewegung jener Gestalten hätte man geschworen, es sitzen da Gottesläugner, über einem dämonischen Werke brütend. Schauerlich war es in dieser Stille, wie der vordringlichende Nachtwind die rothen Gardinen am offenen Fenster mit ihren zitternden Goldfranzen hin und herwarf oder im Laube des Gartens weinerlich rauschte und die Baumäste bis zum nahen Balkone herüberbog, das es war, es seyen neugierige, phantastische Zuschauer auf dem Altane. Und plötzlich kreischt eine Stimme: „Ich bin verdammt!“ — Ein einzelner Mann eilte in der Nacht durch das Thor San Gallo ins Freie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Nachrichten aus Algier.

Aus dem Briefe eines französischen Offiziers.

. . . . Es ist acht Uhr Abends, die Muezzins und Marabuts rufen von den Moscheen herab zum Mastemann zum Gebet; die Juden ihresseits rüsten sich zum Oftersfeste und verwandeln ihre Terrassen in Boskette von grünem Rohr, unter denen sie ihr ungesäuert Brod essen; die Franzosen, von Mauren mit Laternen begleitet, besuchen einander. Die Abendgesellschaften beginnen und gehen erst mitten in der Nacht zu Ende. — Die Juden vergbittern uns beinahe; Alles gäben sie uns hin, nur ihr Geld nicht. Sie bedauern, wenn wir je einmal das Land räumen sollten, so wollten sie, ehe sie sich wieder unter das türkische Joch begäben, lieber mit uns ziehen und ein neues Algier in Frankreich gründen. Da bewahre uns Gott davor! — Sogar die Frauen fangen an, menschlicher zu werden; als wir einrückten, sah man niemals eine Frauensperson auf der Straße; jetzt gehen sie sammt und sonders aus. Die Maurinnen gehen noch verschleiert. Sie fangen aber bereits an, den Burnu, der ihr Gesicht bedeckt, ein wenig herabzulassen, und da kommen nun große schöne Augen zum Vorschein, deren Feuer durch die schwarze Färbung der Augbraunen und Wimpern noch erhöht wird. Die Eifersucht der Mauren hat, wie die Strenge, womit ihre Weiber sich verschleierten, nachgelassen, und was ganz unerhört ist, Franzosen haben auf Landhäusern Zutritt in die Harems gefunden.

Die Stadt entvölkt gegenwärtig so viele französische Soldaten als Einwohner, und das Treiben auf den Straßen ist gar nicht uninteressant; hier sitzt ein Besieger von Algier ein neues Eisen auf der Trompe und hält einen Händel mit Lebensmitteln vor sich; dort kommt ein Maure auf einem Kameel geritten, hinter sich auf der Trompe einen französischen Soldaten; bei jedem Schritte begegnet man jungen Mauren oder Juden, die vor den Offizieren mit Rohrstöcken das Gewehr präsentiren und ziemlich verständlich rufen: „Bon jour, Monsieur, comment vous portez vous? Présentez armes! en joue! feu!“

. . . . Wir machen Lustpartbieen zu den Vorposten und speisen daselbst. Die Landsäuser sind wirklich ganz herrlich; die Gebüsze von Palmen, Citronen, Aloes, Granaden, Feigen und Olivenbäumen, in denen die alten Herrn des Landes ihre Zeit in Liebesständeln verbrachten, leiden uns jetzt ihre Schatten zum selben Zwecke.

Die Wohlgerüche des Jasmins und der bengalischen Rosen erfüllen die Luft, und felsgeklüftete Bäche rieseln unter dem dichten Laubdach der Orangen. Kein gefährliches Thier stört die Lust in diesem Paradiese auf Erden; man sollte meinen, Löwen, Panther und Hyänen seyen vor uns, gleich den Beduinen, in die Bergkette des kleinen Atlas geflohen, die da auf der andern Seite der Bai vor uns liegt. Doch gehen wir wieder in die Stadt zurück. Jedes nur etwas beträchtliche Haus hat einen mit weißem Marmor gepflasterten Hof, drei Stockwerke, Fenster ohne Glas und darüber eine Terrasse, wo man Abends der kühlen Seeluft genießt. Teppiche, ein Paar sehr niedrige Tische, Kissen und Kasten, darin besteht das ganze Geräthe; das Personal bilden Bediente, deren man haben kann, so viel man will und zu ganz niedrigem Preise, und ein Dolmetscher. Die Häuser der Kaufleute sind noch ärmlicher; zu beiden Seiten einer schmutzigen Gasse, die so eng ist, daß kaum zwei Personen neben einander gehen können, sitzt vor einem dunklen Loche ein Maure, der gravitätisch seine Pfeife taucht, sich des Fächers bedient, seinen Kaffee schlürft oder seinen Rosenkranz durch die Finger laufen läßt; dies ist ein Kaufmann in seinem Maagzin.

Bereits ist Befehl gegeben, daß mit dem Wiederaufbau von zwei schönen Kasernen, welche die Stadt an ihren beiden Enden begrenzen werden, der Anfang gemacht werden soll. Man ist eifrig daran, die Hauptstraßen breiter zu machen, ihnen Mauren zu geben, und nicht lange, so werden die Häuser numerirt seyn. Man hat Kloake niedergerissen, um einen großen, schönen Platz zu gewinnen, und zwar im Mittelpunkt der Stadt und im belebtesten Quartier; man errichtet darauf Buden nach einem gleichförmigen Plan, und die Mauren melden sich in die Wette als Miether derselben. Nicht weit davon läßt die Stadt ein Schauspielhaus bauen, und neben diesem erheben sich auch bereits ein Hotel und ein nach französischer Weise eingerichtetes Kaffeehaus.

Frankfurt a. M., Anfangs November.

(Beschluß.)

Pescheier's Vorlesungen. Paganini.

Pescheier urtheilt, wie man leicht errathen kann, keineswegs die Ansichten des kaiserlichen Kritikers über Frau v. Staëls Werk. Nachdem er die Hauptcharaktere, die Situationen u. s. w. in Kürze analysirt hat, schließt er seinen Vortrag mit folgenden Betrachtungen: „Was den bloß beschreibenden Theil dieses Werks betrifft, so weiß man nicht recht, was man am meisten bewundern soll, ob das poetische Genie, das in den letzten fünf Büchern vornämlich die lebhaftesten Gemüthsbewegungen hervorruft und die süßeste Rührung erzeugt, oder den Geschmack, das Kunstgefühl, das die ersten Bücher beseelt, oder den so unparteiischen, so neuen Gesichtspunkt zwischen dem Leben des Enthusiasmus und dem gemeinen Leben, zwischen dem Reichthum der Einbildungskraft und der Armuth der Ansichtsamt. Fernhalle ist es ein Akt der Großmuth und Gerechtigkeit von Seiten einer Frau, der ihre Berühmtheit eine gewisse Macht, Gutes zu thun, ertheilt, daß sie ein Volk vertheidigt, das alle andern seit lange mit Undankbarkeit behandeln; daß sie es mit seiner ganzen Empfindsamkeit, mit seiner ganzen Einbildungskraft und mit dem Sinn, den es für alles Schöne hat, schildert; daß sie jede Erinnerung an Rühmungen des Herzens knüpft und das sie endlich alle edlen Gesinnungen, alle Tugenden seiner Vorzeit ins Leben ruft, die noch jetzt, als Schatten, Italiens Träumerphantasie zu besuchen scheinen.“ Wir täuschen uns nicht, indem wir in unserm letzten Schreiben die Hoffnung äußerten, Pescheier werde im Laufe dieses Winters einen zweiten wissenschaftlichen Kursus eröffnen. Der Prospektus ist so eben erschienen und führt die Ueberschrift: „Cours de Littérature comparée ou Tableau des lettres en Europe aux 14., 15. et 16. siècles.“ Der Kursus wird zwar komplikschich die schöne Literatur umfassen, allein auch die Geschichtschreiber jener Jahrhunderte, die politischen Schriftsteller, die Philosophen und Theologen, namentlich die Kirchenverbesserer, und unter ihnen besonders Luther, werden Gegenstände des Vortrags seyn. Die frühern Leistungen dieses Gelehrten berechtigen uns zu den schönsten Erwartungen. Nachdem auf unserer Nationalschaubühne Paganini's Doppelgänger, in der Person des Hrn. Just aus Breslau, als Zaganini, mit großem Beifall und bei überfüllten Häusen mehrmals gespielt worden war, hat Paganini selber vor einigen Tagen ein sogenanntes Abschiedskonzert vor beinahe leeren Bänken gegeben. Hier in Frankfurt wenigstens hat dieser Gelgenheld sein goldenes Zeitalter überlebt. An die Stelle der Begeisterung, die er früher erweckte, ist fast kalte Theilnahmlosigkeit getreten; ja es wurde sogar bei seinem letzten Debüt, ferilich nur von Seiten der Laien in der Kunst, jene Originalität seiner Vortrags und seiner Haltung vermißt, die ein vorgenannter Doppelgänger so treffend zu parodiren weiß.

Beilage: Literaturblatt Nr. 119.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 280.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 23. November 1830.

Fort! flieh! die Menschheit stößt aus ihrem Schooß dich aus;
Flieh, und wohin du gehst, sey mit dir Schreck und Graus.

Delavigne.
Der Paria.

Roberto Korsini.

(Fortsetzung.)

Der Tag war nicht ferne; vom Bergvorsprung herab, wo der Namenlose stand, zeigte sich das näherliegende Land nur duftig und wogend wie ein Traumbild. Die Morgendünste lagen bläulichweiß über der Ebene, bald ruhig, bald wie Wellen fluthend. Mit jedem Augenblick veränderte sich im Nebel der Horizont und der Umriß der ganzen Gegend. Hohe Baumgruppen und duftumflorte Gebäude schienen vom festen Boden wie abgeschnitten durch den aufsteigenden Thau, der sich nach und nach zu breiten, aschgrauen oder blendenden Streifen zusammenzog; ein seltsames Gemälde! als ob unter dem klaren Wasserspiegel eines großen Sees die Trümmer alter herrlicher Städte versunken lägen. Der Fuß des Hügels tauchte überall in einen bleichen Nebelkranz, und ein zweiter Saturnusring schien sich rings umher feenhaft zu bilden; eine unabsehbare Linie von schwarzen Cypressen und schlanken Pappeln begrenzte einen unendlich scheinenden Horizont; er war so ferne, daß der unselige Flüchtling nicht mit Vogelschwingen ihn in einem Tage zu erreichen sich getraute.

Der Morgenwind wehte den balsamischen Geruch wilder Rosen und frischer Bergkräuter herüber; aber der Flüchtling stand angelehnt am dürren Baumstamm, hielt mit beiden Händen sein Haupt und weinte laut: „O, mein liebes Kamaldoli, mit deinen Paradiesesfrüchten, die nur auf der Tafel des heiligen Vaters prangten! Mein Marmorpallast! meine Braut! weh mir! mein Name! ich habe nichts, nichts mehr! Ha! dürfte ich, mit Waffen in der Hand, ihn dem frechen Doria entreißen, ihn mir, mir wieder beilegen; dürfte ich nur die Zeichen hinschreiben auf den Grund, oder ihn stammelnd aussprechen in der ödesten Wildniß! Aber ich soll, ich darf es nicht, ich selbst habe meinem Recht entsagt. Das Gesetz des Spieles ist unverletzlich, die Schulden sind heilig; der heilige Vater selbst kann hier nichts widerrufen. Die Welt verachtet mich, verwirft mich wie einen Renegaten; niedriger bin ich in ihren Augen, als der niedrigste Heide, ich habe ein Verbrechen begangen, ärger als Kirchenraub; aus Goldburst habe ich selber jedes Band zerrissen, das den Menschen an Erde und Himmel knüpft.“

Schon zeichnete der anbrechende Tag mit violetten Tinten die Umrisse des Horizonts. Noch spielte Licht und Schatten in einander; allein aus der fernen Tiefe tauchte Florenz auf, die Vaterstadt der Dichter, der Künstler und der herzoglichen Fürsten. Neben schlankaufstrebenden gothischen Thürmen, rundete sich mancher Dom, schimmerten die Zinnen vieler Paläste. Mit dem ersten Sonnenstrahle regt sich auch in den Straßen verworrener Lärm, und die scharfe Morgenluft trägt den heischern, klagenden Ton des Flügelhorns aus den Kasernen der Franzosen hinauf an das Ohr des Flüchtlings. Er sieht die Landmädchen der Apenninen vorüberreiten auf dem Markt von San-Lorenzo. Ihre hochaufgethürmten Früchte, ihre Blu-

Digitized by Google

menförde, ihre schwarzen brennenden Augen, ihre Lockenhaare, die um Mund und Nacken flattern, ihre melodische Sprache, ihr Gebet, ihre Lieder beschwichtigten den Aufruhr in seiner Brust. Sein Auge stiegt mit Lust über die Gestalten hin; er nimmt einige Blumen ab, aber plötzlich läßt er die Hand sinken: ein Mädchen hat ihm zugerufen: „Signore, wenn Ihr Nizza eine Rose abkauft, so nehmt eine Nelke von Martha, eine Jasminstaude von Gloria, eine Lilie von Luigina; denn Martha, Gloria, Luigina sind meine Schwestern.“ — „Heb mir! sie alle tragen einen Namen!“ Und wie ein Rasender läuft er quer durch die Felder und ruft zu wiederholten Malen: „Martha, Gloria, Luigina! Und ich bin nichts, nichts!“

An einer Klosterpforte klopft er an; ein Mönch erscheint. „Vater, ertheilt mir die heilige Taufe.“ — „Du kommst zu früher Stunde.“ — „Mich treibt die Sorge um mein Heil.“ — „Seyd Ihr ein Jude?“ — „Nein.“ Seyd Ihr ein Türke?“ — „Nein.“ — „Ein Ketzer?“ — „Nein, nein! Ich bin geboren in der römisch-katholisch-apostolischen Kirche.“ — „Nun, was wollt Ihr denn?“ — „Eine zweite Taufe.“ — „Unmöglich, das Koncilium von Trebizond hat es verboten.“ — „Aber ich habe keinen Namen mehr.“ — „Ihr seyd ein Narr, klopft anderswo an. Die Glocke läutet, Gott helf Euch!“ Und vor ihm schloß sich die Klosterpforte. „So wird mir denn die Taufe verweigert! Barmherziger Himmel! so bin ich nicht mehr ein Christ, ein Kind Gottes? für mich gibt es also weder Abendmahl, noch Osterfeier, und kein Priesterwort spricht mir Trost zu, wenn ich auf einsamem Sterbelager seufze!“

Als er ein Dorf betrat, welches zu den Besitzungen seiner Schwester, der Herzogin von Paglia, gehörte, rief ihm der Priester zu: „Gott mit Euch, Signor Roberto Korsini.“ Auch seine Amme, die im Fenster lag, rief fröhlich: „Seyd willkommen, Roberto!“ Bauern und Bäuerinnen unter den Thüren riefen ihm alle zu: „Seyd willkommen, Signor Korsini.“ Er sprach kein Wort mit dem Priester, mit der Amme, mit den Bewohnern des Dorfes. „Ich heiße nicht mehr so,“ rief er verzweiflungsvoll, „ich bin nichts, nichts mehr!“

Er trat in die Wohnung seiner Schwester; die Diener staunten ob seiner bleichen, verstörten Miene. Seine Schwester fragte ihn tieferschüttert, ob er eine schlimme Nachricht bringe. Er sank nieder auf einen Sessel und gab keine Antwort. Ein kleiner Neffe, den er zärtlich liebte, warf sich in seine Arme und sprach: „Schon zwei Tage warten wir auf Dich, Onkel Costa,“ — „Filippino, lieber Engel, das ist Onkel Costa nicht.“ — „So ist es mein Vetter Cardoni?“ — „Nein.“ — „Wer denn?... ich will ihn einmal fragen: sag mir, Onkel, sag mir Deinen Namen.“ — Da sprang er rasch auf, das Kind fiel zu Boden, und der Unglückliche eilte mit wilden Schritten von dannen, wie von einem Gespenste gejagt.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus Rußland.

Toleranz.

Jedem Reisenden in Rußland muß es auffallen, daß der Russe Andersdenkenden in Religionssachen gegenüber ein ganz anderer Mensch ist als der Westeuropäer. Ob die religiöse Toleranz, die in der That in keinem andern Lande so groß ist, als in Rußland, von der Unkenntniß aller positiven Religion, oder von dem Charakter der Russen, oder von dem Geiste ihrer Verfassung, oder endlich von der völligen Nichtachtung, in welcher die niedere Geistlichkeit bei dem Volke steht, und von dem daraus entstehenden Mangel eines geistlichen esprit de corps herrühre, wollen wir hier nicht untersuchen. Es genüge uns, zu wissen, daß diese allerdings sehr schöne Tugend, deren Abwesenheit in so vielen andern christlichen Ländern ganze Ströme von Menschenblut gekostet hat, hier in einem Grade angetroffen wird, der kaum einer Steigerung mehr fähig ist. Fremde Beamte, die aus dem Auslande berufen und vor ihrer Anstellung über viele Umstände befragt werden, selbst Lehrer und Professoren, die doch durch ihr Geschäft unmittelbar auf die geistige, also auch religiöse Erziehung des Volkes einwirken, werden in dieser Beziehung alle für gleich gehalten, und nie wird einer derselben von der Regierung um die Religion befragt, zu welcher er sich bekennt, da man diese Angelegenheit dem Gewissen eines Jeden überläßt. Obschon die morgenländisch-griechische Kirche die Hof- und Staatsreligion ist, so herrscht doch hinsichtlich aller Religionen die vollkommenste Gewissensfreiheit. Auch wohnen in diesem großen Lande Christen und Juden, Türken und Heiden, Fetisch- und Götzendiener, ruhig unter einander. Religionsverfolgung, Inquisition, Bluthochzeiten, sicilianische Vespern, Kreuzzüge und Bekehrungsschuft sind hier ganz unbekannte Dinge. Niemand wird, seines Glaubens wegen, in seinen bürgerlichen Rechten gekränkt oder von Staatsämtern ausgeschlossen. In der Armee und in den ersten Civilstellen sieht man Männer, die, tartarischen Ursprungs, noch der mohamedanischen Religion zugethan sind. Auch fällt es keinem Russen ein, sich darauf etwas zu Gute zu thun, daß er im Schooße der herrschenden Kirche geboren ist. Unzählige fremde Kirchen umgeben in Petersburg und Moskau die herrschende Metropolitankirche, wie liebende Kinder ihre schützende Mutter, und in friedlicher Eintracht wohnt der orthodoxe Russe mit dem gläubigen Mohamedaner, und der heidnische Tschuwasche mit seinem zur christlichen Kirche übergegangenen Bruder in einer Hütte zusammen. Ein russischer General, erzählt der bekannte Sir Robert Wilson, der beim Besuchen eines

Digitized by Google

Vorpostens die Soldaten beim Essen fand, fragte jeden nach seiner Religion, wo denn ein sehr sonderbares Gemische aller Glaubensbekenntnisse zum Vorschein kam. Als er zu dem letzten kam, dessen Physiognomie ihm tartarisch schien, sagte er: „Du bist ein Mohamedaner, wie ich sehe.“ — „Nein,“ antwortete dieser voll Stolz und Zuversicht, „ich bin ein Heide.“ Ein derzliches Gelächter seiner Kameraden folgte darauf, die mit der größten Gutmüthigkeit fortfuhren, mit dem Heiden aus einer Schüssel zu essen und aus einem Kruge zu trinken.

Ich wünschte wohl, daß unsere Geschichtsforscher diese Erscheinung, die, so viel mir bekannt ist, in der ganzen Christenheit nicht ihres Gleichen hat, einer besondern Untersuchung unterwürfen. Es ist allerdings wahr, daß der gemeine Mann in jenem Lande seine Religion ihrem Wesen nach noch sehr wenig kennt, aber daraus wird sich jene Toleranz nicht erklären lassen, wenn man bedenkt, daß der gemeine Mann in so manchen andern Ländern seine Religion eben so wenig kennt und dabei doch der unverträglichste und intoleranteste Mensch ist.

Nicht minder sonderbar ist eine andere Erscheinung, die mit der so eben erwähnten in dem schneidendsten Widerspruche zu stehen scheint: nämlich der ganz unversöhnliche Haß, welchen die gegen jede fremde Religion und gegen die verschiedensten Sekten der christlichen Religion so äußerst toleranten Russen gegen die aus dem Schooße ihrer eigenen Kirche hervorgegangenen Sektirer des griechischen Ritus hegen. Wie es Menschen gibt, die sich mit der ganzen Welt, nur nicht mit ihren nächsten Verwandten vertragen können, so sind auch die Russen, die mit allen Religionsgenossen im Frieden leben, in einem ewigen Kriege mit den Raskolniken (Geschiedenen), und der gegenseitige Haß, ja der eigentliche Verfolgungsgeist würde sofort in helle Flammen ausbrechen, wenn die weise Regierung die kampflustigen Partheien nicht kräftig niederzuhalten wüßte. Früher kannte man in der russisch-griechischen Kirche keine Spaltungen. Als aber vor beinahe einem Jahrhundert ein Erzhirte (Erzbischof) in Moskau die alten liturgischen Bücher nicht mehr gut genug fand und neue einführte, trennten sich die Anhänger des Neuen von den andern, und der Riß, der dadurch unter den Gläubigen entstand, wurde bald so groß, Haß und Verachtung der Partheien so unbändig, daß an Vereinigung nicht weiter gedacht werden kann. Die neuen Bücher sind zwar größtentheils wieder abgeschafft oder doch sehr modificirt und den alten näher gebracht worden; aber die Spaltung der Gemüther wurde dadurch nicht vermindert. Und doch unterscheiden sich diese Raskolniken, die sich selbst den Ehrennamen Starowerzi (Altgläubige) beilegen, blos in unwesentlichen Nebensachen, die meistens nur äußere Formen betreffen, von der andern. So brauchen sie keine Glocken in ihren Kirchen, so machen sie das in Rußland so gewöhnliche große Kreuz über Stirne, Schultern und Brust in verkehrter Richtung, von der rechten zur linken Seite der Brust, während die andern es von der linken zur rechten machen, und was dergleichen wichtige Dinge mehr sind. Da aber diese Starowerzi alle Gemeinschaft mit den Neulingen fliehen; da sie es für eine Sünde halten, mit ihnen aus einer Schüssel oder an einem Tische zu essen; da sie, wenn sie je auf einen Augenblick mit einem Ketzer dieser Art zusammengekommen sind, Kleider und Möbel, wie hinter einem Aussätzigen reinigen und waschen und dergleichen, so ist offenbar keine Vereinigung der feindlichen Brüder möglich, und es bleibt nichts übrig, als sie nur immer weit genug auseinander zu halten und jede Parthei ihren Weg für sich gehen und ihre krummen oder geraden Furchen für sich ziehen zu lassen.

Die herrschende griechische Kirche in Rußland hat übrigens, wie bekannt, unter den verschiedenen christlichen Sekten mit der katholischen Kirche am meisten Aehnlichkeit. Sie unterscheidet sich von dieser nur dadurch, daß sie die Suprematie des Pabstes nicht anerkennt, daß bei ihr der h. Geist nur von dem Vater, nicht auch zugleich von dem Sohne ausgeht, daß sie in den Kirchen keine geschnitzten, sondern nur gemalte Bilder duldet, und daß sie endlich ihren Gläubigen das Abendmahl unter beiden Gestalten gibt. Alles Übrige haben sie mit den Katholiken gemein, selbst das Meßopfer, die Beichte u. dgl. Aus dieser Ursache werden auch die Bekenner der griechischen Kirche von den Katholiken nicht für Ketzer oder für Ungläubige, sondern nur für Schismatiker gehalten, und es ist den Katholiken, die in Rußland leben, erlaubt, alle Spenden der Kirche, die Taufe, Trauung, das Abendmahl, die letzte Oehlung ꝛc., wenn ein katholischer Priester mangelt, von dem russischen Geistlichen anzunehmen.

Diese Geistlichen der russischen Kirche dürfen nicht blos, sondern sie müssen heirathen, ehe sie die Weihe empfangen und dann ihre kirchlichen Funktionen antreten, die nach der Vorschrift nur von verheiratheten Priestern besorgt werden können. Sie dürfen aber auch nur einmal heirathen. Stirbt daher die Frau eines Geistlichen, so wird dieser dadurch unfähig, seinem Amte vorzusteben, er hört auf, seine Funktionen zu verrichten und muß ins Kloster wandern. Da das Kloster keinem ein wünschenswerther Aufenthalt ist, so werden die Frauen der russischen Popen auf den Händen getragen und mit der zärtlichsten Sorgfalt gepflegt, damit der Mann so lange als möglich in Freiheit bleibe. Der einzige Ersatz, der ihm durch diesen Gang ins Kloster für den Verlust seiner Freiheit wird, ist die Aussicht, einmal Bischof oder Erzbischof (Archimandrit oder Archire) zu werden, denn diese höhern geistlichen Stellen werden nur mit Mönchen, d. h. den Wittwern der verstorbenen Priesterfrauen besetzt. Uebrigens haben die russischen Geistlichen aller Ordnungen keine liegenden Gründe oder große Güter,

Digitized by Google

wie z. B. die spanischen oder portugiesischen Priester, die den größten Theil des Landes als ihr ausschließendes Eigenthum besitzen. Diese geistlichen Güter wurden im J. 1764 sämmtlich eingezogen, und die Priester werden, wie alle übrigen Beamten des Reichs, salarirt. Sie stehen endlich alle unter einem höchsten Gerichte, der sogenannten heiligen Synode in Petersburg, deren Mitglieder nicht blos Geistliche, sondern großentheils Weltliche sind. Diese beiden, von [illegible] dem Großen getroffenen Einrichtungen sind die Ursache, daß sich in Rußland unter der Geistlichkeit noch kein esprit de corps gebildet hat und auch nie bilden wird, so lange jene Einrichtungen aufrecht erhalten werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Gallen. November.

Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft.

Den Jahresberichte der St. Gallischen naturforschenden Gesellschaft über ihre Verhandlungen im Monat Maijahr vom Brachmonat 1829 bis eben dahin 1830 entheben wir einige Notizen. Aus der durch Mechanikus Zuber für das Jahr 1829 (wie schon für eine Reihe vorhergehender Jahre) gelieferten Schneetabelle ergibt sich, daß von Anfang Jenners bis Mitte März der Schnee in der Gegend von St. Gallen bis zur Tiefe des Bodensees liegen blieb, dann allmählig, mit einiger Unterbrechung durch neuen Schnee, im April wegschmolz, so daß bis zur zweiten Woche des Juli die höchsten Appenzeller Gebirge davon frei wurden, aber schon Ende Juli's und dreimal im August sich wieder bis auf 5600′ herunter ansetzte, im Herbstmonat auf 4500′, mit Anfang Weinmonats bis auf 1500′ herabstieg und sich kaum mehr über 3000′ zurückzog, im Dezember endlich wieder bis zum See herab liegen blieb. — Das denkwürdige Ereignis des Zufrierens des Bodensees im Februar dieses Jahrs hatte verschiedene, der Gesellschaft eingereichte Berichte veranlaßt. Einen derselben lieferte Diakon Bupplikofer, worin theils sein eigener Uebergang über die Eisfläche von Uttwyl nach Immenstadt am 7. Februar auf anziehende Weise beschrieben, theils über die von den Gebrüdern Dölli von Uttwyl mit Kompaß, Wasserwagen und Meßketten unternommenen Messungen berichtet wird, denen zufolge die Breite des Sees von Uttwyl bis zum ersten Pfahl bei der Ziegelhütte zu Fischbach 32,641 Nürnberger Fuß, und vom Wasserstandspfahl zu Uttwyl bis an den ersten Pfahl des Immenstadter Ufers 27,996′ beträgt. Merkwürdig ist auch der am 6. Februar, wo diese Messung stattfand, beobachtete Unterschied der Temperatur auf dem See und in St. Gallen, das doch in gerader Richtung blos etwa 6 Stunden davon entfernt liegt. Während nämlich das Thermometer in St. Gallen um 9 Uhr — 9°, 4 zeigte, stand es am Seeufer bei Uttwyl — 17°; um 10 Uhr in St. Gallen — 8°, 5, auf dem See, 5000′ vom Ufer — 18°; um 12 Uhr in St. Gallen — 7°, 7, 30.000′ von Uttwyl, nahe am jenseitigen Ufer, — 21°; folglich ergab sich um Mittag ein Unterschied von beinahe 13½°. Die Dicke des Eises war bei Uttwyl 6′″; 10.000′ vom Ufer 6½′″; 15.000′ von Uttwyl bis an das jenseitige Ufer bei Fischbach 5′″. Hr. Zollikofer-Tobler von St. Gallen erzählte seine Irrfahrt auf dem zugefrornen Bodensee zwischen Romanshorn und Langenargen, in welche er mit seinem Führer, durch dichten Nebel getäuscht, gerathen war, und wobei es nicht blos die Nacht vom 15. zum 16. Februar, sondern volle 19 Stunden auf der Eisfläche in steter Todesgefahr zwischen Erfrieren und Ertrinken zubringen mußte, bis er und sein Begleiter durch ein zufällig in die Nähe gekommenes Boot gerettet wurden. Den dritten Bericht, mit umfassenden meteorologischen Beobachtungen bereichert, lieferte Regierungsrath Freudenmuth in Frauenfeld. Der Winter trat ungewöhnlich früh, mit der ersten Hälfte des Novembers, ein. Schon am 20. fiel das Thermometer auf — 8°. Der Boden fror stark und tief und thaute erst mit Anfang März wieder auf. Vom 22. Dezember an stieg die Kälte und zeigte am 27. — 13°. Damals fror der Untersee ganz zu. Den Jenner hindurch blieb die Kälte anhaltend streng bis zum 22., wo die Temperatur mit Südwind auf 2° stieg. Am 31. Morgens zeigte das Thermometer — 15°, am Abend 16°. Am 1. Februar Morgens — 19°, am 2. — 18°, am 3. — 18°, 5. Am 7. trat Thauwetter ein. Der See bei Konstanz war am 30. und 31. Jenner ganz zugefroren; vom 2. zum 3. Februar erhielt das Eis eine solche Stärke, daß am 3. früh viele Leute von Hagnau über dasselbe nach Konstanz kamen, und von Landschlacht und Altnau hinüber wandelten. Am 5. fuhren zwei Männer mit Pferd und Schlitten von Uttwyl nach Immenstadt, und viele Fußgänger wanderten von jetzt an hin und zurück. Der Obersee wurde in den ersten Tagen des März von Eis frei. Hingegen konnte man noch am 4. auf dem Untersee von Steckborn über die gefrorne Fläche zu das jenseitige Ufer gehen. — Der Vicecantiste Steinmüller (Herausgeber der Alpina) reichte eine Abhandlung ein über die Verminderung der kleinen Vögel in den Landschaften der östlichen Schweiz. Jene Raubvogelverheerungen an den Dohlhäusern, die seit drei Jahren sich fast über die ganze Schweiz verbreiteten (aber nun im Jahr 1830 nicht mehr), hatten verschiedene Kantone veranlaßt, in der Voraussetzung, daß die Verminderung der kleinen Vögel eine Hauptursache jener Vermehrung schädlicher Insekten sein möchte, Verordnungen zu erlassen, theils für Schonung der kleineren Vögel, theils zu Vertilgung ihrer Feinde, der Elstern, Dohlen u. s. w. Hr. Steinmüller hält nun zwar mit gutem Grund dafür, daß jenes Uebermaaß der Raubvögel keineswegs der Verminderung der kleinen Vögel zuzuschreiben sey; auch glaubt er, daß die Forstbeamten, welche die Jugend an Eiern und jungen Vögeln verhört, nur einen sehr geringen Einfluß auf die Verminderung der letztern haben. Hingegen behauptet er, es würde die Unvorsichtigkeit der Tessiner und Italiener, welche die Kunst, diese Vögel zu fangen, auf einen hohen Grad gebracht haben, auch auf die Schweizerlandschaften in dieser Beziehung nachtheilig ein. Durch die Roccoli, eine Art Vogelherd mit aufrechtstehenden Netzen, müsse, glaubt er, vorzüglich den Zug- und Singvögeln der größte Abbruch gethan werden, ganz besonders in der ehemaligen Grafschaft Cleven, wo nach seiner Berechnung in ungefähr 55 Roccolis allein gegen 110.000 solcher Vögel in 3½ Monaten gefangen werden. Auferdem werden bei Tausenden durch die Bredelane, Capretoni und andere Negarten, ferner mit Vogelleim und vermittelst des Käuzchens, dann durch Schießgewehr gefangen und getödtet. Auch in jenen Gegenden fangen daher die Vogelsänger über merkliche Abnahme der Vögel zu klagen an. Das Einkommen des Staates aus Jagdpatenten hat aus dem Bergamaskischen allein in den letzten Jahrgängen 36.000 Franken betragen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 93.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 281.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 24. November 1830.

— Wer falsch nachredet dem Freunde,
Wer nicht redlich vertritt, wenn ein Anderer wagt zu lästern,
Wer Ungeschehenes greift aus der Luft: den scheue behutsam!

Horaz, Satiren.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Wir haben vor einiger Zeit (s. Nr. 171 — 196 d. J.) das literarische Leben in Frankreich im vorigen Jahrhundert dadurch zu schildern gesucht, daß wir den Mann, der wohl am meisten zu der Umwälzung beigetragen, aus der unser jetziger gesellschaftlicher Zustand hervorgegangen ist, daß wir J. J. Rousseau, den von fast allen schönen Geistern seiner Zeit beneideten und verfolgten, als Mittelpunkt annahmen, an dem sich seine zahlreichen Zeitgenossen rieben. Diese Schilderung eines Zeitraums, der uns, mit dem unsern verglichen, einerseits den erfreulichen Beweis liefert, daß die Welt besser wird, andererseits aber immer noch unserer Zeit einen nur allzu treuen Spiegel vorhält, hat viele Leser angesprochen und wir bringen sie daher jetzt zu Ende.

Georg Keith.

Wenige Männer haben mit Rousseau in so dauernder, inniger Verbindung gestanden, als Georg Keith, bekannt unter dem Namen Lord Maréchal, der 1778 als Friedrichs des Großen Freund und Vertrauter starb. Früher war er dessen Gesandter in Frankreich und Spanien, desgleichen Gouverneur von Neufchatel gewesen, und hier hatte er Jean Jacques kennen gelernt. Auf eine Beschuldigung d'Alemberts hin ist immer wie eine ausgemachte Sache angenommen worden: Lord Maréchal sey von Rousseau für all seine Wohlthaten mit Undank belohnt worden, denn Jean Jacques habe ihn in einem seiner letzten Briefe mit Beleidigungen überhäuft, der Lord hätte ihn aber dafür wie einen Kranken betrachtet, den das Unglück ungerecht mache, habe ihm von Herzens Grund verziehen, und ihm in seinem Testament die goldene Uhr vermacht, die er immer getragen. Es wäre leicht gewesen, d'Alemberts Beschuldigung in ihrer Blöße zu zeigen und unwiederleglich darzuthun, daß daran kein wahres Wort ist, wenn es nicht in der Natur des Menschen läge, eine von einem berühmten Mann keck als ausgemachte Sache hingestellte Behauptung ohne weitere Prüfung und Untersuchung anzunehmen. D'Alembert äußert sich folgendermaßen, da wo er über Lord Maréchal und J. J. Rousseau spricht: „Die Wahrheit peinigt mich, zu gestehen, und es thut mir herzlich leid, daß der Wohlthäter sich hernach sehr über den zu beklagen hatte, den er früher mit Wohlthaten überhäufte. Da der Schuldige aber nun todt ist, und da ich selbst gerechte Ursache hatte, mich über ihn zu beklagen, so halte ich es für meine Pflicht, den Vorhang von diesen Umständen wegzuziehen, zumal unglücklicherweise die Beweise der Schuld in authentischen Briefen vorliegen.“ Wie geschickt weiß hier d'Alembert seine Person einzumischen und sich in gleichen Rang mit Jean Jacques Wohlthäter zu stellen, blos um seine Beschuldigung weniger unwahrscheinlich zu machen und um gut und nachsichtig zu scheinen. Es ist eine wahre Schlangengutmüthigkeit! D'Alembert spricht hier ohne alle Beweise, ohne authentische Briefe, während es authentisch erwiesen ist, daß Rousseau bis zum

Digitized by Google

letzten Athemzug voll Dankbarkeit, Verehrung und Zärtlichkeit gegen Milord Maréchal war. Davon enthalten seine Schriften und seine posthumen Werke eine Menge Beweise. Hierher gehört auch ein Brief des edlen du Peyron in Neufchatel, worin er unter andern sagt: „Ich weiß von Lord Maréchal, daß ihm die Klugheit und sein zunehmendes Alter weniger Eifer in seiner Korrespondenz anriethen: immer aber erkundigte er sich nach seinem Jean Jacques, immer wollte er wissen, wie es ihm ginge. Ich habe Rousseau im Jahr 1775 in Paris gesehen. Mit überströmenden Herzen sprach er mir seine Zärtlichkeit und seine Verehrung für den Mann aus, den er mehr denn alle Menschen liebte und ehrte.“ In seinen Konfessionen, die bekanntlich erst nach seinem Tod, und zwar nicht vor 1800, erscheinen sollten, spricht Rousseau auf das Rührendste seine dauernde Verehrung, Dankbarkeit und Liebe aus, nennt ihn einen großen Mann und seinen würdigen Vater. Seine Undankbarkeit soll in einem Brief an Lord Keith enthalten seyn. Wo ist dieser Brief? Niemand kennt ihn. In allen ist der gleiche Ausdruck von Liebe und hochachtender Verehrung. In einem Brief vom 8ten Februar 1767 — es ist der Vorletzte — beklagt er sich über Milords Stillschweigen und sagt dabei: „Wie? zu gleicher Zeit für Ihr Leben und Ihre Freundschaft fürchten? Das ich doch zu viel. Mein Beschützer, mein Wohlthäter, mein Freund, mein Vater, kann Sie denn keiner von diesen Namen bewegen? Ich werfe mich Ihnen zu Füßen, um Sie um ein einziges Wort anzuflehen!“ Sein letzter Brief an Lord Keith ist vom 29ten März 1767, wo er sich abermals über dessen Stillschweigen beklagt, ihm aber doch seine wiederholte Verehrung ausspricht. Lord Keith war nur über Eins mit Jean Jacques unzufrieden, nämlich über dessen Bruch mit David Hume, dem Keith sehr ergeben war. So gab man Rousseau auch Schuld, er habe Lord Keith zu verstehen gegeben, eine jährliche Rente von 600 Livres für seine Frau würde ihm sehr erwünscht seyn, und darauf habe sie ihr der Lord ausgesetzt. Wie ganz anders verhielt sich diese Sache, wie würdig und zart erscheint darin Rousseau. Als Lord Keith auf Friedrichs Verwendung einen Theil seiner Güter in Schottland wieder bekommen hatte, schrieb er unter dem 6ten März 1761 von Edinburg aus an Rousseau: „Der einzige Vortheil, den ich aus meinem wiedererlangten Vermögen habe, ist, daß ich den Leuten, die ich liebe und achte, einiges Gute erweisen kann. Mein lieber, geschätzter Freund, Sie könnten mir einen großen Gefallen thun, wenn Sie mir erlaubten, der Mamsel le Vasseur etwas durch Geschenk oder durch Testament zu geben. Dieß gäbe ihr eine kleine Leibrente, womit sie leichter leben könnte. Ich habe keine Verwandte; ich kann mein Geld auch nicht mit in die andere Welt nehmen. Ich habe aber noch einen theuren Sohn, meinen lieben Wilden. Wenn er ein Bischen trübabel wäre, so würde er seinem Freund und Diener einen großen Gefallen thun.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Roberto Korsini.

(Beschluß.)

Von diesem Augenblick an fand Roberto nicht Ruhe, nicht Frieden. Der Leibeigene, der an ihm vorüberging, lispelte vernehmlich: „Er ist weniger als ich?“ Der Räuber, stolz auf einen geschändeten Namen, den des Henkers Knechte ausriefen, schritt hohnlachend daher, wenn ihm der Namenlose auf seinem Wege zum Hochgerichte begegnete. Vogelfrei war der Namenlose, ihn hätte die Flintenkugel ungestraft durchbohrt, wie das Netz, welches die Spinne ausspannt, wie die leere Luft, wie den Strauch des Waldes.

Eines Tages kam er auf den Gedanken, daß gegen einige Tonnen Goldes sich Doria wohl erbitten lassen möchte, ihm den Namen zurückzugeben, der ihm doch unnütz war. Wie ein Blitz zuckte es durch sein Inneres; er durchstreifte das Land, und suchte mit irgend einem Banditenhäuptlinge Italiens in Verbindung zu treten. „Banditen,“ sagte er, „haben Rom gestiftet; Eroberung ist nur ein großartiger Raub. Die Welt gehört den Tapfern, und mit den Starken kämpft Gott.“ Er langt bei einer Räuberhorde an. „Wer bist Du.“ — „Ein Feind der Gesellschaft.“ — „Unser Freund also. Was begehrst Du hier?“ — „Ich will Elend und Verzweiflung bringen über friedliche Familien, auf der Heerstraße leben, an der Waldeck auf reiche Kaufleute lauern, mit Euch plündern, mit Euch, wenn es sein muß, am Galgen prangen, mein Gold im Raube gewinnen, und wenn genug Blut geflossen, mein Brod mit des Dolches Klingen schneiden.“ — „Und dann?“ — „Dann mir einen Platz verdienen in Eurer Mitte; gebeißen werden: der Löwe, der Tieger, der Mordbrenner, gleichviel!“ — „Das sollst Du. Dein Name?“ — „Wie meint Ihr?“ — „Wie Du heißest, frage ich. Du bedenkst Dich?“ — „Ich, ich bin der Schreckliche, aber der heilige Antonius ist mein Patron; denn Antonio heiß ich; dieser da ist der Erschütterer, aber er heißt Michael und den Erzengel ruft er in seinem Gebete an.“ — „Bevor Du der Unsern einer wirst, nenne Dich.“ — „Ich habe keinen Namen mehr.“ — „Dann gehörst Du nie zu unserer Bande. Du brächtest Unheil über die Tapfern; die Heiligen würden ihr Antlitz abwenden von uns, nähmen wir Dich auf in unserer Mitte. Fort! entferne Dich aus der Höhle der Braven.“ Er entfernte sich aus der Höhle, und nun war sein Entschluß gefaßt; Italien wollte er verlassen, nach Deutschland flüchten. Er begehrte einen Paß an der Grenze. Aber da er keinen Bürgen fand und keinen

Digitized by Google

Namen angab, ward er als Kardonaro, als Schmuggler, als Deserteur behandelt, es wurde auf ihn gefeuert, leider traf kein Schuß.

Wenig Tage darauf erfuhr er, daß Doria, jetzt Korsini geheißen, tief verschuldet, ein verächtliches Leben führe. So war denn der Name Korsini, der alte, mit ehrenvollem Rost bedeckte Name, in schmählichen Prozessen geschändet, war an den Ecken der Städte und Dörfer Toskanas angeheftet worden, als Bankerottier, als Betrüger ward sein Inhaber verschrieen und ausgestrichen aus Venedigs goldenem Buche, wie ein Schreibfehler. Und doch, was hätte er nicht dingegeben, um die schmachbedeckten Spuren von Doria herauszubekommen.

Sechs Monate, sechs lange Monate irrte er Tag und Nacht, vom Wahnsinn getrieben, am Abhang hoher Felsen, am Ufer der Ströme, und sein Auge tauchte sich mit Lust in die bodenlose Tiefe; doch stets hielt ihn die Furcht vor der Vernichtung zurück. Zuletzt stand ein Gedanke fest in seiner Seele, doch bevor er diesen seinen letzten Entschluß ausführte, ging er nach Florenz, denn der Selbstmörder überblickt noch einmal sein Leben, ehe er es beschließt.

Die Straße war öde, aber der Pallast schwamm in einem Lichtmeer. Der Flüchtling steht vor dem schimmernden Fenster; betäubende Wohlgerüche erfüllen die Luft, des Punsches blaue Flamme, goldene Schalen mit schwellender Frucht gehen von Hand zu Hand; Frauen in Seiden und Sammtgewändern mit entblößten Armen und funkelndem Blicke, schweben tanzend vorüber, es fliegt der wallende Schleier; scharlachrothe Gardinen, vom Winde bewegt, flattern bald auf die Straße, bald in die Säle zurück, wie Flammen einer Feuersbrunst; aus den Spiegeln strahlen der Tänzerinnen glühende Wangen, das blendende Edelgestein im Lockenhaar, überall Blumenvasen, überall Lampen und Licht und Farbe, und Diamanten wie in einen Regenbogen verschmolzen; auf den Tischen rauscht das hingeworfene Gold, Freudengesänge ertönen. Paukengetöse und Hörnerklang, und dazwischen verworrenes Geschrei, das Schmettern zerbrochener Gläser, ausgebrachte Gesundheiten, ringsum erzittert der lustgefüllte Raum. Es ist ein Schwelgen ohne Maß in Wein, in Wohlgerüchen, in Liebe; im blitzschnellen Wechsel von Gewinn und Verlust. Man feiert eine Hochzeit.

„Er ist's," rief der Namenlose, „es ist Doria! es ist Aglaura! Er hat ihr seinen Namen gegeben! O, daß ich nicht mit Donnen Gottes zu ihm treten kann und zu ihm sprechen: Nimm ihn die Schätze, aber gib das Unersetzliche, das Du mir geraubt, gib es zurück! Mein Leben bleibt an das seine gebunden, und wenn er forteilte bis an das Ende der Welt, müßte ich ihm nach mit dem Bleigeld; und wäre er eingesperrt im Kerker, geschmiedet an die Ruderbank, gefesselt an den Schandpfahl; und läge er im Spital auf dem Sterbelager, müßte ich nicht zu ihm, mich niederbeugen zu seinem Ohr und bittend sprechen: Signor Doria! da bin ich! meinen Namen gebt mir wieder, und wollt Ihr nicht, gebt mir den Euren, seyd großmüthig, seyd gerecht. Wollt Ihr doppelte Freude im Paradies, oder doppelte Qual in der Hölle?"

Als er den bittern Becher der Verzweiflung bis auf die Hefe geleert, richtete er seine Schritte gegen das Ufer des Arno und starrte hinaus in die schöne Nacht, und athmete den frischen Luftzug auf dem Flusse, der unzählige Sterne, wie Goldsand, mit sich führte. Vom Thau durchnäßt, todesmüde, war er schon im Begriff, sich im Ufersande zu betten, als er in seiner Nähe süße Harmonien vernahm. Gondeln mit farbigen Wimpeln schwammen, reich beleuchtet, mit Musik den Fluß herab. Eine Dienerschaar trug am Ufer brennende Fackeln, bunte Laternen und Rosengnirlanden. Die Hochzeitfeier sollte zum zweitenmale auf dem Arno beginnen. Wie ein Feentraum schien ihm die magische Helle in der Nacht, der fröhliche Lärm in der allgemeinen Stille. Er verbarg sich hinter dem Schilfrohr. Von dort sah er Aglauren, schöner als je, in ihrem Brautschmuck; ein zarter Flor lag über ihrem Busen; köstliche Spangen umfaßten ihre Arme; ihr Fuß verschwand unter dem leichten Gaze; jungfräulicher Reiz spielte lieblich um ihr ganzes Wesen.

Als Fackeln, Gesang und Jubel hinter den Schwibbogen der Brücke verschwanden, deren steinerner Schlund sie zu verschlingen schien, als er allein war, nannte er zweimal hintereinander einen fürchterlichen Angstschrei, und rasch der Stimme zueilend, sah er eben noch zwei Männer, die im Weggehen riefen: „Todt ist er, der niederträchtige Schurke!"

Am Boden lag, wie eine Schlange sich krümmend, ein sterbender Mann. Schnell ergriff er eine Blendlaterne, welche die Mörder zurückgelassen, hielt sie dem Manne vor das Gesicht und suchte seine Züge zu erkennen. Mit einem Tuche wischte er den Sand ab, der ihn entstellte, hob die schlaffen Augenlieder in die Höhe und stieß einen Schrei des Entsetzens aus: „Er ists, es ist Doria! Großer Gott, er stirbt, seine Adern sind blau, sein Auge gebrochen; es zuckt seine Lippe; er stirbt, und mit ihm mein Name! Doria, mein guter, bester Doria! rette mich, hilf mir, gib mir meinen Namen!... Hat er nicht gesprochen?... Nein... So rede doch, rede, lieber Doria! Was willst Du, sprich? Soll ich mit Dir sterben? Recht, ich sterbe, wenn Du willst... doch gib Antwort!" — „Um Gotteswillen! einen Trunk Wasser!" — „Den ganzen Arno, wenn Du willst; doch vorher meinen Namen!" — „Einen Tropfen Wasser! Ein glühendes Eisen wühlt mir in der Brust." — „Meinen Namen! Gib ihn mir für einen Tropfen Wasser; sieh, ich öffne Deinen Mund; der Fluß ist da; ich

Digitized by Google

brauche nur die Hand auszustrecken. Doch nichts umsonst! Meinen Namen, und Du erhältst Wasser die Fülle.“ — „Ich ersticke!“ — „Drei Worte, lieber Doria! Der Eiende! Sih Antwort, Schurke, oder ich selbst erwürge Dich!“ — Er packte Doria an der goldenen Stickerei seines Kleides; er schüttelte ihn wüthend; dann beugte er sich wieder auf sein stieres Auge, auf seinen röchelnden Mund, rang die Hände, flehte, beschwor; mit liebreichem, bittendem Worte wechselten Flüche und Gebehrden eines Rasenden. Plötzlich herrschte eine tiefe Stille. Doria war todt. Da bob der Namenlose lächelnd seinen Fuß und stieß ihn heftig dem Todten auf die Brust. „Wehe, wehe über Dich!“

Den folgenden Tag hörten Fischer, die nach Livorno gingen, ein Rauschen im Arno, als ob ein Stein hineingefallen wäre. Sie liefen herbei, sahen aber nichts mehr als einen Ring im Wasser, der sich schwankend vergrößerte und am Ufer verlor.

Leon Goplan.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Andenken an die Opfer der Julustage.

Gestern, am Aller Seelentage, an welchem diejenigen Familien in Paris, die im Laufe des Jahres Verwandte oder innige Freunde verloren haben, die Gräber derselben außerhalb der Stadt zu besuchen pflegen, war es rührend, zu sehen, wie auch innerhalb Paris die Gräber der Bürger, welche ihr Leben im Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes vor drei Monaten verloren haben, nicht allein von ihren Verwandten und Freunden, sondern auch von ganzen Haufen der zur Nationalgarde gehörenden Bürger besucht und mit Blumen und Bändern geziert wurden. Kein Denkmal ist noch auf diesen Gräbern errichtet worden; allein die kleinen Kränze, die dreifarbigen Bänder, die Inschriften, womit die Leichenhügel bedeckt worden sind, begegen hinlänglich die Theilnahme der Bürger an dem Schicksale der Gefallenen. Fast beständig fehlen Menschen um diese Gräber umher, und wahrscheinlich geht Niemand von dannen, ohne seine Vaterlandsliebe und den Muth, für die Freiheit seiner Mitbürger zu kämpfen, gestärkt zu fühlen. Nichts, dünkt mich, ist wirksamer, um den Patriotismus der Pariser anzufeuern, als diese Leichenhügel am Eingange des Louvre und auf dem großen Markte. Daß Frankreich jetzt frei ist von dem schmählichen Joche der jesuitischen Rotte, verdankt es zum Theile denen, die das Beispiel des Widerstandes gegen ungesetzliche Anordnungen gegeben und ihr Blut im Angesicht ihrer Mitbürger vergossen haben. Es sind bereits Kupferstiche erschienen, welche diese auf eine eigene Art geschmückten Leichenhügel darstellen. Welcher Adel übertrifft den der Familien, die stolz sagen können: hier ruht unser Bruder, unser Vater! Auf dem großen Markte nimmt es sich sonderbar aus, wenn man aus dem Gewühle, welches der Vertauf von Gemüsen, Obst und Fischen verursacht, etwas bei Seite tritt und nun auf einmal durch die schwarzen Kreuze, gelben Kronen und dreifarbigen Fahnen an die schauerlichen drei Julustage erinnert wird, während welcher das Schicksal Frankreichs auf dem Spiele stand, und wo es darauf ankam, sich geduldig unter das Joch zu strecken oder Alles aufzuopfern, um frei zu werden. Am Abende, wenn sich das Gedränge und das emsige Treiben wegen der materiellen Bedürfnisse des Lebens auf diesem Markte vertiert und vier Lampen den Ort von weitem bezeichnen, wo die bekennmüthigen Bürger ruhen, die auf diesem Markte vor drei Monaten für ihre Vaterstadt gegen die Söldlinge des Despotismus fochten, so wandelt den Vorübergehenden ein wehmüthiges Gefühl an bei dem Anblicke dieses Todtendenkmals. Sie sind gefallen, ehe sie noch wußten konnten, welche wichtigen Folgen ihr Sieg hervorbringen würde. Sie selbst sind die Opfer geworden, wodurch ein anderer Zustand der Dinge hervorgebracht worden ist. Auf diesem Markte und in der ganzen übrigen Stadt gehen nun schon seit einigen Monaten alle Geschäfte wieder vor sich wie zuvor; die Gefahr der Sklaverei ist vorüber, der Weg zu allen Verbesserungen bleibt offen; Frankreich kann das glücklichste Land von Europa werden, wenn es will. Ach, warum konnten die Bürger, die so muthig der Gefahr trotzten und in ihrem Kampfe niedergeschossen wurden, nicht Zeugen des Glückes ihrer Mitbürger werden! Warum müssen ihre Familien trauern, indeß so viele andere frohlocken! Warum mischt sich eine bittere Erinnerung in den edeln Stolz, den ihnen die Glückwünsche und Belohnungen ihres Vaterlandes einflößen! Am Louvre sind die Gefallenen auf dem weiten Hofraume zur linken Seite des Haupteinganges eingescharrt; die hier Begrabenen sind bei dem Angriffe des großen Louvregebäudes, und fast alle von den Schweizern, welche dasselbe vertheidigten, getödtet worden. Sie liegen hier vor der prächtigen Kolonnade, auf welcher jetzt die dreifarbige Fahne weht, und das durch ihre und ihrer Mitbürger Tapferkeit befreit wurde. Es war ein gefährliches Unternehmen, mit bloßen Flinten ein so festes und weitläuftiges Gebäude anzugreifen, das beinahe ohne Gefahr vertheidigt werden konnte; und doch mußten endlich auch hier die Söldlinge unterliegen. Einige der hier Begrabenen haben noch eben den Einzug der Übrigen in das Schloß erlebt und sind bei der Erstürmung tödtlich verwundet worden; einige sogar im Hofe des Louvre, als das Hauptthor schon eingenommen worden war. Wie die Todten gebettet worden sind, hat man auch die Verwundeten, wovon freilich manche nachher gestorben sind, gepflegt, besucht und belobnt. Es ist eine eigene Anstalt zu St. Cloud angelegt worden, um denjenigen, die bereits auf der Besserung sind, eine reinere Luft und mehr Stille zu verschaffen, als zu Paris. Schon Larrey hat von einiger Zeit einen wissenschaftlichen Bericht über diejenigen Verwundeten abgestattet, die er in dem Lazareth der königl. Garde zu verpflegen gehabt hat. Dies waren also die Besiegten. Unter hat Larrey fast allen gehoffen, obschon viele dabei amputirt werden mußten; von diesen waren manche durch Stein- und Ziegelwürfe verwundet worden, andere durch Schäfte nicht mit Kugeln, sondern mit marmornen oder steinernen Kügelchen, wie sie die Kinder zum Spielen gebrauchen. Und diese Kügelchen hatten, wie es scheint, gefährlichere Wunden verursacht als Bleikugeln, was Larrey physisch erklärt, indem nämlich Bleikugeln mit Blitzesschnelle durchdringen und oft nur eine geringe Öffnung verursachen, wogegen Steinkügelchen, wegen ihrer minderen Schwere, langsamer eindringen, eine breitere Wunde hervorbringen und überhaupt in ihrem Durchdringen mehr zerstören als jene.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 282.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 25. November 1830.

— Gräbeist du ob einem Ding,
Und wär' der Nutzen auch gering,
Bringst du's heraus, es freut dich doch.

S. Schmid.

Ueber den Papyrus der Alten und das indische Reispapier.

Zu verschiedenen Zeiten haben Schriftsteller behauptet, die Pflanze, aus der die Alten den Papyrus verfertigten, wachse in Menge auf Sicilien. Man sagte dieß aber mehr auf Treue und Glauben besonders den Alten nach, als daß man das Gewächs wirklich kennen gelernt hätte. Ganz in der Nähe von Palermo ist ein Platz, der seit undenklicher Zeit Papireto heißt. Der heil. Gregor erwähnt in seinen Briefen einer Gegend bei jener Stadt, welche gewöhnlich Papirianense genannt wurde. Die Gelehrten schlossen aus diesen Andeutungen, daß vor Alters an diesen Orten der Papyrus gebaut worden sey; der unmittelbare Beweis aber, daß diese Pflanze auf Sicilien noch jetzt wächst, wurde erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts vom Ritter Landolina geliefert, der Alterthumsforscher und Botaniker zugleich war. Eines Tags unterhielt er sich auf einem Spaziergange in der Umgebung von Syrakus mit dem gelehrten englischen Reisenden Sobeffiet über den seltsamen Bau einer Pflanze, die sie auf einem Sumpfe schwimmen sahen, und die dort zu Lande Peppera genannt wird. Da fiel ihm ein, dieß könnte wohl die eigentliche Papruspflanze seyn, und er nahm sich vor, die Sache näher zu untersuchen. Er las aufmerksam die in Theophrast und dem ältern Plinius enthaltenen Beschreibungen, verglich sie sorgfältig, und überzeugte sich endlich vollkommen, daß seine Vermuthung gegründet sey. Hocherfreut über seine Entdeckung, ließ er es seine erste Sorge seyn, durch den französischen Gesandten in Neapel, seinen Freund, einen Befehl von der Regierung auszuwirken, daß jene Pflanzen, deren sich die Bauern zum Heubinden bedienten, nicht abgeschnitten werden durften.

Die Pflanze wächst in stehendem Wasser und schwimmt auf der Oberfläche desselben. Unten über der Wurzel sind eine Menge Blätter, welche zwei Fuß lang den Stengel einschließen, an dem sie gleich Fischschuppen über einanderliegen; von da an läuft der Stengel gerade, oft gegen dreizehn Fuß lang aus. Dieser Stengel ist dreieckig, ohne Knoten, und so dick, daß man ihn in der vollen Reife mit der Hand nicht ganz umspannen kann. Das sehr voluminose Mark ist weiß, schwammigt und voll von der Länge nach laufenden Fasern.

Die Kunde von dieser Entdeckung verbreitete sich sehr schnell unter den Gelehrten und erregte großes Aufsehen. Manche bestritten die Sache und behaupteten, dieß sey nicht die Pflanze, welche am Ufer des Nils wuchs und woraus die Alten den wahren Papyrus bereiteten. Landolina wandte sich deßhalb an die größten Naturforscher der damaligen Zeit, und das Gutachten von Buffon und Bartelé fiel ganz zu seinen Gunsten aus. Er wollte indessen einen noch schlagenderen Beweis liefern, und versuchte es,

Digitized by Google

wirklich einen Papyrus zu verfertigen, der mit den Proben, die man in den Museen aufbewahrt, eine Vergleichung aushalten könnte. Plinius beschreibt das Verfahren der Römer bei Bereitung des Papyrus; allein der Text ist hier, wie an vielen andern Stellen, verdorben, und seine Commentatoren waren über den wahren Sinn seiner Worte sehr uneinig. Landolina gelang es nun nach vielfachen, sehr mühsamen und scharfsinnigen Versuchen, diesen Sinn herauszubringen, und er hatte nun nicht allein eine Kunst, die in der Nacht der Zeiten völlig untergegangen war, neu erfunden, sondern auch den Text des Plinius berichtigt, weßhalb auch der große Heine seines Lobes voll ist. Seine Methode war mit wenigen Worten folgende: er nahm den Stengel der syracusanischen Pflanze in der größten Reife, entfernte sorgfältig alle äußern Hüllen, zerschnitt das Mark der Länge nach in sehr dünne Scheiben, legte diese gitterförmig auf einer ebenen Fläche nebeneinander, und unterwarf sie nun, so lange sie noch feucht waren, der Presse. Der klebrige Stoff des Marks macht, daß sich unter der Presse die Ränder der Scheiben fest aneinander leimen, und so erhielt er ein ebenes Blatt, das er, und zwar nicht stark, mit Leimwasser bestrich. Er brachte es darauf zu wiederholten Malen unter die Presse, um es feiner und gleicher zu machen; er fand, daß es sich schlagen und mit Elfenbein glätten ließ, und der Papyrus war fertig. Landolina schickte Proben von seinem Fabrikat an verschiedene Akademien, mit der Beschreibung seines Verfahrens, und von allen Seiten erhielt er die Versicherung, daß ohne allen Zweifel sein Papier mit dem Papyrus der Alten völlig identisch sey.

Der Vollständigkeit wegen theilen wir noch etwas über eine Pflanze mit, woraus in Indien noch jetzt ein dem Papyrus ähnlicher Stoff bereitet wird. Diese Pflanze ist die Aeschynomene paludosa (Roxburgh), aus der Familie der Schotengewächse. Sie heißt in der Landessprache Sola und wächst in Menge in den sumpfigten Niederungen von Bengalen. Der dreitheilt Zoll im Umfang messende Stengel besteht fast ganz aus einem blendend weißen, einen halben Zoll dicken Mark; die äußere Haut ist sehr dünne und kann mit dem Finger abgenommen werden. Die Pflanze ist ausdauernd, und Blätter und Stengel verdorren nur, wenn es der Pflanze an Wasser fehlt.

Aus dem beschriebenen Mark bereitet man in Indien das bei uns uneigentlich sogenannte Reispapier, das man gegenwärtig für gewisse Zeichnungen und zu künstlichen Blumen unsern Papieren vorzieht. Auch die Hindus machen künstliche Blumen daraus, womit sie an den Festen ihre Götzenbilder schmücken, ferner Hüte; dazu leimen sie mehrere Blätter auf einander und überziehen sie dann mit Tuch oder Seidenzeug; diese Hüte sind sehr dauerhaft und ausnehmend leicht. Um das Papier zu gewinnen, schneidet man mit einem sehr scharfen Instrument das Mark der Länge nach spiralförmig in ein dünnes Blatt, ungefähr wie man bei uns die Korkäpfel macht. In allen englisch-indischen Besitzungen ist das Reispapier sehr gebräuchlich, eben so in China. Livingston hat es, wenigstens in einiger Menge, zuerst vor etwa 25 Jahren nach Europa gebracht, und zwar aus China; es waren viereckigte, vier Zoll große, verschieden gefärbte Blätter, und das Blatt wurde damals mit sechs Schilling bezahlt. Jetzt kann man welches haben, das einen Fuß lang, fünf Zoll breit und ganz weiß ist. Es ist in Europa sehr geschätzt und macht einen bedeutenden Handelszweig mit Kalkutta aus. Livingston gab bei seiner Rückkehr von China von diesem Papier einer Miß Jane Jock, welche damals die schönsten künstlichen Blumen verfertigte; die Blumen aus diesem Papier kamen bald in die Mode und wurden ganz unmäßig theuer bezahlt. Die Prinzessin Charlotte von Wales bezahlte für ein einziges Bouquet 1800 Franks.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Georg Keith.

(Fortsetzung.)

Auf diesen Brief antwortete Jean Jacques unter dem 31ten März 1764: „Was das Anerbieten betrifft, das Sie, Milord, Mamsel le Vasseur und mir machen, so will ich Ihnen gleich von vorne herein erklären, daß ich nicht allein keinen Dünkel darein setze, Ihr Geschenk auszuschlagen, sondern daß ich mir etwas darauf einbilde, dasselbe anzunehmen. Für jetzt habe ich Brod, und wenn die Arrangements gelingen, über die ich jetzt nachdenke, so wird es mir auch für meine noch übrigen Lebenstage nicht fehlen. Was möchte mir ein Mehreres? Fehlt mir doch Nichts, was ich wünsche und was man für Geld haben kann. Milord, Sie sollten lieber denen geben, die es nöthiger haben. Sie wissen, Mademoiselle le Vasseur hat eine kleine Pension von meinem Buchhändler; davon kann sie leben, wenn ich einmal nicht mehr bin. Indessen läugne ich Ihnen nicht, Milord, das Geschenk, welches Sie ihr zudenken, ist mir schätzbarer, als wenn Sie es mir machten; darum bin ich auch sehr darüber gerührt, daß Ihr Herz dieß Mittel gefunden hat, um damit das Wohlwollen zu bethätigen, mit dem Sie mich ehren. Wenn Sie ihr aber die Zinsen dieses Geldes statt der Summe selbst anweisen wollten, so hätte ich die Mühe nicht, dieselbe sicher anzulegen, wovon ich gar nichts verstehe.“ Ehe Lord Keith noch diesen Brief erhielt, schrieb er abermals an Jean Jacques aus Keithhall den 13ten April 1764, spricht ihm von dem Lebensplan, den er künftig in Berlin verfolgen wolle, und schließt am Ende mit den Worten: „Nur zweierlei werde ich dort vermissen:

Digitized by Google

Valencias Sonne und meinen Sohn, den Wilden. In meinem letzten Brief machte ich ihm einen recht vernünftigen Vorschlag. Ich weiß nicht, was er mir antworten wird, ich fürchte sehr, nichts, was Stich hält. Nun leben Sie wohl, ich umarme Sie mit der zärtlichsten Freundschaft.“ Als Lord Keith endlich Rousseaus Brief vom 31ten März empfangen hatte, antwortete er ihm unter dem 6ten Junius aus London: „Ich kann Ihnen mein Vergnügen über Ihre Gefälligkeit gegen mich nicht genug ausdrücken; ich erkenne deren ganzen Werth.“ Als im folgenden Jahr Lord Keith in Potsdam angekommen und Friedrichs Tischgenoße geworden war, schrieb ihm Rousseau und bat ihn um Rath wegen der Wahl seines künftigen Aufenthalts. Darauf antwortete ihm der Lord unter dem 8ten Februar 1763: „Wenn Sie nicht wilder wären als die Wilden von Kanada, so könnte man leicht Rath schaffen; denn hätte ich bei ihnen mehr Wildpret erlegt als ich brauchte, so sagte ich zum ersten Besten, der vorüberginge: da, nimm dieß Wildpret, und er würde es gleich forttragen. Jean Jacques aber würde es liegen laßen; darum habe ich recht, wenn ich sage: er ist allzuwild.“ Am 22ten Mai 1765 schrieb ihm Lord Keith abermals: „Ich fürchte, daß es Ihnen am Nöthigsten mangeln wird, da Ihre Werke jetzt nicht gedruckt werden können, denn item, man muß doch eßen und trinken, und in diesem eisernen Jahrhundert lebt man nicht von Eicheln. Sie könnten mich in dieser Beziehung ruhiger machen, und ich glaube, Sie sollten es thun; Sie nennen mich Ihren Vater, und Sie sagen die Wahrheit. Kann ich nun nicht kraft meiner väterlichen Autorität von Ihnen verlangen, daß Sie mir erlauben, meinem Sohn eine Leibrente von fünfzig Louisdor auszusetzen? Wenn mein lieber Sohn etwas Gewisses hätte, so bliebe mir nichts zu wünschen auf der Welt und ich schiede auch einmal daraus ohne Sorge. Es hängt nur von Ihnen ab, mich viel glücklicher zu machen, als ich bin. Wären Sie ruhig, wenn Sie nicht gewiß wüßten, daß ich Brod in meinen alten Tagen hätte? Nun, setzen Sie sich an meine Stelle und thun Sie andern, was Sie wollen, daß man Ihnen thue; glauben Sie nicht, daß das Band der Freundschaft stärker ist als das einer fernen, oft nur eingebildeten Verwandtschaft? ich fühle dieß wohl. Ich wollte Ihnen jährlich fünfzig Pfund Sterling auf mein Gut verschern; nur auf Länderein ist wahre Sicherheit. Ach, seyn Sie gut, nachsichtig und großmüthig, und machen Sie Ihren Freund glücklich. Leben Sie wohl.“ So schreibt man doch nicht an Jemanden, der einen um Unterstützung gebeten, oder einem dies sehr nahe gelegt hat. Lord Keith gab 1766 seinem Freund du Peyron eine Summe Geldes für Jean-Jacques, und dieser dankt ihm mit den Worten dafür: „Du Peyron schreibt mir, er habe die dreihundert Louisd'or empfangen. Sie kommen von einem guten Vater, der wie jener, dessen Ebbild er ist, nicht wartet, bis ihn seine Kinder um ihr tägliches Brod bitten.“ — Aus alle dem geht hervor, daß Lord Keith Rousseau'n die Unterstützung mit der größten Zartheit und Herzlichkeit angetragen, und daß dieser nie einen Augenblick aufgehört hat, ihm dafür dankbar zu seyn und seinen Wohlthäter grenzenlos zu verehren, daher auch dieser ihn bis zum Tode „seinen Jean-Jacques“ nannte. Es ist also klar, daß d'Alembert gelogen und verläumdet hat; dies wäre eben nicht sehr zu verwundern, wohl aber, daß seine keck ausgesprochene Verläumdung sich so lange erhalten und wie etwas Ausgemachtes von Mund zu Mund gehen konnte. Wir sind aber mit besonderem Vergnügen und nicht ohne Rührung bei dem Ausdruck der Liebe und des Wohlwollens eines edlen Mannes für einen andern verweilt, da sie in unsern starren, egoistischen Tagen wie Töne aus einer besseren Zeit herüber klingen. Denn kein vornehmer Mann wird heutzutage aus der Nähe eines Königs so zu einem armen Schriftsteller sprechen. Es ist aber auch wahr, Lord Keith ist einer der edelsten Männer seiner Zeit, die daran ebenfalls keinen Ueberfluß hatte, am wenigsten in Frankreich.

(Der Beschluß folgt.)

Der Blinde im Frühling.

Helle wards, der Morgen schickte
Weit hinaus das goldne Licht,
Und die Frühlingssonne blickte
Auf ein bleiches Angesicht.

In der Kammer saß er drinnen,
Starrte in die Welt hinein;
Und dem Auge fühlt er's rinnen
In dem warmen Sonnenschein.

„Fließe, stille Thräne, fließe
„Aus dem finstern, öden Haus,
„Flehe zu dem Paradiese,
„Zu des Tages Licht hinaus!

„Du empfängst das Holde, Schöne,
„Saugst es ein das lichte Gold;
„O wie glücklich ist die Thräne,
„Die aus meinem Auge rollt!“

E.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

Zustand der Gesellschaft in England.

Die gewöhnliche Politik, die Haupt- und Staatsaktionen der Höfe gehören wohl nicht ins Bereich Ihres Blattes; desto mehr aber Betrachtungen über die Bewegungen ganzer Na-

Digitized by Google

tionen. Die englische Revolution, welche den Prinzen von Oranien auf den Thron brachte, war bekanntlich nicht die Sache des Volks, sondern eines Theiles der Aristokratie, welchem es vorzüglich darum zu thun war, sich die Güter zu sichern, die ihm unter den vorigen Regierungen von den Spoliis opimis der Kirche zugefallen waren. Seitdem beschränken sich die politischen Kämpfe in diesem Lande fast ausschließlich auf die Aristokratie, und bis auf der neuste Zeit diente das Volk nur als eine Art von Jagdzeuppel, womit die Parthei außer dem Ministerium die Parthei in demselben zu beyen pflegte. Freilich gibt es noch Manche, Whigs sowohl als Tories, welche das Volk noch immer für solche Käufer ansehen, und mehrere der durch die volle Emanzipation der Katholiken aufgebrachten und bedwegen mit dem Herzog von Wellington zerfallenen Tories haben sich in dieser Täuschung zu den Reformatoren geschlagen, und glauben, ohne Consequenz dieselben in ihren Forderungen für Ausdehnung des Wahlrechts und Beschränkung der Aristokratie unterstützen zu können. Denkende Köpfe dagegen haben längst erkannt, daß seit der französischen Revolution (der ersten nämlich) im Volke eine dritte Parthei herangewachsen ist, welche ziemlich klar einzusehen scheint, daß alle Kämpfe der Aristokratie um des Volks Freiheiten nur Spiegelfechterei sind, und dem Adel bedwegen auch immer näher zu Leibe rückt. Was aber diese Parthei vorzüglich hervorgerufen hat, ist nebst der großen Aufklärung — die Noth. Die großen Kämpfe, welche England Anfangs gegen die französische Revolution und dann gegen Napoleon, den Erben dieser Revolution, geführt, waren ganz Sache der Aristokratie, welche das Volk durch geschickte Neigung seiner Gemüthe dabei nach ihren Absichten zu lenken wußte. Aber gerade die Folgen dieser Kriege — die ewige Staatsschuld und der verderbeute Staatshaushalt — sind es, was das Volk zum Nachdenken aufruft und es mit immer wachsender Unzufriedenheit der Aristokratie gegenüber stellt. Die Riesenanstrengungen, welche die Nation gemacht hat, um die Mittel für jenen Krieg zu erschwingen, mußten nothwendig den Nationalreichthum in weniger Hände und die Masse ins Elend bringen; auch kann man sich nicht leicht einen Begriff von der Menge Unglücklicher machen, von denen es in Städten und Dörfern wimmelt, von der bittern Dürftigkeit, worin viele, viele Tausende schmachten, und deren Jammer noch herzergreifender wird, wenn man den fürstlichen Luxus sieht, in dem die reichen Gutsbesitzer und Fabrikanten leben. Daß diese Masse armer, gedrückter Tagelöhner unzufrieden ist, ist ganz natürlich, besonders da ihnen von denjenigen, welche eine Umwälzung wünschen, täglich wiederholt wird, daß all jener Luxus das Werk ihrer Hände ist, und daß die Großen von ihrem Schweiß und Blute schwelgen. Aber zwischen dieser tief gedemüthigten Klasse und jenen Großen steht der mittlere Bürger, der Handwerker, der Krämer und das Heer derer, welche auch von ihrer Hände Arbeit leben, aber dabei noch ein gewisses Ansehen von Wohlstand behaupten müssen, der bei neun Zehnteln dieser Klasse nur simulirt ist. Diese Klasse aber ist es, welche die schwere Haus- und Fenstersteuer, die drückende Armen- und Kirchensteuer und tausenderlei andere Abgaben zu entrichten hat, wovon Tausende vornehmer und geringer, freiwilliger und gezwungener Mäßigagänger erhalten werden müssen. Diese Klasse ist es aber auch, welche ernstlich auf die Reform des Unterhauses dringt, welche verlangt, daß die Mittelstände desselben nicht Vertreter der Aristokratie, sondern des Volks seyn und als solche alle Pensionen und Besoldungen verweigern sollen, die nicht für dem Staate wirklich geleistete Dienste gegeben werden, oder diesen Diensten nicht angemessen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Ueber die in den Julitagen Verwundeten und Gebliebenen.

So eben hat auch ein Arzt, Namens Menière, eine Schrift über die Verpflegung der Verwundeten in dem großen Pariser Hospital, dem sogenannten Hotel-Dieu, herausgegeben. Hier kommen manche interessante, auch nicht ärztliche Bemerkungen vor. Da das Hôtel-Dieu dem Kampfplatze, besonders dem Greveplatze und dem Rathhause, dessen Angriff und Eroberung so manche Wunden verursachte, sehr nahe liegt, so wurden auch die meisten Verwundeten hieher getragen, und zwar Sieger sowohl als Besiegte. Letztere waren niedergeschlagen und hatten alle geistige Kraft verloren; erstere hingegen waren voll Muth und Heldenzeigkeit, selbst unter den größten Leiden, und standen die chirurgischen Operationen mit der größten Standhaftigkeit aus; manche äußerten sogar während dieser Schmerzen patriotische Gesinnungen mit einer Art von Schwärmerei. Aber bei dieser Ueberspannung ihrer Gefühle war ihnen auch die geringste Gemüthsbewegung schädlich. Schon daß man noch oft in Paris Gewehre losschoß, besonders in der Umgegend des Hotel-Dieu, verursachte den Kranken eine gefährliche Erschütterung. Ein Taglöhner, der nur eine leichte Wunde an der Hand bekommen hatte, versank in Schwermuth bei der Nachricht von der Unruhe einer Gegenden und starb; ein anderer hatte beinahe dasselbe Schicksal gehabt, weil ein barbarischer Haudherr gekommen war und ihn mit dem Verkaufe seiner Meubeln bedroht hatte, im Falle er nicht zahlen wollte. Sogar der Besuch Lafayettes und der jetzigen Königin im Hôtel-Dieu wurde den Kranken schädlich. Menière schätzt die Gesammtzahl der in den drei Tagen zu Paris verwundeten Bürger auf 3000 und die der Gebliebenen auf 700 an; dies scheint jedoch eine bloße Vermuthung zu seyn; richtiger wird vielleicht die Kommission, welche von der Regierung beauftragt worden ist, den Mittwen und Waisen, wie auch den Verstümmelten einen Unterhalt zuzusichern, die Zahl der Todten und Verwundeten bestimmen können. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß Menières Berechnung der Wahrheit näher kommt, als die Berichte, welche die Zahl der Todten zu Tausenden anschlugen. Aber freilich sind, wie Dr. Menière hinzusetzt, die auf den Kampfplatze und in den Hospitälern Gebliebenen nicht die einzigen, denen die letzte Revolution das Leben gekostet hat oder noch kostet. Geschoßkünstler und Gebrüche sind von Gehirnentzündungen befallen worden, andere sind in tiefe Schwermuth versunken und einige haben sich das Leben genommen. Alle diese Unglücksfälle würden wahrscheinlich vermieden worden seyn, wenn Karl X. etwas mehr Regierungskunst besessen, und statt beständig auf die Jagd zu gehen und seine unwürdigen Günstlinge und die Geistlichkeit regieren zu lassen, sich ein wenig mehr um die wichtigen Staatsgeschäfte bekümmert hätte, die ihm oblagen; freilich hätte er zum Regieren erzogen seyn müssen. Ein gutes Geschick hat noch bei jener Staatsumwälzung über Paris gewaltet, daß die prächtigen Kunstsammlungen während des fürchterlichen Kampfes wenig oder gar nicht beschädigt worden sind. Wenn man bedenkt, daß sich einige tausend Menschen um die Eroberung des Louvre schlugen, und daß mit Flinten und Kanonen auf dasselbe und aus demselben geschossen wurde, so kann man es wahrlich als ein Wunder ansehen, daß weder die Bildergallerie, noch die Antikensammlung, noch die königliche Privatbibliothek in Rauch aufgegangen sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 94.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 283.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 26. November 1830.

So kennt ihr ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las.

Goethe.
Epilog zu Schillers Glocke.

Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung.

Von Wilhelm v. Humboldt *).

Es gibt ein unmittelbareres und volleres Wirken eines großen Geistes als das durch seine Werke. Diese zeigen nur einen Theil seines Wesens. In die lebendige Erscheinung strömt es rein und vollständig über. Auf eine Art, die sich einzeln nicht nachweisen, nicht erforschen läßt, welcher selbst der Gedanke nicht zu folgen vermag, wird es aufgenommen von den Zeitgenossen und auf die folgenden Geschlechter vererbt. Dieß stille und gleichsam magische Wirken großer geistiger Naturen ist es vorzüglich, was den immer wachsenden Gedanken von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk immer mächtiger und ausgebreiteter emporsprießen läßt. In Schrift gefaßte Werke und Literaturen tragen ihn dann, gleichsam mumienartig verschlossen, über Klüfte hinweg, welche die lebendige Wirksamkeit nicht zu überspringen vermag. Die Völker aber haben schon immer Hauptschritte zu ihrer Geistesentwicklung vor der Schrift gethan, und in diesen dunkelsten, aber wichtigsten Perioden des menschlichen Schaffens und Bildens ist nur die lebendige Einwirkung möglich. Nichts zieht daher die Betrachtung mehr an, als jeder, wenn selbst schwache Versuch, zu erforschen, wie ein merkwürdiger Mann des Jahrhunderts die Bahn alles Denkens, das Gesetz an die Erscheinung zu knüpfen, über das Endliche hinaus nach dem Unendlichen zu streben, in seiner individuellen Weise durchlief. Dieß hat mein Nachdenken über Schiller oft beschäftigt, und unsere Zeit hat Keinen aufzuweisen, dessen inneres geistiges Leben in dieser Hinsicht merkwürdiger zu verfolgen wäre.

Schillers Dichtergenie kündigte sich gleich in seinen ersten Arbeiten an; ungeachtet aller Mängel der Form, ungeachtet vieler Dinge, die dem gereiftesten Künstler sogar roh erscheinen mußten, zeugten die Räuber und Fiesco von einer entschieden großen Naturkraft. Es verrieth sich nachher durch die, bei ganz verschiedenartigen philosophischen und historischen Beschäftigungen, immer durchbrechende, auch in diesen Briefen so oft angedeutete Sehnsucht nach der Dichtung, wie nach der eigenthümlichen Heimath seines Geistes. Es offenbarte sich endlich in männlicher Kraft und geläuterter Reinheit in den Stücken, die gewiß noch lange der Stolz und der Ruhm der deutschen Bühne bleiben werden. Aber dieß Dichtergenie war auf das engste an das Denken in allen seinen Tiefen und Höhen geknüpft, es tritt ganz eigentlich auf dem Grunde einer Intellektualität hervor, die Alles, ergründend, spalten, und Alles, verknüpfend, zu einem Ganzen vereinen möchte.

*) Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt. Mit einer Vorerinnerung über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung von W. v. Humboldt. Diese Schrift wird in Kurzem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinen. Wir geben einen Auszug aus W. v. Humboldts Vorwort über Schiller, und behalten uns vor, auch einen und den andern Brief aus der interessanten Sammlung mitzutheilen.
D. Red.

Digitized by Google

Darin liegt Schillers besondere Eigenthümlichkeit. Er forderte von der Dichtung einen tieferen Antheil des Gedankens, und unterwarf sie strenger einer geistigen Einheit; letzteres auf zweifache Weise, indem er sie an eine festere Kunstform band, und indem er jede Dichtung so behandelte, daß ihr Stoff unwillkührlich und von selbst seine Individualität zum Ganzen einer Idee erweiterte. Auf diesen Eigenthümlichkeiten beruhen die Vorzüge, welche Schiller charakteristisch bezeichnen. Aus ihnen entspeang es, daß er, das Gröſseste und Höchste hervorzubringen, dessen er fähig war, erst eines Zeitraums bedurfte, in welchem sich seine ganze Intellektualität, an die sein Dichtergenie unauflöslich geknüpft war, zu der von ihm geforderten Klarheit und Bestimmtheit durcharbeitete. Diese Eigenthümlichkeiten endlich erklären die tadelnden Urtheile derer, die in Schillers Werken, ihm die Freiwilligkeit der Gabe der Musen absprechend, weniger die leichte, glückliche Geburt des Genies, als die sich ihrer selbst bewuſste Arbeit des Geistes zu erkennen meinen, worin allerdings das Wahre liegt, daß nur die intellektuelle Gröſse Schillers die Veranlassung zu einem solchen Tadel darbieten konnte. . .

Was jenen Beobachter an Schiller am meisten, als charakteristisch bezeichnend, auffallen muſste, war, daß in einem höheren und prägnanteren Sinn, als vielleicht je bei einem andern, der Gedanke das Element seines Lebens war. Anhaltend selbstthätige Beschäftigung des Geistes verlieh ihn fast nie, und wich nur den heftigeren Anfällen seines körperlichen Uebels. Sie schien ihm Erholung, nicht Anstrengung. Dieß zeigte sich am meisten im Gespräch, für das Schiller ganz eigentlich geboren schien. Er suchte nie nach einem bedeutenden Stoff der Unterredung, er überließ es mehr dem Zufall, den Gegenstand herbeizuführen, aber von jedem aus leitete er das Gespräch zu einem allgemeinen Gesichtspunkt, und man sah sich nach wenigen Zwischenreden in den Mittelpunkt einer, den Geist anregenden Diskussion versetzt. Er behandelte den Gedanken immer als ein gemeinschaftlich zu gewinnendes Resultat, schien immer des Mitredenden zu bedürfen, wenn dieser sich auch bewuſst blieb, die Idee allein von ihm zu empfangen, und ließ ihn nie müſsig werden. . .

Schiller sprach nicht eigentlich schön. Aber sein Geist strebte immer in Schärfe und Bestimmtheit einem neuen geistigen Gewinne zu, er beherrschte dieß Streben und schwebte in vollkommener Freiheit über seinem Gegenstande. Daher benutzte er in leichter Heiterkeit jede sich darbietende Nebenbeziehung, und daher war sein Gespräch so reich an den Worten, die das Gepräge glücklicher Geburten des Augenblicks an sich tragen. Die Freiheit that aber dem Gange der Untersuchung keinen Abbruch. Schiller hielt immer den Faden fest, der zu ihrem Endpunkt führen muſste, und wenn die Unterredung nicht durch einen Zufall gestört wurde, so brach er nicht leicht vor Erreichung des Zieles ab.

So wie Schiller im Gespräch immer dem Gebiete des Denkens neuen Boden zu gewinnen suchte, so war überhaupt seine geistige Beschäftigung immer eine von angestrengter Selbstthätigkeit. Auch seine Briefe zeigen dieß deutlich. Er kannte sogar keine andere. Bloſser Lektüre überließ er sich nur spät Abends und in seinen, leider so häufig schlaflosen Nächten. Seinen Tag nahmen seine Arbeiten ein, oder bestimmte Studien für dieselben, wo also der Geist durch die Arbeit und die Forschung zugleich in Spannung gehalten wird. Das bloſse, von keinem andern unmittelbaren Zweck als dem des Wissens geleitete Studiren, das für den damit Vertrauten einen so unendlichen Reiz hat, daß man sich verwahren muß, dadurch nicht zu sehr von bestimmterer Thätigkeit abgehalten zu werden, kannte er nicht und achtete es nicht genug. Das Wissen erschien ihm zu stoffartig, und die Kräfte des Geistes zu edel, um in dem Stoffe mehr zu sehen, als ein Material zur Bearbeitung.

Nur weil er die allerdings höhere Anstrengung des Geistes, welche selbstthätig aus ihren eigenen Tiefen schöpft, mehr schätzte, konnte er sich weniger mit der geringeren beseelen. Es ist aber auch merkwürdig, aus welchem kleinen Vorrath des Stoffes, wie entblöſst von den Mitteln, welche Andern ihn zuführen, Schiller eine sehr vielseitige Weltansicht gewann, die, wo man sie gewahr wurde, durch genialische Wahrheit überraschte; denn man kann die nicht anders nennen, die durchaus auf keinem äuſserlichen Wege entstanden war. Selbst von Deutschland hatte er nur einen Theil gesehen, nie die Schweiz, von der sein Tell doch so lebendige Schilderungen enthält. Wer einmal am Rheinfall steht, wird sich beim Anblick unwillkührlich an die schöne Strophe des Tauchers erinnern, welche dies verwirrende Wassergewühl malt, das den Blick gleichsam fesselnd verschlingt; doch lag auch dieser keine eigene Ansicht zum Grunde. Aber was Schiller durch eigene Erfahrung gewann, das ergriff er mit einem Blick, der ihm beinah auch das anschaulich machte, was ihm blos fremde Schilderung zuführte. Dabei versäumte er nie, zu jeder Arbeit Studien durch Lektüre zu machen; auch was er in dieser Art Dienliches zufällig fand, prägte sich seinem Gedächtniß fest ein, und seine rastlos angestrengte Phantasie, die in beständiger Lebendigkeit bald diesen, bald jenen Theil des irgend je gesammelten Stoffes bearbeitete, ergänzte das Mangelhafte einer so mittelbaren Auffassung.

Auf ganz ähnliche Weise eignete er sich den Geist der griechischen Dichtung an, ohne sie je anders als aus Uebersetzungen zu kennen. . .

Die Zuversicht in das Vermögen der menschlichen Geisteskraft, gesteigert zu einem dichterischen Bilde, ist

Digitized by Google

in den Kolumbus überschriebenen Distichen ausgedrückt, die zu dem Eigenthümlichsten gehören, was Schiller gedichtet hat. Dieser Glaube an die dem Menschen unsichtbar inwohnende Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Uebereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen seyn kann, war ein charakteristischer Zug in Schillers Ideenspstem. Ihm entspeach auch die Beharrlichkeit, mit der er jeder intellektuellen Aufgabe so lange nachging, bis sie befriedigend gelöst war. Schon in den Briefen Raphaels an Julius in der Thalia in dem kühnen, aber schönen Ausdruck: „als Columbus die bedenkliche Wette mit einem unbefahrenen Meer einging“ findet sich der gleiche Gedanke an dasselbe Bild geknüpft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Georg Keith.

(Fortsetzung.)

Als treuer, eifriger Anhänger der Stuarts brachte Lord Keith 1715 Schottland zu Gunsten des Prätendenten in Aufruhr und forderte diesen auf, aus seinem Schlupfwinkel herauszukommen; „denn,“ so schrieb ihm Keith, „ein Souverän, der sein Land verloren hat, muß die Gefahr mit denen theilen, die ihr Leben aussetzen, um es ihm wieder zu gewinnen.“ Er wurde von der englischen Regierung zum Tode verdammt, irrte sechs Monat in Schottland umher, reiste dann von einem europäischen Hof zum andern, um Freunde und Unterstützung für den Prätendenten zu gewinnen, machte aber bald die Erfahrung, daß ein König ohne Macht und Land nichts von seinen erlauchten Genossen zu hoffen hat. Der Prätendent verlieh ihm den Orden des Bathbandes, den er aber nur in des Prinzen Gegenwart anlegte; „denn wer nicht lächerlich scheinen will,“ sagte er, „muß auf diese immer eiteln und leeren Zierrathen Verzicht leisten, wenn der Fürst, von dem er sie empfing, nicht mehr im Stand ist, sie in Respekt zu setzen.“ Jean Jacques, der drei Monat lang genauen Umgang mit Lord Keith hatte, sagt in seinen Konfessionen, er sey gleichgültig gegen das Haus Stuart geworden, weil er dessen Ungerechtigkeit und Tyrannei als den herrschenden Charakter dieser Dynastie erkannt. Keith diente in Spanien in dem Krieg gegen den Kaiser, und zog sich dann ins Königreich Valencia zurück, wo er, wie er sagte, viel gute Freunde fand, „besonders die liebe Sonne.“ Sein Bruder, der Marschall Keith, in preußischen Diensten, wußte ihn nach Berlin zu ziehen; hier gewann ihn Friedrich schnell lieb, schickte ihn als Gesandten nach Frankreich und nach Spanien, und hernach als Gouverneur nach Neufchatel, wo er Rousseau kennen lernte, als dieser in diesem Lande war. In seinen diplomatischen Sendungen hatte er kein Glück; „denn dazu, sagte er, gehört eine Feinheit und Schlauheit, die ich nicht habe, und die ich auch nicht haben mag.“ Als Friedrich II. eine Allianz mit England abschloß, wirkte er, ohne Keiths Wissen, dessen Wiedereinsetzung in den vorigen Stand und die Zurückgabe seiner Güter aus; deßhalb ging er wieder nach Schottland, erhielt aber nur einen Theil seiner Besitzungen zurück. Demungeachtet wollte er hier leben, hätte ihn nicht das rauhe Klima und das Mißtrauen des englischen Kabinets daran gehindert. Dankbarkeit und Freundschaft führten ihn nach Preußen zurück. Friedrich dankte ihm ein Haus bei Sans-Souci. Lord Keith, für den der königliche Pallast eine Art von Gefängniß oder Kloster war, schrieb von dem König: „Unser Pater Abbé,“ so nannte man Friederich in dem engen Cirkel seiner Vertrauten und Tischgenossen, „ist der angenehmste und leutseligste Mann von der Welt; wäre ich aber in Spanien, so fühlte ich mich doch bewogen, ihn bei der heiligen Inquisition wegen Hererei zu denunciren; denn hätte er mich nicht bekehrt, so bliebe ich gewiß nicht hier, wo nur ein gewalter Himmel ist, während ich in dem schönen Klima von Valencia leben und sterben könnte.“ Zwei Tage vor seinem Tode ließ er den damaligen englischen Gesandten in Berlin, Elliot, bitten, ihn zu besuchen, und sagte zu ihm: „Ich habe Sie zu mir bitten lassen, denn ich finde es komisch genug, daß ein Minister des Königs Georg die letzten Worte eines alten Stuartanhängers empfange. Uebrigens haben Sie mir vielleicht Anstrege an Milord Chatam (der ungefähr vierzehn Tage vorher gestorben war) zu geben; ich denke ihn morgen oder übermorgen zu sehen.“ Er verordnete, daß seine Leiche ohne allen Prunk beigesetzt werden solle; um dessen gewiß zu seyn, setzte er nur drei Louisdor für sein Begräbniß aus. Lord Keith war edel und großmüthig und dabei ein wahrer Weiser, denn er that das Gute ohne Ostentation, und vergaß es gleich nachher. Wiewohl höchst einfach in allem seinem Thun, war er doch sehr witzig und froh, nur kalt und frostig auf den ersten Anblick, zumal wenn ihn seine sonderbare Laune beherrschte. Seine Diener waren von allen Religionen, unter andern ein Tatar, der vom großen Lama abstammen wollte; deßhalb nannte ihn Lord Keith seinen Großalmosenier. Rousseau sagte von ihm in seinen Lettres écrites de la montagne: „Soll ich mich über die Wahl meines Exils beklagen? O nein, denn ungeachtet ich so vieles von Haß, Leidenschaft und Verfolgung zu ertragen gehabt habe, so ist mein Gewinnst doch größer als mein Verlust. Ich habe einen Menschen gefunden. Edles und großes Herz! o Georg Keith, mein Beschützer, mein Freund, mein Vater! wo Du auch in dem Augenblicke seyn magst, wenn ich meine traurigen Tage beschließe, und sähe ich Dich auch mein ganzes Leben nicht mehr, nie werde ich dem Himmel mein Elend vorwerfen!“

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Schicksal der Kunstsammlungen während der Revolution.

In die königliche Privatbibliothek wollte der Herzog von Nagusa eine Kompagnie königl. Garde legen, um sich dort zu vertheidigen, wodurch dann wahrscheinlich ein Theil der kostbaren Bücher zu Patronen würde verwendet worden seyn, wie man es mit vielen Papieren in der Bibliothek im Rathhause gemacht hat. Dies kam jedoch nicht zu Stande. Ein trunkener Kerl wollte im ersten Taumel des Sieges Feuer an den Louvre legen, um dies königl. Gebäude von Grund aus zu zerstören; natürlich verbinderten dies die Vernünftigern. Das neu angelegte egyptische Kabinet und die Vasensammlung im Louvre sind leider nicht so verschont geblieben, als die Gemälde und Statuen. Die Spiegelgläser der schönen Säle sind großentheils zerschlagen, und manche goldene Zierrathen und kleine Antiken aus denselben entwendet worden; eine große Papyrusrolle ist zur Hälfte zerstört; viele Siegel und Amulette mit Keilschrift fehlen. Da sich die Säle mit egyptischen Alterthümern den Erstürmern des Louvre zuerst darboten und ihnen die goldenen Zierrathen zuerst in die Augen fielen, so ist es nicht zu verwundern, daß diese Stücke die Rache und Habsucht zerstigt haben. Auch in den folgenden Sälen, wo die Vasen von Edelstein und die künstlich geschnitzten Schäfte aus der Zeit Königs Franz I. aufgestellt stehen, ist Mehreres entwendet worden, unter andern eine kunstreich mit Goldarbeit verzierte Vase Benvenuto Cellini's. Die Verwaltung des Museums hat ein Verzeichniß der sämmtlichen entwendeten Stücke drucken lassen, hat aber wenig Hoffnung, die Goldsachen wieder zu bekommen, die wahrscheinlich sogleich vom dumgirigen Pöbel verkauft und eingeschmolzen worden sind. Die Gemälde und Statuen wurden verschont; denn hier reizte nichts die Habgier, und auch der Pöbel in Paris hat Achtung vor Kunstsachen. Einige Gemälde zwar liefen Gefahr, zerstört zu werden, weil die dargestellten Gegenstände die Gemüther des erhitzten Volkes aufreizten; indessen darf man hier die kältere Ueberlegung, und die Sammlung blieb unversehrt, wenn man Gerards Krönungsgemälde und das Porträt Karls X. im Saale des Staatsrathes ausnimmt. Auch von dem auf dem egyptischen Kabinette und der Geräthesammlung des Mittelalters Entwendeten kommt Mehreres wieder ein, zum Theil durch freiwilliges Zurückgeben, zum Theil durch Ankauf oder durch Nachspüren von Seiten der Polizei. Schlimmer ist es der Sammlung aller Rüstungen im Artilleriemuseum ergangen; hier diente nach der Eroberung die Nothwendigkeit, sich mit Waffen zu versehen, zum Vorwande, Alles zu entwenden und das Museum rein auszuplündern, obschon die alten Rüstungen und Waffen gegen die Kanonen und Gewehre der königl. Garde und der Schweizer wenig helfen konnten. Kurz nach dem großen Siege erschien eine Aufforderung an alle diejenigen, welche dergleichen Rüstungen genommen hatten, daß man sie aus Liebe zur Kunst wieder zurückgeben möge. Manches ward auch wieder zurückgebracht; aber dies sind doch nur Theile des sonst so großen Kabinetts, und vielleicht wird manches Stück mit den schönen Vasen aus kolbaren Steinen sind auf der medicäischen Zeit in fremde Kabinette verkauft werden, besonders nach England, dem jetzigen großen Markte für dergleichen Waaren, die man sogar in Paris sehr gut nachmacht, um sie den blinden englischen Liebhabern als echtliche Reliquien aus dem Mittelalter aufzubinden. Die Landläufer der Lords müssen vollgepfropft seyn mit Kram der Art; denn eine Zeitlang haben sie für schweres Geld alles, was sich davon bei den Krämern vorfand, aus Paris geschleppt. Altes Porzellan, alte Porträts, alte Sessel, altes Hausgeräthe, alte Waffen, kurz alles, was sich auf eine historische Person, oder auf glänzende Zeitpunkte, oder auf berühmte Fabrikanten aus der Vorzeit bezog, ging ab, zur großen Freude der Krämer, welche bereit waren, den alten Vorrath stets wieder zu erneuern.

(Der Beschluß folgt.)

London, November.

(Fortsetzung.)

Die neue Polizei. Zustand des Buchhandels.

Man hatte erwartet, daß trotz dem Widerwillen der Vornehmen, sich des großen Vorrechts zu begeben, daß ihre jüngern Söhne vom Staate erhalten werden, während ihre Väter in den Händen des ältesten verbleiben, die Regierung die Zeichen der Zeit erkennen und selbst eine gemäßigte Reform vorschlagen würde, welche die Bürger für den Augenblick befriedigen und dieselben bereitwillig machen könnte, sich im Fall der Noth mit der Regierung dem Pöbel zu widersetzen. Dies hat aber, wie bekannt, die Regierung nicht für gut befunden, und auch die neuesten Unruhen in London scheinen sie nicht zu witzigen. Sie wissen, daß seit einem Jahre in allen Theilen Londons, außer der Altstadt, eine neue Polizei unter einer einzigen Direktion eingeführt worden ist, während vorher jedes Kirchspiel seine eigene Nachtwache hatte, welche bei der immerwährenden Vergrößerung der Stadt und bei der überhandnehmenden Armuth von Jahr zu Jahr unzulänglicher befunden wurde. Aber durch diese neue Einrichtung verloren die Gemeindevorsteher manche persönliche Vortheile, und alle Hausbesitzer wurden mit einer höhern Steuer belegt. Dies erregte eine Unzufriedenheit, welche die demagogischen Journale sowohl, als die, welchen es aus pekuniären Rücksichten blos um Popularität zu thun ist, benutzten, um London gegen die Regierung aufzuwiegen. Dies ist ihnen auch, wie die neuesten Vorfälle beweisen, gut gelungen; aber schon länast ist fast jedes Kirchspiel gegen das neue System eingenommen, und der Pöbel, worunter unstreitig eine bedeutende Anzahl Diebe, ist aufs Aeußerste erbittert gegen die Polizei. „Keine Polizei! Nieder mit der Polizei!“ schreit seit längerer Zeit schon das Volk überall, wo es sich in Menge versammelt findet. Man nennt bekanntlich die englischen Soldaten, ihrer rothen Uniform wegen, lobsters, Hummer, welche wie die Krebse nach dem Sieden roth aussehen; die Polizeidiener aber tragen blaue Uniform, und das Volk nennt dieselben, um zu erkennen zu geben, daß es sie, obgleich sie keine andern Waffen führen, als den gewöhnlichen Constabelstock, als Soldaten betrachtet, spottweise rothe Hummer. Dabei aber schmeichelt der Pöbel, wahrscheinlich um die Pariser Mode nachzuahmen, wo der Gensdarme für einen Feind und der Soldat für einen Freund galt, den Soldaten, und man sieht jetzt oft an den Mauern angeschrieben: „Es leben die Soldaten! nieder mit der Polizei!“

In der Grafschaft Kent sieht es bekanntlich noch schlimmer aus. Nimmt man nun noch dazu die Gerüchte von Bewegungen unter den Fabrikarbeitern in den nördlichen Grafschaften und die Gährung, welche O'Connell durch seinen Vorschlag zur Auflösung des administrativen Verbands zwischen Irland und Großbritannien in jener Insel verbreitet hat, so darf man sich nicht wundern, daß es trübselig bei uns aussieht. Aber allen empfindet dieses der Buchhandel, denn man hat nicht Zeit, etwas anderes zu lesen, als Zeitungen und Flugschriften. Auch erscheint jetzt kein einziges wichtiges Werk, und die Verleger weisen Sachen zurück, nach denen sie sonst mit gierigen Händen gegriffen haben würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 120.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 284.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 27. November 1830.

Wie in engen Winterklausen
Bienen um den Honigkeim,
Drängen wir uns dicht und schmausen
So behaglich und geheim.

J. H. Voß.

Bilder aus Rußland.

Der Thee.

Neben dem Bad ist eines der größten Bedürfnisse für den Russen der Thee, und zwar der chinesische Thee, der besonders über Kiachta aus China eingeführt wird. Dieser großen Entfernung ungeachtet, ist er doch durch ganz Rußland so wohlfeil, daß auch der Arme ihn leicht anschaffen kann. Er ist übrigens viel besser als derjenige, den wir gewöhnlich über Holland und England erhalten, weil dieser auf der See verdirbt. Der russische Thee wird durchaus von China bis Petersburg und Kiew auf der Are gebracht, und nur sehr selten eine kleinere Strecke auf Flüssen transportirt, da die größern Ströme Rußlands alle nahe in der Richtung der Meridiane, also senkrecht auf die eigentliche Theestraße laufen. Statt des für die niedern Klassen sehr theuern Zuckers wird Honig gebraucht, und obschon ich Anfangs gegen dieses Surrogat eingenommen war, so überzeugte ich mich doch bald, daß der Honig zu dem Thee viel besser passe und viel angenehmer munde, als der beste Zucker. Damit ist aber der treffliche russische Honig gemeint, besonders der, welcher von wilden Bienen aus den Lindenwäldern gesammelt wird und sich durch seinen gewürzhaften Geschmack auszeichnet, so wie er durch seine grünliche Farbe kenntlich ist. Dieser in Rußland ebenfalls sehr wohlfeile Honig ist mit dem, welchen unsere zahmen Bienen erzeugen, gar nicht zu vergleichen, und ein wahrhaft köstliches Geschenk der Natur. Milch oder Sahne wird nur selten zum Thee genommen. Arme begnügen sich, die von andern bereits aufgegossenen Blätter des Thees zu trocknen und dann noch einmal mit kochendem Wasser zu begießen, welcher zweite Thee natürlich viel schwächer ist und weniger Aroma hat. Zu Bereitung des Thees hat man durch ganz Rußland eigene Gefäße von Messing oder Kupfer, Samowar (Selbstkocher) genannt, deren namentlich in der berühmten Fabrikstadt Tula jährlich viele Tausende versertigt und durch das ganze Reich verschickt werden. Dieser Samowar hat meistens die gefällige Gestalt einer Urne. Wenn sich der gemeine Russe recht wohl seyn lassen will, so genießt er trockene Rosinen zum Thee, indem er sich den Mund ganz damit vollstopft, sie etwas kaut und dann den oft glühend heißen Thee durch sie durchgehen läßt. Es ist unglaublich, wie viel von diesem Tranke in Rußland verzehrt wird und wie viel oft ein einzelner Mensch davon zu sich nimmt, ohne daß man hört, daß der zu häufige Gebrauch je nachtheilig geworden wäre. Jährlich sollen aus China über 4000 Pud (1600 Centner) Thee nach Rußland geführt werden. Gewöhnlich wird er von den Chinesen in würfelförmige Kisten gepackt. Wenn diese Kisten geöffnet werden, so findet man in ihrem obersten Theile eine einen oder anderthalb Zoll dicke Lage von dem sogenannten Blumenthee, der in Rußland als der kostbarste und theuerste vorzüglich geschätzt wird. Dieser Blumenthee besteht nicht, wie man glaubt, aus den Blüthen der Theepflanze, sondern aus den noch nicht ganz entwickelten Blättern, die

Digitized by Google

in der That einen besonders feinen und angenehmen Geschmack haben. Außer diesem kennt man von dem eigentlichen chinesischen Thee in Rußland nur zwei Gattungen: den schwarzen und den grünen. Der letzte, der sich durch seine dunkelgrüne Farbe auszeichnet, wird für den besseren gehalten, soll aber weniger gesund seyn, weil die Chinesen den Blättern dieser Farbe durch Rösten auf heißen Kupferplatten geben. Uebrigens trinkt in Rußland Groß und Klein und Arm und Reich täglich Thee oft bis zum Uebermaße. Wie man in den deutschen Landhäusern dem eintretenden Gaste vor allem einen Sitz und einen Laib Brod zum Anschneiden vorlegt, so kömmt in Rußland, wenn der Gast den Fuß ins Zimmer setzt, unmittelbar hinter ihm der Samowar, so daß es in der Regel gar nicht nothwendig ist, der Dienerschaft deßhalb besondern Befehl zu geben, da es sich von selbst versteht. Die Hausfrau schürft natürlich ihre Tasse mit dem Gaste, und da diese Gelegenheit, besonders an Sonn- und Feiertagen, oft wiederkehrt: und jeder Eintretende ohne Unterschied bewirthet werden muß, so genießt manche Frau auf diese Weise in einem einzigen Tag zwanzig und mehr Tassen dieses Getränkes, ohne sich dadurch beschwert zu fühlen. Noch weiter wird dieses Uebermaß bei den Männern, besonders bei den gemeinen Kaufleuten, getrieben. Ich sah öfters ganze Gesellschaften solcher russischen Kapzi, wenn sie eben von ihren Landreisen kamen, sich in ihren dichten, mit Schnee und Eis bedeckten Bärenpelzen vor einen mächtigen Samowar und eine große Schüssel voll Rosinen setzen und nicht eher aufstehen, bis Samowar und Schüssel leer waren, so daß mancher auf zwanzig und mehr Tassen Thee (in der Größe unserer Kaffeetassen) kam. Diese Fülle des glühend heißen Getränkes brachte sie in einen so reichlichen Schweiß, daß das Wasser in Strömen über ihre struppigen Gesichter lief, und sie nur immer zu wischen hatten, wobei sie sich aber ganz behaglich gefühlt haben müssen, da es nie einem einfiel, seinen dichten Pelz auszuziehen und sich dadurch die Arbeit, denn als eine solche erschien es mir, zu erleichtern. Dieser Samowar ist der stete Begleiter der Russen, und wer ihn anzuschaffen zu arm ist, ersetzt ihn durch einen kleinen eisernen Kessel, der die Form einer Kugel hat, und der, unter derselben Benennung, auch in der ärmsten Hütte angetroffen wird. Wie oft, wenn ich eine solche Hütte betrat, welche die Spuren der Dürftigkeit in allen Ecken zeigte, und ich zur ersten Begrüßung mich mit dem gewöhnlichen Ausdrucke: Kak schiwiosch? (wie lebst Du?) nach dem Befinden der Bewohner erkundigte, wie oft erhielt ich da die von genügsamer Zufriedenheit zeugende und ebenfalls schon zum gemeinen Sprichworte gewordene Antwort: Slawa Boga; chleb jest, Samowar jest, nitschewo ne nadamna. „Gott sey Dank, Brod ist da, Samowar ist da, ich brauche nichts mehr."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung.

(Fortsetzung.)

Dem Inhalte und der Form nach waren Schillers philosophische Ideen ein getreuer Abdruck seiner ganzen geistigen Wirksamkeit überhaupt. Beide bewegten sich immer in nämlichen Gleise und strebten dem gleichen Ziele zu, allein auf eine Weise, daß die lebendigere Aneignung immer reicheren Stoffs, und die Kraft des ihn beherrschenden Gedanken sich unaufhörlich zu wechselseitiger Steigerung bestimmten. Der Endpunkt, an den er Alles knüpfte, war die Totalität in der menschlichen Natur durch das Zusammenstimmen ihrer geschiedenen Kräfte in ihrer absoluten Freiheit. Beide dem Ich, das nur Eins und ein unbetheiltbares seyn kann, angehörend, aber die eine Mannigfaltigkeit und Stoff, die andere Einheit und Form suchend, sollten sie durch ihre freiwillige Harmonie schon hier auf einen über alle Endlichkeit hinaus liegenden Ursprung hindeuten. Die Vernunft, unbedingt herrschend in der Erkenntniß und Willensbestimmung, sollte die Anschauung und Empfindung mit schonender Achtung behandeln, und nirgends in ihr Gebiet übergreifen; dagegen sollten diese sich aus ihrem eigenthümlichen Wesen und auf ihrer selbstgewählten Bahn zu einer Gestalt emporbilden, in welcher jene, bei aller Verschiedenheit des Prinzips, sich der Form nach wiederfände. Diese, nicht auf entdeckbaren Wegen entstehende, sondern wie durch plötzliches Wunder überraschende Uebereinstimmung zu vermitteln, den in sich unabweisbaren Widerspruch beider Naturen durch einen in ihrer Wechselbeziehung auf einander gegründeten Schein aufzuheben, und dem Menschen dadurch in der Erscheinung ein Bild desjenigen zu geben, was außer aller Erscheinung liegt, vermag allein die Richtung in ihm, welche wir die ästhetische nennen. Denn sie behandelt den Stoff mit einer auf dem Gebiete der Sinnlichkeit entsprungenen, nicht von der Idee erborgten und dennoch als Freiheit erscheinenden Selbstthätigkeit. In Anmuth und Würde und in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen ist diese Vorstellungsweise ausführlich dargelegt.

Niemals vorher sind diese Materien so rein, so vollständig und lichtvoll abgehandelt worden. Es war aber damit unendlich viel, nicht blos für die sichere Scheidung der Begriffe, sondern auch für die ästhetische und sittliche Bildung gewonnen. Kunst und Dichtung waren unmittelbar an das Edelste im Menschen geknüpft, dargestellt als dasjenige, woran er erst zum Bewußtseyn der ihm inwohnenden, über die Endlichkeit hinaus strebenden Natur erwacht. So waren beide auf die Höhe gestellt, welcher sie wirklich entstammen. Sie auf dieser vor der Entweihung jeder kleinlichen und herabziehenden Ansicht, jeder nicht aus ihrem reinen Element entsprungenen Empfindung

Digitized by Google

zu sichern, war im eigentlichsten Verstande Schillers beständiges Bemühen, und erschien als seine wahre, ihm durch seine ursprüngliche Richtung gegebene Lebensbestimmung. Seine ersten und strengsten Forderungen ergehen daher an den Dichter selbst, von dem er nicht gleichsam blos abgesondert wirkendes Genie und Talent, sondern eine, der Höhe seines Berufs zusagende Stimmung des ganzen Gemüths, nicht blos eine augenblickliche, sondern eine zum Charakter gewordene Erhebung verlangt. . .

An Niemand richtet er diese Forderungen so streng, als an sich selbst. Man kann von ihm mit Wahrheit sagen, daß, was auch nur von fern an das Gemeine, selbst an das Gewöhnliche grenzte, ihn niemals berührte, daß er die hohen und edeln Ansichten, die sein Denken erfüllten, auch ganz in seine Empfindungsweise und sein Leben übertrug, und im Dichten immer mit gleicher Lebendigkeit, auch bei kleinen Produktionen, vom Streben nach dem Ideale begeistert war. Daher findet sich in seinen Werken so Weniges, was man matt oder mittelmäßig nennen müßte. Allerdings trug dazu auch das, was ich früher berührte, sehr viel bei, daß nämlich seine Geisteskraft immer mit gleicher Anstrengung arbeitete, und daß es ihm durchaus fremd war, sie bei einer gleichsam erholenden Arbeit eine Abspannung finden zu lassen. Es mag Individualitäten geben, welchen seine ganze Dichtungsweise und seine ganze philosophische Ansicht minder zusagt. Allein nur wenig Einzelnes wird man als seiner nicht würdig anstoßen, indem man das Andere enthusiastisch erhebt, und der Tadel selbst, um dieß hier im Vorbeigehen zu bemerken, wird gerade seine individuellsten Seiten treffen, und also die hohe Einheit seiner Natur in ein noch helleres Licht stellen. . .

Der Poesie unter den menschlichen Bestrebungen die hohe und ernste Stellung, von der ich oben gesprochen, anzuweisen, von ihr die kleinliche und die trockene Ansicht abzuwehren, welche, jene ihre Würde, diese ihre Eigenthümlichkeit verkennend, sie nur zu einer tändelnden Verzierung und Verschönerung des Lebens machen, oder unmittelbar moralisches Wirken und Belehrung von ihr verlangen, ist, wie man sich nicht genug wiederholen kann, tief in deutscher Sinnes- und Empfindungsart gegründet. Schiller sprach, nur auf seine individuelle Weise, darin aus, was seine Deutschheit in ihn gelegt hatte, was ihm aus den Tiefen der Sprache entgegenklang, deren geheimes Wirken er so trefflich vernahm und so meisterhaft wieder zu benutzen verstand. Es liegt in der großen Oekonomie der Geistesentwickelung, welche die ideale Seite der Weltgeschichte, gegenüber den Thaten und Ereignissen, ausmacht, ein gewisses Maß, um welches der Einzelne, auch am günstigsten Bevorrechtete, sich nur über den Geist seiner Nation erheben kann, um, was dieser ihm unbewußt verlieh, durch Individualität bearbeitet, in ihn zurückströmen zu lassen. Die Kunst nun und alles ästhetische Wirken von ihrem wahren Standpunkte aus zu betrachten, ist keiner neueren Nation in dem Grade, als der deutschen, gelungen, auch denen nicht, welche sich der Dichter rühmen, die alle Zeiten für groß und hervorragend erkennen werden. Die tiefere und währere Richtung im Deutschen liegt in seiner gröberen Innerlichkeit, die ihn der Wahrheit der Natur näher erhält, in dem Hange zur Beschäftigung mit Ideen und auf sie bezogenen Empfindungen, und in Allem, was hieran geknüpft ist. Dadurch unterscheidet er sich von den meisten neueren Nationen, und in näherer Bestimmung des Begriffes der Innerlichkeit, wieder auch von den Griechen. Er sucht Poesie und Philosophie, er will sie nicht trennen, sondern strebt sie zu verbinden, und so lange dies Streben nach Philosophie, auch ganz reiner, abgezogener Philosophie, das sogar unter uns nicht selten in seinem unentbehrlichen Wirken verkannt und gemißdeutet wird, in der Nation fortlebt, wird auch der Impuls fortdauern und neue Kräfte gewinnen, den mächtige Geister in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unverkennbar gegeben haben. Poesie und Philosophie stehen, ihrer Natur nach, in dem Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen, nur sie können alle einzelnen Resultate in sich vereinigen, nur von ihnen kann in allesEinzelne zugleich Einheit und Begeisterung überströmen, nur sie repräsentiren eigentlich, was der Mensch ist, da alle übrigen Wissenschaften und Fertigkeiten, könnte man sie je ganz von ihnen scheiden, nur zeigen würden, was er besitzt und sich angeeignet hat. Ohne diesen zugleich erhellenden und funkenerweckenden Brennpunkt, bleibt auch das ausgebreitetste Wissen zu sehr zerstückelt, und wird die Rückwirkung auf die Veredlung des Einzelnen, der Nation und der Menschheit gehemmt und kraftlos gemacht, welche doch der einzige Zweck alles Ergründens der Natur und des Menschen und des unerklärbaren Zusammenhanges beider seyn kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Die Zeitungen in England und in Nordamerika.

Vom Parlamente hängt es ab, durch kraftvolle und weise Maßregeln die Ruhe und das Zutrauen wieder bei uns herzustellen, welche sich allmählig mehr verlieren zu wollen scheinen. Diejenigen, welche alle die Volksgährung der Verbreitung des Lichts zuschreiben, haben natürlich einen Widerwillen gegen die Vervielfältigung der Zeitungen, und in der Absicht, die Verbreitung derselben zu beschränken, hat sie auch das Parlament mit einer schweren Stempelsteuer belegt. Dagegen kämpfen nun die Verdrossenen aus Leibeskräften, und einer hat wirklich eine Zeitung angefangen, die er, dem Gesetze zum

Digitized by Google

Arey, ohne Stempel verkauft. Um indessen zu zeigen, wie sehr eine Stempelsteuer die Verbreitung der Zeitungen hemmt, gibt ein Edinburger Blatt folgende Vergleichung: „Die gegenwärtige Verbreitung der britischen Inseln ist beinahe noch einmal so stark, als die der Vereinigten Staaten, indem die eine über 25 Millionen und die andere ungefähr 12 Millionen beträgt. Zieht man die Schwarzen ab, so haben diese Staaten eine Verbreitung von ungefähr 10 Millionen. Auf den britischen Inseln gibt es jetzt 551 Zeitungen, von denen 19 oder 20 täglich erscheinen, nämlich 16 in London und 3 oder 4 in Irland. In den Vereinigten Staaten gab es 1810 364 Zeitungen; 1823 hatten sie sich schon bis auf 598 vermehrt, und im letzten Frühjahr berechnete Cooper ihre Anzahl auf 800. Die in Großbritannien und Irland jährlich gedruckten Zeitungen geben, nach einem Durchschnitt der in den letzten sieben Jahren entrichteten Stempelgebühr, eine Summe von 28.027.000 Stück; die amerikanischen Journale dagegen geben folgendes Resultat:

250 wöchentliche Zeitungen	28.000.000.
200 2 bis 3mal die Woche.	20.800.000.
50 täglich erscheinende . .	13.600.000.
	61.400.000 Stück.

Wenn diese Berechnung richtig ist, so werden in den Vereinigten Staaten dreißehnmal mal so viel Zeitungen gedruckt, als in Britannien, und dies (wenn man die Schwarzen nicht rechnet) für weniger als die Hälfte seiner Bevölkerung; woraus erhellt, daß eine Million Menschen in den Vereinigten Staaten fünfmal so viel Zeitungen kauft, als eine Million in Britannien. Es gibt im ganz Großbritannien außer London keine Stadt, in welcher täglich eine Zeitung erscheint oder wo eine der Art sich halten könnte. In den B. St. hat jede beträchtliche Stadt deren eine oder mehrere. Rochester, eine Stadt von 6000 Einwohnern, und Troia mit ungefähr derselben Seelenzahl, beide im Staate Neuyork, haben jede eine tägliche Zeitung, während weder Manchester, noch Edinburg, noch Glasgow eine solche haben. Hat man doch im vorigen Jahre zu Leith, einer Stadt mit 20.000 Einwohnern, vergeblich auch nur ein Wochenblatt einzuführen gesucht. Philadelphia und Liverpool haben ungefähr eine gleiche Volkszahl, aber die englische Stadt hat vielleicht sechsmal so viel Handel. Nun aber hat Liverpool 8 Zeitungen, von denen jede nur einmal erscheint, und Philadelphia 8 tägliche Journale und 8 oder 10 andere. Schottland mit 2.100.000 Einwohnern hat 38 Zeitungen, wovon keine mehr als dreimal die Woche erscheint; Pensylvania mit 1.200.000 Seelen hatte im Jahr 1823. 110 Zeitungen, von denen 14 bis 15 täglich ausgegeben wurden.“

(Der Beschluß folgt.)

Paris, November.

(Beschluß.)

Die Waffen auf der königl. Bibliothek.

Die große königl. Bibliothek hat auch während der letzten Revolution einen Sturm erlitten, aber glücklicherweise weiter nichts. Das Volk drang nämlich hier ein und verlangte Waffen, wie es in allen Häusern in der Gegend gefordert, unter andern in dem Hotel, in welchem der Herzog von Braunschweig wohnte, und den sich übrigens in jenen wichtigen Tagen Niemand bekümmerte, und der ganz ruhig hätte in Paris bleiben können, wenn ihn die Angst nicht hinausgetrieben hätte. Der Konservator der Bibliothek, der gute und alte Van Praet, antwortete, sie haben auf der Bibliothek wohl viele Bücher, aber keine Waffen, es wäre denn auf dem Antikentabinette den alten Degen König Franz I. Dieser wurde einstweilen in Beschlag genommen; aber dabei verstand man darauf, es seyen noch Waffen auf der Bibliothek vorräthig. Davon wußte keiner der Konservatoren; endlich erinnerte sich ein alter Thürsteher, daß in den Kellern der Bibliothek die Hellebarden der am 10. August 1792 im Tuilerienschloß entwaffneten und zum Theil ermordeten Schweizer niedergelegt worden waren. Man fuhr man also auf die Keller los; die Hellebarden fanden sich richtig vor, und diese erwuselten sich von den Schweizern zum Schutze der Bourbonen gebrauchten Waffen mußten nach 38 Jahren gegen die Schweizer und gegen die Bourbonen dienen. Diese Waffen wurden nach dem Kaupfe nebst dem Degen Franz I. richtig wieder abgeliefert; ich glaube aber, die Konservatoren der Bibliothek wollen sie an die Regierung abgeben, damit sie nicht wieder einmal von einem ähnlichen Schrecken überfallen werden, wie dieses Jahr. Bücher wollen sie wohl bewahren, nur keine Waffen. Wie aber das Volk so genau wußte, daß das Bibliothekgebäude eine Niederlage von Waffen besitze, das selbst die Inwohner, den alten Thürsteher abgerechnet, nicht wußten, das ist bis jetzt noch ein Räthsel, wie so manches andere Vorfall bei jener sonderbaren Staatsumwälzung, deren Folgen sich jetzt im Innern und auswärts nach und nach entwickeln. Der jetzt erst berühmt werdende St. Simon soll auf seinem Todenbette sich mit seinen Schülern über die baldige Wiederkehr seines monarchischen und geistigen Systems unterhalten und ihnen eine und andeutung gesagt haben: „Die Birne ist reif, sie muß abfallen.“ Unter Karl X. konnte man in Paris auch sagen: „Die Birne ist sehr reif; sie wird ebenfalls abfallen.“ Allein man hat den Baum doch etwas schütteln müssen; darüber sind denn auch der reifen Birnen eine Menge gefallen.

Dg.

Auflösung des Räthsels in Nro. 278:
Die Staatspapiere.

Räthsel.

An den Dichter N. mit einem Geschenk.

Unter allen Schlangen ist Eine
Zu Eilen ganz erstarrt.
Auf welcher zu seiner Befreiung
Ein edler Gefangener harrt.

Ihr mangeln das Gift und die Zähne,
Doch packt sie den Wächter an,
Durchbohrt den Leib dem Verhaßten,
Und macht dem Gefangenen Bahn.

Schon flieht er vor dir ja der Kerker,
Ein edler Fraute darin.
So fein und so weiberzagen,
So freiheitdürftig sein Sinn.

Ergreife die Schlange, du Zaubrer,
Durchbohre den Wächter frisch,
Befreie den edeln Gefangnen,
Den Kerker wirf unter den Tisch!

Schon glänzen die Augen des Freien.
Schon träumt er von Gristeoverein:
So laß doch den Dichter nicht warten.
Laß schnell zu dem Bruder ihn ein!

J. G. W.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 285.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 29. November 1830.

— Es schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Goethe.

Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung.

(Fortsetzung.)

Das Forschen um der Wahrheit und das Bilden und Dichten um der Schönheit willen werden zum leeren Namen, wenn man Wahrheit und Schönheit da aufzusuchen sieht, wo ihre verwandten Naturen sich nicht zerstreut an einzelnen Gegenständen, sondern als reine Objekte des Geistes offenbaren. Schiller kannte keine andere Beschäftigung, als gerade mit Poesie und Philosophie, und die Eigenthümlichkeit seines intellektuellen Strebens bestand gerade darin, die Identität ihres Ursprungs zu fassen und darzustellen. Die obigen Betrachtungen knüpfen sich daher unmittelbar an ihn an.

Der Trieb nach Beschäftigung mit abstrakten Ideen, das Streben, alles Endliche in Ein großes Bild zu fassen und es an das Unendliche anzuknüpfen, lag von selbst, und ohne fremden Anstoß in Schiller; es war mit seiner Individualität gegeben. Es entwickelte sich am freiesten und lebendigsten in der zweiten und dritten Periode seines Lebens, wenn man die erste seine drei früheren, die vierte seine letzten Trauerspiele, vom Wallenstein an, einnehmen läßt. Die zuerst in der Thalia abgedruckten philosophischen Briefe, mit welchen die Resignation, die ein Produkt desselben Jahres ist, in dem kühnen Schwunge einer leidenschaftlich philosophirenden Vernunft eine auffallende Verwandtschaft hat, sollten den Anfang einer Reihe philosophischer Erörterungen machen. Aber die Fortsetzung unterblieb, und eine neue Epoche des Philosophirens begann für Schiller in Anmuth und Würde, hauptsächlich begründet durch seine Bekanntschaft mit Kantischer Philosophie. . .

Kant unternahm und vollbrachte das größeste Werk, das vielleicht je die philosophirende Vernunft einem einzelnen Manne zu danken gehabt. . .

Eine solche Erscheinung konnte an Schiller nicht unbemerkt vorübergehen. Ihn, der immer über seiner jedesmaligen Beschäftigung schwebte, der die Poesie selbst, für welche die Natur ihn bestimmt hatte, und die sein ganzes Leben durchdrang, doch auch wieder an etwas noch Höheres anknüpfte, mußte eine Lehre anziehen, deren Natur es war, Wurzel und Endpunkt des Gegenstandes seines beständigen Sinnens zu enthalten. Plötzlich emporgegangen, und Jahre lang unbeachtet, wurde sie außerdem gerade in der Zeit und der Gegend, wo sich Schiller damals befand, mit einem Enthusiasmus ergriffen, der noch in der Erinnerung erfreut. Auf welche Weise Kant von Schiller gewürdigt ward, hat Schiller in mehreren Stellen seiner Schriften geäußert, noch mehr aber durch die That gezeigt. Er eignete sich die neue Philosophie, seiner Natur gemäß, an. In den eigentlichen Bau des Systemes ging er wenig ein; er heftete sich aber an die Deduktion des Schönheitsprinzips und des Sittengesetzes. Hier mußte es ihn mächtig ergreifen, das natürliche, menschliche Gefühl in seine Rechte eingesetzt und in seiner Reinheit philosophisch begründet zu finden. Gerade hier hatten die un-

Digitized by Google

mittelbar vorher herrschend gewesenen Theorien die wahren Gesichtspunkte vererdrt und das Gebahene entadelt. Dagegen fand Schiller, seinem Ideengange nach, die sinnlichen Kräfte des Menschen theils verlezt, theils nicht hinlänglich geachtet, und die durch das ästhetische Prinzip in sie gelegte Möglichkeit freiwilliger Uebereinstimmung mit der Vernunftleitung nicht genug herausgehoben. So geschah es, daß Schiller, als er zuerst Kants Namen öffentlich aussprach, in Anmuth und Würde, als sein Gegner auftrat.

Es lag in Schillers Eigenthümlichkeit, von einem großen Geiste neben sich nie in dessen Kreis herübergezogen, dagegen in dem eigenen, selbstgeschaffenen durch einen solchen Einfluß auf das Mächtigste angeregt zu werden, und man kann wohl zweifelhaft bleiben, ob man dieß in ihm mehr als Größe des Geistes, oder als tiefe Schönheit des Charakters bewunderen soll. Sich fremdes Individualität nicht unterzuordnen, ist Eigenschaft jeder größeren Geistesstraft, jedes stärkeren Gemüths, aber die fremde Individualität ganz, als verschieden, zu durchschauen, vollkommen zu würdigen, und aus dieser bewunderndem Anschauung die Kraft zu schöpfen, die eigene nur noch entschiedener und richtiger ihrem Ziele zuzuwenden, gehört Wenigen an, und was in Schiller hervorstechendste Charakterzug. Allerdings ist ein solches Neehältniß nur unter verwandten Geistern möglich, deren divergirende Bahnen in einem höher liegenden Punkte zusammentreffen, aber es sezt von Seiten der Intellektualität die klare Erkenntniß dieses Punkts, von Seiten des Charakters voraus, daß die Rücksicht auf die Person gänzlich zurückbleibe hinter dem Interesse an der Sache. Nur unter dieser Bedingung geben Bescheidenheit und Selbstgefühl, wie es die Bestimmung ihres idealischen Zusammenwirkens ist, wahrhaft in Unbefangenheit über. So nun stand Schiller auch Kant gegenüber. Er nahm nicht von ihm; von den in Anmuth und Würde und den ästhetischen Briefen durchgeführten Ideen ruhen die Keime schon in dem, was er vor der Bekanntschaft mit Kantischer Philosophie schrieb; sie stellen auch nur die innere, ursprüngliche Anlage seines Geistes dar. Allein dennoch wurde jene Bekanntschaft zu einer neuen Epoche in Schillers philosophischem Streben; die Kantische Philosophie gewährte ihm Hülfe und Anregung. Ohne große Divinationsgabe läßt sich ahnen, wie, ohne Kant, Schiller jene ihm ganz eigenthümlichen Ideen ausgeführt haben würde. Die Freiheit der Form hätte wahrscheinlich dabei gewonnen.

Bei der Art, wie ich hier von der Form rede, meine ich natürlich nicht den Styl. Diesen hat im Historischen und Philosophischen, wie im Poetischen, Schiller sich ganz eigen geschaffen. Was er in einer Stelle seiner Schriften über die Art sagt, wie die Sprache den Ausdruck umhüllen soll, das hat er selbst in hohem Grade erreicht. Wer einen Styl zu würdigen versteht, der nicht den gleichsam schon fertigen Gedanken nüchtern auszudrücken strebt (ein nothwendig mißlingendes Bemühen, da der Gedanke erst im Ausdruck seine Vollendung erhält), sondern mit dem er, in jedem Augenblicke selbstthätig erzeugt, zugleich hervorzuspringen scheint, der wird den Schillerschen bewundern. Denn indem er den Stempel der Originalität an sich trägt, gibt er zugleich die Regel des, nur auf Jedes eigene Weise, allgemein zu Ersingenden.

Was ich hier von Schillers Styl sage, gilt in noch viel prägnanterem Sinne von denjenigen seiner Gedichte, welche vorzugsweise der Ausführung philosophischer Ideen gewidmet sind. Sie erzeugen die Idee, umkleiden sie nicht blos mit einem dichterischen Schmuck. Sie erfüllen dadurch die Forderung dieser Gattung der Poesie. Der Leser gewinnt die Ueberzeugung, daß die sich ihm darbietende Idee jenseits einer Kluft liege, über welche der Verstand keine Brücke zu schlagen, die nur die dichterisch begeisterte Einbildungskraft zu überspringen vermag. Der Dichter, der immer nur hervorbringt, was er selbst empfindet, muß, um jene Ueberzeugung zu bewirken, erst in sich die geeignete Stimmung erzeugen, er muß die Kraft besitzen, die Idee, als gedacht, klein in der dichterischen Darstellung aufgehen zu lassen, und seinen Stoff in die Sphäre des Unendlichen hinüberführen, in welcher allein, nicht auf dem Gebiet des Verstandes, die poetischen Kräfte mit den erkennenden zusammentreffen.

Schillers historische Arbeiten werden vielleicht von Einigen nur als Zufälligkeiten in seinem Leben, und als durch äußere Umstände hervorgerufen angesehen. Dazu, daß sie eine größere Ausdehnung erhielten, trugen diese Ursachen unläugbar bei, allein an sich mußte Schiller durch seine Geisteseigenthümlichkeit eben so wohl zu historischem als philosophischem Studium hingezogen werden. Nur um dieß mit wenigen Worten anzudeuten, berühre ich diesen Punkt hier. Wer, wie Schiller, durch seine innerste Natur aufgefordert war, die Beherrschung und freiwillige Uebereinstimmung des Sinnenstoffes durch und mit der Idee aufzusuchen, konnte nicht da zurücktreten, wo sich gerade die reichste Mannigfaltigkeit eines ungeheuern Gebietes eröffnet; wessen beständiges Geschäft es war, dichtend den von der Phantasie gebildeten Stoff in eine, Nothwendigkeit athmende Form zu gießen, der mußte begierig seyn zu versuchen, welche Form, da das Darstellbare es doch nur durch irgend eine Form ist, ein durch die Wirklichkeit gegebener Stoff erlaubt und verlangt. Das Talent des Geschichtschreibers ist dem poetischen und philosophischen nahe verwandt, und bei dem, welcher keinen Funken dieser beiden in sich trüge, möchte es sehr bedenklich um den Beruf zum Historiker aussehen. Dieß gilt aber nicht blos von der Geschichtschreibung, sondern auch von der Geschichtsforschung. Schiller pflegte zu behaupten, daß der Geschicht-

Digitized by Google

schreiber, wenn er alles Faktische durch genaues und gründliches Studium der Quellen in sich aufgenommen habe, nun dennoch den so gesammelten Stoff erst wieder aus sich heraus zur Geschichte konstruiren müsse, und hatte darin gewiß vollkommen Recht, obgleich allerdings dieser Ausspruch auch gewaltig mißverstanden werden könnte. Eine Thatsache läßt sich eben so wenig zu einer Geschichte, wie die Gesichtszüge eines Menschen zu einem Bildniß blos abschreiben. Wie in dem organischen Bau und dem Seelenausdruck der Gestalt, gibt es in dem Zusammenhange selbst einer einfachen Begebenheit eine lebendige Einheit, und nur von diesem Mittelpunkt aus läßt sie sich auffassen und darstellen. Auch tritt, man möge es wollen oder nicht, unvermeidlich zwischen die Ereignisse und die Darstellung die Auffassung des Geschichtschreibers, und der wahre Zusammenhang der Begebenheiten wird am sichersten von demjenigen erkannt werden, der seinen Blick an philosophischer und poetischer Nothwendigkeit geübt hat. Denn auch hier steht die Wirklichkeit mit dem Geist in geheimnißvollem Bunde. Im Sammeln der Thatsachen, im Studium der Quellen, so weit es ihm vergönnt war in sie hindurchzudringen, war Schiller sehr genau und sorgfältig. Auch bei seinen poetischen Arbeiten versäumte er nie, sich die historische oder Sachkunde, welche sie erforderten, zu verschaffen. Wenn ihm etwas in dieser Art mißlang, so lag es gewiß nicht an der Einseitigkeit seines Strebens, sondern am Mangel von Hülfsmitteln, an seiner Kränklichkeit und andern zufälligen Umständen. Nur muß man einzelne faktische Unrichtigkeiten nicht immer als Instanzen gegen die Allgemeinheit dieser Behauptung ansehen. Er eignete sich bei diesen Studien zu poetischen Arbeiten natürlich vorzugsweise das Ganze des Eindrucks an. Mit welcher Liebe er sich dem Geschichtsfache widmete, geht aus einem seiner Briefe an Körner hervor. Nur wo er historische Arbeiten blos für äußere Zwecke, wie für die Horen, übernehmen mußte, wurden sie ihm lästig. Sonst war, auch gerade in dieser spätern Zeit, die Lust zur Geschichte nicht in ihm erloschen.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Uebrigens scheint mir dieser so häufige und, so viel mir bekannt ist, demungeachtet der Gesundheit keineswegs schädliche Genuß des Thees in Rußland mit einer andern Erscheinung innig zusammenzuhängen, die diesen in andern Gegenden vielleicht sehr nachtheiligen Gebrauch hier zu einem wohlthätigen macht. Die strenge Winterkälte, welche in den meisten Gegenden Rußlands herrscht, und die dort gewöhnlichen und selbst nothwendigen heißen Stuben setzen nämlich den Körper sehr oft der schnellsten Abwechslung zwischen den beiden äußersten Temperaturen aus. Es ist nichts Seltenes, in der Stube eine Hitze von 30 Graden Reaumür zu haben, während außerhalb derselben eine Kälte von eben so viel Graden herrscht. Da nun der Bewohner einer solchen Stube seiner Geschäfte wegen sie mehrmals des Tages verlassen und sich der Temperatur der äußern Luft aussetzen muß, so unterwirft er sich dadurch einem Temperaturwechsel von vollen 60 Graden, den auch eine russische Konstitution nicht zu ertragen vermag, wenn nicht besondere Vorsichtsmaßregeln angewendet werden. Der Ausländer, der in bereits etwas vorgerückten Jahren in jene Gegenden versetzt wird, und die Gewohnheiten seines wärmern Vaterlandes beibehalten will, unterliegt gewöhnlich nur zu bald der Strenge des Klimas. Als ich z. B. auf meiner Reise nach Tobolsk durch Perm kam, eine Stadt, die doch noch südlicher als Petersburg liegt, erzählte mir ein junger, seit sechs Jahren dort angesiedelter Deutscher, daß von den Landsleuten, die er bei seiner Ankunft in Perm angetroffen habe, kein einziger mehr übrig sey. „Ich habe,“ sagte er, „in diesen sechs Jahren über zwanzig deutsche Familienväter zu Grabe getragen, und mich würde der Tod wahrscheinlich auch schon längst ereilt haben, wenn ich nicht schon in meinem 23sten Jahre, also in einem Alter angekommen wäre, wo der Körper noch nachgibt und sich den neuen Einflüssen zu fügen noch weich genug ist. Die Russen wissen dies sehr wohl,“ fügte er hinzu, „und sie sehen jeden Ausländer, der z. B. in seinem vierzigsten Jahre zu ihnen kommt, als den gewissen Kandidaten eines frühen Todes an. Die Väter sterben so vor der Zeit alle weg, aber ihre Kinder gedeihen im Allgemeinen sehr gut.“

Dieser schnelle und so oft vorkommende Wechsel der heißen Stube mit der äußern kalten Luft erzeugt eine Krankheit, die jenen nördlichen Klimaten eigenthümlich und um so gefährlicher ist, da sie augenblickliche Hülfe fordert, wenn sie nicht mit schnellem Tod oder mit einem langwierigen Siechthum endigen soll. Der gesundeste und stärkste Mann wird, wenn er einen Fuß aus der Stube setzt, oder wenn auf einen Augenblick die Thüre oder das Fenster geöffnet wird, oft plötzlich von einem Unbehagen befallen, welches sogleich den ganzen Organismus angreift und wie ein Alp auf dem Erkrankten lastet. Die Kälte hat die Transpiration der Haut plötzlich und völlig unterdrückt. Eine große Mattigkeit der Glieder, ein Gefühl in den Extremitäten, als ob sie abfallen wollten, ein stechender Kopfschmerz und Angenbrennen sind die ersten Anzeichen der Krankheit, worauf, wenn nicht sogleich geholfen wird, in wenigen Stunden schon die gefährlichsten Symptome folgen. Da die Ausdünstung unterdrückt ist, und zwar in einem Grade,

Digitized by Google

der in unserm Klima ganz unbekannt ist, so muß sie vor allem wieder hergestellt werden. Der Kranke wird daher ohne Verzug und mit den Kleidern sogleich in das nächste Bett gebracht, über und über zugedeckt, eine dicke Pelzmütze ihm über die Ohren gezogen, frischer, heißer Thee gemacht und ihm davon so viel, als nur immer möglich, eingegeben, fünf, zehn und mehr Tassen. Kaum ist dieser genossen und der Kranke unter seine dichten Federn zurückgetrocken, so bricht ein reichlicher Schweiß über den ganzen Körper aus, und alle die fürchterlichen Erscheinungen verlieren sich so schnell wieder, als sie eingetreten waren. Die Andern, die sich indessen wieder an ihren Tisch gesetzt haben, verwundern sich nicht, wenn sie den Kranken schon in der nächsten Viertelstunde wieder seinen Kopf aus all den Pelzen herausstrecken sehen, und einen Menschen wieder an ihren fröhlichen Gesprächen Theil nehmen hören, der noch vor wenigen Minuten Jedem, der mit diesen Zufällen unbekannt ist, ein verlorner Mensch geschienen hatte. Allmählig werden die Decken wieder von ihm gezogen, und noch denselben Abend sieht man oft den Kandidaten des Todes als einen fröhlichen Mann unter seinen Freunden sitzen. — Dieß schlimmer aber geht es denen, welche diese augenblickliche Hülfe nicht erhalten. Wenn sie nicht, was der gewöhnlichste Fall ist, am andern Tage schon die dunkle Straße wandeln, von der Niemand zurückkehrt, so gehen sie, am ganzen Leibe von der Gicht gelähmt, einem langsamen, schmerzlichen Tod entgegen. Man erkennt diese Leute, wenn sie sich auch nicht durch ihre gelähmten Glieder verriethen, sogleich an dem eigenthümlichen kachectischen Gesichte. Ihre Antwort, wenn man sie fragt, was ihnen fehle, ist: prosdulisa (ich habe mich erkältet), und dieses Wort klingt dem russischen Ohre so schrecklich, als nur je das Wort Thanatos den alten Griechen geklungen haben mag.

Wer nun nicht geeignet ist, durch einige Tassen heißen Getränks sogleich in Schweiß zu gerathen, der mag, wenn er meinem Rathe folgen will, aus jenen Gegenden wegbleiben. Wie aber, gibt es unter den Russen nicht auch solche arme Leute? Ich habe keinen gefunden. Wie manche Menschen schlafen können, wann sie wollen, so können alle Russen schwitzen, sobald es ihnen beliebt. Eine Tasse Thee, ein warmer Rock und eine dichte Mütze, und sie sind des Erfolges gewiß. Und dieses Glück, denn für sie ist es ein wahres und großes Glück, haben sie, wie mir scheint, sich selbst bereitet. Ihre häufigen heißen Bäder erhalten ihre Haut rein und weich, und der häufige Genuß des warmen Thees, bei dem sie auch in gesunden Tagen oft ganz von Schweiß triefen, vermehrt jene Eigenschaft ihrer Haut und macht sie geschickt, den Einflüssen ihres Klimas zu widerstehen, Einflüssen, welche ohne diese Selbsthülfe vielleicht schädlicher noch auf die Population jener Gegenden wirken würden, als selbst die Pest auf die Bewohner der südlichen Morgenländer.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Fortsetzung.)

Englische und amerikanische Zeitungen. Statistik des Parlaments.

In Amerika ist eine größere Anzahl Zeitungen nothwendig als in Großbritannien, weil so viele Familien vereinzelt und in weiten Entfernungen von einander wohnen, auch jeder Einwohner unmittelbaren Antheil an der Regierung und folglich ein natürlichendes Interesse hat, von Staatsbegebenheiten schnell unterrichtet zu werden; während in England der größte Theil der Bevölkerung in Städten oder doch sonst nahe an einander wohnt, und eine und dieselbe Zeitung oft mehreren Familien zugleich dient, viele Männer auch die Blätter in Kaffee- oder Klubhäusern lesen. Indessen gibt es doch auch Bauernhöfe, wohin fast das ganze Jahr keine Zeitung kommt. So war einer meiner Freunde vor Kurzem einen Monat lang bei seinen Eltern in Yorkshire auf einem solchen Hofe, ohne ein Wort von der belgischen Revolution zu hören; so selbst von Hochkirchens Unglück auf der Elfenbahn hörte er nur ein unverbürgtes Gerücht, und dies ohne daß man den Namen des „vornehmen Mannes" zu nennen gewußt hätte.

Der Spectator (unsere beste politisch-literarische Zeitschrift, welche, ohne einer besondern Partei anzugehören, zu Gunsten der Freiheit schreibt) enthält eine Statistik des Unterhauses. Summe der Deputirten: 658; Mitglieder, welche durch ihren eigenen oder ihrer Verwandten Einfluß ins Parlament gekommen sind, 125; Mitglieder, von einzelnen Personen deputirt, die nicht ihre Verwandte sind, 145; von Städten gewählte Mitglieder 159; von diesen verdanken aber viele ihre Wahl mehr ihrem Bauern, als irgend einem Verdienste; 82 Vertreter der Grafschaften, von denen 12 unter dem überwiegenden Einfluß großer Familien stehen; 24 Mitglieder für Wales und 45 Mitglieder für Schottland, von denen fast kein einziges vom Volke frei gewählt scheint; 100 Mitglieder für Irland, von denen nur 42 frei gewählt seyn sollen. Der Journalist bemerkt sehr richtig, daß die von Einzelnen ernannten Personen nicht immer zum Vortheil der Aristokratie reden und stimmen, während im Gegentheil gar manche, die vom Volke gewählt werden sind, sich zu Sclaven jeder Regierung herabgewürdigt haben. Auch ist es notorisch, daß von jeher fast alle Zierden des Parlaments als Schätzlinge irgend eines vornehmen Mannes hineingekommen sind. Das Auffallendste ist, daß das Parlament eines Landes, das in Handel und Marine alle andern überragt, nur 82 Kauf- und Handelsleute und 24 Steuffiziere enthalten soll, während es 85 Landoffiziere und 400 Landeigenthümer zählt.

Von allen Seiten hört man von Verbesserungen an Dampfbooten und Dampfwagen; in Amerika sowohl als hier soll man ein Rad erfunden haben, daß beim Umdrehen kein Wasser mit aufschöpft und folglich weniger Widerstand findet, und zu Cincinnati im Staate Ohio soll man einen ganz ausnehmend leichten und ökonomischen Dampfwagen zu Stande gebracht haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 121.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 286.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 30. November 1830.

Zum Glauben ist der schwache Mensch berufen,
Ein schweigender Gehorsam ist sein Ruhm.

Goethe
nach Voltaire.

Bilder aus Rußland.

Gottesdienst.

Die Klöster sind sehr zahlreich in Rußland und alle ohne Ausnahme nach der Regel des heil. Basilius eingerichtet, daher man dort zwar sehr viele Mönche und Nonnen, aber alle nur von derselben Art und Kleidung findet. Unter diesen Klöstern, deren man über 500 im Lande zählt, sind einige sehr groß und mit vielen Mönchen besetzt. Das größte und reichste ist Troizkoi-Sergiewskaya Lawra im Gouvernement Moskau. Es gleicht einer alten Festung und enthält, nebst den geräumigen Wohnungen der Mönche, neun steinerne Kirchen, mehrere Seminarien für junge Geistliche, eine Akademie, eine Abtheilung für fromme Pilger u. s. w. Das berühmteste Kloster Rußlands aber ist in Kiew, wo es den größten Theil der alten Festung Petschersk einnimmt und eigentlich aus drei verschiedenen Klöstern besteht. In der sehr geräumigen unterirdischen Kammer oder Katakombe sieht man mehrere Hunderte von unverwesten menschlichen Leichnamen offen in ihren Särgen liegen. Von dieser Sammlung von Heiligen wird Kiew selbst die heilige Stadt genannt und als der vorzüglichste Gnadenort des Landes selbst von den entlegensten Grenzen der besucht. Man trifft in den Sommermonaten auf den Straßen häufig Prozessionen von zehn, zwanzig und mehr Gläubigen, ja selbst einzelne Pilger an, die von Tobolsk oder Irkutzk nach Kiew wallfahrten, also einen Weg zu Fuße machen, der den von Berlin nach Paris drei- vier- und mehrmal in sich enthält. Diese Menschen verlassen ihre Familien mit den ersten Frühlingstagen und kommen, da sie sich nur sehr langsam weiter bewegen, oft erst im Spätherbste wieder zu Hause an. Man findet unter ihnen wohlhabende und selbst reiche Leute, die aber alle zu Fuße reisen, weil das Fahren, als eine Bequemlichkeit, das Verdienst der geistlichen Reise vermindern würde.

Größer noch, als die Anzahl der Klöster, ist die der Kirchen. Man findet beinahe in jedem Dorfe eine, und in kleinern Städten kommt oft auf je zwanzig Häuser schon eine Kirche. Der Russe kennt kein Verdienst, das so unmittelbar und so sicher in den Himmel führt, als das, eine Kirche zu bauen, oder wenn er das nicht kann, wenigstens zu ihrem Schmucke beizutragen. In den kältern Gegenden steht gewöhnlich neben der großen steinernen Kirche eine kleinere von Holz, die geheizt wird und in welcher sich die Gläubigen im Winter versammeln. Alle diese Kirchen sind mit Glocken aller Art und Größe bis zum Ueberflusse versehen, und an Festtagen, besonders am Ostersonntage, kann man vor lauter Glockengetöse sein eigenes Wort auf der Gasse kaum hören. An diesem Sonntage hat jeder Mensch, selbst jeder Knabe, das Recht, den Kirchthurm zu besteigen und so lange zu läuten, als es ihm beliebt. Von den kleinern Glocken können von einem einzigen Manne vier auf einmal in Bewegung gesetzt

Digitized by Google

werden. Zu diesem Zwecke sind an den Klöpfeln der Glocken Stricke angebracht, die mit dem einen Ende eines schmalen und langen Brettes in Verbindung stehen, dessen anderes Ende an den Glockenstuhl wie ein Hebel befestigt ist. Der Läutende stellt sich mit den ausgespreizten Beinen auf zwei dieser Bretter, ergreift mit jeder Hand den Strick von zwei andern Glocken, und läutet so, indem er Hände und Füße zugleich in Bewegung setzt, vier Glocken auf einmal. Diese Bewegung ist sehr ermüdend und kann daher von einer einzigen Person nicht lange fortgesetzt werden. Bei uns wäre diese Art zu läuten nicht anwendbar, weil wir die ganze Glocke in Schwingung zu versetzen pflegen, während in Rußland auch die kleinern Glocken alle ruhig stehen bleiben und nur der Klöpfel bewegt wird. Dafür ist aber auch der Ton der größern Glocken nicht so feierlich, wogt nicht so hehr durch die Lüfte, wie bei uns, sondern ist mehr ein unharmonisches Geklimper. Die größte Glocke Rußlands ist übrigens im Kreml von Moskau. Sie wurde auf Befehl der Kaiserin Anna gegossen und wiegt 19,200,000 russische Pfunde oder 192,000 Centner. Im Jahre 1737 fiel sie bei einer Feuersbrunst von ihrem Gerüste und liegt noch jetzt an derselben Stelle, durch ihre Schwere bereits fast ganz in die Erde versunken.

Die Geschäfte der frommen Gläubigen und ihre innere Erbauung in der Kirche scheinen eben nicht sehr groß zu seyn. Der russische Gottesdienst in der Kirche reduzirt sich beinahe allein auf die Gesänge und Verrichtungen der Geistlichen, an denen das Volk sehr wenig Antheil nimmt und nehmen kann, da ihm die alte Kirchensprache dieser Gesänge fremd ist. Volksgesänge oder auch allgemeine Gebete, an welchen das Volk selbst Theil nimmt, sind nicht gewöhnlich. Gebet- und andere Erbauungsbücher für das Volk habe ich auch nur sehr wenige bemerkt. Die Gläubigen sind daher gezwungen, während den lauten, ihnen aber unverständlichen Gesängen der Priester ihre Wünsche und Gebete in der Stille aus der Tiefe ihres Herzens dem gütigen Gotte so gut vorzutragen, als sie eben können. Man sieht sie bei gewissen Worten oder Handlungen des Priesters sich sämmtlich verbeugen und von Zeit zu Zeit ihre großen Kreuze über Kopf und Brust schlagen, wobei sie immer und ewig die zwei Worte hermurmeln: „Hospodi, pomilui" (Herr erbarme dich). Eben so wenig hört man in den russischen Kirchen Predigten in der Volkssprache, die dort eine ganz unbekannte Sache sind. Da sonach dem gemeinen Manne alle Mittel fehlen, sich mit dem Wesen seiner Religion näher bekannt zu machen, so darf seine krasse Unwissenheit in diesen Gegenständen nicht auffallen. Die Einführung von Predigten in der Volkssprache würde ein unberechenbarer Vortheil für die Kultur und die Moralität des Volkes seyn.

Uebrigens wird unter den religiösen Pflichten das Fasten bei weitem für die vornehmste gehalten und selbst von dem gemeinen Manne mit der gewissenhaftesten Strenge erfüllt. Der gebotenen Fasttage sind nicht wenige im Jahre, und manche Fastenzeiten dauern ganze Monate. Auch bestehen diese Fasten nicht blos in der Enthaltung von gewissen Speisen, wie bei den Katholiken, während man sich mit tausend andern desto gütlicher thun kann, sondern in der wahrhaften Beschränkung auf die gemeinsten und nothwendigsten Nahrungsmittel. Nicht nur alles Fleisch, das der Fische nicht ausgenommen, ist verboten, sondern auch alles, was vom Fleische kömmt, wie Milch, Butter, Eier und dergleichen. Auf diese Weise ist der arme Russe, wenn er unter der Last seiner Arbeit Abends matt und erschöpft niedersinkt, auf Brod und Kwas verwiesen, die er, wenn es hoch kömmt, mit rohen Zwiebeln und Knoblauch würzt, und so oft viele Wochen lang ein wahrhaft bedauernswerthes Leben führt. Die höheren Klassen und die sogenannten Aufgeklärten machen sich die Sache leichter, aber die große Masse des eigentlichen Volkes leidet sehr unter dieser Last.

Trotz dieser strengen Anhänglichkeit an die äußern Gebräuche ihrer Religion, haben sie manches von den heidnischen Gebräuchen ihrer Ahnen beibehalten. So feiert man auf dem Lande am Donnerstage vor Pfingsten ein Volksfest, welches ehemals zu Ehren der alten slavischen Göttin Lada begangen wurde, und an welchem die Mädchen durch uralte, aberaläubische Gebräuche ihr Schicksal in Beziehung auf ihre künftige Ehe zu erfahren glauben. In einer ähnlichen Absicht gehen sie an einem gewissen Tage auf Kreuzwege oder in Keller, wo sie zu einem andern Gotte oder Heiligen beten und die Antwort desselben in Geduld und Stille abwarten, weßhalb dieses Fest oder diese Ceremonie „Sluchit" (das Lauschen) heißt.

Ueber Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung.

(Beschluß.)

Schiller sprach mir noch, als ich ihn das letztemal im Herbst 1802 sah, mit leidenschaftlicher Wärme von dem Plan einer Geschichte Roms, den er sich für höhere Jahre aufsparte, wenn ihn vielleicht das Feuer der Dichtung verlassen hätte. In der That kommt wohl keine andere Geschichte dieser an dramatischer Größe gleich. Besonders wurde Schiller so lebendig durch die Idee ergriffen, wie sich die größesten welthistorischen Verhängnisse im Alterthum und der neueren Zeit gerade an die Oertlichkeit dieser Stadt anknüpften. Man erinnert sich hierbei an Goethe's schönen Ausspruch, daß sich von Rom aus die Geschichte ganz anders, als an jedem Orte der

Digitized by Google

Welt liest: „Anderwärts liest man von Außen hinein, „in Rom glaubt man von Innen hinaus zu lesen; es lagert sich Alles um uns her, und geht wieder aus von „uns.“

Das Genie in jeder Art der Hervorbringung ist die Spannung der ganzen Intellectualität auf den Einen, ihr von der Natur angewiesenen Punkt. Von der Beschaffenheit dieses Ganzen hängen zwei, bei jeder intellectuellen Charakterstrung nothwendige Bestimmungen ab: das besondere Gepräge des Genies, da es sich in jeder Gattung wieder sehr verschieden gestalten kann, und die Freiheit des Geistes neben und außer demselben zu allgemeinerer Ueberschauung des intellectuellen Standpunkts. In den Grenzen dieses Typus und dem Verhältniß der darin zusammenwirkenden Potenzen liegen, was jedoch hier nicht der Ort zu entwickeln ist, alle Verschiedenheiten der menschlichen Intellectualität, die in jedem Menschen, wie verdunkelt es immer seyn mag, vorzugsweise auf Einen Punkt hin bezogen ist. Darum schien es mir nothwendig, um Schiller, den jeder als Dichter fühlt, auch, so viel dies möglich ist, dem Begriff nach, als Dichter zu schildern, vorzüglich von seiner ganzen Geistesrichtung, und namentlich von seiner philosophischen, zu sprechen. Gerade um sein Dichtergenie zu charakterisiren, redete ich von dem, worin er die Bahn des Dichters zu verlassen schien. Die Schilderung einer großen geistigen Natur sezt nothwendig wieder einen genialen Blick in das Wesen und Zusammenwirken aller, sich individuell vertheilenden Intellectualität voraus. Ich darf daher nicht die Hoffnung nähren, den Leser wirklich ganz auf den Standpunkt gehoben zu haben, Schillers Eigenthümlichkeit, wie er sie bisher empfunden hat, nunmehr auch klar und entschieden in ihrem Zusammenhange zu übersehen. Bin ich hierin aber nur einigermaßen glücklich gewesen, so können Schillers philosophische und historische Bestrebungen nicht blos als eine vielseitige Geistesbildung, noch weniger aber als ein unsicheres Umhersuchen nach seinem wahren Beruf, sondern beide nur als mit den poetischen aus einer und eben derselben tiefen, reichen und mächtigen Quelle in ihm hervorbrechend erscheinen. Wie in den Körpern die Stoffe nach Wahlverwandtschaften verschiedenartige Verbindungen eingehen, so war in Schiller die Dichtung innig an die Kraft des Gedankens gebunden. Sie strömte darum nicht weniger frei aus der Anschauung und dem Gefühle hervor. Sie schöpfte vielmehr gerade aus dieser, die Einbildungskraft schon durch den zu überwindenden Kontrast steigernden Verbindung ein Feuer, eine Tiefe und Stärke, wie sie auf diese Weise kein anderer älterer, noch neuerer Dichter bewiesen hat. Gedanke und Bild, Idee und Empfindung treten immer in ihm in Wechselwirkung, und in den gelungenen Stellen durchdringen sie einander, ohne von ihrer Eigenthümlichkeit aufzugeben. Man kann sich im Geiste nichts als ruhend, und gelegentlich zur Thätigkeit übergehend, nichts getrennt und abgesondert auf einander einwirkend denken. Was in ihm ist, ist nur durch Thätigkeit, was er in sich faßt, ist Eins, nur verschieden durch Spannung und Richtung, die oft durch den Impuls verschiedener, ja entgegengesetzter Kräfte gegeben wird. Der Gedanke jedes Augenblicks trägt den ganzen in diese Gestaltung gegossenen Geist. Dies energische Erscheinen der ganzen Intellectualität in dem einzelnen Gedanken macht Schiller, was nur aus der Energie der wirklichen Verknüpfung in ihm selbst entsprang, vorzugsweise fühlbar. Das schöne Bild, durch das er in der Macht des Gesanges die Dichtung überhaupt charakterisirt: ein Regenstrom aus Felsenrissen u. s. w. steht in besonderer Beziehung auf die seinige. Was ihn aber daneben, wenn es auch für seinen Dichterberuf als gleichgültig erscheinen könnte, auszeichnet, ist die Höhe, in der er sich über jeder einzelnen Bestrebung in ihm, selbst über seinem Dichtergenie befindet, einem der mächtigsten und gewaltigsten, welche je die menschliche Brust bewegt haben. Es ist nicht Freiheit blos, sondern ganz eigentlich Uebermacht.

Wenn gleich diese ihn sichtbar, auch als Dichter, hob und emportrug, so mußte eben darum unläugbar auch sein Dichten aus einer doppelt energischen Kraft hervorgehen. Alles Künstlerische und Dichterische trägt zwar den Charakter des Freiwilligen an sich, darum aber fällt doch auch dem Künstler und Dichter nicht ganz ohne Mühe ihr glücklich Loos. Auch sie bedürfen der Arbeit, nur einer Arbeit ganz eigener Natur, und diese war Schillern gerade durch die Vorzüge seiner Eigenthümlichkeit erschwert. Sein Ziel war ihm höher gesteckt, weil er das Ziel aller Dichtung klarer vor sich sah, ihre verschiedenen Bahnen sicherer überwaß, das ganze Getriebe des geistigen Wirkens, wenn dieser Ausdruck auf das Walten der höchsten Freiheit übergetragen werden kann, heller durchschaute. Er erkannte das Ideal in seiner ganzen, von ihm aber immer erbebend, nicht niederdrükkend empfundenen Größe, und indem er, nach seiner eigenen lichtvollen Eintheilung, durchaus zur Klasse der sentimentalischen Dichter gehörte, so steigerte seine Individualität noch den Begriff dieser Gattung. Zugleich schwebend über seinen eigenen und den Leistungen Anderer, war er nicht blos Schöpfer, sondern auch Richter, und forderte Rechenschaft von dem poetischen Wirken auf dem Gebiete des Denkens. Es war daher doppelt zu bewundern, daß die den Dichter unbewußt und unerklärbar mit sich fortreißende wahre Naturkraft darum nichts an ihrer Macht in ihm verlor. Hier aber, wie in Allem,

Digitized by Google

wirkte wieder die Totalität seiner Natur. Niemand drang so sehr als er auf die absolute Freiheit des sinnlichen Stoffs, auf seine vollendete und von der Idee ganz unabhängige Ausbildung vor der Anschauung und der Phantasie, und daß er dieß that, war nicht etwa Folge theoretischer Ideen. Er schöpfte vielmehr diese erst selbst aus dem gleichen, ihn beherrschenden, mächtigen innern Drange. Was andern sentimentalischen Dichtern begegnete, eben darum, weil sie dieß waren, in ihren Werken weniger plastisch zu seyn, ihnen weniger sinnliche Gestaltung zu geben, konnte für ihn nie eine Klippe werden. Vielmehr war er wieder in höherem Grade naiv, als es die entschiedene Hinneigung zur sentimentalischen Gattung zuzulassen schien. Seine sich selbst überlassene Natur führte ihn mehr der höheren Idee zu, in welcher sich der Unterschied zwischen jenen Gattungen wieder von selbst verliert, als sie ihn in eine von beiden verschloß, und wenn er dieses Vorrecht mit einigen der größesten Dichtergenies theilte, so gesellte sich dazu noch in ihm, daß er schon in die Idee selbst die Forderung absoluter Freiheit des sich idealisch bildenden Sinnenstoffs legte. . . . . .

Er wurde der Welt in der vollendetsten Reife seiner geistigen Kraft entrissen, und hätte noch Unendliches leisten können. Sein Ziel war so gesteckt, daß er nie an einen Endpunkt gelangen konnte, und die immer fortschreitende Thätigkeit seines Geistes hätte keinen Stillstand besorgen lassen; noch sehr lange hätte er die Freude, das Entzücken, ja wie er es in einem der hier folgenden Briefe, bei Gelegenheit des Plans zu einer Idylle, so unnachahmlich beschreibt, die Seligkeit des dichterischen Schaffens genießen können. Sein Leben endete vor dem gewöhnlichen Ziele; aber so lange es währte, war er ausschließlich und unablässig im Gebiete der Ideen und der Phantasie beschäftigt; von Niemand läßt sich vielleicht mit so viel Wahrheit sagen, daß „er die Angst des Irdischen „von sich geworfen hatte, aus dem engen, dumpfen Leben „in das Reich des Idealen geflohen war;“ er lebte nur von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern umgeben, welche der Mensch in sich aufzunehmen und aus sich hervorzubringen vermag. Wer so die Erde verläßt, ist nicht anders als glücklich zu preisen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, November.

(Beschluß.)

Ethnologische und geographische Notizen.

Da der englischen Regierung in Ostindien die Abschaffung der Sutteeö, oder der Verbrennung der Wittwen, wes nigstens theilweise gelungen ist, so ist sie dadurch ermuthigt worden, auch andere abscheuliche Gebräuche der Hindus zu bekämpfen. Einer der empörendsten Gebräuche, und der sehr häufig vorkommen soll, ist das Umbringen der Kinder weiblichen Geschlechts. Kommt ein Mädchen zur Welt, so erklärt dieß sein Verwandter nach der Mutter Befinden, Niemand begräbt die Neugeborne und ihre erste Stunde ist gar oft auch ihre letzte. Welch mächtiges Motiv mag in der Brust der Hindus die Stimme der Natur übertäuben, die in jedem fühlenden Wesen so laut für sein eigen Fleisch und Blut spricht? Vernünftigerweise läßt sich nicht voraussetzen, daß die Rajpoots, unter welchen dieser barbarische Brauch vorzüglich herrscht, das Menschengefühl völlig ausgezogen haben. Könnte diese merkwürdige moralische Erscheinung nicht, wie eine ähnliche bei den alten Deutschen, auf der Scheu vor der Entedrung des andern Geschlechts beruhen? Der Germane stieß seinem Weibe den Dolch in die Brust, damit sie nicht in Feindes Hand falle, der Rajpoot gibt seinem Kinde Opium, weil er voraussieht, daß er es unmöglich einmal ausstteuern und unter seines Gleichen einen Gatten für dasselbe finden kann. Dieser Kindermord ist vorzüglich bei den Jarejahs ganz allgemein; diese Jarejahs waren früher Rajpoots; sie hatten aber mahomedanische Weiber genommen, sich selbst zu Mahomets Lehre bekannt und dadurch ihre Kastenrechte verloren. Später wurden sie aus politischen Gründen zuweilen mit den Muselmännern, und möchten nun gerne wieder für reine Rajpoots gelten; aber sie haben sich einmal verunreinigt, und kein Rajpoot wird je ein Mädchen aus diesem gesallenen Geschlechte zum Weibe nehmen; der ärmlichste Landeigenthümer schätzt die Hand einer jarejahischen Prinzessin auf.

Welch erstaunliche Wassermasse die kanadischen Seen bilden, geht aus folgender Berechnung hervor, die der Reisende Statterman anstellt; Der Ontariosee ist 80 englische Meilen lang, 40 breit und 500 engl. Fuß tief; er liegt 215 Fuß über dem Meeresspiegel. Der Eriesee ist 270 Meilen breit, 200 Fuß tief und liegt 565 Fuß über dem Meer. Der Huronsee ist 250 M. lang, 100 M. breit, 900 F. tief; er liegt 595 F. über dem Meer. Der Michigansee ist 260 M. lang, 50 breit; wie tief er ist, weiß man nicht. Der Grüne Busen ist 105 M. lang, 20 breit; der obere See endlich 480 M. lang, 109 M. breit, 900 F. tief; er liegt 1048 F. über dem Meer. — Die Catabas. ein Indianerstamm in Südcarolina, leben seit mehr als hundert Jahren in Frieden und Freundschaft mit den Weißen; sie haben den Krieg von 1756 und den Revolutionskrieg mit durchgefochten, und auf beiden Ufern des Catabo ist ihnen längst ein Gebiet von vierundzwanzig Quadratmeilen, lauter sehr fruchtbares Land, angewiesen worden, wo sie ruhig und unter dem Schutze des Staates leben. Mehrere von Missionarien zu ihrer Civilisation gemachte Versuche sind fehlgeschlagen; sie sind noch eben so faul, ergibt und dem Branntwein ergeben, wie vor achtzig Jahren. Im Krieg von 1756 schätzte man ihre Zahl auf 3000; zu Ende des Revolutionskriegs waren ihrer nicht mehr als 700; jetzt sind blos noch 120 Individuen übrig. Sie haben sich nie über irgend eine Verfolgung zu beklagen gehabt, und ihr Aussterben in so starkem Verhältnisse ist daher sehr auffallend.

Auflösung des Räthsels in Nro. 284:

Der Korkzieher.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 95 u. Monatsreg. November.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Vier und zwanzigster Jahrgang.

1830.

December.

Wenn Geist mit Muth ihr einet, und wenn in euch
Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nähret,
Dann werden selbst der Apollonia,
Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Klopstock.

Stuttgart und Tübingen,
im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1830.

Digitized by Google

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“ enthält folgende Artikel:

I. Schöne Literatur. Uebersicht des Zustandes derselben in Deutschland, Frankreich, Großbritannien, ꝛc. — Kleine Aufsätze über schöne Wissenschaften überhaupt. — Kurze beurtheilende Anzeigen der neuesten belletristischen Schriften: der Romane, Schauspiele, Almanache, Gedichte. — Gedrängte Auszüge aus seltenen interessanten Werken. — Revision einzelner Recensionen aus den besten kritischen Blättern. — Nachricht vom Zustande der ausländischen schönen Literatur, besonders der Französischen, Englischen, Italienischen, Holländischen, ꝛc. — Uebersetzungen als Proben.

II. Kunst. Kurze Abhandlungen über Gegenstände der Kunst. — Beurtheilung neuer Schriften: Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Gartenkunst ꝛc., Anzeigen. — Kunstnachrichten: Theater. Periodische Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten Schaubühnen in Deutschland, Frankreich u. s. w. Scenen aus ungedruckten Schauspielen. Musik. Nachricht von neuen musikalischen Produkten. — Kurze Kritiken neuer Werke.

III. Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker. Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen.

IV. Biographische Skizzen. Einzelne Züge aus dem Leben interessanter Menschen. — Beiträge zur Bildungs-Geschichte vorzüglicher Schriftsteller, Künstler. — Ungedruckte Briefe nach der Original-Handschrift. — Anzeigen von den gegenwärtigen Beschäftigungen der Gelehrten, ihren Reisen ꝛc.

V. Kleine Reisebeschreibungen. Auszüge aus interessanten größern Werken dieser Art; kleinere Original-Aufsätze.

VI. Gedichte. Oden, Lieder, Idyllen, kleine Balladen, Romanzen, Fabeln, Epigramme. — Proben aus größern ausländischen und deutschen Gedichten.

VII. Miszellen. Anekdoten. Satyrische Aufsätze. Kleine leichte Erzählungen in Prosa und Versen; Räthsel, Charaden und dergleichen.

VIII. Besondere Beilagen enthalten die Uebersicht der Literatur.

Alle Tage, mit Ausnahme des Sonntags, erscheint ein Blatt. In besondern Intelligenz-Blättern werden gelehrte so wie andre Anzeigen bekannt gemacht.

Jeder Monat erhält ein Titelblatt, mit allgemeiner Inhalts-Anzeige.

In wie weit obiger Plan eine Ausdehnung erhalten hat, zeigt folgende Anzeige:

Seit einer Reihe von Jahren sind im „Morgenblatt“ Aufsätze und Nachrichten über Gegenstände der bildenden Künste geliefert worden. Zur bessern Uebersicht für Kunstfreunde wurde später eine eigene Beylage unter dem Namen des „Kunstblatts“ für diesen Zweck bestimmt, die jedoch in ungleichen Fristen erschien, je nachdem Stoff und Auswahl zu Gebote stand.

Die Liebe zur Kunst hat sich in den letzten Decennien, trotz Kriegen und politischen Umwälzungen, mehr und mehr ausgebreitet und gesteigert; jetzt, nach eingetretenem Frieden, zeigen sich davon bedeutende Wirkungen, und lassen den erfreulichsten Fortgang hoffen.

Daher wird eine Zeitschrift, welche Nachrichten und Beurtheilungen von allen merkwürdigen Erscheinungen im Gebiete der bildenden Kunst gäbe, zum fühlbaren Bedürfniß, und die unterzeichnete Verlagshandlung wird auf Beyfall rechnen dürfen, wenn sie unternimmt, das „Kunstblatt“ in solcher Ausdehnung und Regelmäßigkeit erscheinen zu lassen, daß es, diesem Bedürfniß entsprechend, den Lesern des „Morgenblatts“ eine bedeutende und interessante Zugabe sey, für Künstler und Kunstfreunde aber auch abgesondert eine selbstständige Zeitschrift bilde.

Man wird zu dem Ende sich bestreben, zunächst in zwey, wöchentlich erscheinenden Blättern so viel möglich vollständige Nachrichten über das Merkwürdigste zu ertheilen, was in Deutschland und den übrigen Ländern in allen Theilen der Kunst, in der Malerey und den ihr verwandten Zweigen, dann in der Bildnerey und Architektur sich ereignet, Beurtheilungen von Kunstwerken und Abhandlungen über allgemeine Kunstgegenstände zu liefern, und Beyträge zur Geschichte der ältern und neuern Kunst zu sammeln. Hiermit sollen Auszüge aus ältern und neuern die Kunst betreffenden Werken, so wie eine Uebersicht der neuesten artistischen Literatur und Beurtheilungen der bedeutendsten Schriften dieses Fachs verbunden werden. Auch wird man darauf bedacht seyn, das Blatt mit Umrissen in Kupferstich oder Steindruck befriedigend auszustatten.

Die Redaktion hat Hr. Dr. Schorn, Verfasser der Schrift über die Studien der griechischen Künstler, übernommen.

Wir stellen nun an alle Freunde und Kenner der Kunst die Bitte, unser Unternehmen durch Beyträge an Original-Aufsätzen und Nachrichten kräftigst zu unterstützen. Besonders ersuchen wir auch Künstler, uns von ihren eigenen, oder den in ihrer Nähe entstehenden Kunstwerken Notizen einzusenden, damit die Uebersicht möglichst vollständig werde. In allen Beziehungen wird man stets den Grundsatz strenger Unparthenlichkeit befolgen, und wir glauben deßhalb die bereits in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften angenommene Regel, alle Beurtheilungen mit Namensunterschrift oder anerkannter Chiffre zu versehen, auch für unser Blatt feststellen zu müssen. Dieß wird die Redaktion vor jedem Verdacht ungegründeten oder ungemessenen Lobes oder Tadels schützen, und dazu beytragen, unsrer Zeitschrift den edlen und anständigen Ton zu erhalten, welcher überall vor dem Publikum, und besonders, wo von den höchsten Fähigkeiten und Gütern des menschlichen Geistes die Rede ist, beobachtet werden sollte.

So wie nach obiger Anzeige der bisher für das „Kunst-Blatt“ bestimmte Raum nicht zureicht, wenn für dieses so interessante Fach dasjenige geliefert werden soll, was das gebildete Publikum davon erwarten kann, eben so ist es der Fall mit dem „Literatur-Blatt.“ — Der bisher ihm gewidmete Raum ist zu beengt. — Wir sehen uns daher

Digitized by Google

genöthigt, auch diesem Theil des „Morgenblatts“ eine größere Ausdehnung zu geben, um unsere Leser mit den neuesten Erscheinungen der Literatur, die, ohne zu den strengwissenschaftlichen zu gehören, von allgemeinem Interesse sind, bekannt machen zu können.

Diese gedoppelte Ausdehnung, zu der wir genöthigt sind, wenn wir wirklich den für Gründung des „Morgenblatts“ beabsichtigten Zweck vollkommen erreichen wollen, erheischt natürlich auch größere, bedeutende Auslagen, und wenn wir gleich durch das Opfer, das wir bisher durch die, diesem Zweig bestimmten Beylagen brachten, hinlänglich zeigten, daß wir zu jedem neuen möglichst bereit sind, so können wir dieses bey der Vermehrung von 4 — 5 wöchentlichen Beylagen damit nur beweisen, daß wir blos auf die Hälfte dessen, was wir nach dem bisherigen Preis des „Morgenblatts“ dafür fordern könnten, Aufbruch machen, und für diese Ausdehnung mit dem kleinen Aufschlag von 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr. für's Halbjahr uns begnügen.

Sollten Künstler und Kunstfreunde das „Kunst-Blatt“ einzeln halten wollen, so wird diesen der halbe Jahrgang für 3 fl. erlassen. Das Gleiche gilt für einzelne Bestellungen des „Literatur-Blatts.“

Für diejenigen Liebhaber aber, welche beyde, das „Kunst-“ und „Literatur-Blatt“, miteinander zu haben wünschen, kostet der halbe Jahrgang nur 5 fl.

* * *

Der halbe Jahrgang des „Morgenblatts“, mit Einschluß des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“, würde also kosten . . . . . 10 fl.
Der halbe Jahrgang des „Literatur-“ und „Kunst-Blatts“ ohne das „Morgenblatt“ . . . 5 fl.
Der halbe Jahrgang von jedem dieser Blätter einzeln, nämlich das „Literatur-Blatt“ . . . . . 3 fl.
das „Kunst-Blatt“ . . . . . 3 fl.

Für diesen Preis kann, nach Uebereinkunft mit dem Löbl. Haupt-Postamt in Stuttgart, das „Morgenblatt“ in Würtemberg, Bayern, Franken, am Rhein, Sachsen und in der Schweiz durch alle Postämter bezogen werden.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Inhalt.

(Die Zahl zeigt die Nummer des Blattes an.)

Gedichte.

Winter, v. Schlk. 292.
An den Meister. 295.
Cornelia. von G. Pfizer. 301.
Im Regen, von J. Kerner. 305.
Frisches Leben, von Märker. 306.
Jung wie ein Aar, von A. Knapp. 308.
Seelenzuversicht, von Th. B. v. Sydow. 313.
Räthsel: Die Brandrakete. 290. — Das Pflaster. 296. — Die Erde. 302. — Der Schnee. 308.

Romane und Erzählungen.

Dantes Tod, von Wolff. 299 — 305.

Länder- und Völkerkunde.

Die Shakers in Nordamerika. 287. 288.
Der Kanton Uri und seine neue Kunststraße. 288. 289. 290.
Bilder aus Rußland. 293. 294. 295. 303. 303. 304. 309. 310. 311. 312. 313.
Ein Ball in Algier. 299.
Ein Besuch in einem arabischen Harem. 305.
Ueber Italien und die Italiener, von Arnd. 306. 307. 308.

Naturgeschichtliches.

Ueber den Witterungscharakter des gegenwärtigen und des vergangenen Jahres, von Dr. Nürnberger. 291. 302. 293.
Noahs Regenbogen. 296. 297. 298.
Die allgemeine Schwere. 310. 311.

Aufsätze gemischten Inhalts.

Briefe von Schiller und W. v. Humboldt. 290. 291. 293. 312. 313.
Dilettanten, von L. Robert. 294. 295. 296. 297.
Die Glocke. 307.
Ueber süddeutsche Dialektspoesie. 309. 310.
Ein Bruchstück aus einer Ode des Victor Hugo. 315.

Biographie.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen. 287. 289. 292. 299. 306. 301. 306.

Korrespondenz.

Paris. 287. 288. 289. 290. 291. 293. 294. 295. 309. 310. 312. 313. — St. Petersburg. 288. — Berlin. 289. 290. 305. 306. — Neufchatel. 292. 295. — Lausanne. 295. 296. 297. 298. 300. — London. 297. 298. 300. 301. 306. 307. — München. 299. 303. — Frankfurt. 301. 302. 303. 304. — Rom. 324. — Aus der Schweiz. 307. 308. 309. — Dresden. 311. 313.

Kunst-Blatt.

Nro. 96.
Kunstausstellung zu Florenz. — Ausstellung im Louvre.
Nro. 97.
Ueber die Kunstausstellung in Nürnberg. (Beschluß). — Kunstausstellung in Mailand. — Bemerkungen über Kunst.

Digitized by Google

Nro. 98.

Ueber die Ankäufe des würtembergischen Kunstvereins. — Paris.

Nro. 99.

Ueber die Ankäufe des würtembergischen Kunstvereins. (Beschluß.) — An die Redaktion des Kunstblattes.

Nro. 100.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen. — Allgemeine Versammlung der Künstler in Paris. — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 101.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen. (Forts.) — Kunstausstellung in Mailand. (Forts.)

Nro. 102.

Berlinische Briefe über Kunst und Kunstsachen. (Beschluß.) — Kunstausstellung in Mailand. (Forts.) — Paris. — Bemerkungen über Kunst.

Nro. 103.

Archäologie. — Kunstausstellung in Mailand. (Beschluß.) Abfertigung des Dr. Stellwag.

Literatur-Blatt.

Nro. 122.

Geschichte. 1) Ueber die Grundlage, Gliederung und Zeitenfolge der Weltgeschichte, von J. Görres. — 2) Des Grafen von Lacépède Alter der Natur und Geschichte des Menschengeschlechts. Aus dem Französischen von Meyer. — Vermischte Schriften. Pensées sur l'homme, par Ancillon.

Nro. 123.

Taschenbücher auf 1831. 20) Alpenrosen. — Geschichte. 3) Ueber den Ursprung der Menschen und Völker, von Ch. Kapp. — 4) Abriß der alten Geschichte des Orients, von G. Graff.

Nro. 124.

Geschichte. 5) Das alte Indien, von Dr. P. v. Bohlen. — 6) Geschichte des allgemeinen politischen Lebens der Völker im Alterthum, von J. D. v. Braunschweig.

Nro. 125.

Geschichte. 7) Bibliothek ausführlicher Völker- und Staatengeschichten, von Dr. Spazier. — 8) Djemschid, Feridun, Gustasp, Zoroaster, von A. Hölty. — 9) Kleine historische und philologische Schriften von Niebuhr.

Nro. 126.

Humoristische Literatur. 1) Humoristische Abende von M. G. Saphir. — 2) Das schwarze Gespenst, von E. M. Oettinger. — 3) Geisselhiebe, von Ed. Philippi. — 4) Humoristische Aufsätze, von Emil * *. — Zeriels Reise auf der Oberwelt, von F. Nork. — Astronomie. Calendariographie, von J. J. Littrow. — Taschenbücher auf 1831. 21) Rosen.

Nro. 127.

Dichtkunst. Schillers sämmtliche Werke in Einem Bande. — Thomas Carlyle Leben Schillers. Aus dem Englischen, eingeleitet durch Goethe. — Geschichte. 10) Ueber die Entstehung, Entwicklung und Ausbildung des Bürgerrechts im alten Rom, von Eisendecher. — 11) Hannibals Heerzug über die Alpen. Aus dem Englischen von Müller.

Nro. 128.

Geschichte. 12) Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters, von H. Leo. — 13) Geschichte der europäischen Menschheit im Mittelalter, von A. v. Tillier. — 14) Geschichte des achäischen Bundes, von Helwing. — Legenden. Legenden, fromme Sagen und Erzählungen, von Silbert. — Unterhaltungsschrift. Der Subaltern, aus dem Englischen von Nagel.

Nro. 129.

Geschichte. 15) Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. C. Heeren und F. A. Ukert. — 16) Kabinetsbibliothek der Geschichte. — 17) Die Vorzeit. — Vermischte Schriften. Anthologie deutscher Aufsätze mit französischer Uebersetzung und französischer Aufsätze mit deutscher Uebersetzung ꝛc. — Taschenbücher auf 1831. 22) Moosblüthen.

Nro. 130.

Geschichte. 18) Das System der praktischen Politik im Abendlande, von Vollgraff. Musikalische Literatur. 1) Die Musik, von Carl Blum.

Nro. 131.

Musikalische Literatur. 2) Für Freunde der Tonkunst, von F. Rochlitz. — 3) Hinterlassene Schriften von C. M. v. Weber. — 4) Die Tonkünstler Schlesiens, von Hoffmann. — Taschenbücher auf 1831. 23) Spindlers Vergißmeinnicht.

Nro. 132.

Naturwissenschaft. Polemische Blätter zur Beförderung der spekulativen Physik, herausgegeben von H. Steffens. — Musikalische Literatur. 5) Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst, von R. G. Kiesewetter. — Mémoire sur cette Question: Quels ont été les mérites des Neerlandais etc. par Fetis. — Encyklopädische Literatur.

Digitized by Google

N°. 287.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. December 1830.

Nur Herzensgüte versöhnt die Widersprüche des Charakters.

La Rochefoucault.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Lalande.

Lalande, der große Astronom, hielt große Stücke auf Rousseaus musikalisches Wörterbuch und war Jean Jacques persönlich sehr ergeben, wiewohl wir keine näheren Nachweisungen über den Umgang dieser beiden Männer haben. Allerdings hatte ihre Denkungsart viel Aehnliches mit einander. Lalande unterstützte Alle mit Rath oder mit Geld, die sich den Wissenschaften widmeten. In den blutigen Revolutionstagen rettete er mehreren Geistlichen das Leben, die den Metzeleien entronnen waren. Er verbarg sie im Observatorium und gab sie für Astronomen aus. Da sie nicht zugeben wollten, daß er lüge, um ihnen das Leben zu retten, so beruhigte er sie mit den schönen Worten: „Ja, Sie sind Astronomen, denn wer verdient den Namen besser als die, welche nur für den Himmel leben.“ Um diese edle Handlung nach ihrem ganzen Werth zu erkennen, muß man wissen, daß Lalande für die Rettung der Geistlichen in damaliger Zeit leicht den Tod zum Lohn bekommen konnte. Er hoffte auch wohl keinen in einem andern Leben, denn er glaubte nicht daran, so wenig als an Gott. Ein Atheist, der mit Gefahr seines Lebens katholische Prediger rettet, ist eine sonderbare Erscheinung. Diese Mischung von Edelmuth und Verkehrtheit sah Rousseau schon früher an Lalande und äußerte sich darüber; daher hat man behauptet, der Wolmar, welcher in der neuen Heloise vorkömmt, sey nach ihm kopirt. Dem ist aber nicht so, der Wolmar ist ohne alles Gefühl und Einbildungskraft, Lalande aber hatte beides in hohem Grad; oft gab er ihnen freilich eine falsche Richtung. Seine Sonderbarkeiten, sein wunderlicher Geschmack und sein cynisches Wesen machten seinen Umgang zu Zeiten unangenehm. Er war eitel und hörte es gern, wenn er gelobt ward. Auf den Tadel gab er aber wenig und suchte sich bei Zeiten daran zu gewöhnen; darum sagte er: „ich bin eine Wachsleinwand für Tadel und Unbilden, und ein Schwamm für das Lob.“ Sein Hängen am Lob, das übrigens so viele theilen, muß dem verziehen werden, der es in so mancher Beziehung verdiente, und der nach dem Tode keinen Lohn erwartete. Uebrigens lobte er auch gern fremdes Verdienst. So schrieb er eine Lobrede auf Lavoisier und Bailly, als die Henker beider Männer noch allmächtig waren und das Blut dieser unglücklichen Schlachtopfer noch rauchte. Voll Muth dachte er immer zuletzt an sich und seine Sicherheit. Hier ist nur von dem Menschen Lalande, nicht von dem Astronomen die Rede. Letzterer wird nie vergessen werden, bei ersterem aber könnte dieß wohl geschehen, denn memoria beneficiorum fragilis.

Mably.

Einer von Rousseaus heftigsten Widersachern war der Abbé Mably. Vom Kardinal Tencin protegirt, arbeitete er mehrere Jahre im diplomatischen Fach. Seine Parallèle des Français et des Romains (1740) hatte ihm Ansehen verschafft, und er war auf dem besten Wege, es

Digitized by Google

in der diplomatischen Laufbahn weit zu bringen, als er sich mit dem Kardinal überwarf, weil dieser seinem Rath wegen Behandlung einer Ehe zwischen Protestanten nicht folgen wollte. Nun verließ er ganz die Geschäfte, aber nicht blos diese, sondern auch seine ehemaligen literarischen Grundsätze. In seiner Parallels hängt er mit der Uebertreibung eines Ultra an der französischen Königsregierung, verlangt, daß der König ganz unabhängig von den Gesetzen sey, hält den Luxus und die Verschwendung für nothwendig, Künste und Industrie für nützlich. Als er seine Stelle verloren hatte, wurde er ganz anderer Meinung, und da ihm dabei seine Parallelen sehr im Wege standen, so vernichtete er sie, wo er nur konnte. Als er einmal ein Exemplar bei dem Grafen Egmont, dem Schwiegersohn des Herzogs von Richelieu fand, warf er es ins Kaminfeuer. Seine neuen Grundsätze, die sich in verschiedenen kleinen Schriften zerstreut finden, und die er hernach in seinen Entretiens de Phocion vereinigte, kommen hauptsächlich auf zwei hinaus. Zuerst verlangt er Gleichheit des Vermögens und der Stände als unerläßliche Bedingung für das Gedeihen des Staats; ferner die Nothwendigkeit, über alle Hindernisse im öffentlichen Leben, d. h. über Geldsucht und Ehrgeiz, Herr zu werden, und deßhalb Handel, Künste und Industrie zu verbannen. Da er die Civilisation als die Grundursache aller unserer Fehler betrachtet, so will er ihre Fortschritte aufhalten. Allen Bildungsanstalten ist er Feind und nennt die Statuen, Gemälde und andere Kunstwerke, die Rom andern Nationen abgenommen und bei sich vereint, läppische Kindereien. So weit war Rousseau nie gegangen, wiewohl seine Grundsätze Aehnlichkeit mit den Mably'schen hatten. Nun fragt sich's: warum wüthete die geistliche und weltliche Macht nur gegen ihn und ließ Mably unangefochten, der doch viel weiter gegangen? Das kam daher: die Gefahr lag nicht sowohl in den Grundsätzen selbst, als im Talent des Schriftstellers, der sie aussprach. Rousseau überzeugte, rührte und riß alle seine Leser hin, während Mably nur klar, und zwar manchmal energisch, aber gewöhnlich monoton und trocken war. Jean Jacques beschuldigt ihn in seinen Konfessionen, daß er seine Entretiens de Phocion ohne Schaam und Scheu aus seinen Schriften genommen habe. Dieß ist allerdings wahr, man kann ihm aber nicht vorwerfen, daß er auch die reizende, hinreißende Sprache daraus genommen habe, wie St. Surin, der Biograph Mablys, sehr richtig sagt. Als diese Entretiens erschienen, schickte der Prinz von Wirtemberg Rousseau ein Exemplar nach Motiers, wo er sich gerade aufhielt. Jean Jacques schrieb ihm unter andern zurück: „Wiewohl der Abbé Mably ein ehrlicher Mann ist, der sehr gesunde Ansichten hat, so muß ich mich doch wundern, daß er sich zu einer so reinen und sublimen Moral erheben konnte.“ — Später wurde Mably ganz Misanthrop, und seine Urtheile über die Zeitgenossen waren voll Galle und Ungerechtigkeit. Er haßte und beneidete Voltaire, Buffon, Robertson und andere; er ließ auch keine Gelegenheit vorübergehen, wo er sie beleidigen konnte; selbst Gibbon, der doch unter allen neuern Historikern am aufrichtigsten und wahrheitsliebendsten ist, der sich die größte Genauigkeit und strengste Kritik zur Pflicht machte, selbst Gibbon wurde unwürdig von Mably behandelt. Darauf hat der würdige Mann nichts erwidert als: „Mably liebte die Tugend und die Freiheit, seine Tugend aber war rauh, und seine Freiheit konnte Niemanden neben sich vertragen.“ Mably beschäftigte sich, wie Jean Jacques, mit Polen, und man glaubt, daß der Graf Wielhorsky, bevollmächtigter Minister der Bar'er Konföderation, diese zwei Männer mit der Abfassung einer Konstitution für Polen beauftragte. Mably verfügte sich zu diesem Zweck nach Polen, ein großer Vortheil, den Rousseau nicht hatte. Die fehlenden Lokalkenntnisse mußte allein sein Kopf und sein Genie ersetzen. Ohne an Ort und Stelle gewesen zu seyn, schrieb er den Polen von seinem Bodenzimmer rue Platrière: „Beginnen Sie damit, Ihre Gränzen zusammenzuziehen und enger zu machen; vielleicht denken Ihre Nachbarn schon daran, Ihnen diesen Dienst zu thun.“ Dieß schrieb er am Ende des Jahrs 1771, und am 5ten August des folgenden Jahrs wurde die erste Theilung des Landes vorgenommen. Es ist anziehend, Rousseaus Considérations sur la Pologne mit Mablys Abhandlung du gouvernement et des lois de la Pologne zu vergleichen. Beide Männer waren eine Zeitlang sehr genau mit einander bekannt und selbst befreundet. Als Jean Jacques aber in die Schweiz flüchtete, hörte ihre Verbindung auf. In Genf ging ein Brief von Hand zu Hand, der Mably unterzeichnet war. Rousseau schickte eine Abschrift davon an den Abbé und bat ihn, ihm zu sagen: „nicht was er davon glauben, sondern was er davon sagen solle, wenn davon die Rede wäre.“ Der Brief schloß mit den schönen Worten: „Wenn mein Unglück unsere alte freundschaftliche Verbindung nicht aus Ihrem Gedächtniß gewischt hat, so erhalten Sie sie einem Manne, der Ihren Verlust nicht verdient hat, und Ihnen immer von Herzen zugethan bleiben wird. „Als Jean Jacques lettres de la montagne erschienen, sprach sich Mably beleidigend über ihn aus, denn er sagte unter andern: „Ich hielt ihn immer für einen ehrlichen Mann und dachte, seine Moral sey ernsthaft, sie wohne in seinem Herzen, und nicht blos in seiner Feder. . . Jetzt wird er eine Art von Verschworener. . . Ist's ein Herostratus oder ein Gracche ꝛc.?“ Als Rousseau den Abbé fragte, nicht was er über jenen Brief denken, sondern was er darüber sagen sollte, so drückte er damit aus, daß er selbst seinen alten Freund eines solchen Zugs nicht fähig halte. Er erhielt aber keine Antwort, und Mablys Stillschweigen spricht laut genug.

Digitized by Google

Die Shakers in Nordamerika.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Mönchswesen scheinen zwei so ganz unvereinbare Dinge, daß sie wohl Niemand in der Einbildungskraft zusammenpaart. Weder die Institutionen des Landes, noch der Charakter der Einwohner, noch auch das Klima scheinen dem Mönchsgeiste im Geringsten Vorschub zu leisten. Die Ursachen, welche im Mittelalter die Klöster so außerordentlich vervielfältigten, sind bekannt, aber in einem Lande, wo das Individuum den Werth der Unabhängigkeit so gut zu schätzen weiß, wo von einem Drucke der Gewalthaber so gut als gar nicht die Rede ist, wo der ganze Geist der Verfassung die geselligen Verhältnisse vielmehr vervielfältigt als beschränkt, fallen jene Ursachen so ziemlich weg. Wer in Amerika sich in die Klausur begibt, tauscht nicht Sicherheit und wahre Freiheit gegen einigen Zwang und ein Paar scheinbare Entbehrungen ein; sondern er unterzieht sich freiwillig Entbehrungen, wofür ihm keine sichtbare Entschädigung geboten wird; er legt sich Fesseln an im Schooße eines freien Volks, während der Mönch des alten Kontinents aus einer weiten Welt voll Ungerechtigkeit in eine kleine Republik floh, er begeht einen politischen Selbstmord, während der europäische Mönch meist keine politische Existenz hatte. Kurz, der Klostergeist in der neuen Welt, mit dessen merkwürdigstem Beispiele wir uns im Folgenden beschäftigen, fließt rein aus der Quelle des religiösen Fanatismus, während in der alten Welt diese Quelle nur zu oft durch fremde Einflüsse getrübt wurde.

Die aus dem Schooß der protestantischen Kirche hervorgegangene Sekte der Shakers oder Schüttler ist ein zwar sehr seltsamer, aber wahrhafter Mönchsorden; denn ihr religiöser Verband gründet sich auf vollkommene Gütergemeinschaft, und sie legen das Gelübde ab, getrennt von der Welt und ehelos zu leben. Die meisten Reisenden haben bei oberflächlicher Beobachtung die Shakers mit den Quäkern verwechselt; beide Namen bedeuten allerdings Zitterer, Schüttler; dieß hat aber, jetzt wenigstens, bei der ehrenwerthen Gesellschaft der Freunde keinen Sinn, wohl aber bei den Shakers, weil ihr Hauptdogma darin besteht, daß sie Gott durch Tanz loben.

Ursprung und Ausbreitung dieser Sekte sind schwer genau auszumitteln. Sie wurde, der allgemeinen Annahme nach, um das Jahr 1768 von Anna Lee, der Frau eines englischen Schmidts, gestiftet. Die Schwärmerin wurde bald ihren Anhängern, angeblich wegen schlimmer Aufführung, verhaftet, und diese Verfolgung brachte sie zum Entschlusse, auszuwandern. Sie kamen 1774 nach Amerika und ließen sich im Staate New-Hampshire nieder. Darauf begab sich Anna in den Staat New-York, und hier weissagte sie und nannte sich den zweiten Messias. Um das Jahr 1781 reiste sie über zwei Jahre lang in Neuengland, und starb das Jahr darauf.

Da das Cölibat ein Hauptgrundsatz im Lehrbuch der Shakers ist und jedes Mitglied, das dieses Gelübde bräche, sofort ausgestoßen würde, so kann sich die Gesellschaft nur durch Proselyten erhalten und vermehren; die Shakers haben auch wirklich nicht nur ungemeinen Bekehrungseifer, sondern verrathen auch große Geschicklichkeit im Proselytenmachen; aber trotz dem, und obgleich ihnen von keiner Seite irgend etwas in den Weg gelegt wird, werden sie in einem Lande, wo man den Werth der Freiheit so gut zu schätzen weiß, wohl nie sehr zahlreich werden. Ramsay, Melish und alle neuern Statistiker schätzen ihre Zahl nur auf tausend bis fünfzehnhundert Köpfe in vier Niederlassungen; diese sind Neuskanoon und Wiskaguna im Staate Neuyork, Nancok in Massachusets, und ein vierter Ort in den südwestlichen Staaten.

Diese Niederlassungen bestehen nicht, wie man glauben könnte, auf einem einzigen großen Conventikel, in welchem sämmtliche Brüder und Schwestern beisammen wohnen, sondern aus einer Anzahl wirklicher, gewöhnlicher Wohnhäuser, die zusammen ein Dorf, und zwar meistens nur Eine Gasse bilden. Man meint, wenigstens die Geschlechter werden geschieden seyn, weil jeder Umgang zwischen denselben streng verpönt ist; dem ist aber nicht so: die Geschlechter leben unter einander, und jedes Haus enthält eine gewisse Anzahl Weiber und Männer. Da die Verhältnisse zwischen Mann und Frau, zwischen Vater und Kind u. s.. w. hier ganz wegfallen, so sind dies gleichsam künstliche Familien, deren Mitglieder oft durchaus nicht mit einander verwandt sind. Welche Idee diesem höchst seltsamen gesellschaftlichen Verbande zu Grunde liegt, ist schwer zu sagen. Soll der Sieg dadurch, daß die Gefahr und der Kampf nie aufhören, verdienstlicher gemacht werden, oder wollen die Geschlechter, nachdem sie einmal einander feierlich entsagt, sich den unschuldigen Genuß des geselligen Umgangs vorbehalten? Wie dem sey — und die letzte Voraussetzung wird schon durch die Eiskälte, die zwischen beiden Geschlechtern herrscht, sehr unwahrscheinlich — die Enthaltsamkeit der Shakers ist eines der größten Kunststücke der menschlichen Natur, und die Antonins, Macarius und alle die gepriesenen Anachoreten der alten Thebais sind nichts gegen sie. Daß eine solche Gesellschaft bestehen könne, ohne zu mancherlei bösen Gerüchten Anlaß zu geben, wird Niemand glauben, der die Menschen kennt. Die Shakers entgehen in Amerika der Verläumdung so wenig, als bei uns die Mönche aller Farbe; aber nie ist auf gerichtlichem Wege ihnen etwas Strafbares erwiesen worden.

Digitized by Google

Keinem Reisenden, der die Shakers beobachtet und sie in ihren Sitten und Einrichtungen mit den mährischen Brüdern, die auch in Gütergemeinschaft leben, aber keineswegs das Gelübde der Keuschheit ablegen, und mit den Quäkern verglichen hat, die sich durch Einfalt und Reinheit der Sitten so vortheilhaft auszeichnen, ist es wohl entgangen, daß, während die Glieder der beiden letzten Sekten sogleich an ihrem guten Aussehen, an ihren offenen, heitern Gesichtern kenntlich sind, während die jungen Quäkerinnen oft sehr hübsch, immer aber ausnehmend blühend sind, die Shakers trübselige, düstere Gesichter und auffallend starre Züge haben; auf den hohlen, bleichen Wangen ihrer unglücklichen Lebensgefährtinnen, in ihren erloschenen Augen ist nur zu deutlich zu lesen, daß man nicht ungestraft den Gesetzen der Natur Trotz bietet.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Neue Theaterstücke.

Seit der letzten Revolution besteht keine Theatercensur mehr; die dramatische Kunst kann sich also jetzt mit völliger Freiheit bewegen; allein das Pariser Publikum ist auch ein Censor, und zwar ein ziemlich strenger, zuweilen gar ein übelgelaunter oder ironischer. Offenbar wird diese Freiheit auf die Kunst in Frankreich bedeutenden Einfluß ausüben. Wenn man die erste Revolutionszeit ausnimmt, hat das Theater wohl niemals gänzliche Freiheit genossen, und auch in der Revolutionszeit konnte man keine Stücke aufführen, welche den herrschenden Gesinnungen und Meinungen zuwider gewesen wären. Jetzt erscheint also das erste goldene Zeitalter für die dramatischen Dichter in Paris. Nichts hindert sie jetzt, ihrem Genie freien Aufschwung zu geben und ihrer Laune die Zügel schießen zu lassen, so weit es der Anstand und der Geschmack des Publikums erlauben. Manche Charaktere, manche Personen durften sonst nicht auf der Bühne erscheinen; jetzt werden alle Stände vorgeführt, ohne daß der geringste Nachtheil für die moralische Bildung daraus entspränge; und warum sollte es auch verstattet seyn, daß Lächerliche gewisser Personen oder Stände preisgegeben, und man dagegen andere schonen müssen? wer anders gab ihnen dies unbillige Vorrecht, als der Eigensinn der Censur? Daß die Jesuiten oder eigentlich die Heuchler und Schleicher zuerst das den verhalten müssen, habe ich bereits in einem vorigen Schreiben gemeldet. Nachdem nun fast jedes Theater seinen Jesuiten gebraucht hat, ist dieser Stoff, der keiner großen Entwickelung fähig ist, ziemlich abgenutzt. Die Mönche erhalten sich indessen doch auf der Bühne, da sie in manchen Stücken wo nicht die erste Rolle, doch eine untergeordnete spielen, und ein Kloster auf der Bühne etwas Romantisches hat, besonders für die vielen Franzosen, die kein wirkliches Kloster mehr kennen. Scribe hatte in der Zeitschrift Revue de Paris eine dramatische Skizze gegeben, worin der Kampf zwischen Pflicht und Sinnlichkeit in einem italienischen Mönche nach seiner gewöhnlichen geistreichen Manier geschildert wird. Er hat später gedacht, bei der jetzigen Theaterfreiheit könne er denselben Mönch auch dem Publikum auf der Bühne vorführen, und daher seine Skizze in ein Vaudeville für das Gymnase dramatique, den gewöhnlichen Schauplatz seiner dramatischen Triumphe, umgearbeitet. Allein diese Schilderung der Anfälle von großer Sinnlichkeit mißfiel dem Publikum, und das Stück fiel durch. Nicht viel besser ging es einem andern Stücke Scribes, la Protectrice, worin eine Dame, welche jedermann zur Beschützerin dienen will, die Hauptperson ist. Ueberhaupt scheinen mitten unter den großartigen Bewegungen und Gesinnungen, welche die letzte Revolution in Paris hervorgebracht hat, die vielen kleinen dramatischen Kombinationen Scribes weit schwächer und unnatürlicher als sonst, und viele seiner Stücke haben bedeutend in dem Urtheile des Publikums verloren; er aber ist ein Mann, der allerlei Saiten aufzuspannen weiß, und trifft die eine, so hat er schon gleich eine andere zur Hand. Wenn er also mit seinem Ero Ambrosio im Vaudevillethater fiel, so stand er dagegen in der Oper mit seiner „verliebten Bajadere" siegreich wieder auf. Von diesem letzten Stücke war schon lange gesprochen worden; wahrscheinlich hatten die wichtigen politischen Begebenheiten, die sich am Ende des Sommers zugetragen haben, die erste Aufführung dieses Stückes verspätet. Endlich aber, da die Ruhe ganz wieder hergestellt war und das Publikum wieder für reizende Bajaderen empfänglich geworden schien, trat Scribe mit der seinigen hervor, zu der ihm Goethes der Gott und die Bajadere Muster geliefert hat. Wahrscheinlich hat in Deutschland Niemand daran gedacht, aus dieser Romanze eine Oper zu machen; Scribe aber, der überall nach neuem dramatischem Stoffe umherspähet, hat sogleich den Vortheil erkannt, den er daraus ziehen könnte, und da man an der großen Oper ein neues Stück wünschte, worin die Taglioni, jetzt unstreitig die erste Opernkänzerin in Paris, aufs Neue glänzen konnte, so hat Scribe sie zu einer Bajadere gemacht. Man hat es ihm zum Vorwurf angerechnet, daß er wiederum eine Stumme zu der Hauptperson in einer Oper erhoben, wie in der Stummen von Portici, und eine Bubleein, wie in Fiorella; allein man bedenkt nicht, daß es hier blos darauf ankam, auf eine schickliche Art der Taglioni eine Hauptrolle zu geben. Sein gewöhnlicher Gehörte Autor hat das leichte Stück auch mit einer eben so leichten, gefälligen Musik versehen, und so ist denn diese neue Dichtung auf der großen Opernbühne erschienen. So wenig verkannte das Publikum, was die Taglioni zur Aufnahme besagten Stoffes beigetragen hat, daß es nach der ersten Aufführung, als ein Theil der Zuschauer den Namen des Dichters und des Tonsetzers zu wissen verlangte, ein anderer Theil die Taglioni hervorrief. Anfangs wurde das Stück nicht sehr günstig in den Tagesblättern beurtheilt; allein nach und nach ist es doch ein Lieblingsstück geworden; zwar hat es den Beifall nicht, den die „Stumme von Portici" erhielt; dafür ist es auch nicht so bedeutend; allein so lange die Taglioni darin tanzt, kann die Operndirektion auf den Zuspruch der Pariser und der Fremden sicher rechnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 122.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 288.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 2. December 1830.

Der graue Thalvogt kommt, dumpf brüllt der Stier,
Der Wettergeist zieht seine Haube an,
Und tollt der bläst es aus dem Wetterloch.

Schiller.

Der Kanton Uri und seine neue Kunststraße.

Fragmente aus Doctor Lussers erklärender Beschreibung der zwölf Ansichten der neuen St. Gotthardsstraße, die von Kälin gezeichnet, in der Kunsthandlung von Füßli und Komp. zu Zürich erschienen sind.

Was man vor zwanzig Jahren noch kaum geahndet, was noch vor wenigen Jahren viele für unausführbar gehalten, ist nun dem menschlichen Fleiße und dem ernsten Willen gelungen. Wo früher mit bedächtigem Schritt das Saumroß unter tausend Flüchen und Schlägen des rohen Säumers über den steilen Felsenpfad die Kaufmannswaaren auf wundem Rücken trug, da knarrt jetzt der reichbefrachtete Wagen, und leicht und sicher rollen auf beinahe ebener Straße die Kutschen der Reisenden dahin.

Vom Vierwaldstetter See zieht die Straße sich quer durch die Alpenkette, von Fluelen ausgehend bis nach Bellinzona, in dessen Nähe sie mit der Bündnerischen Bernhardinerstraße zusammentrifft. Sie hat eine Länge von ungefähr zwei-und-zwanzig Schweizerstunden. Der höchste Punkt der Straße liegt ungefähr 6650 Fuß über Meer. Von da führt sie auf der einen Seite nördlich durch das anfänglich wenig, dann immer tiefer eingeschnittene, etwa zwölf eine halbe Stunde lange Reußthal, welches sich bei Brunnen in zwei Schenkel spaltet, von denen der eine im Becken des Luzerner-, der andere in dem des Zugersees sich verliert. Auf der Südseite hingegen steigt sie zuerst sehr schnell durch das graue Val Tremola hinunter und zieht sich dann südöstlich durch das schöne Livinerthal auf ebenem Boden dahin. Der nördliche Theil der Straße oder das Reußthal liegt ganz auf dem Gebiet des Kantons Uri.

Die Winde des Reußthals.

Durch das Hauptthal und über den Luzernersee, in welchen dasselbe ausläuft, weht regelmäßig am Morgen und Abend ein sanfter Ostwind, von den Schiffleuten Rieter genannt. Während des Sommers bei schönem Wetter weht der Wind regelmäßig von Mittag bis Abend nach Sonnenuntergang umgekehrt vom See her und über Brunnen ins Thal herein; oft wird er so stark, daß er im See schäumende Wellen schlägt, und alsdann ist es nichts Seltenes, daß in einer Höhe von zwei- bis dreihundert Fuß über der Fläche des Sees schwüle Hitze herrscht und entweder gar kein Wind verspürt wird, oder der Föhn in entgegengesetzter Richtung strömt. Dieser Wind wird Schönwind genannt. Ein anderer, schneidend kalter Wind aus Nordost tritt gewöhnlich Anfangs März gegen St. Gregorstag ein und weht meistens sechs Wochen; er heißt Gregoriwind, auch Geißtödter, weil viele Ziegen, die, den Winter über karg gehalten, bei der ersten Frühlingssonne ins Freie getrieben werden, den kalten Wind nicht ertragen, sondern von Husten und Räude befallen werden und erliegen. Die Gewitter im Sommer und die Schneegestöber im Winter bringt meistens der West oder Nordwest. Der merkwürdigste Wind aber und der die größte Gewalt ausübt, ist der Föhn, von Süden, zuweilen auch von Südwest herstürmend. Er hält sich an

Digitized by Google

keine Jahreszeit, doch herrscht er am häufigsten im Frühling und Herbst, wo er zuweilen bis acht Tage lang ununterbrochen oder mit Zwischenräumen von tagelangen Windstillen tobt. Vor seinem Eintritt ist der Dunstkreis meistens verdichtet, die Gebirge in Höhenrauch gehüllt, zuweilen scheinen aber dieselben viel näher und jede Klippe erscheint deutlicher, der Mond hat einen Hof, die Sterne scheinen zu flackern und eine Menge Sternschnuppen durchkreuzen die Luft. An der Nordseite der Gebirge bilden sich plötzlich Nebel, werden bald größer, bald kleiner, oder lösen sich eben so schnell wieder auf und bilden sich nochmals, bis der völlige Einbruch des Föhns dieselben ganz tilgt. In den verschiedenen Luftschichten findet sich große Verschiedenheit und Wechsel der Temperatur sowohl als der Bewegung. Der Rauch will bei anscheinender Windstille nicht mehr emporsteigen und der Barometer fällt tief, während der Thermometer steigt und sich kein Thau mehr niederschlägt. Die Thiere werden unruhig, bei den meisten Menschen wird der Schlaf durch häufige Träume gestört; es bemächtigt sich ihrer eine gewisse Apathie, und viele, besonders rheumatisch-katarrhalisch Konstituirte werden von Kopfschmerz und Gliederreißen befallen. Auch die Pflanzen scheinen diese erschlaffende Wirkung zu empfinden, was sie durch ein Welkwerden verrathen. Nachdem diese Vorboten kürzere oder längere Zeit gedauert, bricht der Föhn unter fürchterlichem Tosen der bewegten Gebirgswaldungen herein. Seine Geschwindigkeit ist sehr ungleich, wozu die Gestalt des Landes, die nach allen Richtungen streichenden Gebirge, vieles beitragen mag. Oft ist an einem Orte beinahe Windstille, während er zur gleichen Zeit in einer Entfernung von wenigen hundert Schritten die größten Bäume entwurzelt, Dächer abwirft und unter Brausen und Heulen dichte Staubwolken in die Höhe treibt. Oft rauscht er mit Heftigkeit in den Wipfeln der Bäume, während am Fuße derselben kaum ein leises Wehen verspürt wird. Auf einen heftigen, in einer Sekunde mehr als fünfzig Fuß durchlaufenden Windstoß folgt gewöhnlich einige Stille, die nur durch leises Wogen der Luft unterbrochen wird, bis ein neuer Sturm die kurze Ruhe stört. Der Ausgang dieses Windes, der in Uri wohl vorzüglich darum seine Kraft so gewaltig äußert, weil das Hauptthal dieses Landes für diesen Wind gleichsam ein natürliches, tiefes und enges Flußbett darstellt, ist sehr verschieden. Zuweilen hört er in der Tiefe plötzlich auf und in höhern Regionen bemerkt man denselben noch, dann bleibt er aber nicht lange und, oder er macht dem Nordostwinde Platz, und in diesem Fall bleibt die Witterung gut. Am häufigsten aber zieht er sich nach hartnäckigem und heftigem Kampfe vor dem West oder Nordwest zurück und dann erfolgt Gewitter, Regen oder Schnee, je nach der Jahreszeit. Während dieses Windes müssen alle größeren Feuerstätten ruhen, und eine Wache von mehreren Personen, zu der jeder Bürger des Hauptortes Altdorf verpflichtet ist, durchzieht während der Nachtzeit die Straßen des Orts, um etwa eintretender Feuersgefahr bei Zeiten Meister zu werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Shakers in Nordamerika.

(Beschluß.)

Wir erzählen nun Einiges vom Hauswesen der Shakers und schließen mit der Beschreibung ihres seltsamen Gottesdienstes. Jedes Haus enthält gewöhnlich eine der obenerwähnten künstlichen Familien. Das obere Stockwerk ist durch einen breiten Gang geschieden, und in jeder Abtheilung wohnen die Individuen von einerlei Geschlecht beisammen; in jedem Zimmer sind zwei Betten. Jede Abtheilung hat ihre besondere Treppe; nur die Küche und das Speisezimmer sind allen Bewohnern des Hauses gemeinschaftlich; das letztere hat aber auf derselben Seite zwei Thüren für die beiden Geschlechter. Außer in dringenden Fällen betritt weder ein Mann noch eine Frau je die andere Seite des Hauses, und in der Kirche wie bei Tische, auf dem Spaziergang wie bei der Arbeit, sind die Geschlechter fortwährend durchaus getrennt, aber einander im Angesicht; jedes hat seine besondern Thüren, Tische und Fußpfade, die parallel nebeneinander laufen. Die Weiber kochen, waschen, versertigen die Kleider und besorgen sie aus. Die Männer bauen das Feld, verrichten die grobe Handarbeit und überhaupt die Geschäfte außerhalb des Hauses. Wirklich bewundernswürdig ist die Ordnung und Reinlichkeit, die auf ihren Feldern, in ihren Gärten, Höfen, außen an ihren Häusern, ja sogar auf ihren Wegen herrscht; sie dulden nirgends einen Schmutz, lassen nirgends etwas verfallen. Ihr Holz ist höchst zierlich aufgeklaftert, ihre Einfriedigungen sind im besten Stande, ihre steinernen Mauern so massiv und sorgfältig gebaut, daß sie ohne gewaltsame Zerstörung Jahrhunderte lang stehen können; kurz, jedes Ding trägt das Gepräge des schaffenden Fleißes, der weiter strebenden Industrie, der erhaltenden Wachsamkeit, und Alles ist so geschmackvoll und zierlich, als ihre strengen Grundsätze es nur immer erlauben. Ihre Obstgärten sind herrlich, und die Amerikaner gestehen, daß die Staaten kein schöneres Beispiel von hoher Kultur aufzuweisen haben. Die Gemeinde zu New Libanon bewirthschaftet etwa dreitausend Acker Landes. Neben dem Ackerbau treiben die Shakers auch noch andere Industriezweige: sie machen Siede, Bürsten, Schachtein, Eimer, und vielen andern Hausrath; alle ihre Fabrikate sind ganz vorzüglich gearbeitet.

Die Weiber kleiden sich nach Schnitt und Farbe ganz gleich; das Staatskleid besteht in einem Rock von dunkel violetter Seide, mit einem Ueberwurf von sehr feinem Tuch, einem Halstuch von feinem Linnen, grauen Handschuhen,

Digitized by Google

die bis zum Ellbogen reichen, und einer breitkantigen Haube von weißem Atlas; die Neuaufgenommenen unterscheiden sich durch kleinere Hauben. Die Männer kleiden sich fast ganz wie die Quäker. — In der Kirche stehen die beiden Geschlechter einander gegenüber in abgesonderten Stühlen. Nachdem ein oder mehrere Mitglieder mit einer Menge von Bibelstellen durchspickte Reden gehalten haben, so treten zwei Individuen verschiedenen Geschlechts als Vortänzer vor, stellen sich jedes an die Spitze seiner Kolonne und geben ein Zeichen; nun erheben sich Männer und Weiber zumal, ziehen, jene ihre Mäntel, diese ihre Röcke aus, und hängen sie nebst Hauben und Hüten an die Wand. Man sieht nun, daß die Männer am linken Arm ein blaues Band über dem Hemd tragen; sie machen ein Gedenkniß daraus, was dieses Abzeichen zu bedeuten hat. Auf ein zweites Signal stellen sich die jüngern Leute in zwei Reihen einander gegenüber, die ältern, oder wer an diesem Tag nicht tanzen mag, denn es ist ein freier Akt, bleiben dahinter stehen und schlagen mit Händen und Füßen den Takt. Nach diesen vorläufigen Anordnungen stimmen die Vortänzer einen Gesang an und die Reihen setzen sich in Bewegung. Der Tanz ist Anfangs feierlich und abgemessen; sie schwingen sich stillestehend von einer Seite zur andern, gehen vor-, rückwärts, drehen sich an einem Fuße im Kreise; nun fangen sie wieder von vorne an, aber ihre Bewegungen werden allmählich immer rascher, immer lebendiger, je mächtiger der Geist über sie kommt. Nicht lange, so überschreitet der Tanz alles Maaß und Ziel; die sonst so ruhigen Gesichter verzerren sich gräßlich; der Gesang ist nur noch ein verworrener Lärm, ein betäubendes Geschrei. Die Weiber gleichen wüthenden Mänaden, die Männer den Ketten entsprungenen Wahnsinnigen; endlich stürzen sie völlig ermattet und erschöpft auf den Boden nieder, oder schleppen sich mühsam zu ihren Stühlen. Dieser Gottesdienst, der nur jeden Sonntag stattfindet, während in Privatvereinen häufig die Bibel erklärt wird, wird aber nicht immer so ausschweifend; oft bleibt der Tanz völlig in den Grenzen des Anstandes, und dann macht jeder nach demselben eine tiefe Verbeugung, aber nicht etwa vor dem Mittänzer, sondern vor Gott.

Mit den Quäkern und Menoniten stimmen sie in ihren Ansichten über den Eid, den Krieg u. s. w. überein; sie verwerfen ebenfalls alle Titel, legen aber nicht wie die Quäker eine besondere Wichtigkeit auf das Du. Hinsichtlich der kirchlichen Verwaltung kommen sie am meisten mit der englischen Kirche überein. Mit den Katholiken haben sie, außer dem Gelübde der Keuschheit, eine Art von Ohrenbeichte gemein, und ihre Märsche, die häufig den Tänzen vorausgehen, erinnern an die katholischen Prozessionen. In der Lehre von der Natur Christi sind sie strenge Arrianer; denn sie glauben, er sey nur geistig Gottes Sohn und existire nicht von Ewigkeit, sondern sey zu einer bestimmten Zeit erzeugt. In der Verwaltung ihrer Güter haben sie manches mit den Herrenhutern gemein, doch erlauben sie zuweilen Personen, unter ihnen zu leben und ihr Eigenthum zu behalten. Ueber die Stifterin ihrer Sekte, Anna Lee, denken sie ungefähr wie die Schwedenborgianer über Schwedenborg.

Außer den bloßen Gläubigen gibt es in der Sekte der Schüttler Aelteste, Beichtiger und Heilige. Diese Priester, wenn man sie so nennen darf, hören Beichte, legen Bußen auf, ertheilen die Absolution u. s. w. Bei fast allen Handlungen bringen sie die Gottheit ins Spiel; was sie thun, geschieht durch besondere Zulassung Gottes, durch Eingebung des heiligen Geistes. Das North-American Review erzählt in dieser Beziehung folgende Anekdote: Man fragte einen jungen offenen, muntern Shaker, ob er in seiner Gemeinde ganz unabhängig sey und thun dürfe, was er wolle. — „Allerdings, antwortete er, wir thun Alles, was uns der Geist eingibt.“ — „Was würdest Du aber thun, wenn Dich an einem schönen Wintermorgen die Lust ankäme, auf dem Teich zu schleifen?“ „Nun, ich sagte dem Aeltesten, ich habe eine Eingebung, auf das Eis zu gehen.“ — „Würde es Dir der Aelteste erlauben?“ — „Warum nicht? es müßte ihm nur der Geist eingeben, es nicht zu leiden.“ — „Wenn Du aber darauf beständest, Du habest eine besondere Eingebung erhalten, Du müßtest durchaus auf das Eis?“ — „Dann würde der Aelteste sagen, meine Eingebung sey falsch, und die seinige, die wahre, befehle ihm, mich zu prügeln, wenn ich mich nicht unverzüglich an die Arbeit mache.“

Korrespondenz-Nachrichten.

St. Petersburg, Oktober.

(Aus Briefen eines Schweizers.)

Eindruck der französischen Revolution. Herrenhuter.

Bald nach der Rückkehr von einem Sommerausflug erhielten wir in St. Petersburg Kunde von der Umwälzung in Frankreich; der Kaiser war eben abwesend in Finnland; man hielt alle ausländischen Zeitungen und alle französischen Schiffe vierzehn Tage lang zurück, und nur heimlich theilte man einander die erfahrenen Berichte mit. Der größere Theil des Publikums nahm an den französischen Ereignissen den lebhaftesten Antheil, und freute sich über den so schnellen und glücklichen Hergang derselben; die Hofpartheі aber mißbilligte dieselben ebenfalls und zeigte sich besorgt und entrüstet. Bald nach der Kaiserl Rückkehr wurden die Schiffe in Kronstadt eingelassen und die Zeitungen alle ausgegeben; auch sprach man sich über alles Vorgefallene frei aus, obgleich auf sehr verschiedene Weise; die Mehrzahl der Vornehmern äußerte Besorgniß über die Folgen und tadelte laut den demokratischen Geist der Deputirtenkammer. Bald folgten die stürmischen Auftritte in Deutschland und Belgien. Die Aufmerksamkeit auf dieselben wurde jedoch mächtig abgezogen durch die Nachricht von der Verbreitung der Cholera morbus im Herzen Rußlands, so daß seit Wochen diese Landplage der allgemeine herrschende Gegenstand der Unterhaltung ist und alle Gemüther bewegt. Die Abreise des Kaisers selbst nach Moskau, wo die Krankheit Fuß gefaßt zu haben schien, wurde mit Staunen

Digitized by Google

und Bewunderung vernommen; sie geschah so plötzlich, daß man es erst erfuhr, da er schon weg war. Mitten unter den Verhandlungen über Revolution und Cousinen trat Henriette Sontag als erbeterender Stern in Petersburg auf, und hat durch ihren Gesang und ihre Anmuth das ganze Publikum einen vollen Monat lang entzückt; sie hat aber auch gegen 150,000 Rubel von ihrer mitgenommen, nebst kostbaren kaiserlichen Geschenken. Den Eintritt ins Parterre bezahlte man mit einem Louisdör und für eine Loge im ersten Rang acht Louisdors. Auf diese Zauberin folgte Madame Stich aus Berlin, erhielt aber keinen glänzenden Beifall. Diesen Monat sand auch eine Ausstellung in der Akademie der Künste statt, wo nun das Publikum zahlreich strömte, ohne viel Bemerkenswerthes zu finden. Im Mückstand der Kunst steht diese Kaiserstadt noch niedrig. Die große Industrieausstellung in Moskau ist vorsehen, bis die Cholera gänzlich wird verschwunden sein. Wir haben noch einen herrlichen schönen Herbstmonat September gehabt; jetzt regnet es, wie zu vermuthen, den Winter ein.

In Liefs und Ehstland, die ich diesen Sommer besucht habe, finden die Herrnhuter großen Anhang, ja es existirt sogar ein Kirchlein in der Kirche ganz eigener Art. Zwölf Missionäre aus der Brüdergemeinde leben in dieser Provinz, erhalten von ihrer Oberbehörde Besoldung und werden auch noch von den in den ansässigen Einheimischen unterstützt. Diese Männer sind praktische gebildet, haben viel Gewandtheit, ein anziehendes Benehmen und besitzen mancherlei unter diesem Volke anwendbare Geschicklichkeiten. Alle sind im Lande angesessen, haben ihre Häuser und ein Stück Land nebst Garten. Ein jeder von ihnen ist in einem Bezirk, wo Anhänger der Herrnhuter sind, gleichsam geistlicher Präses, leitet fünf bis sechs eingerichtete Bethäuser und Vorbeter aus dem Bauernstande, die jeden Sonntag, nach dem Gottesdienste in der Kirche, in diesen Bethäusern den zahlreich versammelten Volke vorlesungen, vorbeten und vorsingen, auch wohl predigen und Einsäuungen verrichten lassen, oft bis in die Nacht hinein. Ich habe mehrere dieser andächtigen Versammlungen besucht und mich nicht wenig gewundert über die Ruhe und den Ernst, der da herrscht, über die Gewalt, welche diese Bauern auf Irrregleichen haben, und über die Klugheit, mit der diese Leute ihr, wie sie meinen, von Gott ihnen übertragenes Amt verwalten. Die fremden Missionäre haben alle die Landes- und Volkssprache erlernt, überseten deutsche Predigten und Gebete, auch Andachtsbücher und Schulbücher in dieselbe und ertheilen den Bauernvorbetern darüber Unterricht. Sie selbst stehen, ganz unabhängig von der protestantischen Geistlichkeit und Landesbehörde, unter der Aufsicht eines Herrnhuters Eyboren, mit Namen Ewald, der im Kreise Wenden in Liefland eine eigenthümliche Brüdergemeinde als Predigen und Seelsorger leitet. Ueber die Wirkungen dieses Herrenhuterwesens habe ich verschiedene Urtheile vernommen. Die Anhänger desselben sind fleißiger und sittsamer, dem Trunk weniger ergeben und leben ordentlicher, sagen die einen; andere bezeugen: sie sind schlauer, lustiger, fauler, sämmtlicher, heuchlerischer, hoffahrt und aufsätziger. — Der größere Theil der Geistlichen unter den Herrenhutern hasst dieses Sektenwesen; besonders zeigen sich auch die adeligen Gutsbesitzer demselben meistens abgeneigt. Die Regierung huldet diesen fremden Einfluß, aus unbekannten Gründen. Mir schien, daß in diesem Lande, wo die Kirchspiele so außerordentlich groß und ausgedehnt sind, wo das Volk noch so ungebildet ist und die Pfarrer meistens Fremde sind, die nicht im Lande und unter dem Volke in seiner Sprache erzogen worden, eine solche geistliche Raubthier nicht zu verwerfen ist, besonders wenn die Missionäre, wie dies meistens der Fall ist, sich der Schulen annehmen und diese leiten; nur wäre erforderlich, um Verwirrung, Absonderung und Widerspruch zu verhüten, daß diese fremden Lehrer mit den Geistlichen des Landes in Verbindung stünden, gleichsam als Gehülfen derselben arbeiteten und der kirchlichen Landesbehörde verantwortlich wären. Der Minister der Aufklärung, Fürst Liewen, und der am Hofe sehr angesehene Fürst Alexander von Gotzin sind diesen Brüdervereinbindungen sehr zugethan, und an Kaiser Alexanders harten sie einen großen Beschützer.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Aufgenommene Theaterstücke.

Ebenterls Theaterstücke, die während der Regierung Napoleons und der Bourbonen vom Theater verbannt waren, werden nun auch wieder gegeben, besonders sein „Jenelon“ und sein „Karl IX.,“ welches enthält viel Deklamation, was zur Zeit, als das Stück gedichtet wurde, nöthig scheinen konnte; denn damals waren die Klöster so eben abgeschafft worden, und manche Franzosen mochten wohl von der Zweckmäßigkeit dieser Maßregel noch nicht überzeugt sein; aber seit vierzig Jahren bestehen keine Klöster in Frankreich, oder wenigstens keine ewigen Gelübde mehr, und was man jetzt ein Kloster nennt, ist nichtmehr ein Beisammenwohnen unabhängiger Personen, die keine Verpflichtung gegen die Anstalt mehr haben, wenn sie sich von derselben trennen wollen. Unter die aus dem Repertoire der Revolutionszeit hervorgezogenen Stücken gehört auch das Schauspiel von Beimerangez: Le mariage du Capucin; die Heirath eines Kapuziners ist ein pikanter Titel für die jetzige Zeit, besonders da die Bourbonen einige Kapuziner sich zu Marseille hatten einnisten lassen, und nach diesem Titel zu urtheilen, möchte man glauben, das Stück sei ein Schwank oder eine Satire auf die Sitten der Kapuziner. Dies ist aber gar nicht der Fall. Beimerangez hat ein sentimentales Drama geschrieben, worin die Hauptperson ein von einem Offizier verführtes Mädchen ist, das dieser mit zwei Kindern verläßt und die, um sich auf der Noth zu helfen, einen Gasthof in einer entfernten Gegend anlegt und hier die Wirthschaft führt; die Reichen läßt sie bezahlen, ob nach dem Brauche gewisser Gastwirthe, wird nicht gemeldet, die Armen beherbergt sie unentgeldlich. Nun kommt eines Abends ein Mönch in dieses Wirthshaus, oder wie es vornehmer heißt, in diesen Gasthof, und wünscht ein Nachtquartier. Man macht sich über ihn lustig; die Kinder des Hauses oder bessen beim ihn mitleidig, und die Wirthin verordnet ebenfalls, daß man den Wanderer wohl versehe. Es ergibt sich, daß dieser Mönch der Verführer ist; nach manchen Schicksalen und Abenteuern hat er sich zu Genua, zur Buße zu thun, in ein Kapuzinerkloster begeben; allein der Offizierdgeist scheint unter der Kutte nicht ganz von ihm gewichen zu sein, denn er bekommt Händel mit der Inquisition und entweicht, und da ein gastonischer Barbier, welcher in dem Stücke eine sehr lustige Rolle spielt, seiner spotten will, fechtet er sich mit ihm sehr tapfer herum. Nun kommt endlich die Scene des Wiedererkennens. Wenens Verwunderung; die Kinder bekommen einen Vater, die Gastwirthin einen Mann, und dieser erfährt durch seinen Bruder, welchen das Komödienschicksal in eben diese Herberge führt, daß sein väterliches Erbtheil zu seinen Diensten steht und sein Schloß in der Gegend liegt. Dies Drama ist sehr geschickt angelegt, und wenn man die empfindsamen Auftritte abrechnet, welche auf der Bühne selten glätten, wenn sie nicht überaus gut dargestellt werden, so muß man das Ganze loben. Dies Drama wird zuweilen an einem Abende auf zwei Theatern zugleich gespielt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 96.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 289.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. December 1830.

— So mischten sich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufstehen durfte und der Welt verkünden:
Das war ein Mann!

Shakespeare.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Malherbes.

Malherbes, der mit seiner Familie in der Revolution auf dem Schaffot starb, war einer der edelsten Männer Frankreichs, und in der Zeit, wo er lebte, stand er in seiner Würde und Reinheit einzig in dem verdorbenen Paris da, durch Tugend, Begeisterung für alles Gute, Gelehrsamkeit, Duldung, Geradheit, sanfte, menschenfreundliche Weisheit, durch Einfalt in seinem Geschmack, Verachtung alles Glanzes und aller äußern Größe, zu der man ihn zwei Mal aus seiner Zurückgezogenheit zwang, durch seine treue Anhänglichkeit an den König und endlich durch den Heldenmuth, womit er ein ruhmvolles Leben auf dem Blutgerüst beschloß. Malherbes hat Vorwürfe hören müssen, da ihm doch nur Dank und Anerkennung gebührte. Ohne hinlängliche Beweise gab man ihm Fehler schuld, weil seine Bemühungen nicht glückten, eine bequeme Ungerechtigkeit, die sich nur die Faulheit oder der böse Wille erlaubt. Nehmen wir an, Ludwig XVI. wäre fest genug gewesen, um das zu wollen, was ihm der edle Staatsmann rieth, so würden keine Fehler und Mißgriffe vorgefallen seyn; diese sind auf keinen Fall Malherbes Schuld, und darum starb er vorwurfsfrei. Rousseau sah ihn das erste Mal in Montmorency bei dem Marschall Luxemburg. Aber schon vorher hatte er unzweideutige Beweise von Wohlwollen von ihm erhalten, wie Jean Jacques selbst in seinen Konfessionen berichtet. Auch er macht ihm einen ungerechten Vorwurf da, wo er sagt: „Ich habe Malherbes immer als einen Mann von unbeugsamer Geradheit gefunden, und nie habe ich an seiner Rechtlichkeit zu zweifeln Ursache gehabt; er ist aber schwach und allzuartig, und schadet dadurch den Leuten, welchen er nützen und die er vor Unannehmlichkeit bewahren will.“ Dieser Vorwurf kömmt von dem Umstand, daß Malherbes, als Direktor des Buchhandels, einige Stellen in der Heloise strich, um einem Pariser Buchhändler die Erlaubniß zum Druck des Buchs geben zu können. Seine Absicht dabei war offenbar der Wunsch, Rousseau zu seinem bedeutenden Honorar zu verhelfen, ohne gegen die bestehenden Verordnungen anzugehen, die ihm einmal vorgeschrieben waren. In gleich guter Absicht strich er in einem für die Pompadour bestimmten Exemplar die Stelle, wo Rousseau sagt: „Die Frau eines Köhlers ist ehrenwerther, denn die Mätresse eines Königs.“ Diese Ausmerzung, von der übrigens die Pompadour durch Rousseaus Feinde benachrichtigt wurde, beweist weniger für Malherbes Klugheit als für seine Höflichkeit. Auf keinen Fall aber verdient er die Bitterkeit, womit der störrige Jean Jacques darüber spricht. Unrecht hatte Malherbes in Beziehung auf den Emile. Zuvörderst berechnete er die Wirkung nicht, welche dieß Werk hervorbringen konnte, dann irrte er sich darin, daß er seine eigene Protektion zu hoch anschlug und dabei die Gesetze, Rechtsgebräuche und Sitten nicht in Anschlag brachte, die ihr hinderlich seyn mußten; ferner hatte er sehr unrecht, daß er Rousseau eine ganz falsche

Digitized by Google

Sicherheit einflößte und ihn überredete, dafür liegen Beweise vor, den Emile in Frankreich zu verbreiten, und endlich muß ihm zum Vorwurf gemacht werden, daß er im Augenblick der Gefahr Jean Jacques nicht in Schutz nahm; letzteres wäre der ärgste Vorwurf, wenn Malherbes anders hätte handeln können. Er hielt sich, in Verbindung mit dem Prinzen Conti und dem Marschall Luxemburg, für stärker und einflußreicher, als er und sie waren. Damals aber war gerade die Aufhebung der Jesuiten im Werk, und diese war nicht anders vom Parlament und von der Geistlichkeit zu erhalten, als wenn man ihnen auf einer andern Seite nachgab. Geistlichkeit und Parlament aber verdammten einstimmig den Emil. Als Malherbes einsah, daß er Jean Jacques nicht gegen diese zwei Mächte schützen konnte, that er doch das Möglichste, um ihn seinen Verfolgern zu entziehen. Rousseau muß dieß selbst eingestehen haben, denn er blieb in fortdauerndem Briefwechsel mit Malherbes, der auch in der Folge sein ganzes Ansehen und seinen ganzen Einfluß anwandte, um es thunlich zu machen, daß der proscribirte und verwiesene Rousseau ruhig und ohne Anfechtung in Frankreich, wo er verurtheilt worden, leben könne. Der Hauptgegenstand jener Korrespondenz war die Botanik, die Rousseau bekanntlich mit Leidenschaft liebte. Sehr anziehend sind vier Briefe an Malherbes, worin er diesem von seinen Beschäftigungen, Neigungen und Arbeiten Nachricht gibt. Malherbes, wiewohl am Hof lebend, war bekanntlich sehr linkisch in seinem Aeußern. Eines Tags ging er in der Gallerie von Versailles auf und ab, immer freundlich bereit, Bitten anzuhören und sie mit seinem Kredit bei Hof zu unterstützen. Da trat ein geschniegelter Männchen zu ihm und sagte: „Erlauben Sie, gnädiger Herr, daß ich eine Bitte an Sie thue?“ — „Zu Ihren Diensten.“ — „Ich bitte Sie, Niemanden zu sagen, daß Sie bei mir tanzen gelernt haben.“ Es war Marcel, Malherbes ehemaliger Tanzmeister.

Marivaux.

In den ersten Jahren seines Aufenthalts in Paris stand Jean Jacques auch mit dem faden und leeren Marivaux in Verbindung. Damals nahm es Rousseau noch nicht so genau mit seinem Umgang. Marivaux hat eine Menge Romane und Theaterstücke geschrieben, die nun bereits vergessen sind, so großes Aufsehen sie auch zu ihrer Zeit machten durch eine verrenkte, kleinliche und affektirte Sprache. Sollte man es glauben? Er bildete sich so viel auf seine Verdienste ein, daß er nicht begreifen konnte, wie man Molière bewundern möge. Von Voltaire sagte er, er sey nichts als ein schöner Geist; dieser aber erwiederte darauf: „Marivaux bringe sein ganzes Leben hin, Nichtigkeiten in Spinnenweben zu wiegen.“ Später verlor er seinen Witz und fürchtete die Kritik; deßhalb ließ er sich auch nie in einen literarischen Streit ein. Demunge, achtet wurde er einstimmig von der Akademie zu ihrem Mitgliede ernannt, wiewohl er Voltairen zum Mitbewerber hatte. Es ist nicht zu läugnen, daß er einen bedeutenden Einfluß auf die Literatur und Kunst seiner Zeit hatte und daß er der Schöpfer des schlechten Geschmacks war, der lange in Paris herrschte und hernach Marivaudage genannt wurde.

Der Kanton Uri und seine neue Kunststraße.

(Fortsetzung.)

Das Urnervolk.

Von den ungefähr zwölftausend Bewohnern der Landschaft Uri sind allgemein die auf Bergen und höher gelegenen Orten Wohnenden viel schöner und kraftvoller gebildet, als die Bewohner der niedrigen, zum Theil versumpften Thalgründe, wo Kröpfe und sogar Kretins einheimisch sind, indem nebst der feuchtwarmen, eingeschlossenen Luft, als der Hauptursache, auch die Armuth mit ihren Gebrechen, schlechter Nahrung, Unreinlichkeit und mangelhafter Erziehung, dazu beitragen. Dieselben Einflüsse wirken dann auch eben so nachtheilig auf die Entwicklung der geistigen Fähigkeiten. Eingewurzelt oder angeboren ist dem Urner eine innige Anhänglichkeit an die Religion und die Gebräuche seiner Väter, ein untilgbarer Hang zur Freiheit und ein mächtiges Gefühl von Kraft, dieselbe zu bewahren, große Geduld bei Unglücksfällen und eine beinahe an Fühllosigkeit grenzende Ergebung in den Willen des Schicksals; ein offenes, gerades, biederes Wesen gegen Landleute und Bekannte, scheues Mißtrauen aber gegen unbekannte Fremde, mit nicht geringer Neugierde und Hang zum Wunderbaren und Außerordentlichen. Er ist bescheiden, zurückhaltend, borcht lieber als er spricht, fragt wenig nach Tanz und ähnlichen Lustbarkeiten. Er hält die Ehe heilig, uneheliche Geburten sind, im Verhältniß zu andern Völkern, sehr selten, grobe Diebereien, Ehbrüche, Morde und Selbstmorde noch seltener. Ein Beweis dafür ist, daß die Gefängnisse meistens leer bleiben, und daß das Strafgericht seit mehr als dreißig Jahren kein Todesurtheil gegen einen Eingebornen aussprechen mußte. Der Urner hat großes Vertrauen in seine Priester und weltlichen Obern; er ist daher leicht zu leiten, so lange er nicht durch Zwistigkeiten der Obern unter sich irre gemacht wird. So unerschrocken er täglich den Gefahren trotzt, welche die Gebirgsnatur mit sich führt, so ist bei ihm im Allgemeinen wenig Neigung, in auswärtige Kriegsdienste zu treten; doch nicht aus Mangel an Muth, sondern aus Liebe zur Heimath; denn lieber bleibt der Urner arm, aber frei zu Hause, als daß er, wie andere Gebirgsvölker zu thun pflegen, zu gewissen

Digitized by Google

Jahreszeiten auswanderte und anderwärts sich etwas zu erwerben suchte; dennoch ist Eigennutz sein allgemeinster Fehler, und leider herrscht auch heutzutage mehr als früher der Hang zum Trunke, besonders in den der Landstraße näher gelegenen Ortschaften, wo auch der eigentliche Volkscharakter weniger sich ausspricht und wo auch die meisten Armen anzutreffen sind, freilich bei weitem nicht alle durch Liederlichkeit und Müßiggang dahin gebracht, sondern viele durch die Schreckenisse der Revolution und des Krieges, viele durch Entziehung des Spinnverdienstes, von dem sie sich früher nährten, verarmt.

Altdorf, der Hauptort.

Des Kantons Hauptort hat weder Thore noch Mauern, sondern ist ein großer freier Marktflecken von 192 Häusern und ungefähr 1650 Einwohnern. Seine Lage am Fuß eines steilen, aus Grauwacke und Thonschiefer bestehenden Gebirges, ist in Hinsicht der Bergstürze nicht die sicherste, weßwegen schon in den ältesten Zeiten die große Tannenwaldung daselbst unter strenge Aufsicht gelegt und deßwegen Bannwald genannt worden, welchen Namen sie noch jetzt führt und wo noch heutzutage nur unter Aufsicht Holz gesammelt werden darf. Früher war auch der wilde Schächenbach öfters für Altdorf gefährlich; seit er bei Bürglen durch starke Dämme eingeengt und überdieß noch eine feste Schutzmauer errichtet ist, waltet von daher keine Gefahr. Desto größer ist bei den öftern Stürmen des Föhnwindes die Feuersgefahr. Mehrmals ist Altdorf durch Feuersbrünste eingeäschert worden, zum letzten Male auf schreckliche Weise am 5ten April 1799; die Einwohner erlitten damals einen Schaden von mehr als drei Millionen Schweizerfranken. Seither ist der Ort neu und schöner aufgebaut; einem kurz nach dem Brand erlassenen Gesetz zufolge, sind die Häuser aus Stein aufgeführt, mit Ziegeln oder Schiefer bedeckt. Das Innere der schönen Pfarrkirche zieren einige vorzügliche Gemälde, unter denen eine Weihnacht von Van Dyk; auf dem Friedhof bei der Kirche stehen noch zwei geräumige Kapellen, wovon die eine, das Beinhaus, in zwei Theile getheilt ist, den obern, dessen Altertafel die Grablegung Christi von Caraggi darstellt, und den unterirdischen, wo der Altar mit Bergkrystallen eingefaßt ist und wo eine Menge schwarzer Kistchen aufgestellt sind, in welchen manche Familien die Gebeine ihrer Verstorbenen aufbewahrt haben. In diese unterirdische Gewölbe flüchteten sich bei dem Einfall der Franzosen 1799 alte Frauen und wehrlose Leute, die daselbst grausam ermordet wurden. Die andere Kapelle, in der sich einige Gemälde des vaterländischen Künstlers Pintiner befinden, heißt der Oelberg, und in ihr wird den Kindern Religionsunterricht ertheilt. Mitten im Flecken steht ein bemalter Thurm, der an Tells Zeiten hinaufreicht. Unfern von demselben stand die Linde, an welche Tells Knabe befestigt war; hundert Schritte davon steht der Tellenbrunnen, mit der Bildsäule Tells, an der Stelle, wo dieser den gefährlichen Schuß that. Von Altdorfs zwei Klöstern ist das Kapuzinerkloster das älteste des Ordens in der Eidgenossenschaft, und hat eine herrliche Lage mit reizender Fernsicht.

Die Schöllinen und die Teufelsbrücke.

Schöllinen heißt eine anderthalb Stunden lange, nackte, schaurige Felsenkluft, die das Gebirge, welches das Urseren-Thal von dem Göschenen-Thal scheidet, in südöstlicher Richtung durchschneidet und von der wild schäumenden und tobenden Reuß durchströmt wird. Bei Göschenen führt links vom Dorfe eine schöne Brücke, deren Bogen 37 Fuß über dem Flusse steht, 60 Fuß im Lichte und 23 Fuß Höhe hat, hinein in diesen grausen Schlund. Nicht fern davon führt eine kleinere Brücke auf das rechte Reußufer hinüber, wo die Straße durch Felsentrümmer hinanläuft, bei der nun verlassenen langen Brücke vorbei bis zur Sprengi, wo über einen schönen Sturz, den die Reuß macht, eine herrliche Brücke, deren Bogen 50 Fuß im Licht und 10 Fuß Höhe hat, wieder auf das linke Reußufer führt; von hier steigt die Straße unter vielen Krümmungen hinan zur Teufelsbrücke, die auf kolossalen Grundlagen ruht, deren Bogen 55 Fuß im Licht und 21 Fuß Höhe hat, und dessen Mittelpunkt 95 Fuß über der darunter hinschäumenden Reuß erhaben ist; stolz blickt sie auf die noch stehende alte Teufelsbrücke, welche 75 Fuß über der Reuß steht, hernieder, als sprechender Zeuge, daß heut zu Tage die Menschen Riesenhafteres in schaffen vermögen, als dasjenige, was der Aberglaube älterer Zeiten nur mit Hülfe des bösen Geistes für möglich hielt. Auf gewaltigen Mauern krümmt sich die Straße dicht bei dem in senkrechter Richtung 100, in schräger Richtung 500 Fuß hohen Sturz der Reuß, dessen Toben das Ohr des Wanderers betäubt, vorbei nach der Felsengallerie, Urnerloch genannt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin. November.

Kunstausstellung.

Unsere Kunstausstellung war unstreitig diesmal nicht eine der reichsten, sondern die reichste, welche Berlin bisher gesehen. Nicht sowohl in großen, glänzenden und blendenden Stücken, welche blos die Masse anzuziehen wissen, zeichnete sie sich aus, als vielmehr durch solche gediegene Productionen, welche neben der gaudernden Anerkennung derer vom Fach auch bald den allgemeinen Beifall erwerben. Es lag ein Zauber der Wahrheit und Schönheit in vielen Bildern, dem auf die Länge auch das abgestumpfteste Gemüth nicht widerstehen konnte. Daher wurden endlich auch die ärgerlichsten Welthändel vergessen, und die Kunst errang selbst den Sieg über — die Papiere. In den letzten Wochen blieb

Digitized by Google

die Ausstellung so gedrängt voll, daß sie, um dem recht eigentlichen Bedürfniß entgegen zu kommen, noch über den ausnahmsweise schon hinausgeschobenen Termin verlängert werden mußte. Die Kritik des Publikums findet sich sehr bald zurecht, während die gedruckte noch unter tappt. So hatten sich die Düsseldorfer Gemälde mehr als je eines fast unwidersprochenen Beifalls zu erfreuen. Das Ihnen schon genannte trauernde Königspaar von Lessing — ein Maler, dem selbst die ältere Künstlerkritik seine Eminenz nicht abzustreiten wagt — ragte so in seiner großartigen, tief dadurch ergreifenden und erschütternden Auffassung hervor, daß selbst das Schmetterlingspublikum in stummer Ehrfurcht davor stehen blieb. Nicht einmal der Berliner Witz — was viel sagen will — wagte sich daran. Nicht minderen Eindruck machte desselben Meisters Klosterkirchhof im Januar, lieblich durch ebenso gelungene Erfindung, als vollendete Ausführung. In dem jungen Lessing tritt das aus Licht und zur Wirklichkeit, was Friedrich wollte. Vage poetische Ideen ohne eine Gestaltung, die der Sichtbarkeit und Wahrheit zugleich entspricht, bilden noch keine Dichtung; und wie in der Poesie, die Wort und Wort zum Organe hat, ist es in der Malerei. Schade, daß ein wirklich Talent, wie doch Friedrich war, so durch Isolirung unterging! — Im Gegensatz zu Lessings nordischem Ernste wirkt uns das blühende, tanzende Leben in Karl Sohns Hylas, den die Nymphen in den Brunnen ziehen. Diese Nymphen sind Frauen, wie sie seit Tizians und Correggios Pinsel nicht in der Kunst lebendig wurden: Alles Frische und Sichsbewußt des wahrhaftigen Lebens, und doch eine Wahrheit, nach der man vergebens in der Wirklichkeit sucht; eine Fülle, eine Anmuth und Lieblichkeit der Formen, eine Sichsbrüstung, ein Liebreiz, eine Seele im Gesichtsausdruck, eine Weiche und Kraft in dem glänzenden Fleischton, daß Kritiker, Künstler und Laien ausrufen und singen stehen: dies sahen wir noch nicht. Ich sage „dies,“ denn sonst wird die nach Fehlern suchende Kritik noch immer deren finden. Bewunderndes, lechzend steht die Menge davor und, mit dem populären Ausdruck zu sprechen, „das Wasser läuft im Munde zusammen,“ (denn es darf hier nicht underästhetisirt bleiben. daß dies Bild gerade die für die Kunst unempfänglichsten Gemüther in Bewegung setzte) und doch nähert sich ein alter Professor kopfschüttelnd und weise einen Kollegen die Verzeichnung eines Fingers nach, wie die wichtigste Entdeckung! Dergleichen Spitzoden verwollständigen nur den Genuß. So lockend und verführerisch diese schönen Nymphen sind (das ganze Bild soll ja eine personifizirte Verführung seyn), ist doch eigentlich nichts sündlich Wollüstiges darin. Sichsbrüst und Liebreiz sind in ihrer Nacktheit; nur das Versorgene, Versteckte, das halb Verhüllte wirkt gefährlich auf die rohe Sinnlichkeit. Es ist dies das erste Bild dieses Genres aus der Düsseldorfer Schule, wo die schüchterne Besangenheit, die ängstliche Gewohnheit einem vollen, freischen Zugendbewußtseyn gewichen scheint. Es ist eine Correggiosche Himmelsluft ins Irdische übersetzt. Dieser Hylas und die Nymphen gehören auch nicht mehr der antiken Mythe an; sie sind in die Romantik versetzt. So von Wärme und Glauh durchhauchte Wesen schuf nur der Glaube des Mittelalters.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Neues Theaterstück. Napoleon auf der Bühne.

Der Cirque olympique hat die verruchte That des Pfarrers Maingrat dramatisirt, welche bekanntlich vor mehreren Jahren eine junge Frau aus seiner Gemeinde verführte, dann ermordete, hernach sich flüchtete und im Piemontesischen festgehalten wurde, wo er noch sitzt, weil man unter der Bourbonischen Regierung es nicht wagte, einen Geistlichen zum Tode zu verurtheilen. Diese abscheuliche That wurde aufs Natürlichste dargestellt. Das Publikum begegnete aber seinem Unwillen und die Tagesblätter meinten, der Cirque olympique thäte besser, wenn er einen würdigern Gegenstand wählte. So übs das Publikum jetzt selbst die Censur aus, und weiß doch, daß ein Stück aus guten Gründen, nicht aber nach dem Eigenwillen in dem Kabinette eines besoldeten Censors verbannt wird. Der Staat erspart dabei den Schatz der drei Censoren, die sonst die Manuscripte beurtheilten und wider welche in den fressuniformgen Zeitungen beständig Klage erhoben wurde. In der That haben sie manche unsinnige Verstümmelung auf dem Gewissen, und gleich dem Schneider in der Volkserzählung, welcher im Traum eine große Fahne von lauter einwendeten Stückchen Tuch vor sich sah, müssen die alten Censoren zuweilen im Traum einen ungeheuren Bogen Papier mit allen von ihnen ausgemerzten Versen und Sätzen vor sich vertragen sehen. Der erwordenen Theaterfreiheit ist es auch zu verdanken, daß die Pariser Theater eine historische Person erworben haben, an welche zuvor nicht zu denken war, nämlich den großen Napoleon. Nachdem jedes der kleinern Theater seinen Invalsten hat haben wollen, ist nun beinahe jedes mit einem Napoleon versehen. Ein Theater gibt den „grauen Ueberrock,“ ein anderes den „Artillerie-Unterlieutenant,“ ein drittes den „kleinen Korporal,“ ein viertes „Schönbrunn und St. Helena,“ mit der Apotheose des Helden. Ueberhaupt sind alle diese Stücke nichts als Apotheosen, und der Geschichte wird Zwang angethan, um etwas zu seinem Lobe herauszuringen. So z. B. anstatt den deutschen Studenten erschießen zu lassen, der ihm in Wien nach dem Leben trachtete, vergeht er ihm auf der Bühne und übergibt ihn seinem Landesherrn. Ein Pariser Dichter sollte sich doch schämen, sich so grob gegen die Wahrheit zu versündigen. In dem mit vieler Pracht aufgeführten dramatischen Gemälde „Schönbrunn und St. Helena“ wird zuletzt sein Grabmal unten an der berühmten Siegessäule auf dem Vendomeplatze in Paris dargestellt, obschon kein Anschein vorhanden ist, daß dieses Grabmal je anderswo als auf St. Helena zu schauen sein wird. Welch große Veränderung! Zu Anfang dieses Jahres wurde es für gelehrsch angesehen, wenn Kaufleute in Paris Napoleons Büste zum Verkauf ausstellten. Die Bourbonische Regierung zitterte, wenn die Erinnerung an Napoleon sich etwas lebhaft äußerte. Barthélemy wurde verfolgt und von den Gerichten zum Verbaste verurtheilt, blos weil er von Napoleons Sohn mit allzu viel Theilnahme gesprochen hatte. Man wollte den Franzosen die Napoleonsche Familie aus dem Sinne, so wie aus den Augen rücken, und glaubte dadurch die Sicherheit der Bourbonen zu befestigen; aber siehe da! die Bourbonen sind fort, Napoleon ist wieder da, freilich nur auf der Bühne, und es ist nun erwiesen, daß das Andenken an ihn und seine Familie keine Staatsumwälzung mehr verursachen wird. Zuvor konnte man das Bild seines Sohnes wie ein Damoklesschwert über Frankreich aufhängen und dadurch die Bourbonen zu Allem willig machen. Dieser Zauber ist verschwunden, und mit jenem Sohne wird keine auswärtige Macht künftig in Frankreich viel ausrichten können. Auf diese Wirkung der letzten Revolution hat man bisher wenig Rücksicht genommen; sie ist aber vielleicht eine der wichtigsten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 290.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. December 1830.

Jenes Gesetz, das mit ehernem Stab den Verklärenden lenket,
Dir nicht gilt's. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz.
Und an alle Geschlechter ergeht ein göttliches Machtwort,
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen,
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut.

Schiller.

Einige Briefe von Schiller und Wilhelm von Humboldt *).

Tegel, den 16. Oktober 1795.

Es ist eine schwierige Aufgabe, liebster Freund, bei sich selbst zu entscheiden, ob der eigenthümliche Charakter Ihres Dichtungsvermögens mehr der dramatischen, oder mehr der epischen Poesie angemessen ist. Zu allen Schwierigkeiten, die der Beantwortung jeder Frage dieser Art im Wege stehen, gesellt sich bei Ihnen noch die reiche Mannigfaltigkeit Ihres Genies, dem Alles in so eminentem Grade zu gelingen scheint, und der zufällige Umstand, daß Ihre dramatischen Produkte aus einer so viel früheren und verschiedenen Periode Ihres Lebens sind. Da Sie es indeß verlangen, so will ich dreist ein Urtheil auszusprechen versuchen. Nur müssen Sie es mir zu Gute halten, wenn ich mehr einer gewissen Divinationsgabe, als einem sichern Raisonnement folge.

Am schwersten ist es, dasjenige auszusprechen, was Sie als Dichter charakterisirt, obgleich jeder es gewiß bei Ihnen genauer, als bei irgend einem andern deutschen Dichter, fühlt. Man kann Goethe z. B. bis auf einen hohen Grad der Wahrheit in seinen letzteren Produkten mit den Griechen, in seinen früheren mit Shakespeare vergleichen; man hat das letzte auch mit Ihren früheren Stücken gethan. Da mir diese jetzt leider nicht genug gegenwärtig sind, so kann ich die Richtigkeit hievon nicht beurtheilen, indeß bin ich für mich a priori überzeugt, daß dieß Urtheil zu denjenigen gehört, die gewiß durchaus falsch sind, die aber ein mittelmäßiger Beurtheiler nothwendig fällen muß. Aber vorzüglich klar ist mir Ihr Dichtercharakter, wenn ich Sie gegen die Griechen halte. Unter allem mir bekannten Griechischen ist keine Zeile, von der ich mir Sie als den Verfasser denken könnte, und zwar liegt der auffallende Unterschied nicht in dem Grade erreichter Vollendung, sondern, man möchte auch hierüber, wie man wollte, urtheilen, wieder offenbar in der Gattung. Dennoch finden sich alle wesentlichen Schönheiten der griechischen Poesie innerhalb des Kreises nicht blos dessen, was Sie von Ihren Arbeiten fordern, sondern auch dessen, was Sie einzeln und bei Einzelnem in so hohem Grade geleistet haben. Was Sie unterscheidet, kann auch nicht irgend einem Einfluß des Nationalcharakters, oder der zufälligen Lage der Literatur, es kann nur den Fortschritten des Zeitalters beigemessen werden. Es ist Ihnen und nur Ihnen eigen, und ist so innig mit den Forderungen des poetischen Genies verbunden, daß es sogar eine wesentliche Erweiterung desselben ausmacht. Sie fühlen, was ich sagen will; alle Ihre dichterischen Produkte zeigen einen stärkeren Antheil des Ideenvermögens, als man sonst in irgend einem Dichter antrifft, und als man, ohne die Erfahrung, mit der Poesie für verträglich halten sollte.

*) Aus dem so eben in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt.

Digitized by Google

Ich verstehe aber hierunter ganz und gar nicht blos das, wodurch Ihre Poesie eigentlich philosophisch wird, sondern finde eben diesen Zug auch in der Eigenthümlichkeit, mit der Sie das behandeln, was rein dichterlisch, also Künstlererfindung ist. Es schwebt mir hiebei jetzt vorzüglich z. B. die Behandlung des Erhabenen, des Furchtbaren, des Geheimnißvollen im Geisterseher vor. Um es daher in seiner ganzen Allgemeinheit auszudrücken, muß ich es lieber gleichsam einen Ueberschuß von Selbstthätigkeit nennen; eine solche, die sich auch den Stoff, den sie blos empfangen könnte, noch selbst schafft, aber sich hernach mit ihm, wie mit einem blos gegebenen verbindet; die, der Materie und der That nach, fast blos alleinwirkend, aber der Form und dem Scheine nach (worauf das Wesen der genialischen Produktion beruht) nur durch Wechselwirkung thätig ist. Dieß nun drückt Allem, was Ihnen angehört, ein ganz eigenes Gepräge von Hoheit, Würde und Freiheit auf, führt ganz eigentlich in ein überirdisches Gebiet über, und stellt die höchste Gattung des Erhabenen, die durch die Idee wirkt, auf. Darum besitzen Sie einen so intensiv großen Reichthum, bieten dem Leser, wenn ich so sagen darf, überall mehr Tiefe als Fläche, und machen sich mit Einem Wort alle Vortheile zu eigen, welche die innige und durchgehende Verbindung von Ideen mit dem Gefühle, wenn dieß nicht dadurch an seiner Wärme verliert, gewährt. Eben daher wird es aber auch entspringen, wenn man an Ihren Charakteren und Schilderungen, ungeachtet der größesten Wahrheit und Konsequenz, doch oft wenigstens die Farbe der Natur selbst vermißt hat.

Nehme ich nun die dramatische (hier doch eigentlich die tragische oder besser heroische) Poesie nach dem Begriff, der mir neuerlich durch die Goethe'schen Ideen am geläuterten geworden ist, als die lebendige Darstellung einer Handlung und eines Charakters, als eine Schilderung des Menschen in einem einzelnen Kampf mit dem Schicksal, so finde ich die Eigenthümlichkeit, die Sie charakterisirt, hier in ihrem wahren Gebiete, da hier die Hauptwirkung durch das Gefühl des Erhabenen geleistet. Alles drängt sich hier dem Moment der Entscheidung entgegen, die Kraft des Geistes und des Charakters muß sich bis zur höchsten Anspannung sammeln, um die Macht des Schicksals zu überwinden, und sich ganz in sich selbst zurückziehen, um ihr nicht zu unterliegen. Diesen Zustand in seiner ganzen Größe zu schildern, fordert die höchste und reinste Energie des Genies. Das Verhältniß des Menschen zum Schicksal darzustellen, ist eigentlich die Darstellung einer Idee; je selbstthätiger und freier hier das Genie wirkt, je größeren Ideengehalt es in das Gefühl zu verweben weiß, desto größer ist die Wirkung. Diese hervorzubringen, hatte ich Sie geschaffen, wenn Sie hier Ihren Gegenstand glücklich wählten, so wird Sie hier Keiner erreichen. Die bewundernswürdige Tiefe Ihres Geistes steht hier an ihrer Stelle; es wird eine lyrische Stimmung erfordert, die Ihnen, im Ganzen genommen, mehr als eine epische, eigenthümlich ist, wenn ich jene auf die Darstellung der Gedanken und Empfindungen, diese auf die Darstellung der Formen, unter welchen beide erscheinen, beziehe. Auf der andern Seite aber setzt auch das Dramatische gerade Ihnen große Schwierigkeiten entgegen. Neben dem Erhabenen beruht seine Wirkung auch größtentheils auf dem Rührenden, es fordert mannigfaltig bewegte Leidenschaften und fein nuancirte Empfindungen. Wie viel Sie auch hier durchaus vermögen, haben Sie zur Genüge gezeigt, und in keinem mir bekannten Theaterstück ist gerade das feine Spiel der Empfindungen so schön und zart aufgedeckt, als im Karlos. Nur ist aber hier die Frage, nicht sowohl, ob Sie hier der Natur wirklich treu sind, sondern mehr, ob Sie ihr treu zu seyn scheinen? denn darin, dünkt mich, liegt gerade der Unterschied. Ich habe im vergangenen Winter einmal die weiblichen Charaktere des Karlos sehr genau untersucht, und bin nirgends auf etwas gestoßen, was ich nicht wahr nennen möchte, aber es bleibt Ihnen ein schwer zu bestimmendes Etwas, ein gewisser Glanz, der sie von eigentlichen Naturwesen unterscheidet. Soll ich mich einmal nicht fürchten, in subtile Hypothesen zu verfallen, so kann ich mir diese Erscheinung auch nach meinen Voraussetzungen sehr wohl erklären. Wenn es richtig ist, daß Sie der Natur, gleichsam ehe sie vollkommen auf Sie einwirken kann, schon selbstthätig entgegeneilen, wenn Sie nicht sowohl aus ihr schöpfen, als nur, durch sie begeistert, ihr Bild in sich durch eigene Kraft schaffen, so muß dieß da am meisten sichtbar seyn, wo die Natur selbst, wenn ich so sagen darf, am meisten Natur, am wenigsten auseinander gewickelt ist, wo sie mehr durch Materie auf das Gefühl, und nur wenig durch Form auf den Verstand wirkt. Charaktere, die Goethen unglaublich gelingen, Göhens Frau, Göh selbst, Klärchen, Gretchen, würden Ihnen große Schwierigkeiten machen. Dennoch aber, so fest ich auch glaube, daß Ihre Stärke nicht in dieser Gattung der Tragödie, sondern nur in jener einfachen und heroischen ganz sichtbar seyn würde, so sehr wünschte ich doch, daß es Ihnen möglich wäre, den Versuch durch alle Gattungen durchzumachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Kanton Uri und seine neue Kunststraße.

(Beschluß.)

Bei guter Witterung ist die Schöllinen völlig gefahrlos und das Auge findet immer etwas, worauf es mit Vergnügen weilt: im Sommer das Schäumen und Stäuben der Reuß, worin die Sonnenstrahlen oft Regenbogen in halben und ganzen Kreisen bilden. Die schroffen Seiten-

Digitized by Google

wände sind belebt durch herrlich blühende Alpenrosen, die auf den Abhängen ganze Gebüsche bilden, durch Aurikeln (Primula viscosa), Alpenastern (Aster alpinus) und Steinbrechsträuße (Saxifraga pyramidalis), und eine Menge anderer Alpenpflanzen, die aus den Klüften des grauen Gneusgranites hervorsprossen. An schönen Wintertagen hat die Schöllinen ihr Schreckbares ganz verloren, die Reuß hört man unter der tiefen Schneedecke kaum noch brummen, das Thal scheint die Hälfte seiner Tiefe verloren und an Breite gewonnen zu haben; statt der Trümmerhaufen scheinen sanftansteigende Halden sich an die senkrechten Felsen anzulehnen, an welchen, wo im Sommer Wasser herabträufelt oder in kleinen Fällen herunterstürzt, kolossale, mannigfaltig gestaltete Eissäulen hängen. Fürchterlich aber ist die Schöllinen bei schlechtem Wetter, wo der Wanderer in kalten, feuchten Nebel eingehüllt, nichts vernimmt als das Donnern der an tausend Felsenrissen zerschellenden Reuß und das Rasseln vom Gebirg herabrollender Steine, vollends im Winter, wenn ihm ein beißend kalter Wind ins Gesicht weht, stetes Schneegestöber ihn umwirbelt, bei jedem Schritte hemmt und ihn kaum wahrnehmen läßt, wenn eine Lawine sich über ihm losgerissen und ihn zu erreichen droht. Nur wenige Stellen in der Schöllinen sind ganz vor Lawinen gesichert; bei weitem die gefährlichste Stelle aber ist der sogenannte Brugwald, wo jetzt keine Tannen mehr stehen und wo an der Straße zwei Zufluchtsgewölbe angebracht sind.

Der St. Gotthard.

Dieser merkwürdige, in den Kantonen Uri und Tessin liegende Berg ist in der Mitte der Centralkette der Alpen gleichsam eine Ecke des Erdkryftalles, an der sich mehrere Kanten vereinigen. Diese Kanten sind in mehrere Gebirge abgetheilt, welche alle die Höhe von 8000′ über dem Meere übersteigen; sie umschließen nebst dem eigentlichen Gotthardsthal noch an achtzehn kleinere Thäler, welche bei dreißig Seen und acht bedeutende Gletscher in ihrem Schooße bergen und die Quellen von vier ansehnlichen Flüssen, des Rheins, der Reuß, der Rhone und des Tessins liefern, die nach allen vier Weltgegenden abfließen und ihre Wasser verschiedenen Meeren zuführen. Die Einsattlung des eigentlichen Gotthards ist ein nacktes Felsenthal, wo der mit groben Spathkörnern gemengte Gneusgranit sonderbare Wölbungen bildet, zwischen welchen das Wasser des schmelzenden Schnees umherirrt, gleichsam ungewiß, ob es sich der welschen oder deutschen Seite zuwenden soll. Dieser höchste Punkt der Gotthardsstraße liegt 6650 Fuß über Meer, unter 46° 27′ nördl. Breite und 26° 6′ östlicher Länge. Gleich oben am südlichen Abhang stand vormals neben dem nunmehrigen Wirthshaus und Stallung ein Hospiz, von Kapuzinern bewohnt; im Kriege der Oestreicher gegen die Franzosen ward dasselbe ein Raub der Flammen und später nicht wieder aufgebaut, obwohl das jetzige Wirthschaftsgebäude dem Bedürfniß der vielen Reisenden nicht entspricht, welchem Uebelstand aber durch Erbauung eines neuen geräumigen Hauses abgeholfen werden soll. Nahe bei diesem Wirthshaus liegen drei kleine Seen, welche nebst den Stellaseen die vorzüglichsten Quellen des Tessins sind, während am nordwestlichen Abhang, in einem romantischen Seitenthale, dem eine halbe Stunde langen und 20 Minuten breiten Luzendrosee die größte Quelle der Reuß entströmt. Von den nahen Felsenspitzen, welche dieses Bohe, nackte Thal umschließen, sind vorzüglich bemerkenswerth, westlich von der Straße der Fibra (9750 Fuß über Meer), der Fieudo (nach abweichenden Angaben 8586, 9470 und 9550 Fuß hoch), der Luzendro (9730 Fuß ü. M.) und der Orsino oder Ursernspitz (9944 Fuß ü. M.), östlich von der Straße der Prosa (8360 F.), der Guspis oder das Gotthardshorn (8700 F.), der Scidsfus (8240 F.); ferner der Stella und Sorescia in ungefähr gleicher Höhe. Am besten lassen sich der Fieudo und Prosa ersteigen, und der Reisende, der es thut, wird die damit verbundene Mühe nicht bereuen, denn die Aussicht ist wahrhaft großartig und lohnt reichlich die zweistündige Anstrengung des Steigens.

Mittelst der Luzendrobrücke überspringt die neue Straße die Reuß nahe bei deren Ausfluß aus dem stillen Luzendrosee, in welchem sich im Hintergrund des Thales der Luzendrogletscher badet; sanft gleitet sie dann durch die Robuntalp dahin, steigt mit mehreren Windungen in den Gneusboden hinab, durch welchen sie immer am linken Reußufer zwischen der Hühnereck und dem Gurschenthal und St. Annaberg eben fortläuft, bis zum Anblick vom Hospenthal, wo sie sich in mehreren Beugungen schön und gefahrlos dem Fuß der Hühnereck entlang hinabwindet. Die Reuß bildet auf ihrem Lauf durch das lange, einsame Gotthardsthal zwei Fälle, den einen unfern der alten Robuntbrücke, wo die alte Straße sich zwischen diesem Falle und einem glatten Felsen hinanzwängte, den andern, noch schönern, nördlich am Eingang in den Gneusboden; nur schade, daß man sich der tiefen, engen Schlucht, in welche die Reuß hinabstürzt, nicht ganz ohne Gefahr nahen kann, um den Fall ganz in der Nähe zu beschauen.

Hier in diesem wilden Felsenthale, umgeben von nackten, den Einsturz drohenden Felsen, umrauscht von der an dem Steinbett sich abarbeitenden Reuß, schlugen sich im schrecklichen, für den Kanton Uri besonders ewig denkwürdigen Jahr 1799, Engeborne und Franzosen, Franzosen und Oesterreicher, und wieder Russen und Franzosen, und zwar nicht blos an der Straße, sondern sie umgingen sich auf den unwegsamsten Pfaden und schlugen sich in kaltem, dichtem Nebel, wo Freund und Feind einander kaum erkennen konnten.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Napoleonische Gemälde. Der Maler Gros.

Die in der Cité zusammengeschriebenen Theaterstücke über Napoleon haben leider wenig ästhetischen Werth, und sind nur deßwegen interessant, weil manche geistreiche Anspielung auf die Zeitgeschichte und die jetzigen Verhältnisse darin vorkommt. Ein Tageblatt, der National, wirft den Pariser Dichtern vor, daß sie allzu undelfeunen die ergiebige Quelle, die sich ihnen dargeboten, bereits erschöpft, und die große Figur, die ihnen übergeben worden, verunstaltet haben; dies habe aber Napoleon vielleicht durch seinen Despotismus verdient; man verstandige sich an ihm, wie er sich an der Freiheit versündigt habe. In der Bildergallerie des Luxemburger Pallastes, wo jetzt eine Gemäldeausstellung zum Besten der im Freiheitskampf Verwundeten veranstaltet wird, erscheint Napoleon ebenfalls wieder, nämlich auf den Gemälden, die unter seiner Regierung von den besten Malern in Paris zum Andenken seiner Siege verfertigt, und zur Zeit ihrer ersten Ausstellung mit außerordentlichen Lobeserhebungen in den Tagesblättern angekündigt worden waren. Jetzt staunt das Publikum über die auffallenden Fehler dieser Gemälde von Gros, Giroi bet u. a. berühmten Meistern, und widerruft das unmäßige Lob, das ihnen zur Zeit Napoleons gespendet wurde. Giroi bet thut dies nicht mehr, denn er ist todt; allein was mag der Baron Gros dazu denken, daß man seine so gepriesenen Schlachtstücke jetzt so heftig kritisirt? Dies ist nicht der einzige Verdruß, den er erfährt. Bekanntlich hat dieser Künstler mehrere Jahre hindurch an dem großen Gemälde in der Kuppel der St. Genovevenkirche gearbeitet; das bloße Gerüste, worauf er arbeitete, soll über 50,000 Franken gekostet haben. Man denke, wie viel für das Gemälde selbst mag bezahlt worden seyn! Ganz Paris stieg damals auf das Gerüste hinauf, der Erzbischof und die Geistlichkeit processionalisirte, König Karl X. ebenfalls sehr feierlich; Dlle. Delphine Gay deklamirte pikante Verse oben auf dem Gerüste; die Zeitungen sprachen ein Langes und Breites über die prächtige Malerei, und Hr. Gros, der bei dieser Gelegenheit zum Baron geschaffen wurde, konnte denken, sein Deckengemälde mit der Apotheose Ludwigs des Heiligen, mit Ludwig XVIII. und der Herzogin von Angoulême werde unstreitig bis auf die spätesten Nachwelt bewundert werden, und so lange dauern, als das kolossale Gebäude. Aber o Eitelkeit der menschlichen Dinge! Kaum hatten am Ende des letzten Julimonats die Pariser die Bourbonen vertrieben, als sie die Missionarien aus der Genovevenkirche jagten und dieselbe wieder in ein Pantheon, das heißt in ein Denkmal zur Verehrung der großen Männer, umwandelten.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, November.

(Beschluß.)

Kunstausstellung.

Zwei Bilder von Hildebrand, ein Räuber und Judith und Holofernes, kamen zu spät an, um in gleichem Grade Lieblingsbilder des Publikums zu werden; es waren derer zu jetzt so viel geworden, daß der Besucher seine Aufmerksamkeit an hundert Punkte in den weiten Sälen hinzugezogen fand. Ein Korrespondent, der über das Berliner Leben und nicht vorzugsweise über die Ausstellung schreiben will, darf nicht einmal alles Bemerkenswerthe erwähnen. So übergehe ich das weite Reich ausgezeichneter Landschaften, Magnus vortreffliche Portraits, eine große Parodie von unserm berühmten, sonst genannten „Pferdebezüger,“ das eigentliche Lieblingsbild der Berliner, indem sich auf dem auch sonst trefflichen historischen Stücke ihre sämmtlichen public characters, ernste und komische, in sprechender Porträtähnlichkeit vorfinden. Merkwürdig ist, wie die niederländischen Genrestücke neben dem großartigsten Streben der Kunst neu mit alter Naivetät und neuer Poesie ins Leben treten. Hätten wir dieses Jahr nichts gesehen, als die kleinen Stücke der Schrödter und Pistorius, deren mehrere, selbst nach dem strengsten Urtheile unserer alten Kritiker, den Teniers, Wierts, Dow, Ostade gleich kommen, wäre die Ausstellung schon reich zu nennen. — Es lohnte sich, einmal eine Geschichte unserer Kunstausstellungen durch dreißig Jahre zu schreiben. Sie stehe sich nicht trennen von der Geschichte unserer Gesammtbildung in Religion, Wissenschaft und öffentlichem Leben. Durch welche Wüsten mußte die Kunst, nun an ein städtendes Gestade zu gelangen! Allein die Geschichte der letzten drei Ausstellungen, also von sechs Jahren, gibt Stoff zu den ernstesten Betrachtungen. Wie sind z. B. die Madonnen, heiligen und biblischen Geschichten, welche damals, als Symbole eines neu erwachten Kunstsinns, der im Innern des Gemüthes seinen Quell hatte, die Künst verdrängten heidnischen Götter und Helden ersetzen, wie sind diese jetzt den rein poetischen Fictionen gewichen! Es befand sich fast keine namhafte Madonna, und kaum ein Kirchenbild unter den Mirten, Räubern, Römerinnen und alten Königen von 1830.

Es ist ein altes Herkommen, und der Berliner erwartet es, neben dem Vorzüglichen auch in eben dem Grade Mittelmäßiges zu seiner Ergötzlichkeit auf der Ausstellung zu finden. Man fordert ausdrücklich dafür, daß sie gut sey, daß sie zur Schaulust des Ganzen auch dafür sorgen. Der Berliner Witz muß seine Aliente haben. So fehlte es denn auch diesmal nicht daran, und die Lachlust fand reichen Stoff an einigen grellen Schiefheiten, von Dilettantenhänden entworfen, denen denn hundert Namen gegeben und hundert Bonmots angehängt wurden. Sie wiederhallen in der Gesellschaft und in den Theatern und gehören eben mit — zu unserm Leben.

Die gedruckte Kritik machte sich, wie immer, unendlich breit. Es ist der Wunsch der Künstler und doch ihr Fluch; denn keine Kritik in allen Journalen und Zeitungen war ihnen recht, keine aufführlich, keine tief eingehend genug. Ein eigenes Tageblatt, Antikritik, von Künstlern geleitet, wurde während der Ausstellung ausgegeben. Auch diese befriedigte nicht und konnte nicht befriedigen, weder in ihrem positiven, noch in ihrem negativen Theile; es liegt in der Natur der Sache. Den meisten Beifall hatte die in der Staatszeitung.

Räthsel.

Wie heißt der furchtbarste Drache der Welt,
Der ohne Flügel doch fliegt.
Der seinen Feinden im offenen Feld
Trotz bietet und gräßlich an sie sich schmiegt?

Er speit auch Feuer und Flammen aus.
Und ist doch selber so bleich.
Mit sammt den Bewohnern vergehrt er das Haus,
Und mit grimmigem Zischen sich selber zugleich.

Doch wenn er das Fünfchen nicht finden kann,
Das seine Wuth entflammt.
Sieht Jeder den Schmalen verächtlich an,
Und im Wasser ist er zur Ruhe verdammt.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 291.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. December 1830.

— Umzuschaffen das Geschaffne,
Damit sich's nicht zum Starren waffne,
Wirkt ewiges, lebend'ges Thun;
Und was nicht war, nun will es werden —
In keinem Falle darf es ruhn.

Goethe.

Uber den Witterungscharakter des gegenwärtigen und des vergangenen Jahres.

Meteorologische Betrachtungen

von

Dr. Nürnberger.

Wir haben in einem Aufsatze über Sonnenflecke und deren muthmaßlichen Einfluß auf die planetarische und namentlich terrestrische Witterung, zu Anfang dieses Jahrs auf eine von den wahrscheinlichen Ursachen der ganz besondern Witterungsanomalien des vergangenen und gegenwärtigen Jahres aufmerksam gemacht, und sind auch in unseren damaligen Behauptungen ziemlich durch alles dasjenige bestätigt worden, was indessen an meteorischen Beobachtungen aus dem betreffenden Zeitraume bekannt geworden ist. Indessen scheint eine sorgfältige Betrachtung aller dieser Umstände, neben jenem kosmischen Sonnenflusse, noch auf eine geheime tellurische Revolution als weitere Veranlassung des allgemein auffallenden, allen Regeln widersprechenden gegenwärtigen Witterungsganges zu deuten, und wir verbinden vielleicht die Leser durch Entwicklung einer Schlußfolge, wodurch die Annahme eines solchen gleichzeitigen tellurischen Einflusses auf die Witterungsanomalien als höchst wahrscheinlich dargestellt wird.

Um alsobald anzudeuten, wohin wir eigentlich zielen, nennen wir sogleich das Wort unserer Hypothese: es ist eine Polarrevolution; in den unermeßlichen, sonst für ewig erachteten Eis- und Schneeregionen des Nord- und Südpoles geht ein ganz außerordentlicher Veränderungsprozeß vor, über dessen wahrscheinliche Beschaffenheit und Veranlassung wir Alles mittheilen wollen, was eine besonnene Konjekturalphysik an die Hand gibt. Die Natur bereitet auf ihrem stillen, segensreichen Gange in ihren geheimen Werkstätten, in den innersten Eingeweiden des Erdkörpers, Jahrtausende lang dergleichen Revolutionen vor, bis sie endlich, zu Stande gekommen mit dem Produkte ihrer langsamen, aber sichern Thätigkeit, mit gewaltigen und unwiderstehlichen Kräften plötzlich hervortritt, und nun auf einmal zur Ausführung bringt, was so lange von ihr eingeleitet worden war.

Die, durch hunderte von Zeugnissen bestätigte Thatsache, auf welche wir uns bei der Behauptung, daß eine solche gewaltige Polarrevolution sich vorbereite, zunächst stützen, sind die ungeheuern, in dieser Menge und Größe ganz beispiellosen Eismassen, welche in den letzten Jahren sowohl vom Nord- als vom Südpole in die, dem Aequator näheren Meere herabgeschwommen sind. Alle Seefahrer erwähnen dieser Erscheinung, und Gruithuisen führt, in seinen Analekten zur Erd- und Himmelskunde, unter andern Beispielen von solchen großen schwimmenden Eisbergen an, auf welche die Schiffer sogar in der Nähe des Vorgebirges der guten Hoffnung gestoßen sind, ein Fall, dessen ich, so weit ich irgend habe nachschlagen können, noch niemals erwähnt finde, obwohl Cook, Frezier u. a. in größ-

Digitized by Google

ren südlichen Breiten allerdings auch schon früher auf einzelne Eismassen gestoßen sind.

Nun ist aber der Grund der irdischen Wärme ganz unzweifelhaft ein doppelter. Dieselbe hängt nämlich einmal und zunächst von der wärmezeugenden Thätigkeit ab, welche durch die an und für sich kalten Sonnenstrahlen in der irdischen, gleichwie in jeder andern planetarischen Atmosphäre erweckt wird; und in dieser Hinsicht gilt, nach seiner ganzen Ausdehnung, was wir in der oben citirten Abhandlung von dem Einflusse der Sonnenflecke auf planetarische Temperatur angeführt haben. Bei diesem Einflusse der Sonne aber hängt das Meiste von dem Scheitelabstande dieses Gestirnes ab, und Jedermann weiß, daß die Sonnenstrahlen, wenn sie im Winter unter einem sehr schiefen Winkel bei uns einfallen, fast gar keine erwärmende Kraft besitzen.

Auf die Eisregionen des Nord- und Südpols, in welchen sich die Sonne nie bedeutend über den Horizont erhebt, kann also dieses Prinzip der Wärme nur von einem sehr geringen Einflusse seyn, und die Erstarrung in diesen öden Gebieten der Erde würde, bei dessen alleinigem Einflusse, schon durch den fortwirkenden Erkältungsprozeß so ungeheuer aufgehäufter Eis- und Schneemassen in einer sehr raschen, für das Gesammtleben des Erdkörpers höchst gefährlichen Ausdehnung zunehmen. Von der eigenen Fortwirkung dieser Erstarrung sehen wir ein tägliches, augenscheinliches Beispiel an den Schweizer Gletschern und Eisthälern, welche, während gewisser Perioden, mit einer schreckenerregenden Schnelle wachsen *), bis die Natur selbst durch eine ähnliche Gegenwirkung, wie diejenige ist, über die wir uns gleich verbreiten werden, dieser Ausdehnung wiederum Grenzen setzt. Ueberhaupt kann man a priori annehmen, daß in dem großen Naturplane Wirkung und Gegenwirkung jeglicher Art von jeher und so vorhergesehen und bestimmt sind, daß dadurch das Fortbestehen des Ganzen, bei der Einschränkung der, dieses Fortbestehen scheinbar bedrohenden Erscheinungen auf ein Oscilliren innerhalb unübersteiglicher Grenzen, niemals eigentlich gefährdet wird, und man erleichtert sich viele in dieses Gebiet gehörige Untersuchungen, wenn man, die Wirkung kennend, nach diesem Prinzip die Hypothese der Gegenwirkung gleich als eine Thatsache behandelt.

'Es muß also, bei der Unzulänglichkeit des Sonneneinflusses, der sonst ungegrenzten Ausdehnung der Polareismassen hinreichend entgegen zu wirken, noch eine andere natürliche Quelle der Wärme geben, und wir entdecken dieselbe in der Erdwärme, welche durch eigenthümliche Prozesse in den geheimsten Tiefen des Erdballes, in den innersten Eingeweiden dieses ungeheuern Körpers bereitet wird, und deren Daseyn sich durch Vulkane, heiße Quellen und tausend andere Erscheinungen auf die unzweifelhafteste Weise ankündigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Ueber diese, in der Schweiz unter dem Namen des Vorrückens der Gletscher (crue des glaciers) bekannte Erscheinung verbreiten sich viele Reisebeschreiber, und unter andern besonders der gründliche Simond (Voyage en Suisse. 2te Aufl. I. 267 fag.). Die Meinungen der Naturforscher über den eigentlichen Grund dieses Phänomens sind getheilt; allein es scheint natürlich, der Kälteerschwirkung einer großen Eismasse einen Einfluß auf den atmosphärischen Niederschlag, und durch dessen fortwährende Erstarrung auch auf fortwährende Massenvergrößerung des Gletschers selbst zuzuschreiben, dessen Fortrücken dadurch nur befördert werden kann, wenn die Erdwärme unterdeß mit einer entgegengesetzten Tendenz auf seinen Fuß wirkt. Wir werden weiter hinten nochmals hierauf zurückkommen. M.

Einige Briefe von Schiller und Wilhelm von Humboldt.

(Fortsetzung.)

Es ist das anziehendste Schauspiel, das ich mir denken kann, zu sehen, wie sich die Welt in einer Seele, wie die Ihrige ist, spiegelt, zu sehen, wie Sie Ihre Charaktere aus einem idealischen Kreise herbeiführen, und ihnen doch eine so lebendige Wirklichkeit geben. Indeß gestehe ich gern, daß dieser Reiz fremdartig ist, und nicht eigentlich als ein Vorzug der Kunst angesehen werden kann. Ueberhaupt verdient es noch erwogen zu werden, ob nicht die dramatische Poesie, noch mehr als jede andere, verlangt, daß der Dichter unmittelbar aus der Natur schöpfe. Wenigstens lehrt mich meine Erfahrung, daß nirgends das Gegentheil, auch nur im kleinsten Grade, so sichtbar ist. Nirgends, scheint es, will man so unmittelbar durch die Wirklichkeit gerührt seyn. Vielleicht aber geht man auch hierin zu weit, und vielleicht rührt dieß aus einer nicht ganz rein ästhetischen Stimmung her, die unter dem Namen der Natur nur etwas Materielles sucht, und für die Einwirkung der Kunstform nicht hinlänglich empfänglich ist.

Verglichen mit der dramatischen, halte ich die epische Poesie nicht so fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. Ueberhaupt scheint mir die dramatische die höchste Frucht des Dichtergenies, und ich halte Sie einmal für diese völlig geboren, in sofern Sie sich nur auf eine gewisse Gattung beschränken. An sich braucht auch das eigentlich Epische überhaupt (nicht aber die große Epopöe) eine leichtere lachendere, mehr malende Phantasie, als Ihnen, in Vergleichung mit der Tiefe der Ihrigen, eigen scheint. Gewiß würden Sie auch hier mit großer Würde auftreten, aber Sie würden eine Ihnen selbst nachtheilige Wahl treffen. Indeß ist das Gebiet des Epischen vorzüglich in den weiten Gränzen, die wir ihm hier geben, so groß,

Digitized by Google

daß es eine zahlreiche Menge von Formen einschließt, und das Lyrische, wie das Didaktische, in sich aufnimmt. Vorzüglich nach Ihren neueren Gedichten, von den Göttern Griechenlands an, läßt sich eine Gattung zeigen, die Sie allein sich gestempelt haben, und die mit allem Reichthum epischer Schilderungen den höchsten lyrischen Schwung vereinigt, und durch diesen gedoppelten Eindruck auf die Phantasie und die Empfindung den Geist zu tiefen und überraschenden Wahrheiten führet. Diese Gattung, und mithin das Epische, ist Ihnen vollkommen eigen, sie paßt Ihnen genauer an, als irgend eine andere, aber ich würde Ihnen Unrecht zu thun glauben, wenn ich Sie darauf beschränken wollte, wie schön und fruchtbar an großen Wirkungen auf das Gemüth des Lesers sie auch ist, und einen wie großen Umfang sie auch selbst noch in sich erlaubt.

Jetzt kann ich ein Resultat ziehen: den schönsten und Ihrer am meisten würdigen Kranz bietet Ihnen die dramatische Poesie, aber nur innerhalb gewisser Gränzen, vorzüglich in der einfachen heroischen Gattung, einen leichteren und in einem weiteren Umfange die epische dar.

Mein Wunsch kann jetzt hiernach nur die Malteser treffen. Sie sind eine sehr glückliche Wahl für die Gattung überhaupt, besonders aber für den Moment. Denn sonst ist der Wallenstein freilich an sich bei Weitem gröber und tragischer, und auch gewiß in demjenigen Kreise, für den Sie bestimmt sind. Etwas Dramatischem jetzt vor der romantischen Erzählung den Vorzug zu geben, muß ich darum rathen, weil ich überzeugt bin, daß die letztere doch immer gewiß ist, und und nicht entgeht, da hingegen der erste Versuch, den Sie wieder im Dramatischen wagen, mehr Hindernisse finden muß. Im Philosophischen und im Poetischen der Gattung, in der Sie jetzt arbeiten, haben Sie nun auf eine bewundernswürdige Weise gezeigt, daß Sie die Vollendung jeder Arbeit, wie ein Maler jede Zeichnung, in Ihrer Gewalt haben. Zeigen Sie es auch hier. Ihr Genie scheint Ihnen, auch den ungünstigsten Umständen zum Trotz, einmal keinen Dienst zu versagen, eine Betrachtung, die mich oft rührt. Wer ein so reges geistiges Leben hat, scheint der Erde wenig mehr schuldig zu seyn.

Allein freilich muß auch eben diese größere Schwierigkeit der Malteser sehr sorgfältig mit auf die Wagschaale gelegt werden. Sie müssen genau prüfen, ob Sie bofen dürfen, genug innere Stimmung und äußere Muße zu haben, um ein Werk, wie ein solches Schauspiel ist, zu vollenden. Unterbrochen dürfte es nicht werden. Wäre dieß zu fürchten, so wählte ich an Ihrer Stelle die Erzählung. Diese empfohle sich allerdings gar sehr dadurch, daß Sie damit einen gewissen Kreis vollendeten, Universalität erreichten. Aber die Erzählung bleibt Ihnen gewiß, und jener Rücksicht, die mehr für das Publikum ist (denn wer Sie kennt, weiß auch, daß Sie jener Universalität fähig sind), läßt sich auch die andere entgegensetzen, daß es des Spaßes werth wäre, durch ein neues Schauspiel die Menschen, die über Ihren dramatischen Charakter so bestimmt scheinen, ein wenig konfus zu machen.

Wir umarmen Sie von ganzen Herzen.

Ihr

H.

Schiller an Wilhelm von Humboldt.

Jena, den 26. October 1795.

Dank Ihnen, lieber Freund, für das Interesse, mit dem Sie meine ästhetische Gewissensfrage mir beantwortet haben. In jeder Rücksicht hat Ihr letzter Brief mich interessirt, und wenn ich mehr Muße habe, als heute zu hoffen ist (ich erwarte diesen Nachmittag Herdern und habe noch Briefe auszufertigen), so wollen wir weiter davon sprechen. Ueber Einiges, was mehr ins Allgemeine geht, gibt Ihnen vielleicht meine Abhandlung über das Naive denjenigen Aufschluß, den ich selbst mir über die Frage: „Inwiefern kann ich, bei dieser Entfernung von „dem Geiste der griechischen Poesie, noch Dichter seyn, „und zwar besserer Dichter, als der Grad jener Entfer„nung zu erlauben scheint?“ zu geben gesucht habe. Ich habe in jenem Aufsatze, wie ich glaube, einige nicht unwichtige Ideen über diese Sache ausgekramt. Lassen Sie und indessen in dieser Sache auch nicht zu weit ausholen. Nehmen Sie z. B. den Fall an, die Natur habe mich wirklich zum Dichter bestimmt, so wird Ihnen der ganz zufällige Umstand, daß ich mich in dem entscheidenden Alter, wo die Gemüthsform vielleicht für das ganze Leben bestimmt wird, von vierzehn bis vierundzwanzig, ausschließend nur aus modernen Quellen genährt, die griechische Literatur (so weit sie über das neue Testament sich erstreckt) völlig verabsäumt, und selbst aus dem Lateinischen sehr sparsam geschöpft habe, meine ungriechische Form bei einem wirklich unverkennbaren Dichtergeist erklären. Der Einfluß philosophischer Studien auf meine Gedankenökonomie erklärt dann das Uebrige. Ein starker Beweis für diese Behauptung ist der, daß ich gerade jetzt, wo ich durch Krankheit, Lebensweise, selbst durch das Alter, durch jahrelang getriebene Spekulation von der dichterischen Vorstellungsweise um soviel mehr hätte abkommen sollen, nichtsdestoweniger ihr eher näher gekommen bin (wofür ich meine Elegie allein zum Beweis anführen will), und warum konnte dieß geschehen? Weil ich zugleich in dieser Zeit, obgleich nur sehr mittelbar, aus griechischen Quellen schöpfte. Diese schnelle Aneignung dieser fremden Natur unter so ungünstigen Umständen beweist, wie mir däucht,

Digitized by Google

daß nicht eine ursprüngliche Differenz, sondern blos der Zufall zwischen mich und die Griechen getreten seyn konnte. Ja ich bilde mir in gewissen Augenblicken ein, daß ich eine größere Affinität zu den Griechen haben muß, als viele andere, weil ich sie, ohne einen unmittelbaren Zuzug zu ihnen, doch noch immer in meinen Kreis ziehen und mit meinem Fühlhörnern erfassen kann. Geben Sie mir nichts als Muße und so viel Gesundheit, als ich bisher nur gehabt, so sollen Sie sicherlich Produkte von mir sehen, die nicht ungriechischer seyn sollen, als die Produkte derer, welche den Homer an der Quelle studirten. Das mag seyn, daß meine Sprache immer künstlicher organisirt seyn wird, als sich mit einer Homerischen Dichtung verträgt, aber den Antheil der Sprache an den Gedanken unterscheidet ein kritisches Auge leicht, und es wäre der Mühe und Aufopferung nicht werth, eine so mühsam gebildete Organisation, die auch nicht an Tugenden leer ist, auf gut Glück wieder zu zerstören. Lassen Sie mich noch eine Bemerkung machen. Es ist etwas in allen modernen Dichtern (die Römer mit eingeschlossen), was sie, als moderne, miteinander gemein haben, was ganz und gar nicht griechischer Art ist, und wodurch sie große Dinge ausrichten. (In meiner Abhandlung habe ich mich darüber weitläuftiger erklärt.) Es ist eine Realität und keine Schranke, und die Neuern haben sie vor den Griechen voraus. Mit dieser modernen Realität verbinden Einige, wie z. B. Goethe, eine größere oder kleinere Portion griechischen Geistes, die aber (wo sie nicht ganz und gar, wie in Voß, auf Homerischen Stamm gepfropft ist) dem griechischen immer nicht beikommt. Ich habe zugleich bemerkt, daß diese Annäherung an den griechischen Geist, die doch nie Erreichung wird, immer etwas von jener modernen Realität annimmt, gerade herausgelagt, daß ein Produkt immer ärmer an Geist ist, je mehr es Natur ist.

Und nun fragt sich, sollte der moderne Dichter nicht Recht haben, lieber auf seinem, ihm ausschließend eigenen Gebiet sich einheimisch und vollkommen zu machen, als in einem fremden, wo ihm die Welt, seine Sprache und seine Kultur selbst ewig widerstebt, sich von dem Griechen übertreffen zu lassen? Sollten mit Einem Wort neuere Dichter nicht besser thun, das Ideal, als die Wirklichkeit zu bearbeiten?

Denken Sie, lieber Freund, vorläufig diesen Gedanken nach. Sie werden alsdann meinen Aufsatz mit mehrerer Neugier durchlaufen.

Sch.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Glück und Verdruß der Journalisten.

Was soll man nun mit der Apotheose der Bourbonen anfangen, die eine Satire auf diese Familie geworden ist? Wahrscheinlich wird man, um das Gemälde herabzunehmen, ein eben so kostspieliges Gerüste errichten, als dasjenige war, das man zum Verfertigen desselben gebraucht hatte, wofern nicht etwa die Materialien dazu noch vorhanden sind. Aber wie viele andere Personen haben jetzt in Paris Ursache zum Staunen und zum Verdrusse, integrirt so manche andere am Ziel ihrer Wünsche stehen, ja mehr erlangt haben, als sie wohl gehofft hatten? Wie hätten z. B. die Redakteurs des kleinen Tagblattes Figaro wohl vermuthen können, daß sie ihrer Schnurren halber zu Präfekten, Bibliothekaren und andern Aemtern würden befördert werden, sie, welche damals von dem königlichen Anwalte fast deutlich verstehen wurden, und sich eher gewärtigen konnten, ins Gefängniß zu gehen, als Präfekten zu werden! Man erzählt, den Herausgebern eines Journals sey eine Unterpräfektur angeboten worden; Niemand wollte aber ein bloßer Unterpräfekt werden, und so gelangte die Unterpräfektur von Hand zu Hand bis zu einem am Journale angestellten Schreiber; dieser arme Schlucker nahm eine solche unerwartete Würde mit eifrigem Herzen an, und hatte wohl nie geträumt, daß er es so weit mit bloßen Abschreiben bringen würde. Freilich hatten die Zeitungen Einfluß genug ausgeübt und Heldenmuth genug gezeigt, um auf hohe Aemter Anspruch machen zu können, und es ist leicht zu begreifen, daß man in der ersten Aufwallung der Dankbarkeit den Journalisten Aemter in Menge anbot. Jetzt aber ist man so freigebig nicht mehr, und von der Deputirtenkammer haben die Tagblätter nicht einmal die Abschaffung der Stempelauflage erlangen können, sogar von Ministern nicht, welche auf der äußersten Partei hergegangen sind. Man gibt ihnen zur Antwort: „Ihr Herren, wir müssen Geld herbeischaffen; die Stempelabgabe ist dazu ein vortreffliches Mittel.“ Sie beklagen sich bitter über diese Harthezigkeit der Deputirten, und in der That vertheuert der Stempel die Journale beträchtlich und verhindert dadurch, daß sie in die Hände des Volks gelangen, das doch auch Antheil an den Staatsangelegenheiten nimmt. Allein es scheint, die Deputirten haben die Klagen der Hauptjournale über ihre bedrängte Lage als nicht sehr ernsthaft angesehen. Der Constitutionnel und das Journal des Debats haben bisher einen ungeheuren Gewinn abgeworfen; die Deputirtenkammer hörte jedoch bedenken sollen, daß alle andern Journale nicht so glücklich sind wie diese beiden, besonders bei dem ungeheuren, jetzt allgemein angenommenen Formate und der dadurch entstandenen Vermehrung der Kosten. Ein großes Tagblatt herausgeben, ist jetzt eine sehr kostspielige Unternehmung geworden, und wenn die Regierung den Absatz der Blätter erschwert, so müssen manche eingehen, und dadurch bekommen dann unvermerkt einige Hauptjournale den Alleinhandel wieder, was einer freisinnigen Regierung keineswegs zusagen kann, besonders wenn sie die Herrn nicht auf ihrer Seite hat. Die Minister aber antworten, wie man überall antwortet, wo über Steuern geklagt wird: „Wir brauchen Geld, viel Geld; wo sollen wir es hernehmen?“

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 124.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 292.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 7. December 1830.

Lag' ich an dem Mutterherzen
Der Natur wie Erd' und Baum,
Sang' ich lust'ge, sarb'ge Lieder,
Spielt' ich wie ein herzlich Kind;
Jetzo wein' ich. —

Just. Kerner.

Winter.

Legst du dich in's Leichenkleid,
Meiner Heimath Aue,
Bist zum Sterben still bereit,
Ohne daß dir graue?

Als dein goldner Halm verschwand,
Floh von dir die Lerche;
Bald am grauen Wolkenrand
Zogen fern die Störche.

Auch das gelbe Laub entwich
Bei der Winde Stöhnen;
Leise nur beträufelt dich
Schnee mit kalten Thränen.

Und so einsam, bleich und kahl,
Sinnst du sanft in Schlummer,
Lächelst noch dem Sonnenstrahl,
Sterbend ohne Kummer.

Ja, du kannst es; ahnst das Glüh'n
Künft'ger Frühlingssonne,
Die dich weckt zum lichten Blüh'n
Süßer Maienwonne.

Veilchen weckt ja schon der März,
Mai der Vögel Lieder —
Aber ein gebrochen Herz
Weckt kein Frühling wieder.

A. Schöll.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Mirabeau.

Einer der bizarresten Charaktere jener Zeit, dem Jean Jacques große Festigkeit entgegensetzte, war der Markis Mirabeau, Vater des berühmten Redners. Er beschäftigte sich viel mit politischer Oekonomie, rationeller Landwirthschaft, schrieb über Steuern, Provinzialstände; ziemlichen Ruf aber erwarb er sich durch sein Buch l'Ami des hommes, ein Name, der von diesem auf ihn selbst übergegangen ist, womit aber nicht gesagt werden soll, daß er ihn verdient habe. Da er mit seinem berühmten Sohn in Unzufriedenheit und Feindschaft lebte, so haben sich Partheien gebildet, die ganz verschieden über das Verdienst der beiden Mirabeaus urtheilen. Die Freunde des Sohnes sprechen dem Vater alles Talent ab, dessen Anhänger hingegen behaupten, der jüngere Mirabeau habe sich durch nichts als durch Laster und Ehrgeiz ausgezeichnet. Beide Partheien übertreiben. Der Markis drängte sich sehr zu Jean Jacques, im Anfang als Mittelsmann zwischen dem Prinzen Conti und Rousseau, dem der Fürst

Digitized by Google

sehr wohl wollte, hernach aber auf eigene Hand, wobei wahrscheinlich ein literarischer Grund vorlag. Zuerst bot der Markis dem Proscribirten den Aufenthalt auf einem seiner Güter an. Dieser dankte ihm aber herzlich und nahm das Anerbieten nicht an. Bei dieser Gelegenheit schrieb er an den Markis: „es wäre wirklich schön, wenn der „Menschenfreund“ dem Freund der Gleichheit eine Freistatt gäbe. Nun wäre es mir zwar angenehm, Ihr Gast zu seyn, ich glaube aber, es wird nichts daraus werden; geschähe es je, so würde ich ganz ruhig leben, wie es mir einfiele, ohne allen Zweck, ohne alle Bestimmung. Ginge ich auf eines Ihrer Güter, so könnten Sie sich darauf verlassen, daß ich nicht die geringste Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf das Interesse des Eigenthümers haben würde; ich könnte sehen, wie man Sie betrügt, bestiehlt und ausraubt; ich sagte gewiß kein Wort, weder Ihnen, noch irgend Jemanden. Ab' mein Unglück kömmt von dem lebhaften Unwillen über alles Unrecht, welchen ich nie habe mäßigen können. Jezt lasse ich es mir aber gesagt seyn, denn ich habe das Streiten und Keifen satt. Mit ehrlichen Leuten habe ich gewiß keinen Streit mehr, und mit Schurken mag ich gar keinen, das ist allzugefährlich. Sie sehen, was ich für ein nüzlicher Mann in Ihrem Haus wäre.“ Mirabeaus erster Zweck bei diesem Anerbieten war, den seit seiner Rückkehr aus England ganz verstört gewordenen Jean Jacques wieder zum Schreiben zu bringen, wenigstens zum Sprechen über wissenschaftliche Gegenstände, was sich dann hätte benuzen lassen. Rousseau merkte aber die Schlinge und vermied sie. Psychologisch merkwürdig ist, was er deßhalb an den schlauen Markis schrieb. „Ich kann nicht bleibend bei Ihnen wohnen, ohne damit gewisse Verbindlichkeiten zu übernehmen, denen ich durchaus nicht nachkommen mag. Darum will ich einmal für allemal auf eine Aeußerung antworten, die Sie neulich hinwarfen. Ich wiederhole und erkläre Ihnen also, daß ich nie mehr einen Federzug für's Publikum thun werde, seyn auch der Gegenstand, welcher er wolle, daß ich nichts mehr lesen will, selbst Ihre Schriften nicht, daß ich jezt für alle Literatur todt bin, und daß ich in dieser Beziehung nie mehr meinen Entschluß ändern will. Ich fühle mich Ihnen gewiß sehr verbunden, jedoch nicht so weit, daß ich mich aus meiner geistigen Vernichtung herausreißen könnte oder möchte. So lange ich lebe, soll gewiß mit meiner Bewilligung kein Buchstabe mehr von mir gedruckt werden.“ Gar komisch ist's, wie Rousseau dem ami des hommes auf jedes zugeschickte Buch antwortet: „ich habe es nicht verstanden, es ist mir zu hoch.“ Als aber der „Menschenfreund“ endlich mit seiner saubern Theorie vom Despotisme légal herausrückt, da wird es Jean Jacques doch zu arg und er sagt ihm die stärksten Wahrheiten über diesen sein ganzes Gemüth empörenden Unsinn, „der nur in eines kranken Königs Gehirn entstehen und sich halten könne.“ Man sollte meinen, der Markis sey über der gleichen Aeußerungen unwillig geworden und habe den vieux fou, wie sich Jean Jacques selbst nennt, gehen lassen. Keineswegs, denn ihm war Alles daran gelegen, Rousseau an der Spize seiner Parthei in der politischen Oekonomie zu haben, und darum ließ er sich Alles von ihm gefallen. Es half aber doch nichts, denn Rousseau blieb hartnäckig auf seinem Sinn; dazu trug wohl auch wesentlich bei, daß ihm die literarischen und ökonomischen Grundsäze des Markis zuwider waren, wie sein Charakter und sein Privatleben.

In seinen Schriften redete Mirabeau immer sehr seinen Bauern das Wort, auf seinen Gütern aber plagte er sie durch unsägliche Herrschaftsanmaßungen. Er war neidisch auf die glänzende Laufbahn seines Sohnes. Dessen geistige Ueberlegenheit war ihm viel mehr verhaßt als seine Fehler, darum haßte und verfolgte er ihn auf alle Weise. Ueberhaupt hatte der „Menschenfreund“ nicht die geringste Anhänglichkeit an seine Familie, denn er lag in unaufhörlichen Prozessen mit ihr und wirbelte letztres de cachet gegen seine nächsten Angehörigen aus. Er prozessirte mit seiner Frau, und in den Gerichtsdebatten kam es zum Vorschein, daß er der schlechteste Ehemann, der unordentlichste Familienvater, der unwissendste Landwirth war u. s. w. Dabei kamen auch merkwürdige Briefe zum Vorschein. Einmal schreibt er an seinen Pfarrer, er solle eine Ehrenrede bei seiner Ankunft an ihn halten; dem Pfarrer eines eben erst gekauften Guts gibt er auf, von der Kanzel der Gemeinde zu verkündigen: „alle müßten Gott danken, daß ihr Land einen so guten Herrn aus einer Familie erhalten habe, die gewohnt sey, über Menschen zu herrschen.“ So schrieb er auch einmal einen Brief: „Die Frau ist die erste Magd ihres Mannes nach göttlichem und menschlichem Recht.“ Der „Menschenfreund“ gab seinen Kindern ein abscheuliches Beispiel, verthat seiner Frau ihr Vermögen, ließ sich dann von ihr scheiden und verstieß sie in ein Kloster, ließ seinen Sohn einkerkern und gab Beweise der beschränktesten und lächerlichsten Eitelkeit.

Ueber den Witterungscharakter des gegenwärtigen und des vorgangenen Jahres.

(Fortsezung.)

Die ältere Physik erklärt den Ursprung der Erdwärme durch die Annahme eines „Centralfeuers,“ welches nach ihren Behauptungen im Innern der Erdkugel verborgen seyn und das Centrum derselben erfüllen sollte; allein es hält schwer, sich einen deutlichen Begriff von diesem Centralfeuer zu machen, da man schon die Antwort auf die erste und natürlichste Frage nach den Mitteln, ein solches Feuer fortwährend zu ernähren, schuldig bleiben muß.

Digitized by Google

Der Graf Büffon dagegen, dessen Hypothese wir schon ihrer Berühmtheit wegen hier nicht übergehen dürften, betrachtet in seiner Théorie de la terre, diesem mit so hinreißender Beredsamkeit geschriebenen physikalischen Romane, die innere Erdwärme als einen Ueberrest der ehemaligen Schmelzungshitze des Erdballs. Nach seiner Meinung nämlich ist die Erde, gleich den übrigen Planeten, weiter nichts als ein, durch den schiefen Stoß eines Kometen von der Sonne getrenntes Stück ihrer Masse, welches, in Folge der Gravitation, seine Kreisbewegung um dieselbe anfing, und sich, bei gleichzeitiger Axendrehung, zum Sphäroid rundete und abplattete. Dieser Hypothese gemäß befand sich die Erde also anfänglich noch in demjenigen Zustande des Glühens, den Büffon dem ganzen Sonnenkörper beilegt, und erhärtete und erkaltete nur allmählich, indem sich die Hitze immer mehr in das Innere zurückzog, worüber viele Tausende von Jahren verstrichen. Gleichwie aber z. B. auf der Oberfläche eines erkaltenden Klumpens geschmolzenen Glases Blasen, Löcher, Wellen und andere Unebenheiten entstehen, eben so entstanden die Bergketten und Höhlen der Erde, und in den Gängen wurden damals die Metalle durch Sublimation bereitet. Die nachherigen Gewässer der Erde befanden sich noch ganz in der Atmosphäre, in welcher sie, durch die Gewalt der Hitze, in Dampfform erhalten wurden. Erst bei allmähliger Abnahme dieser, wie gesagt, immer tiefer in das Innerste der Erdkugel zurückweichenden Hitze fiel das Wasser in gewaltigen Regenströmen aus der Atmosphäre auf die Erde herab, und bedeckte dieselbe doch genug, um die Gipfel aller indeß auf die angegebene Weise gebildeten Berge zu überragen. In diesen noch immer warmen Gewässern bildeten sich schnell Schaalthiere aller Art, zum Theil sogar von jetzt gar nicht mehr existirenden Gattungen, und diesem Umstande, meint Büffon, hätten wir, wie bei dieser Veranlassung mit bemerkt seyn mag, die Reste von Conchylien zu verdanken, die sich allerdings den Augen der überraschten Naturforscher oft in mächtigen Lagern auf den höchsten Gebirgen darstellen, und deren Vorkommen unzweifelhaft eine ähnliche, wenn auch gerade nicht die Büffonsche Revolution beweist. Genug, das Resultat dieser Büffonschen Hypothese, so weit dasselbe wenigstens in unsern Vortrag gehört, wäre die allmählige Erkaltung der Erdoberfläche und die Bildung der Centralwärme, von welcher hier die Rede ist, durch Sperrung der, sonst dem ganzen Erdballe beiwohnenden Schmelzhitze in dessen Innerstes. Büffon nimmt ferner an, daß diese Erkaltung der Erde fortdaure, indem die Centralwärme beständig abnehme, und daß endlich ein Zeitpunkt eintreten werde, wo die Erde, der auf derselben allgemein herrschenden Kälte wegen, nicht ferner bewohnbar sey.

Wie sehr auch die Witterungserscheinungen der letzten Jahre, bei einem ersten, raschen Blicke, die Hypothese einer solchen fortwährenden Erkaltung der Erde zu begünstigen scheinen, so zeigt doch eine tiefere Betrachtung die Unhaltbarkeit dieser Annahme. Die Geschichte weist keine Spuren einer constanten Wärmeabnahme des Erdkörpers nach, sie lehrt vielmehr im Gegentheil, daß das Klima ganzer Länder, in Folge einer sorgfältigeren Kultur des Bodens, milder und wärmer geworden sey, in welcher Beziehung wir z. B. nur Tacitus Germania mit dem heutigen Deutschlande zu vergleichen brauchen. Und wenn wir uns von dem historischen Standpunkte auf den höheren teleologischen erheben, so scheint es mit den Bestimmungen eines so großen planetarischen Gebildes und mit der Würde seines allmächtigen Urhebers unverträglich, die prächtige Erdkugel zu nichts, als einer allmählig zu Eis-kälte erstarrenden Ruine herab zu würdigen.

Da also die innere Wärme der Erde, mit deren Untersuchung wir es hier zunächst zu thun haben, weder in der Annahme eines Centralfeuers, noch in der Büffonschen Hypothese einer in das Innerste des Körpers zurückgezogenen, früher allgemeinen Schmelzhitze eine befriedigende Erklärung findet, so mag mir gestattet seyn, eine eigene Meinung darüber vorzutragen, indem ich diese fortdauernde Wärmeerzeugung im Innersten des Erdkörpers als eine Aeußerung des planetarischen Lebens der Erde bezeichne. Ich muß aber bitten, diesen Ausdruck nicht mißzuverstehen. Das Leben der Erde mit dem Leben eines organischen Geschöpfes zu vergleichen, hieße die Analogie vielleicht zu weit treiben und über die Grenzen hinausgehen, welche eine bescheidene Conjekturalphysik vorschreibt. Aber dem Erdkörper eine gewisse Neigung zur Begünstigung von entweder blos mechanischen, oder auch chemischen Prozessen beimessen, wodurch sein Gesammtleben begünstigt oder erhalten wird, ist ein gewiß zulässiger Gedanke; und wenn wir den Erdkörper z. B. einen belebenden Einfluß auf den ihm anvertrauten Saamen ausüben sehen, so ist es erlaubt, ihm eine gleiche Kraft zur fortwährenden Bereitung der dabei mehr oder minder gewiß mit thätigen innern Wärme beizumessen. Den Heerd dieser terrestrischen Wärmebereitung geben die innersten Eingeweide des Erdkörpers ab, gleichwie den innersten Eingeweiden des thierischen Körpers ähnliche Verrichtungen zur Erhaltung des nothwendigen Vorraths thierischer Wärme übertragen sind. Welcher Mittel sich die an Mitteln unerschöpfliche Natur dabei bediene, ob die Bereitung dieser terrestrischen Wärme auf mechanischem oder chemischem Wege, oder vielleicht auf beiden zugleich erfolge; ob das auf die Erdoberfläche fallende Sonnenlicht dabei vielleicht als ein erster Impuls mit benutzt werde, das Alles sind Fragen, deren Untersuchung uns hier zu weit führen würde, und die doch wahrscheinlich ewig mit dem undurchdringlichen Schleier des Naturgeheimnisses

Digitized by Google

bedeckt bleiben werden; genug daß die Erklärung der terrestrischen Wärme als eines Akts der Lebensthätigkeit des Erdkörpers sehr plausibel erscheint, wenn von dem Dauernden in der Erscheinung auf eine befriedigende Art Rechenschaft gegeben werden soll.

Dieß vorausgesetzt, wird der Zusammenhang zwischen der innern Wärme der Erde und den Kräften, welche periodisch einer zu weit gehenden und dadurch das Gesammtleben der Erde bedrohenden Anhäufung der Polareismassen entgegenwirken, leicht nachzuweisen seyn.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus dem Kanton Neufchatel, November.

Statistik des Val de Travers.

Ich habe diesen Herbst eine Fußreise ins Val de Travers gemacht. Das Malerische des Landes ist vielfach beschrieben worden, und Jedermann kennt es; nicht so die Statistik des Thals, welche weniger bekannt ist und doch manch Interessantes hat. Die Intelligenz der Einwohner hat einen hohen Grad erreicht; man kennt die besten Weise Äcker- bau und Industrie in ganz geringen Häusern, ja die Genfer Bibliothèque universelle, die Vieles über Agrikultur enthält, geht von einer Hand zur andern. Hier sollte Adam Smith herkommen, um einzusehen, daß er mit der Behauptung irrte, Ackerbau sey mit der Industrie unverträglich, und eins schließe das andere aus. Tüchtige Ackersleute, die geschickte Uhrmacher sind, findet man hier in allen Häusern; manchmal treibt auch ein und derselbe mehrerlei, ganz widersprechende Gewerbe. So sieht man Sommers Maurer und Steinhauer in den Steinbrüchen; diese gehen zu Anfang des Winters nach Haus, machen dann noch eine kurze Reise in kleinen Handelsgeschäften, und wenn sie wieder heim kommen, klöppeln sie Spitzen, worin es Einige sehr weit gebracht haben. Der große Gewinnst, der aus manchen Gewerben für die Gegend hervorgeht, kann andern Gegenden zur Ermunterung dienen. So werden z. B. allein in dem Dorf Fleurier sechszehntausend Silberne und goldene Uhren gemacht und ins Ausland geführt, und man muß an ihnen den guten Geschmack und die Solidität rühmen. Man kann den jährlichen Beutzeertrag dieser Fabrikation auf 500,000 Franken setzen, wovon der Werth des Goldes und Silbers, das aus dem Ausland bezogene Material und der Arbeitslohn für zweihundert Uhrmacher abgezogen werden müssen; was übrig bleibt, ist reiner Profit, der dem kleinen Ort zu gut kommt. Außer der Uhrmacherei hat das Val de Travers noch zwei andere Gewerbszweige; der eine besteht in Einsammlung heilender Pflanzen und der Kräuter, worauf der sogenannte Schweizertbee gemacht wird, und die sämmtlich im Jura und an dessen Abhängen wachsen. Bedeutender ist die Fabrikation des Wermuthextrakts, der hier besonders gut gemacht wird, und einiger andern feinen Liqueurs. Dieser Erwerbszweig beträgt für Couvet und Motiers allein 150,000 Bouteillen jährlich, und der reine Ertrag desselben beläuft sich über 200,000 Fr. Schon die Kultur der Pflanzen, aus denen der Wermuthextrakt gemacht wird, beträgt im Kirchspiel Couvet jährlich 150 bis 200 Louisdor; manche Einwohner ziehen in ihren Garten für mehr denn 20 Louisdor. Die Juraspflanzen genügen jedoch nicht für die Absinthfabrikation; es wird deßhalb aus dem Wallis und aus andern beschatteten Gegenden der Schweiz noch eine bedeutende Menge eingeführt. Man hat seit sechs Jahren eine Menge Versuche gemacht, diese Pflanzen in Frankreich zu ziehen, sie waren aber alle vergebens; sie arteten gleich aus und verloren ihr starkes Aroma; das Val de Travers wird also wohl seinen Absinthadsyz behalten. Diese Fabrikation ist in dem Thal schon ziemlich alt. Ich kenne ein Haus, das jährlich gegen 40,000 Bouteillen ausführt, und damit ungefähr 60,000 Fr. reinen Gewinnst hat. — Die guten Eigenschaften der Thalsewohner werden durch eine häßliche Unart verunstaltet — durch den Hang zum Trunk. Weine und gebrannte Wasser werden in großer Menge konsumirt; daran ist aber nicht blos die Neigung der Einwohner schuld, sondern auch die in erschreckender Progression zunehmende Zahl der Schenken. In ihnen ist die Hauptquelle einer Menge anderer Laster und des Unfriedens zu suchen, der in so vielen Familien herrscht, die sonst ihr gutes Auskommen haben; manche bringt aber auch der Trunk an den Bettelstab. Fragt man die Bedrückten nach den Orten, wo am wenigsten Frieden, Eintracht und Wohlstand in den Familien zu finden ist, wo am mehrsten Streit und Zank zwischen den Nachbarn herrscht, wo sich am meisten Fehler, Untugenden und Laster finden, wo die Leute am schnellsten und am meisten zurückkommen, wo also auch die meisten Arme sind und am meisten Armen gegeben werden muß: so wird sich die Antwort immer nach der Zahl der Wirthsschenken richten; je häufiger diese sind, desto seltener ist das Glück bei den Einwohnern. Ganz anders ist es aber in den geringen, von der Landstraße entfernten Dorfschaften, wo noch gar keine Schenken sind; hier trifft man noch die alten, eigenthümlichen Sitten des Landes an; die einzeln wohnendn Familien im Gebirge haben sich in dieser Beziehung am reinsten gehalten, und kaum sollte man glauben, daß sie Landsleute von den unfernen Dorfbewohnern sind. Aus der ganz verschiedenen Lebensweise geht auch eine ganz abweichende Art zu denken und zu fühlen hervor, die den Einsamen große Ehre macht. Diese sürchten vor allem, in selbstverschuldete Ödetisigkeit zu gerathen, und es muß die Noth sehr arg bei ihnen seyn, wenn sie um Unterstützung bitten sollen. Die Kommunalverwaltung im Val de Travers verdient auch eine besondere Aufmerksamkeit. Die Gemeinde Couvet ist so zahlreich, daß sie bei den allgemeinen und bei den periodischen Versammlungen vierundzwanzig Mitglieder des Gemeinderaths auswimmen kann; außerdem besteben noch besondere Verwaltungen für einzelne Gemeindegegenstände. Wenn nur bei der Chambre de Charité Alles in Ordnung ist, so sind Alle zufrieden; man übt auch selten über sie Klagen, und sie beruht auf sehr klugen Grundsätzen. Diese Gemeinde trägt auch für die Erziehung besondere Sorgfalt; Inspektoren üben die genauste Aufsicht über den Unterricht und das sittliche Betragen der jungen Leute; der Schuleegent wird zum Theil von der Stadt Neufchatel besoldet, da diese eine Menge junge Leute in die Uhrmacherwerkstätten schickt.

Im Jahr 1765 ernannte die Gemeinde Couvet einen interessanten Mann zum Gemeinderath. Er lebte damals im Zurückgezogenheit und Einsamkeit zu Motiers; ich meine Jean-Jacques Rousseau. Als er das in ehrenvollen Ausdrücken, nach einmüthigem Beschluß von 125 Mitgliedern abgefaßte Schreiben zu seiner Ernennung erhielt, antwortete er den Ueberbringern: „Ja, wo ich Unterthan eines gerechten Königs bin, und wo Sie mich zum Mitglied einer Gemeinde ernennen, wo Eintracht und wahre Gleichheit herrschen, fähig ich mich freier denn als Bürger einer Republik, wo die Gesetze nur in Worten und die Freiheit nur in Betrug und Schein besteht.“ So konnte Rousseau mit Recht von der damaligen Republik Genf reden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 97.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 293.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 8. December 1830.

Die Lieder, die des Volkes Barden singen,
Sie kennen nicht der Schule Regelzwang;
Aus tiefem Herzen dringt melod'scher Klang
Und schwebt empor auf des Gesanges Schwingen.

Goethe.
Stimmen des russischen Volks.

Bilder aus Rußland.

Vollsvergnügungen, Heirath und Taufe.

Der dem Russen angeborne Frohsinn äußert sich besonders durch seine Liebe zum Gesang und überhaupt zur Musik. Die Russen sind, wie die meisten Slaven, eine singende Nation, und was sogar unter den Deutschen so oft getroffen wird, gänzlicher Mangel an allem musikalischen Sinne, ist bei ihnen äußerst selten. Auffallend erkannte ich diesen charakteristischen Zug der Russen, als ich im December 1809 in die damalige Grenzstadt Rußlands, Tarnopol, kam, welche Stadt mit der um dieselbe liegenden Gegend vor Kurzem erst von den benachbarten Oestreichern an die Russen abgetreten worden. Der Krieg hatte so eben aufgehört zu wüthen, und eine allgemeine Trauer über die fehlgeschlagenen Hoffnungen und über die entsetzlichen Verluste schien die Bewohner Galliciens, schien selbst die verödete und einsame Gegend dieses äußersten Endes des österreichischen Staates ergriffen zu haben. Aber wie änderte sich die Scene, als ich in einer späten Abendstunde die neue Grenze erreichte. Die Nacht, welche bereits hereingebrochen war, wurde von unzählichen Wachfeuern der Russen erhellt, und von allen Seiten tönten mir Musik und fröhliche Lieder entgegen, mit welchen sich die Soldaten neben ihren Feuern bis gegen Mitternacht unterhielten. Im Verfolge meiner Reise sah ich alle Abende an Sonn- und Feiertagen die Jugend des Dorfes, beiderlei Geschlechts, sich zu musikalischen Gesellschaften vereinigen und vielstimmige Lieder von oft sehr kunstreicher Komposition mit einer Richtigkeit und einem Gefühle vortragen, die man bei uns erst nach langen Uebungen in der Schule und oft auch da nicht erreicht. Wenn der Postillon, nachdem die Pferde gewechselt sind, sich auf das für ihn bestimmte Brett des Schlittens schwingt und seine Fahrt beginnt, so beginnt er auch zu singen, und zwar mit heller Stimme und so recht aus vollem Herzen zu singen, unbekümmert um die Finsterniß, die ihn umgibt, unbekümmert um die Kälte und um die eisigen Schneeflocken, die ihm in den Mund fliegen und seinen unbedeckten Hals und seine bis an die Mitte des Leibes offene und nackte Brust mit einer Rinde von Eis überziehen. Es ist merkwürdig, daß die Lieder und die Melodien, welche er anstimmt, mit wenigen Ausnahmen dieselben durch das ganze große russische Reich sind, so weit es von eigentlichen Slaven bewohnt wird. Von Archangel bis Astrachan und von Kiew bis Ochotsk hört man überall dieselben Lieder, dieselben Melodien, so wie auch dieselbe Mundart. Die eigentliche russische Sprache hat durch das ganze Land nur zwei Dialekte, die groß- und kleinrussische Mundart, aber beide sind so wenig von einander und von der eigentlichen Bücher- und Schriftsprache verschieden, daß die Bewohner beider Gegenden sich ohne alle Mühe vollkommen verstehen. Die musikalischen Instrumente des Volkes sind einfach und meistens noch sehr unvollkommen. Die Balalaika ist eine Art von Zither mit zwei, zuweilen

Digitized by Google

mit drei Saiten bespannt; der Körper dieses Instruments besteht in den Dörfern oft nur aus einem Stücke gekrümmten Holzes von der Länge eines halben oder auch wohl eines ganzen Schuhes, ohne Höhlung und Resonanzboden; beinahe jeder Bauer weiß auf ihm ein lustiges Liedchen oder einen fröhlichen Tanz zu spielen. Unter den Großen, die übrigens mit allen neueren Instrumenten unserer Musik vollkommen bekannt sind, ist vorzüglich die sogenannte Hörnermusik national und beliebt, obschon sie, der Schwierigkeiten ihrer Ausführung wegen, in den letzten Zeiten sehr abgenommen hat. Diese Musik ist ein glänzender Beweis für das hohe Talent der Russen, und sie möchte nur bei ihnen ausführbar seyn. Etwa sechzig Diener des Hauses werden dazu abgerichtet, jeder ein ganz gerades, einem Sprachrohre ähnliches, metallenes Horn zu blasen, welches nur einen bestimmten Ton gibt. Die für die tieferen Töne bestimmte Hörner sind oft gegen sieben Fuß lang, während die kleinsten, von welchen der Musiker auch wohl zwei bläst, kaum einen Fuß Länge haben. Jedes Mitglied der Gesellschaft hat die Aufgabe, den einzigen Ton seines Rohres mit dem bestimmten Nachdrucke genau in dem Augenblicke hören zu lassen, wo die Reihe an ihn kömmt, so daß also hier vorzüglich der Takt in Anspruch genommen wird. Obschon, wie gesagt, jeder in der Regel mit seinem Rohr nur einen Ton bläst, so werden demungeachtet auf diese Art oft die schwersten Passagen, Triller und dergleichen mit der größten Genauigkeit ausgeführt. Ich halte es in der That für unmöglich, eine andere Nation zu dieser Musik abzurichten. Dem Ohre des Kenners entgeht allerdings nicht der auf dieser sonderbaren Anordnung entstehende Mangel an Ausdruck und Zusammenfluß der Töne, aber demungeachtet muß auch er gestehen, daß diese Musik, besonders im Freien und zur Nachtzeit, auf dem Wasser und in einiger Entfernung eine herrliche Wirkung hervorbringt.

Mit der Musik eines Volkes ist auch der Tanz zu nahe verwandt, als daß er hier ganz mit Stillschweigen übergangen werden könnte. Der russische Nationaltanz ist sehr charakteristisch und wird gewöhnlich nur von zwei Personen verschiedenen Geschlechts aufgeführt, auf welche dann das andere Paar folgt. Er stellt, wie der Fandango der Spanier, beinahe immer die Leiden und die Freuden der Liebe vor, nicht so lüstern und lebhaft wie jener, aber nicht minder scharf gezeichnet. Das erste Zusammentreffen der Liebenden, das Bestreben des Mannes zur Annäherung, das weigernde Zurücktreten des Weibes, Betrübniß über fehlgeschlagene Erwartung und Erwachen neuer Hoffnungen, Liebeserklärung und abschlägige Antwort, sehnsuchtsvolle Blicke und stürmische Bitten wechseln miteinander ab und durchlaufen eilenden Fluges die Leiter der Accorde der Liebe, bis endlich Erhörung und Genuß die Bemühungen des Bewerbers krönt, was durch eine herzliche Verschlingung der Arme und durch einen schallenden Kuß, der die ganze Vorstellung endet, angedeutet wird. Unsere gebaltlosen, nichts bezeichnenden Tänze sind dem eigentlichen russischen Volke unbekannt, während in den höhern Klassen der deutsche Walzer vor allen andern geliebt wird. Uebrigens besteht die Instrumentalmusik der Russen, so wie der Gesang, aus lauter Mollönen, was ihnen einen eigenen, kindlich wehmüthigen Charakter gibt. Der eigentlichen Nationallieder gibt es eine sehr große Menge, und manche derselben zeichnen sich durch edle Einfalt und wahrhaft poetischen Gehalt aus. Wie lieblich ist z. B. das durch ganz Rußland bekannte Liedchen des in den Krieg ziehenden Kosaken:

Chorjel Kosak su Dunaj,
Skasal Djebilu: proschtaj ele.
Zog der Kosak über den Don,
Sagt zum Liebchen: Lebewohl ꝛc.

Andere Belustigungen des Volkes bestehen in verschiedenen Bewegungen, wobei aber vor allem die Füße sehr geschont werden, da der Russe, wie schon einmal bemerkt, nach ächt orientalischer Sitte, kein Freund vom Spazierengehen ist. Schaukel und Hafpel, auf welchen man hoch in die Luft geschnellt oder gehoben und abwechselnd wieder herabgelassen wird, findet man beinahe in jedem Dorfe, und der Wohlhabendere hält sie auch in seinem Hause zum Privatgebrauche seiner Familie. Vorzüglich beliebt sind die sogenannten Rutschberge, die allmählig auch im Auslande in Aufnahme kommen. Man errichtet von Schnee, Erde oder auch von hölzernen Gerüsten eine schiefe Fläche, die oft sechs und mehr Klafter hoch und zehn oder fünfzehn Klafter lang ist, und durch Begießen mit Wasser, das im Winter im selben Augenblicke gefriert, zu einer spiegelglatten Decke wird. Einen kleinen Schlitten in der Hand, geht man auf einem treppenartig gebauenen Seitenweg auf den höchsten Punkt dieser Fläche, setzt sich auf den Schlitten und fährt pfeilschnell nicht nur die Länge des Rutschberges herab, sondern gewöhnlich auch noch eine gute Strecke am Fuße desselben weiter. Kinder und Frauen, ja oft selbst Greise sieht man mit innigem Vergnügen sich dieser Lustbarkeit hingeben, die nicht ganz ohne Gefahr ist, da man dabei gar leicht einen Arm oder ein Bein brechen kann, was aber bei der bekannten Gewandtheit der Russen sehr selten ist. Besonders aber ist die Butterwoche, mit deren Ende die große Fastenzeit anfängt, die bis Ostern dauert, den öffentlichen Vergnügungen geweiht. Diese Karnevalswoche bringt jeder so fröhlich und lustig zu, als er nur kann, um sich dadurch gleichsam für die bevorstehenden Leiden der langen Fasten zu entschädigen. Außer den häuslichen Genüssen des Tisches, wo auch der Aermste sein Bestes thut; außer den abendlichen Zusammenkünften, Tänzen, Maskeraden und dergleichen, sind die Straßen der Städte mit Wagen und

Digitized by Google

Pferden aus den benachbarten Dorfschaften ganz bedeckt. Nach einer sehr alten Sitte kommen in der Butterwoche besonders die Tataren, Tschuwaschen und Tscheremissen mit ihren kleinen Schlitten in die Städte, um die Bewohner derselben herumzuführen; für einen halben Silberrubel kann man den ganzen Tag mit diesen Leuten Schlittenfahren, und zwar pfeilschnell.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber den Witterungscharakter des gegenwärtigen und des vergangenen Jahres.

(Beschluß.)

Sobald man sich gezwungen sieht, jene Grundwärme als ein Produkt der innern Thätigkeit des Erdkörpers anzusehen, so muß man daraus fast von selbst auf ein Gesetz in der Lebensökonomie dieses Körpers schließen, mittelst welches die Grundwärme periodisch dazu verwandt wird, dergleichen Eisanhäufungen entgegenzuwirken. Dieser teleologische Schluß gehört in die Kategorie des Prinzips, welches wir, aus diesem Grunde, am Eingange hervorgehoben haben. Auch bestätigt die oben angeführte Erfahrung von dem Vorrücken der Gletscher, auf welche wir hier zurückkommen wollten, die Richtigkeit unserer Erklärung, und es scheint ganz unzweifelhaft, daß die Grundwärme dabei in dem Grade energischer mitwirkt, als die zunehmende Erstarrung und Massenvergrößerung der Gletscher diesen entgegengesetzten Einfluß zu bedingen anfängt.

Eine ähnliche periodische Verwendung der terrestrischen Wärme, freilich in einem unendlich größeren Maßstabe, hat nun in den letzten Jahren höchst wahrscheinlich zur Verminderung und Auflösung der Polareismassen stattgefunden, und das weiter oben erwähnte, ganz ungewöhnlich häufige Vorkommen großer Polareisblöcke in den tropischen Meeren scheint darüber gar keinen Zweifel übrig zu lassen. Auch sprechen eine Menge von historischen Daten dafür, daß die Eisanhäufung, namentlich um den Nordpol, innerhalb gewisser Zeitgrenzen eingeschlossen sey. Grönland, oder Grünland, welches in unsern Jahrhunderten durch Eis immer unzugänglicher wurde, hat, wie schon der Name zeigt, in früheren Perioden ganz anderer klimatischen Verhältnisse genossen; und es ist bekannt, daß die bis jetzt ganz unzugängliche Ostküste dieses Landes noch Anfangs des fünfzehnten Jahrhunderts gegen zweihundert Dörfer in zwölf Kirchspielen zählte, und daß sich daselbst bis zu diesem Zeitpunkte sechszehn von Norwegen ausgesandte Bischöfe regelmäßig gefolgt waren, und erst der siebzehnte, durch die immer zunehmenden Eismassen abgehalten, das Land nicht mehr erreichte.

Gleichwie aber demnach die Eisanhäufung in der Polarzone allmählig zugenommen hat, eben so muß sie, wenn nicht das Gesammtleben der Erde dadurch bedroht werden soll, zu andern Zeiten wieder abnehmen, und die kürzlich erfolgte Wiederauffindung der Ostküste von Grönland, wovon wir so eben vorläufig Nachricht erhalten, bestätigt dies so auffallend und ist überhaupt so interessant, daß wir ein andermal darauf zurückkommen werden. Es bleibt aber, nach dem Bisherigen, zur Erreichung dieses Naturzweckes in dem irdischen Organismus keine Kraft als die Grundwärme übrig, welche in den Perioden solcher Polarrevolutionen vorzugsweise nach den kalten Zonen abgeleitet und dort verwendet wird. Aus diesem einzigen Umstande aber, zumal wenn man damit dasjenige verbindet, was wir früher über eine zufällig gleichzeitige und ebenfalls vorübergehende Verminderung des Sonneneinflusses gesagt haben, erklären sich die Witterungsanomalien der letzten Jahre vollständig, und es wird daraus namentlich der Hauptumstand augenblicklich begreiflich, daß während dieser Periode in den geringern Breiten fast durchgängig ganz ungewöhnliche Kälte verspürt worden ist, während sich höhere Breiten einer eben so ungewöhnlichen milden Temperatur erfreuten. Das Prinzip der innern Wärme der Erde als eines selbstständigen Lebensprodukts des Erdkörpers, auf welche Ansicht wir unsere Erklärung hauptsächlich gebaut haben, und die Hypothese der periodischen, vorzugsweisen Verwendung dieser Grundwärme nach Maßgabe der lokalen Lebensbedürfnisse dieses großen, so viele Lebensthätigkeiten entwickelnden Körpers, widersprechen keinem Grundsatze der Physik auf ihrem jetzigen Standpunkte, und wir dürfen uns also schmeicheln, unsere Leser auf den Weg richtiger Ansicht geleitet zu haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

Buckinghams Reiseplan. Neue Telegraphen.

Der englische Reisende Buckingham, ein gelehrter Mann und ein Mann von Geist, der Indien verlassen hat, weil er dort nicht schreiben durfte, und neuerdings England, weil dort Jedermann schreiben kann, befindet sich gegenwärtig in Paris und hat den Plan, alle uncivilisirten Länder der Erde nach einer neuen Methode zu bereisen. Die Civilisirtheit, womit Buckingham den engherzigen Systemen der ostindischen Kompagnie trotzte, die Gewandtheit, die er bei seiner halb politischen, halb gelehrten Pilgerschaft durch Indien, Persien, Syrien u. a. asiatische Länder zeigte, der Geist endlich, den er als Herausgeber des Athenaeum, der Sphynx und des Oriental Herald an den Tag legte, lassen uns hoffen, daß er seinen großartigen Plan, der nur auf den ersten Blick etwas fourchesbar aussieht, glücklich ausführen wird. Als Buckingham zu Fuß durch Asien und Afrika zog, fand er, wie andere Reisende vor ihm, überall Spuren einer ehemaligen größern

Digitized by Google

Civilisation. Der Himmel, der Boden waren dieselben geblieben, wie sie von den alten Schriftstellern geschildert werden, die Menschen allein und ihrer Hände Werk boten einen unerschütterten Anblick dar, als im Alterthum. Buckingham gelangte zur Ueberzeugung, an diesem Schreckenswerken sey die politische Verfassung der Asiaten schuld. Jahrhunderte lang waren nur Eroberer und Kaufleute in ihre Länder gedrungen, immer zum Nachtheile der Asiaten; wie wäre es, dachte Buckingham, wenn man diesen Völkern Kenntnisse, Kultur, Aufklärung brächte, ohne eigenen Profit und einzig und allein zum Vortheile dieser Völker? Die Missionäre, dachte er weiter, hatten zum Theil einen ähnlichen Plan, allein sie fingen mit dem Ende an, mit der Extremität, mit der Religion; wie wäre es, wenn man mit der Einfuhr nützlicher Künste, wenn man mit dem Anfang anfinge? Dieser Gedanke, den Buckingham durch drei Welttheile mit sich trug, kam in London zur Reife und wurde in gelehrten Gesellschaften entwickelt; die Regierung, viele Lords und Deputirte, auch Geistliche nahmen sich der Unternehmung an, und jetzt bemüht sich Buckingham um die Mitwirkung der Pariser. Er wünscht im Ganzen 500.000 Franken in die Hände zu bekommen und will dafür ein Schiff bauen lassen, um dann auf eigene Kosten (er ist selbst Seemann) um die Welt zu fahren. Die Gegenden, auf welche er besonders sein Augenmerk gerichtet hat, sind China und Südamerika, Japan und die Inseln der Südsee. Den Völkern, die er zu besuchen im Sinn hat, will er dem einen Pflüge, dem andern die Lehren der höhern Mechanik mittheilen. Aus allen Ländern gedenkt er junge Leute von 12 bis 16 Jahren nach Europa zu bringen, die alsdann in den besten Schulen erzogen, einst unsere Kultur bei ihren Landsleuten einheimisch machen würden. Um nun zu diesem Zwecke zu gelangen, fordert Buckingham alle Klassen der Gesellschaft zu Subscriptionen auf, besonders aber das schöne Geschlecht, und verspricht dafür sein Möglichstes zu thun, um die Frauen in allen Welttheilen zu emancipiren. Der Plan Buckinghams ist wohlgemeint und versprickt zum allerwenigsten einige Ausbeute für die Wissenschaft und ein höchst unterhaltendes Reisewerk, welches er den Subscribenten widmen wird; nur zwei kleine Fragen kann man an den Reisenden richten: wie will er in China, Japan, Paraguay u. a. Ländern einbringen, um sie zu civilisiren, und wem gehört nach der Reise — das Schiff?*)

Vor einigen Jahren war in den Pariser Blättern von einem nächtlichen Telegraphen die Rede, welchen der Minister Hyde de Neuville zu politischen Zwecken anwenden wollte. Es scheint aber, daß die Versuche mißlangen, und man hat seitdem seinen Gebrauch davon gemacht. Dagegen hat kürzlich ein junger Mann, Alexander Ferrier des Touretts, der Regierung eine neue Art nächtlicher Telegraphen vorgeschlagen, welche großen Erfolg versprechen soll. Er hat vier Lichter, zwei festbleibende und zwei bewegliche, an seinem Telegraphen angebracht, der auch in anderer Hinsicht die frühern Telegraphen übertrifft, denn er braucht für 12 Wörter nur 15 Zeichen. Der neue Telegraph soll überdies auch für Privatzwecke dienen, wie bereits in England, und ein Zeichen kostet für die Poststation nicht mehr als 2 Centimes. Ferrier wird nächstens vom Louvre aus seinen ersten Versuch im Großen anstellen und fürs Erste mit einem Freunde in Havre korrespondiren. Gelingt der Versuch, so wird er der hiesigen Börse seine Dienste anbieten, und dann an allen Ecken von Paris Telegraphenbureaux anlegen. Will ein Kaufmann 50 Stationen weit und blitzschnell die wichtige Nachricht gelangen lassen, die Neuten seyen um so und so viel gestiegen oder gefallen, so kostet ihn dies höchstens 5 Franken. Das Börsenspiel erhält alsdann eine noch größere Lebendigkeit, die Spieler ruiniren sich schneller und können sich, ehe sie zu alt sind, auf ein seriöseres Geschäft legen. Nach der Börse wird sich die Politik der neuen Telegraphen bemächtigen. Schaffen einst die Kammern die Todesstrafe ab, so ist wenige Minuten nachher ganz Frankreich davon unterrichtet, und es wird vielleicht ein Menschenleben dadurch gerettet. Kurz, wenn Ferrier seinen Plan ausführt, wird der Verkehr und die Civilisation dabei gewinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Kanton Neufchatel, November.

(Beschluß.)

Die Sittengerichte.

Das peinliche Verfahren wird noch ganz geheim gehalten und erinnert an die Inquisition; wenn aber ein Todesurtheil zu fällen ist, so geschieht es auf einem Platz in Metiers ganz öffentlich, wie eine Art von Gottesgericht, gegen das keine Appellation hilft und das nur die Gnade des Königs aufheben kann.

Leider bestehen auch im Val de Travers noch die Konsistorien oder geistlichen Sittengerichte, welche für sittliche Vergehen aller Art Geldstrafen ertennen und damit die Religion in Verbindung setzen. Ihrer sind vier. An ihrer Spitze steht immer der Ortspfarrer, und in Fällen großer Irrelig iosität und Unsittlichkeit werden die Schuldigen an das große Herrenkonsistorium (consistoire seigneurial) gewiesen, welches 1537 gegründet ward. Es hat bis auf die heutige Stunde seinen Sitz in Metiers an den vier großen Festen des Jahrs. An dessen Spitze sitzt der Schlo ßvogt und unter ihm die Pfarrer des Val de Travers und des Verrières; der Schloßvogt ernennt auch weltliche Beisitzer in gleicher Zahl, wie die geistlichen. Dieses Sittentribunal, welches an vergangene Jahrhunderte erinnert, kann kleine Geldstrafen und einige Tage Gefängniß zuerkennen; so viel aber ist gewiß, daß es bisher in Religion und Sitten nichts Gutes gestiftet, wohl aber gar manchen Haß, gar manche Feindschaft aufgeregt hat. Es gibt etwas, das viel kräftiger auf die Moralität und Religiosität der Menschen wirkt, als solche halb weltliche, halb geistliche Sittentribunale: das sind gute, sittliche, wohlwollende und fromme Geistliche mit gleich würdigen Frauen. Wenn beide den Eingesparrten und ihren Kindern recht herzlich zuzuthun sind und mit gutem Beispiel vorangehen, so wird es ihnen leicht, dieselben zu bessern und sittlicher zu machen. Solch ein seltener Ehrenmann war Thomas Petitpierre, Pfarrer von Buttes und St. Sulpice zur Zeit der Reformation. Da er seinen Pfarrkindern herzlich ergeben war, so ging er mit ihnen zum Protestantismus über, verheirathete sich, ward Vater einer zahlreichen Familie, und stand seiner Gemeinde noch zweiundzwölf Jahre vor, nachdem er sie früher schon dreiundvierzig Jahre als katholischer Pfarrer geführt hatte.

*) Die Leser erinnern sich vielleicht aus einem frühern Berichte eines Londoner Korrespondenten über Buckinghams Plan, daß er das Schiff, nach vollendeter Reise, sich als Eigenthum vorbehält. D. R.

Beilage: Literaturblatt Nr. 135.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 294.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 9. December 1830.

Das gab die Pieride
An deiner Wiege kund:
Sie weihte dir zum Liede,
Zu Anderm nicht, den Mund. —
Die Welt mit ihren Schätzen,
Mit allem Ueberfluß,
Soll nur dein Auge letzen,
Für Andre der Genuß!

Uhland.

Didaskalien
von
Ludwig Robert.

Siebenter Artikel.

Der Dichter.

Damit die Ueberschrift dieser Rubrik nicht mehr verspreche, als der Leser hier finden wird, möge er beachten, daß er in diesen Aufsätzen keinesweges eine Dramaturgie zu erwarten hat, sondern nur Didaskalien, Skizzen des bestehenden deutschen Theaters, nach der Natur gezeichnet. Es wird also hier, wo weder von dem Wesen des Dichters überhaupt, noch von dem dramatischen Dichter insbesondere ausführlich die Rede seyn kann, nur das Verhältniß der deutschen Dichter zu deutschen Bühnen betrachtet werden. — Dieses Verhältniß läßt sich mit zwei Worten erschöpfend ausdrücken; sie heißen: Erniedrigung und Schutzlosigkeit. — Der uralte Makel, der auf jenen Künstlern ruht, die, wenn sie ihre Kunst ausüben, die eigene Person als Kunstwerk darzustellen haben, haftet zum Theil auch an dem Bühnendichter. Denn indem er sein Drama für die Aufführung bestimmt, gibt er sein Werk einer zufällig zusammengewürfelten Menge, und sich selbst einer vom Augenblick erzeugten lauten und möglicherweise rohen Beurtheilung Preis. Ein Buch erscheint bei weitem unpersönlicher, und sucht sich ein abwesendes, ein bestimmtes, ein literarisches Publikum; dahingegen das Gedicht auf der Bühne, mit anmaßender Keckheit und in lebendiger Gestaltung, vor eine unbekannte Menschenmasse hintritt, um sich öffentlich sehen zu lassen. Das Wagniß des sich zur Schau Stellens wird in Deutschland um so mehr für einen Mangel an Verschämtheit gehalten, als bei uns das Leben der Bühne das einzig öffentliche ist, und weder im Staate, noch im Gerichtssaal, weder in den stummen Kreisen der guten Gesellschaft, noch in den wenigen abgeblaßten Volksfesten sein Vor- oder Abbild findet. Aber auch selbst in Frankreich, wo nicht nur überhaupt die Oeffentlichkeit alle Zweige des Gesammtdaseyns durchdringt und nach allen Richtungen hin hervortritt, sondern wo auch insbesondere die Kunst der Rede und die Darstellung der eigenen Person ein charakteristisches Erbeigenthum der Nation ward, so daß jeder Franzose, mehr oder weniger, ein improvisirender Schauspieler ist — aber auch selbst in Frankreich, sage ich, fühlt der Bühnendichter, bei der Gefahr, vor eine unbekannte und zum Urtheil berechtigte Menge hinzutreten, eine gewisse Unbehaglichkeit, welche die löbliche Sitte eingeführt hat, seinen Namen bei der ersten Aufführung seines Werkes verschweigen zu halten. Kurz, der Bühnendichter theilt den uralten Makel, den die öffentliche Meinung den darstellenden Künstlern anhängt, und dem sie noch jetzt nicht gänzlich entgehen, Trotz dem die Theater an sittlicher Bildung wie an mächtigem Einfluß so gewonnen haben, daß selbst die Regierungen nicht umhin können,

Digitized by Google

sich ihrer als öffentlicher Erziehungsanstalten anzunehmen. Bemerkenswerth aber ist es, daß bei der nothwendigen Abhülfe dieses Mißstandes, Frankreich mehr für seine Bühnendichter, Deutschland nur für seine Schauspieler sorgte. Dort wurden schon vor vierzig Jahren und während den blutigen Zeiten der Revolution, die Rechte der Dichter festgestellt und der Antorantheil bestimmt, den die Bühnen der Hauptstadt, wie die der Provinz, von jeder Aufführung eines jeden, selbst im Druck erschienenen, Stückes, bis zehn Jahre nach dem Tode des Verfassers, abzugeben haben. Späterhin vereinigten sich die Schauspieldichter von ganz Frankreich — berühmte wie namenlose — um durch polizeiliche und Rechtsbeistände diese Summen in dem ganzen Lande einziehen und in die Centralkasse nach Paris senden zu lassen, so daß der französische Dramatiker sich heute ganz seiner Kunst widmen kann, und durchaus nichts mit pekuniären Versendungen und Verhandlungen zu thun hat; es sey denn, daß er, als beliebter Dichter des Tages, wie z. B. Scribe, noch ein besonderes vortheilhaftes Abkommen mit irgend einer Bühne schließt. Auf diese Weise wurden ausgezeichnete Bühnendichter mehr als wohlhabend; ihre Unabhängigkeit gab ihnen einen Rang in der Gesellschaft, und da überdieß in jenem Lande das Talent, eine große Masse zu bewegen und fortzureißen, äußerst hoch geschätzt wird, so gelangte der Stand der Schauspieldichter zu hohen Ehren. Mit den Schauspielern aber hatte es eine andere Bewandtniß. Obgleich die Vorzüglichen unter ihnen zu sehr bedeutendem Vermögen kamen, Paläste in Paris bauten und auf dem größten Fuß lebten, so gelang es ihnen doch nie — den einzigen Talma vielleicht ausgenommen — das Vorurtheil zu besiegen, das ihnen die Aufnahme in den geselligen Kreisen verlagte. Das Feld ihrer Ehre blieb einzig und allein die Bühne; dort nur empfingen sie die belohnende Genugthuung eines enthusiastischen Beifalls, während ihnen noch ganz kürzlich die Ehre christlicher Bestattung verlagt ward. So in Frankreich. — In Deutschland dagegen neigte sich die Sorgfalt der Regierungen und das Wohlwollen der Gesellschaft ausschließlich zu den darstellenden Künstlern hin. Die Bühnen wurden Hoftheater, an ihre Spitze vornehme Grafen und Baronen des Landes gestellt, die Schreibstuben Dicasterien, die Schauspieler unabsehbare Staatsbeamte, mit großen Gehalten und lebenslänglichen Pensionen. Die Gesellschaft folgte diesem Impuls der Regierung, und bald gehörte jeder hochbesoldete Schauspieler, sobald er nur der guten Sitte nicht ganz zuwider lebte, zu der besten und hatte sogar zuweilen Gelegenheit die höchste zu sehen. Diese Behandlung wirkte wohlthätig auf den sonst verpönten Stand dieser Künstler; sie gewannen an Bildung und Sitte, wurden häuslich, sparsam und wohlhabend, und erwarben und behaupteten die Rechte und Verbindungen wohlanständiger Bürger und beliebter Staatsdiener. Es soll hier nicht darauf hingewiesen werden, in wieweit diese sichere und behagliche Staatsbienerschaft bei so manchem von ihnen den regen, fortschreitenden Kunsteifer abgetödtet hat; die gesicherte Existenz eines Künstlers ist eine zu nothwendige Bedingung begeisterter Erfindung und besonnener und fleißiger Ausführung, als daß die gebesserten Lebensverhältnisse der heutigen Schauspieler ihnen nicht von Herzen zu gönnen wären. Aber eben deßhalb betrachte man die armselige, die hülfsose Stellung des deutschen Bühnendichters, seine Erniedrigung, seine Schutzlosigkeit. Seine Erniedrigung beginnt damit, daß, bei Ueberreichung seines Werks, die wohllöblichen deutschen Theaterbehörden ihn gleich einem lästigen Quärulanten, sein Drama wie eine unterthänige Bittschrift behandeln. Diese Behandlungsweise geht von den Direktionen auf das schreibende, von diesem auf das ausübende Personal bis zum Requisitenmeister und Komparsen über, so daß der Dichter als die letzte und eigentlich nur lästige Person bei den deutschen Bühnen betrachtet wird. — Hören wir, was ihm begegnet. — Welche Kunststudien überhaupt, welche Studien der realen Bühne insbesondere dazu gehören, um selbst bei bedeutendem Talent ein aufführbares und wirkendes Drama zu erfinden und auszuführen, weiß nur der, der selbst es versucht und sein eigenes Werk möglichst objektiv auf den Brettern geschaut hat. Nach angespanntem Fleiß bei reiflicher Ueberlegung ist nun sein Drama vollendet; aber von dem Augenblick an, wo er sein Werk lebendig, wo er es auf der Bühne sehen will, muß er sein stilles Gemach, die Werkstätte seiner Kunst, in ein kaufmännisches Komptoir verwandeln, und seine edle Zeit einem Geschäft widmen, das die Prosa der Krämerei und die Selbstverläugnung eines Bittstellers verlangt. An zwanzig Bühnen werden zwanzig Briefe und zwanzig Abschriften geschickt; keine antwortet in den ersten sechs Wochen, viele gar nicht; unter diesen geben sogar einige das Stück nach achtzehn Monaten, ohne es für nöthig zu halten, dem Dichter davon eine Anzeige zu machen; (ist mir, indem ich dieses schreibe, von einem Hoftheater begegnet) andere warten, bis das Stück gedruckt ist, wo sie dann dasselbe Stück, das sie für unbrauchbar erklärten, oft und mit Beifall darstellen; noch andere Bühnen, reicher Städte, schämen sich nicht, auf Nebenwegen zu entwendeten Manuscripten zu kommen; die Mehrzahl der deutschen Bühnen hat es sich zum Grundsatz gemacht, gar kein Stück zu bezahlen; zehn oder zwölf mag es geben, die Manuscripte, aber auch nur zuweilen, kaufen; das Honorar für ein Stück, das den Abend füllt, beträgt bei acht derselben im Durchschnitt drei Friedrichsd'or, bei zweien acht bis zehn Friedrichsd'or; das Berliner Hof- und das Wiener Burgtheater zahlen einigen bewährten Dichtern einen höheren Preis. Daß aber das Manuscript

Digitized by Google

eines Dichters von allen diesen zwölf Theatern honorirt worden, gehört, wenn es je geschah, gewiß zu den unerhörten Ausnahmen; so wie die Annahme eines Stücks, auch nur von einem einzigen Theater, nur dann möglich ist, wenn es bereits auf einer namhaften Bühne mit Beifall dargestellt wurde. Eine solche Darstellung herbeizuführen, erfordert nun von Seiten des Dichters alle Rücksicht, alle Demuth und alle zähe Schmiegsamkeit eines Supplikanten. Ausnahmen hievon sind die momentanen Modedichter des Tages; wie kurze Zeit aber ein solches Meteor auf seinen Glanz pochen darf, und wie schnell sein derber Ton sich zu einem bittflehenden herunterstimmt, ist zu bekannt, als daß ich allbekannte Namen zu nennen brauchte. Nach langer zeitraubender Korrespondenz und vielfachen Besuchen um Fürsprache, wird nun endlich das Drama angenommen. Damit aber ist es noch lange nicht gegeben; in der Regel muß der Dichter hierauf noch ein Jahr in Geduld harren. Endlich kommt es zu den Proben. Befindet er sich in der Stadt, so hat er nicht etwa das natürliche Recht, denselben beizuwohnen, sondern es wird ihm als eine besondere Gunst angerechnet, wenn er zu denselben eingeladen wird, und zuletzt darf, wie das nicht geschieht, was er vorgeschrieben hat. Denn in den Augen des gewöhnlichen Regisseurs ist der Dichter ein Phantast, der von der Theaterroutine gar keinen Begriff hat, und ganz unmögliche Dinge verlangt, nicht wissend, daß nur allein Schlendrian und Bequemlichkeit möglich sind; dahingegen ein empfindlicher Akteur, dem der Autor des Stücks, bei der Probe, eine Bemerkung macht, sich wegwendet und seinen Nachbar fragt, wer denn der Herr sey, der eben gesprochen habe? (Ist eine auf der Berliner Hofbühne bekannte Anekdote). Befindet sich aber der Dichter nicht in der Stadt, wo sein Stück gegeben wird, so läuft er Gefahr, daß ein ganz anderes Werk, als das, welches er geschrieben hat, dem Publikum vorgeführt wird. Denn selbst in Goethe'schen und Schiller'schen Stücken aufs Gerathewohl zu streichen und in die Jamben Prosa hineinzuflicken, ist unter eines Iffland Direktion gescheben. Was dürfen also andere Dichter bei andern Direktionen erwarten?

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Nicht minder fröhlich wird das Ende der großen Fasten oder die Osterwoche begangen, in welcher auch schon die Witterung gewöhnlich nicht mehr so rauh ist. Am Sonnabend vor Ostern sind in allen Häusern Zurüstungen zu dem morgenden Feste, und wenn der Abend kommt, werden die Gassen immer lebhafter, bis endlich um Mitternacht alles zur Kirche strömt, wo die Auferstehung gefeiert wird. In dem Augenblicke, wo der Priester mit erhobener Stimme dreimal ruft: „Christos woskres!" (Christus ist erstanden) ruft Jeder seinem Nachbar die frohe Kunde, Christos woskres, zu und alle Glocken des Kirchthurms werden auf einmal in Bewegung gesetzt. Bald widerhallt die ganze Stadt von unzähligen Glocken, und die finstere Mitternacht wird zum hellen Tage, da jede Thüre mit Hunderten, oft mit mehreren Tausenden von Lampen beleuchtet wird. Am folgenden Morgen fangen die Besuche und Glückwünsche an. Alles strömt zu Verwandten, Freunden und Vorgesetzten. Bei dem Eintritt wird der Gruß: „Christos woskres," angebracht und mit „Istinni woskres" (er ist wahrhaft auferstanden) beantwortet. Dann werden rothe Ostereier ausgewechselt und endlich das Ganze mit einem herzlichen Kuß beschlossen. Diese Küsse werden auch zwischen den beiden Geschlechtern gewechselt, und wenn das Korps der Unterbeamten, oft dreißig und mehr Menschen, zu dem Chef kommt, so fordert es die Landessitte, daß der gnädige Herr, der Graf, der Fürst, der Minister jeden seiner Beamten und Untergebenen nach der Reihe küßt, worauf die Thüre der Frau geöffnet und von derselben ebenfalls die ganze Prozession der Gratulanten nach der Reihe geküßt wird.

Diese Vertraulichkeit mit dem andern Geschlecht leitet den Fremden auf die Vermuthung, daß der Umgang zwischen beiden Geschlechtern freier seyn mag, als in andern Ländern. Diese Vermuthung findet sich, wenigstens bei dem eigentlichen Volke, bald bestätigt, und in den untersten Klassen ist diese Freiheit des Umgangs so ausgeartet, daß sie bereits der allgemeinen Sittlichkeit feindlich entgegen tritt und selbst der Bevölkerung schädlich zu werden droht, der doch in einem Lande, dessen Bewohner noch so wenig zahlreich sind, auf alle Weise Vorschub geleistet werden muß.

Die Heirathen werden bei dem gemeinen Volke gewöhnlich schon sehr früh vollzogen, was ebenfalls der Bevölkerung nicht nützlich seyn kann. Früher herrschte sogar im Innern des Landes die Gewohnheit, die Söhne der Bauern schon in ihrem achten oder neunten Jahre mit einem 14 bis 18jährigen Mädchen zu verheirathen. Dieser abgeschmackte Gebrauch ist nun durch die Benühung der Regierung größtentheils abgeschafft. Nicht so leicht wird eine andere, durch das ganze große Reich verbreitete Sitte zu bekämpfen seyn; ich meine die Schminke. Jedes Bauernmädchen, das etwas auf sich hält, muß in Rußland geschminkt seyn. Daher sieht man nirgends so viel rothe Gesichter unter den Mädchen, als eben hier. Diese Gewohnheit ist gleichsam schon zur zweiten Natur gehor-

Digitized by Google

den und hat sich in der Sprache der Russen festgesetzt, die, wenn sie von dem andern Geschlechte reden, das Wort „schön“ nicht anders als durch „roth“ geben können. Krasna Liza heißt wörtlich „rothes Gesicht“ und bedeutet „schönes Gesicht,“ und Krasaditza (Röthe) ist gleichbedeutend mit Schönheit. Wenn aber einmal geschminkt werden muß, so möchte ich unsern Damen rathen, die Schminke der russischen Bauermädchen zu nehmen, weil sie dadurch wenigstens ihre Haut nicht verderben und ihr Gesicht für das Alter nicht entstellen. Die russische Schminke besteht nämlich durchaus nur in Pflanzensäften, vorzüglich in dem der Jalappe, welche der Gesichtshaut durchaus nicht schädlich sind. Wenn die russische Dirne Sonntag Morgens vor dem Kirchgange mit ihrem einfachen Anzuge fertig ist, so läuft sie in den Garten, bricht einige Jalappenblumen und zerreibt sie auf beiden Wangen, wobei sie weder eines Kammermädchens, noch selbst eines Spiegels bedarf. Ein wenig Wasser streift Abends die Herrlichkeit wieder ab, und wenn einmal der lange Abend des Lebens kommt, so sieht man nichts von den Spuren der jugendlichen Eitelkeit, die auf den Gesichtern unserer vornehmen Damen oft eine so böse Rolle spielen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Fortsetzung.)

Jean Paul, von Franzosen kritisirt.

In Deutschland, wo man alles Französische schnell aufnimmt, aber weil die Franzosen sehr schnell zu Werke gehen, doch immer etwas spät, wird man vielleicht, wenn es hier Privattelegraphen gibt, endlich die Regierungstelegraphen einführen, und wenn einst die Franzosen noch einen Schritt weiter gehen, auch die Privattelegraphen. Das Morgenblatt benutzt gewiß die Erlaubniß. Wird alsdann Abends in Paris eine neue Oper debütirt, erscheint im Theater eine Dame mit einer neuen Mode, flugs berichte ich durch den nächsttlichen Telegraphen nach Stuttgart, und früh Morgens ist mein Bericht gedruckt. Kommt Ferriere Plan zu Stande, so wird Alles in der Welt blöd geschwind vor sich gehen; der Gedanke und die That werden nicht mehr schleichen, sondern Meilenstiefeln anziehen, und ein Tag wird verwirklichen, was Jahrtausende nicht erreichen konnten. Ehe wir aber unserer Freude ihren phantastischen Lauf lassen, wollen wir die Experimente zwischen Paris und Havre abwarten, und einstweilen durch die Briefpost hierüber Bericht erstatten.

Die literarische Sonntags-Zeitschrift, Revue de Paris, gibt seit einiger Zeit sehr originelle Uebersetzungen aus dem Deutschen, und zwar gegenwärtig aus Jean Paul. Frau v. Staël hatte gesagt, man könne ihn nicht übersetzen, und übersetzte dennoch ein Stück aus seinen Werken; das Edinburgh Review hatte bemerkt, man könne ihn nicht schildern und schilderte ihn, sogar nicht übel; vorgangenes Jahr theilte ein junger Franzose die Ansicht der Frau v. Staël und bewies die Schwierigkeit der Uebersetzung dadurch, daß er das Wort „Flegeljahre“ durch avoine sauvage (wilder Hafer) übertrug; die Revue de Paris endlich sieht das Schwierige der Uebersetzung und der Schilderung ein, und schildert und übersetzt. Es ist vielleicht nicht Jedermann gegenwärtig, daß die Franzosen schon früher, in der Revolutionszeit, sich mit der deutschen Literatur bekannt machten, sie aber darauf, zur Zeit des Krieges in Deutschland, wieder vergaßen. Ich besitze einige Theile der Bibliothèque germanique, welche vor dreißig Jahren bei dem Verleger Levrault erschien, dessen Nachfolger jetzt die Revue germanique herausgibt. In jener Zeitschrift finden sich Uebersetzungen aus Schiller, Artikel über Baron, Hagedorn, Ossian u. a., auch über Jean Paul. Es ist nicht ohne Interesse, die beiden Urtheile über Jean Paul, die verseitt vom Brumaire im Jahre IX., andererseits vom Oktober 1830 zusammenzustellen; beide wurden bei Gelegenheit von Siebenkäs ausgesprochen. Es sind individuelle Urtheile, aber jedes Urtheil trägt mehr oder weniger das Gepräge seiner Zeit. Die alte Revue germanique erklärt sich wie folgt: „Ein sonderbares Gemisch von Einbildungskraft, Empfindsamkeit, gutem und schlechtem Geschmack, Wahrheiten und Paradoxen, dies ist der Charakter der Werke von J. P. Richter, dem originellsten der jahrelangen Romandichter im deutschen Deutschland. Man schlage eine beliebige Seite in seinen Werken auf, überall findet man Bizarres, welches allen Regeln der Kritik trotzt und die gegründete Erwartung des verständigen Lesers täuscht. Hier eine rührende Beschreibung, und plötzlich eine Neckerei, die nicht an ihrer Stelle ist; dort Lustiges, und plötzlich wieder das Gegentheil. Hier vernichtet ein trivialer Gedanke den Effekt eines anziehenden Bildes, dort ist Spaß und Ernst so vermengt, daß man nicht mehr weiß, welchen Effekt der Schriftsteller hervorbringen will. Wissenschaftliches in Fülle, aus dem ganzen Bereiche der Natur und Kunst, belastet unsern Geist und amüsirt zugleich in diesem Autor. In andern Fällen jedoch werden wir durch die philosophischen Abschweifungen ermüdet. Kurz, unbedeutende Sujets, Einzelnheiten, die nicht zusammen passen, eine Unwahrscheinlichkeit nach der andern, ein wahres Chaos, das eher durch Zufall, als durch Nachdenken und Arbeit entstanden scheint, und andererseits unerschöpflicher Reichthum von neuen und pikanten Gesichtspunkten, Schönheiten ersten Rangs, so oft es sich um Tod, Unsterblichkeit und Tugend handelt; reizende Gemälde der Natur und des menschlichen Lebens, spitze und richtige Bemerkungen über Völker, einzelne Charaktere, Sitten — dies zeigt sich in den Werken des Hrn. Richter; es begründet die Angriffe gegen seine Schriften und zugleich ihren Ruhm.“ Kurz, unser Kritiker hat ein langes Urtheil gefällt, weil er den Hauptcharakter von Jean Paul nicht hervorzufinden. Da verweist er uns in einem Athem einen Sager, der auf französisch mehr als eine Seite einnimmt, und er hätte besser gethan, noch weiter zu reden, denn man weiß noch nicht recht, was er sagen will; er will sagen: Jean Paul ist Humorist; das versteht der Franzose nicht, wird man erwiedern, aber unser Kritiker versteht es nicht viel besser als die andern Franzosen. Er gibt alle kleinen Eigenschaften des Humoristen an, nur nicht die hauptsächliche Eigenschaft.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 98.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 295.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 10. December 1830.

Seit solch Singen mich begeistert,
Zieht mich all' der Seele Streben
Deiner starken Welt entgegen.

Th. Körner.

An den Meister.

Vom weiten Wege müd' und matt,
Durch dürren Anger, nackes Feld,
War ich des Wanderns herzlich satt;
Da wendet sich der Pfad, es stellt
Sich meinen Augen wunderbar
Der schönste Garten plötzlich dar.

Wie schnell war da mein Odem nicht,
Mein Aug' und Herz erquickt, erfrischt!
Wo Schatten sich mit zartem Licht,
Sich Duft mit Düften süß vermischt;
Wie ganz war jeder Sinn erfreut,
Und doppelt jede Kraft erneut!

Und näher zog mich's, nah zu schau'n,
Was fern mich sehnsuchtsvoll beklemmt;
Kein Gitter zeigt sich mir, kein Zaun,
Doch fühl' ich gleichwohl mich gehemmt,
Unsichtbar scheint ein Netz gespannt:
Ich ahnte hohen Geistes Hand.

Und als nach Tasten, Suchen, Müh'n,
Ich kehrte meiner Hoffnung dar,
Da tritt aus jener Myrthen Grün
Ein Mann mit lichtem Zweig im Haar.
Er rief, ich horchte noch dem Ton,
Und war in Gartens Mitte schon.

Er spricht, da wächst mit jedem Wort
Der Blumen Zier, der Bäume Pracht;
Er spricht, und an dem Zauberort
Aus Quell und Fels Musik erwacht;
Und wie er schnell mein Herz durchschaut,
Er seine Kunst mir gern vertraut.

Wie lang ich träumend dort gelauscht,
Den Duft, die Klänge in mich sog?
Ich weiß es nicht, doch war's verrauscht,
Als ich, erwachend, weiter zog.
Da wollt' ich nun, verarmt, allein,
Mir schaffen selbst ein Blümchen klein.

Hat doch der Gärtner mich belehrt,
Vielleicht geräth's dem Lehrling auch?
Und hab' ich, ach! nicht recht gehört,
Und ward es nur ein dürrer Strauch:
Er sey dem Meister doch gezeigt,
Was ich gewollt, er lobt's vielleicht.

H.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Nach so vielfältigen Schreibereien, diplomatischen Besprechungen und vergeblichen Bemühungen bei nie voll-

Digitized by Google

ständigen und meist mit Unlust über's Knie gebrochenen Proben, nach allen diesen peinlichen Geschäften, womit der Bühnendichter eine Masse kostbarer Zeit verschleudern muß, schlägt nun endlich die verhängnißvolle und demüthigende Stunde der ersten Darstellung seines Werks. Ja, verhängnißvoll! Denn wem ist es unbekannt, daß das Schicksal eines Stückes oft von der geringsten Zufälligkeit abhangt. Ein Schauspieler, der sich in der ernsten Gattung verspricht, oder seinen Charakter falsch auffaßt, im Lustspiel seine Rolle nicht weiß und das flüchtige Stück bis zur Langweiligkeit dehnt; eine Maschine, die knarrt, eine Decke, die hängen bleibt, ein mauvais plaisant, eine überlustige Tischgesellschaft, oder einige persönliche Feinde des Dichters im Parterre, können den Fall, oder doch die gleichgültige Aufnahme eines Drama's herbeiführen, das unter andern Umständen rauschenden Beifall erlangt hätte. Diese Abhängigkeit vom Zufall ist nun eben das Demüthigende für die Bühnendichter; und denkt man sich die Kühnheit, die dazu gehört, also öffentlich aufzutreten, und die nie ausbleibende Aengstlichkeit vor dem Mißlingen, so steht der Verfasser bei der ersten Aufführung seines Stückes im Widerspruch mit sich selbst und also immer ein wenig lächerlich da. — Von dem Publikum, dem er sich Preis gibt, ist in diesen Didaskalien schon verhandelt worden, besonders von dem norddeutschen, welches es für einen Mangel an Bildung hält, wenn man sich einem Kunstwerke unbedingt und natürlich hingibt, und daher mit dem gespanntern Vorsatz im Theater sitzt, daß es das neue Stück nicht so leicht zu Thränen oder zum Lachen bringen soll. — Von den kritischen Blättern, die sogleich über den älteren bewährten Dichter, wie über ein junges, kaum sich entfaltendes Talent herfallen, soll in der Folge dieser Aufsätze die Rede seyn, und hier nur vorläufig bemerkt werden, daß es der Unsumme unserer kleinen kritischen Flug- (eigentlich Fluch-) Blätter keinesweges um belehrende Kritik, um fortschreitende Kunst, sondern einzig und allein um Abonnenten zu thun ist, und daß sie also dem Haufen fröhnen, den eine ernste Erörterung langweilt, der aber für kleine Bosheiten, Stachelreden, freche Anfeindungen und dergleichen gar gern seine Paar Pfennige hinwirft, weil es der Gemeinheit einziger Trost ist, wenn das über ihr Stehende hinab zu ihr in den Staub gezogen wird. Gewisse politische Blätter dienen hiebei der unerfahrenen kritischen Jugend zum traurigen Vorbild; auch diese tadeln Alles, Alles, nur um zu tadeln, und möchten uns mit ihren leeren Phrasen gar gern glauben machen, daß sie das Heil der Welt in der Tasche haben, und daß man ihnen grausam verbietet, es herauszuholen. — Und welchen Ersatz hat nun der deutsche Dramatiker, nach Studium und Fleiß, nach hundertfältigen Unannehmlichkeiten und Plackereien, nach bestandener Gefahr öffentlichen und lauten Mißfalls, welchen Ersatz hat er selbst dann zu erwarten, wenn sein Stück vorzugsweise gelingt? — Ehre? Wahrlich kaum so viel, als dem bengalischen Feuerwerker, dem Maschinenmeister, oder dem alten Schimmel zu Theil wird, auf welchem der Held des Melodramas, unter lautem Jubel des Volkes, hervorgaloppirt. Wird ein jüngerer, talentvoller Schauspieldichter, nämlich rein als ein solcher, in die Kreise der besseren Gesellschaft gezogen, und dort nur zur Hälfte so ermuntert, so viel Wesens um ihn gemacht, als um nichtssagende singende Personen? Kann selbst der ältere und bewährte Dramatiker, als solcher, sich einer ausgezeichneten Stellung in irgend einer deutschen, d. h. in einer, nach Rang und Titel spezerdlig und spießbürgerlich abgestuften Gesellschaft rühmen? Ganz im Gegentheil: der Herr Kanzleirath sieht ihn als einen unnützen Menschen an, der Allotria treibt; die Excellenz kann doch keinen Menschen zu sich bitten, der möglicherweise ausgepocht werden kann; Se. Erlaucht läugnet, daß selbst der nahmhafteste Bühnendichter einen Namen habe, ja daß er nur geboren sey; der Bankier sagt, was kann so ein Mensch mit aller Mühe jährlich verdienen! und die heutigen Modedamen sagen gar nichts, damit man ja von ihnen sage, sie seyen unendlich weiblich. — Unter allen diesen Personen hat eigentlich der Bankier den Nagel auf den Kopf getroffen. Er weiß am besten, welche Attraktionskraft das Geld hat, weßwegen es par excellence Vermögen heißt, und weßwegen auch die Excellenzen ihn beehren; er kennt die Rangordnung nach Einkünften, und hat es, als guter Kalkulator, genau berechnet, daß die Anfertigung des Kostüms zu einer neuen Prachtoper dem ehrlichsten Theaterschneider wenigstens zehn Mal so viel eindringt, als das Opernegedicht dem deutschen Autor, und daß daher dieser arme, also dumme Teufel just zehn Stufen unter dem Schneider steht. Der Bankier spricht es nur unbefangen und geradezu aus, was die andern, obgleich sie dasselbe denken und thun, doch aus einem Rest von Scham bemänteln möchten. Solches nennt man naiv seyn, und Naivität hat immer einen komischen Anstrich. — Mehr aber als ernsthaft, traurig ist die Schuldlosigkeit des deutschen Bühnendichters. Er hat, als solcher, inmitten der europäischen Civilisation kein Eigenthum! Er ist als Produzent vogelfrei! Kein Gesetz, das ihn wie den geringsten Handarbeiter, kein Patent, das ihn als Erfinder, keine Kunstakademie, die ihn als ihr Mitglied schützt; denn wie sollte ein deutscher Bühnendichter in einer deutschen Akademie aufgenommen werden, da einer solchen schon Philosophen, wie Fichte und Hegel, bei weitem nicht genug handgreiflich wissenschaftlich sind. Das Manuscript eines Bühnendichters darf ohne sein Wissen und wider seinen Willen abgeschrieben und verkauft werden, ohne daß er die Thäter als das, was sie sind, verfolgen kann, indem die Gesetze nur einen unsicheren und weitläufigen Civilprozeß auf eigene Gefahr zu führen erlauben, wie

Digitized by Google

solches aus zwei Erkenntnissen Berliner und Königsberger Gerichte in Sachen des Herrn Clauren (Heun) und des Herrn Wilibald Alexis (Hering) hervorgeht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Die Heirathen werden bei den Russen mit besondern Feierlichkeiten begangen. Einige Tage vor der Hochzeit hat die kirchliche Verlobung durch den Priester statt, die bereits für unauflöslich gehalten wird. Die Tage zwischen der Verlobung und der Hochzeit bringt die Braut nur in Gesellschaft ihrer nächsten Gespielinnen, meistens mit Spielen und Gesängen zu. Die Trauung in der Kirche beginnt in den Städten bei wohlhabenden Paaren durch Gesänge der Priester und ihrer Gehülfen, wobei gewöhnlich alles neugierige Volk der Stadt sich versammelt. Wenn bald darauf die Verlobten eintreten, geht ihnen der Geistliche im vollen Ornate bis an das Hauptthor der Kirche entgegen und führt sie, indem er ihnen eine brennende Wachskerze gibt, in den Hauptheil des Tempels, nachdem er die Stirne der Braut und des Bräutigams mit einem dreifachen Kreuze eingesegnet hat. So treten sie vor einen kleinen Tisch, auf welchem die Verlobungsringe liegen, und der Priester spricht über sie, nach einem vorhergehenden kurzen Gesange, folgendes Gebet: „O Gott, der du die zerstreuten Elemente der Welt gesammelt und zu einem Ganzen verbunden hast; der du Isaak und Rebecka gesegnet und sie zu den Erben deiner Verheißungen gemacht hast, gib auch diesem Paare deinen Segen und führe es zu allem Guten.“ Nach diesem Gebete wird den Verlobten ein Heiligenbild vorgetragen, und der Braut ein Kranz, dem Bräutigam eine Art von Krone aufgesetzt. Der Priester übergibt ihnen die Ringe, segnet sie ein und läßt sie darauf beide aus einem Becher trinken. Darauf erhebt er seine Stimme und spricht oder singt vielmehr dreimal die Worte: „Ihr seyd verbunden auf immer und ewig.“ Dann nimmt der Priester die Ringe, bekreuzt die Stirne der Verlobten damit und steckt sie selbst dem Paare an die Finger, während dem er ein anderes kurzes Gebet über sie spricht. Nach diesen Ceremonien nimmt er beide bei der Hand und führt sie näher zum Altar auf einen auf dem Boden ausgebreiteten Teppich. Der allgemeine Volksglaube ist, daß der Theil, der diesen Teppich zuerst betritt, die Herrschaft im Hause führen wird, daher in diesem Augenblicke alles Volk sich herbeidrängt, den künftigen Herrscher zu sehen. Hier wird wieder aus dem gemeinschaftlichen Becher genippt, das Paar neuerdings eingesegnet und nach einem kurzen Gebete entlassen. Jetzt strömen die Verwandten und Freunde herzu, dem Paare ihre Glückwünsche darzubringen. — Zu Hause wird indessen der Tisch zu dem feierlichen Mahle bereitet. Wenn das Paar an den Tisch tritt, reicht ihm der Vater des Hauses Brod und Salz mit dem Wunsche, daß es ihnen nie an diesen ersten Bedürfnissen fehlen möge. Das Mahl dauert oft tief in die Nacht, und an Gesundheiten für Braut und Bräutigam läßt man es nicht fehlen. Ist die Gasterei zu Ende, so erhebt sich die Brautführerin und führt die Brant an der Hand in das Schlafgemach, wo schon Matronen ihrer warten, um sie zu entkleiden. Bald darauf entfernen sich diese Matronen und der Bräutigam betritt, von seinem Führer begleitet, das Gemach. Jetzt wird die Thüre geöffnet und alle Gäste strömen herein, um den Neuvermählten noch einmal ihre Glückwünsche zu bringen. Jeder leert auf ihre Gesundheit einen vollen Becher und nimmt dann Abschied, indem er dem Bräutigam das Gesicht und der Braut die Hand küßt, welche zum Dank einen Kuß auf die Wange des Scheidenden drückt. Die Thüren werden nun geschlossen, und die Gäste kehren gewöhnlich wieder zu ihren Tischen zurück.

Bei Gelegenheit der Heirathen soll auch der Taufen erwähnt werden, die jenen zu folgen und auch wohl vorherzugehen pflegen. Da es nicht meine Absicht ist, irgend einen der hier berührten Gegenstände zu erschöpfen, sondern nur dasjenige, was von unsern Gebräuchen abweicht, zu bemerken, so wird es genügen, zu sagen, daß bei der Taufe die Kinder dreimal ganz im Wasser untergetaucht werden, weil man ein bloßes Besprengen oder Begießen nicht für hinreichend hält. Da aber bei diesem Untertauchen das Kind der Erstickung ausgesetzt ist, so beugt der Priester derselben durch einen eigenen Handgriff vor. Er drückt nämlich die Spitzen der beiden äußersten Finger seiner Hand auf die Ohren, die der nächstfolgenden Finger auf die Augen, und endlich die hohle Hand auf die Nasenöffnung und den Mund des Kindes, und verrichtet so die dreimalige Submersion, die, dieser Vorsicht ungeachtet, doch öfter schädlich ist, da zur Taufe durchaus ungemärmtes Wasser gebraucht werden muß. Erwachsene werden auf eine andere Art in die Gemeinde der Christen aufgenommen. In den an Asien grenzenden, besonders südlichen Gouvernements gibt es noch viele Mohamedaner und selbst Heiden. So sind die Tscheremissen und Tschuwaschen, welche die entlegenen Dörfer um Kasan bewohnen, noch heidnisch, und beinahe die Hälfte der Einwohner dieses Gouvernements sind Mohamedaner. Die Regierung ist so tolerant, daß sie durchaus keinen Unterthanen in seinem Glauben stört. Um indessen besonders den Heiden den Uebertritt zur christlichen Religion annehmlicher zu machen, gibt man ihnen, wenn sie sich taufen lassen, die Provision für den nächsten Winter unentgeldlich. Da trifft es sich denn öfters, daß nach einem Mißjahre ganze Truppe solcher

Digitized by Google

Menschen nach der Stadt kommen und den Behörden ihren Wunsch vorlegen, in den Schooß der alleinseligmachenden Religion aufgenommen zu werden. Man treibt sie dann an das Ufer des nächsten Flusses, wo sie sich entkleiden und bis an den Gürtel ins Wasser steigen, in welcher Stellung sie alle auf einmal getauft und dann mit ihrem Wintervorrathe wieder in ihre Dörfer entlassen werden. Im nächsten Mißjahre sieht man diese guten Leute auch wohl wieder kommen und zur Befestigung ihres Glaubens um eine zweite Taufe bitten, wo sie aber gewöhnlich etwas unsanft abgewiesen werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, November.

(Beschluß.)

Jean Paul, von Franzosen teutschirt.

Hören wir nun die Revue de Paris: „Jean Paul Friedrich Richter, ein wunderbares Genie, der Sterne Deutschlands, der originellste der neuern Schriftsteller ... streicht einen Styl, wie man ihn nie gesehen, ein Chaos von Poesie, Esprit, Ein Karneval von Gedanken und Sprache, ein Labyrinth ohne Faden der Ariadne ... Citationen, Anspielungen, Wortwitze, Epigramme, plötzlicher Schwung, pathetische Scenen, weiße Blätter, Abschweifungen, Episoden ... ehe man ihn überspringt, muß man ihn verstehen, und das ist nicht am leichtesten ... Dieser Philosoph, dieser Dichter, dieser Spaßmacher, dessen Genie eine verwirrte Hieroglyphe ist, dieser Titan des Spaßes und Rabelais der Metaphysik birgt unter ausschweifenden Arabesken gar viel Empfindsames, Zartes, Anmuthiges. Tiefes; er ist der einzige Schriftsteller, der vor lauter Originalität keinen Nachahmer gefunden hat." Und das ist nicht wahr. „Allen seinen Schriften fehlt die Einheit;" weil unser Kritiker sie eben nicht herausfinden kann; „er steht unter Shakespeare, besonders unter Cervantes, vielleicht über Sterne, und hat wie sie den Vereinigungspunkt gefunden, wo der Schmerz und die Lust, das Pathetische und Burleske sich verschmelzen." Also doch eine Art Einheit! Nun eine Probe der Uebersetzung. Cette voûte immense et éternelle, cette éloquente arche de l'empyrée, cet univers sublime se rétrécirent à tes yeux et ne seront plus qu'une pauvre maison, un économique réduit; tu n'y verras plus que des cordes de bois, des morceaux de lard, des métiers à filer, et quelquefois, dans les beaux jours, un salon de visite. Pour toi.. la lune se transformera en un de ces globes de cristal dont le cordonnier se sert la nuit, et que les nuages portent comme leur chandelier. Le Rhin superbe n'offrira pour image pittoresque que quelques endroits guéables où tu iras laver ton linge. Le Rhin transformé en un chaudron de lessive! Mais quoi! l'Océan lui-même ne se présentera à ta pensée que comme un réservoir de harengs saurs ... Da haben wir's! Die Franzosen, welche obigen Satz lesen, bekommen vor Lachen Convulsionen. „Das also ist euer Jean Paul! das also ist eure Romantik!" So geht es, wenn man den Leuten von Metaphysik spricht, ehe sie die Logik kennen; wenn man den Wilden Missionäre schickt, ehe sie den Pflug kennen; wenn man den Franzosen von der éloquente arche de l'empyrée und zugleich von Speck und Bäckinnen redet, ehe sie eine Vorstellung davon haben, was Humor ist. Was kommt dabei heraus? Sie sagen, der Schriftsteller sey sprechige und der Uebersetzer ein Pickelhäring. Laßt euch doch rathen, ihr, die ihr die Franzosen romantisch machen wollt: hübsch geschwind meinetwegen in andern Sachen, hübsch langsam in der Literatur. Geht unsern Landsleuten den Meistinger in die Hand und sagt: Lernt deutsch, denn 30 Millionen reden diese Sprache. Wartet, bis sie auf Meidinger die ersten Elemente gelernt haben, dann gebt ihnen Gellerts Fabeln in die Hand, dann Kopebue u. a., und sie werden das Deutsche liebgewinnen. Nun derbei mit Schiller und Goethe, und so in verdünftiger Stufenfolge weiter, bis ihr ihnen endlich lachelnd den Jean Paul in die Hand gebt und sagt: Jean Paul ist Humorist, und fragt: was ist Humor? Dann erst werden sie jene Literatur würdigen, worauf der Engländer und Deutsche so stolz ist; jene fabrende Literatur, die mit den Lippen lacht und spottet, während ihr Auge die Thränen kaum meistern kann. Aber um des Himmels willen keine Uebersetzung von Jean Paul vor dem Meidinger!

D.

Lausanne, November.

Die waadländische Gesellschaft für öffentliches Wohl.

Das Streben nach Unterricht und die uneigennützigen Bemühungen zu dessen Verbreitung in allen Ständen und in allen Lebensarten, ist hier in Lausanne und in allen kleinen Orten unsers Kantons sehr erfreulich. Unsern Kindern fehlt es nicht an unentgeldlichem Unterricht aller Art, wohl aber den ältern Männern und den Handwerkern. Einige Studenten gründeten hier zuerst eine Schule, wo sie dieser Klasse alle Abend mehrere Stunden im Lesen, Schreiben und Rechnen Unterricht gaben, dann folgten die kleinen Städte nach. Leute von 60 Jahren haben hier noch in Grade nachgeholt, was ihrer Jugend fehlte.

Es fehlt und nicht an wohlthätigen Vereinen aller Art und Gestaltung. Der nützlichste aber im Großen ist wohl die waadländische Gesellschaft für das öffentliche Wohl, die in dieser Zeit einen trefflichen Aufschwung genommen hat. Sie ist ein Kantonszweig der großen schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, deren drei Gegenstände Erziehung, Gewerbsfleiß und Armen sind. In ihr erblickt ich die große, edle Mutter, die ihre zweundzwanzig wohlgerathenen Töchter wie Missionarien ausgesendet hat, auf daß sie nicht nur an Ort und Stelle Gutes wirken, sondern ihr auch bälsreich zu großen, das ganze Volk betreffenden Zwecken die Hand reichen. Die moralische und intellektuelle Regeneration der Schweiz dürfte wesentlich von diesem Bund, seinen Arbeiten, Bemühungen und Leistungen aufgehen. Die Kantonsgesellschaften vereinigen sich wahrenmal im Jahre in verschiedenen Städten ihres Bezirks, um da Ausarbeitungen zu lesen, zu besprechen und zu berathen, welche auf jene drei Gegenstände Bezug haben. Hier finden Männer aller Stände und Sphären ihre Stelle. Bauern, Professoren, Handwerker, Gelehrte, Geistliche, Schullehrer, Notarien, Advokaten, Aerzte und reiche Grundeigenthümer. Alle treten brüderlich und ohne Ansehen der Personen zusammen, einer redet nach dem andern, einfach, ohne Zwang und Prätension, jeder theilt frei seine Gedanken mit, und da zeigt sich's, daß in den sogenannten niedern Ständen oft Scharfsinn und natürlicher Verstand herrscht, der dann den gelehrten und unterrichteten Herren von der Feder gar wohl zu statten kommt. Die heterogenen Elemente dieser Gesellschaften, die freie Mischung der ungleichartigsten Stände ist gerade das, was ihnen am meisten nützt; denn dadurch hat jedes Interesse, jede Meinung und Ansicht ihre Vertreter, alle werden gehört, alle werden verglichen, besprochen und abgewogen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 126.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 296.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 11. December 1830.

Wenn zu der Regenwand
Phöbus sich gattet,
Gleich steht ein Bogenrand
Farbig beschattet.

Goethe.

Noahs Regenbogen.

Eine Vorlesung.

Unter den verschiedenen mythischen Nachrichten über eine große Fluth, hat die von Moses aufbewahrte das Eigenthümliche, daß sich damit ein deutender Mythus des Regenbogens vereinigt hat. Das Schiff, worin der Vater der Menschen schwimmt, der Berg, auf dem sich sein Schiff niederläßt, wohl auch theilweise die hieroglyphischen Vögel, Taube und Rabe, die er aussendet, finden sich gemeinschaftlich bei den verschiedenen Völkern. Die blos mosaische Deutung des Regenbogens wird mit großer Kindlichkeit und Einfalt gegeben: der gerettete Vater der Menschen steigt mit den Seinigen aus dem Schiffe, nachdem ein trocknender Wind gekommen und dem Regen gewehrt worden war. Sie bringen ein Opfer, Gott macht mit ihnen einen Bund, und als Zeichen setzt er den Bogen an den Himmel; „wenn es kommt, daß ich Wolken führe über die Erde, so soll man den Bogen sehen in den Wolken, alsdann will ich gedenken an meinen Bund."

Ohne uns irgend in gelehrte und kritische Untersuchungen über die Frage, ob ursprünglich diese Deutung des Regenbogens mit der Erzählung von der großen Fluth verbunden gewesen, oder später hinzugesetzt worden sey, einzulassen, bemerken wir, daß außer der kindlichen, mythischen Betrachtung, noch eine physische Wahrheit sich daran knüpft, die den Deutungen des Regenbogens bei andern Völkern fremd ist. In der Erscheinung des Regenbogens liegt in der That etwas Versöhnendes, er ist ein wirkliches Bild der Aussöhnung. Ihm ging Dunkelheit voran, Wolken thürmten sich gegen einander, deren Streit unter Donner und Blitz und herabströmenden Regengüssen sich entschied; allmählig verschwindet dieß, und am stillen, beruhigten Firmament zeigt sich der Bogen, wie ein Thor des Friedens und der Heiterkeit. Kaum zeigt sich bei andern Völkern diese Idee des Friedens, ja das Gegentheil. Bei einigen griechischen Dichtern ist der Regenbogen der Weg des Verkehrs zwischen Göttern und Menschen; die Götterboten, die man zwar als friedebringende betrachten kann, stiegen auf dieser festen, gewölbten Straße auf und nieder. Bei Homer dagegen ist an manchen Stellen die Iris sogar ein Zeichen des Kriegs, vom Zeus hingestellt, oder des schwer zu erwärmenden Winters*). In den egyptischen Symbolen ist mir kein Bogen vorgekommen; bei den Hindus ist er schlechthin der Bogen des Indra.

In der mosaischen Deutung des Regenbogens liegt aber noch etwas, was einer physikalischen Betrachtung gar viele Seiten darbietet. Es liegt darin der Gedanke: vor der großen Fluth gab es keinen Regenbogen. Die Meinung, es könnte wohl vorher schon ein Regenbogen existirt haben, aber seine Bedeutung sey erst nachher offenbar worden, ist mit der Einfalt und der Sprache, die in der Erzählung herrschen, nicht wohl ver-

*) Ilias, 17. Buch, V. 547, wenn die Stelle ächt ist.

Digitized by Google

einbar. Auf jeden Fall ist ein Himmel ohne Regenbogen für den Physiker ein sehr anregender Gedanke; die schöne Deutung wird grandioser, und der Bogen wird nun wirklich die Brücke zwischen der Urwelt und der jetzigen Welt.

Wir betrachten zuerst den Regenbogen geographisch. Er gehört dem ganzen Menschengeschlecht an; er ist in seinen Erscheinungen sehr farbigen Bändern, des mehr oder weniger Gewölbtseyns, des Hinwanderns mit der Sonne, des Steigens, wenn die Sonne sinkt, für alle Erdbewohner gleich. Wolken, die sich in Tropfen auflösen und, der Sonne entfliehend, einen klaren Raum zwischen ihr und dem Beobachter lassen, dieß ist der einzige Zustand der Atmosphäre, der seine Bildung bedingt. Allerdings mögen die ununterbrochenen Regengüsse der Tropenländer, die schnell eilenden Gewitter und Stürme, die z. B. aus der Wüste nach Egypten hereinbrechen, und in andern Erdgegenden andere Umstände die Erscheinung des Regenbogens zerstören. Aus den Berichten der Reisenden läßt sich nichts entnehmen; eine so flüchtige Erscheinung, die man von Kindheit an gesehen hat, wer wird sie besonders beachten? Wenn sich ein Regenbogen bei Sonnenuntergang zeigt, so erscheint er jedem Erdebewohner, er mag auf dem Aequator stehen oder weit gegen die Pole hin, immer als Halbkreis; und je höher die Sonne steht, desto niederer, flacher ist der Bogen. Plinius hat uns viele sehr reiche Beobachtungen über die Erscheinung in Tags- und Jahreszeiten mitgetheilt. Nie erscheint ein Regenbogen, wenn die Sonne ungefähr zur Mitte des Himmels heraufgestiegen ist. Daher in der Tropenwelt und der gemäßigten Zone vom Frühling bis in den Herbst er nie Mittags sichtbar wird. In der Breite der Streifen gibt sich der Durchmesser des sich abspiegelnden Sonnenbilds zu erkennen, und dieß ist für alle Erdebewohner gleichsam ein allgemeiner Maßstab am Himmel, ohne ihre Verabredung, wie dieß beim allgemeinen Maaß, von Erderscheinungen entlehnt, der Fall ist.

Dem Physiker ist, als Forscher, der Regenbogen auch ein Bogen des Friedens. Zwar sind die Farben ein Bild der Wandelbarkeit, aber der Bogen kann nur entstehen in Folge eines zur Ruhe gekommenen Gesetzes in den Verhältnissen zwischen Licht, Luft, Wasser. Der Regenbogen spiegelt heraus aus einem muntern Heer leuchtender, zur Erde sich stürzender Thautropfen. Welche genaue Abwägungen, welche scharfe Bestimmungen und Wechselwirkungen zwischen Luft und Wasser! Unsichtbar wandelt sich (durch Verdunstung) das Wasser in den zarten Dunst, der im Schooße der Luft sich verbirgt und dort, wer weiß wie, gepflegt wird. Es erhält aber allmählig wieder die Freiheit, und erscheint als schwere, drohende Wolke, die in Tropfen sich auflöst, zum Theil aber wieder in die Luft gleichsam sich verliert, oder von ihr eingesaugt wird. Welch ein Verkehr, welche Wandlungen! Das schwere Wasser, das als Ocean die Erde umgibt, wird in der Luft leichter und ätherischer gleichsam als diese selbst. An allen diesen Verhältnissen nimmt das Licht Theil. Wäre die Luft trüber oder das Wasser noch feiner, wenn es in der Atmosphäre sich lagert, das Farbenspiel des Regenbogens könnte nicht wie jetzt stattfinden; der Bogen stände zu hoch, oder er würde kaum an dem Horizont als ein kleines Cirkelstück erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Einzelne vagirende Komödianten streifen wie die Korsaren umher und suchen, durch allerlei Mittel, auf allerlei Wegen, zu Abschriften einträglicher Stücke zu gelangen, um sie für wenige Thaler zu verschachern. In Mainz existirt sogar eine sogenannte Handlung, die solche Abschriften von Dramen und Musikalien in gedrucktem Preiscourant öffentlich zum Kauf ausbietet. Eine Person, die sich hierüber bei dem Chef dieses Hauses beschwerte, erhielt eine sehr derbe Antwort, worin unter andern vorkam, daß jenes Haus jenes Geschäft schon seit zwanzig Jahren treibe, und sich also sehr wundere, wie man dazu komme, sich darüber zu mockren. (Dieser Brief kann nöthigenfalls vorgezeigt werden).

Was ist nun die Folge dieser Erniedrigung, dieser gänzlichen Schutzlosigkeit der deutschen Bühnendichter? — Ein Chaos von Unkunst, das täglich mehr um sich greift und dem gesammten deutschen Theater mit völliger Vernichtung droht. Wo werden mehr weitschichtige, ganz undarstellbare dramatische Gedichte geschrieben, als in Deutschland, und weßhalb? — Weil es unter fünfzig jungen Dichtern kaum Einem gelingt, die papierenen Festungswälle der Theaterkanzleien zu durchbrechen und sein Werk auf die Bühne zu bringen; weil auch, in solchem glücklichen Fall, dieser Eine, durch zahllose Placerrien, kärglichen Lohn und niederschlagende Kritik, zu der Ueberzeugung kommt, daß jede andere Beschäftigung ehrenvoller und belohnender sey, als die eines deutschen Bühnendichters, und er nun in Einsamkeit sich zurückzieht, und frei von den beengenden Schranken des realen Theaters, sich einer ungebundenen Phantasie um so regelloser hingibt. Aber auch dir wenigen Dichter, die, alle Hindernisse übersteigend, sich nicht abschrecken und von den Brettern verscheuchen lassen, vermögen es nicht, ihren Produktionen jene Zeit und jene Feile zu widmen, ohne die kein wahrhaftes, kein dauerndes

Digitized by Google

Kunstwerk entsteht. Nur die Menge der Stücke und die Raschheit, mit der sie zu Tage gefördert werden, kann dem heutigen Bühnendichter eine kleine Existenz, ein mäßiges Einkommen verschaffen. Und so werden wir mit einer Menge von großen und kleinen Stücken überschwemmt, wovon die einen breit und schwerfällig, die andern lose und leichtfertig gearbeitet sind, alle aber das Gepräge der Uebereilung und der Ungediegenheit tragen, so daß selbst die talentvollsten dieser theatralischen Skizzen, gleich Ephemeren, mit der Gunst des Tages dahin sind; nicht zu gedenken der auf den Kauf gemachten Waaren, welche französische Uebersetzungsfabriken dem deutschen Theater unaufgesetzt liefern, und dadurch so manches deutsches Originalwerk von der Bühne verdrängen. Aber, sagt man, wie war es denn früher? Ei, durchaus nicht anders; und doch hat Deutschland seinen Goethe, seinen Schiller hervorgebracht! — Ich muß hierauf antworten, was ich schon einmal öffentlich sagte: Der höchste Lohn an Ehre und Gold wird kein Genie erzeugen, Geringschätzung und armselige Bezahlung kein Genie ertödten, wenn gleich häusliche Sorge vielleicht den Tod unseres größten Dramatikers beschleunigte. Aber wenn die deutschen Theaterdirektionen mit gewohnter Passivität auf Genies warten wollten, so könnten sie unterdessen in den Fall kommen, die Dekorationen und Kostüme allein spielen zu lassen, oder sonst Dinge auf die Bühne zu bringen, wodurch uns die dramatische Kunst ganz abhanden käme; und dieses wäre dann la fin du commencement, welcher bereits gemacht ist. Denn ein Genie wird nur äußerst selten geboren, und erschafft nur eine Kunstperiode, ist aber diese Kunstperiode so wenig selbst, als eine Sonne ein Sonnensystem ist. Es gehören Planeten zu einem Sonnensysteme, wie zu einer Kunstperiode Talente. Diese Talente zu erwecken, ist die Aufgabe der Bühnendirektionen, diese Talente zurückzuscheuchen und zu andern mehr lohnenden Beschäftigungen hinzudrängen, ist, mindestens, ein Klugheitsmangel, dessen sich die Direktionen in hohem Grade schuldig machen. Wie viele bedeutende Talente (ein Tieck, ein Schlegel) wollen mit der bestehenden Bühne gar nichts zu schaffen haben. Andere (ein Houwald, ein Müllner) haben sich früh von ihr zurückgezogen. Und wie viele rühmlich bekannte Namen gibt es noch, die, zurückgeschreckt von dem unfruchtbaren Dornenpfade der Bühne, ihre tragische oder ihre humoristische Kraft nach andern Kunstgebieten hinwenden! — Selbst unter der Unsumme unserer frühreifen Rezensenten würde sich mancher witzige Kopf finden, der ein Paar gute Lustspiele auf die Bühne gebracht hätte, wenn seine bonmots in den Tagesblättern ihm, bei geringerer Gefahr, nicht mehr Vortheil, Auszeichnung und Einfluß brächten, als das bekrittelte Stück seinem Autor bringt. — Die Schutzlosigkeit von Seiten der Gesetze, die unwürdige Behandlung von Seiten der Bühnen und der unklugen Kritik haben den deutschen Dramatiker in der öffentlichen Meinung so herab gebracht, daß er mit dem verachteten und mißhandelten Italienischen Operndichter sehr bald auf einer und derselben Stufe stehen wird. Dann werden unsere Dramen jenen elenden Operntexten gleichen, denn nur die talentlosesten Sylbenzähler, die unwürdigsten Seelen, die ärmsten Teufel werden alsdann noch zu einem Handwerk greifen, das bei kärglichem Lohn Unehre bringt. Die Kunst der Darsteller aber — sie scheitert jetzt schon an gediegenen Stücken ohne Knalleffekte, an feinerer Schattirung der Charaktere und an dem anmuthigen Kampfspiel eines raschen und leichten Dialogs — die Kunst der Darsteller aber wird sodann zu jener herabsinken, mit welcher die Medrzahl deutscher Operisten zu sprechen vermag. Dies alles wird geschehen, wenn fürder der Bühnendichter, der Gesetzgebung und den Theaterdirektionen gegenüber, in dieser schutzlosen und niedern Stellung bleibt.

Die Frage ist nun, wie dem abzuhelfen sey? — Da war ich denn vor zwei Jahren so phantastisch, daß ich mir einbildete, die deutschen Dichter, die für die Bühne schreiben, würden sich einmüthig zusammenthun, um sich gemeinschaftlich einander zu helfen. Wie sich die französischen Dramatiker (namhafte und unberühmte) verbunden haben, lediglich zur gemeinsamen Einkassirung ihrer resp. Honorare, so sollte eine Buchhandlung die Stücke des deutschen Dichtervereins in der Handschrift versenden und das pekuniäre Geschäft besorgen, andeutend dabei, daß keines dieser Stücke während der ersten drei Jahre im Druck erscheinen würde. Jedem der Dichter blieb es frei gestellt, das Honorar seines Werks zu bestimmen, und er hatte die Annehmlichkeit, seine Zeit nicht mit Versendungen und unangenehmer Korrespondenz zu verschleudern. Anderseits war den Direktionen die Hoffnung genommen, auf den Druck des Stücks zu spekuliren; und was die Entwendung der Manuskripte betraf, so sollte der Verein, auf gemeinsame Kosten, in jedem einzelnen Falle klagbar werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, November.

(Fortsetzung.)

Wohlthätiger Einfluß der Gesellschaft für öffentliches Wohl.

Auf diese Art werden die Hauptklippen und Hauptfehler aller Gesellschaften aus gleichartigen Bestandtheilen vermieden: der esprit de corps, Neid, Sectirsucht und Rivalitäten. Man braucht nur einen flüchtigen Blick auf den Gang der Staatswirthschaft zu werfen, um zu erkennen, daß eine Menge Irrthümer Jahrhunderte lang dauerten, weil sie durch

Digitized by Google

die alte Gewohnheit warm gehalten wurden, immer nur Männer von demselben Interesse und von demselben Stand zusammen zu setzen. Bei ihnen hörte man immer nur einseitiges Vorurtheil, einseitige Ansichten Eines Standes, der seinen guten Grund hatte, die Sache nur aus einem gewissen speziellen, allen Besitzern zusagenden Gesichtspunkt anzusehen. Auf diese Weise entstanden in Europa die Zölle, die Handwerksinnungen, die Privilegiengesetze, die veralteten Grundsätze über den öffentlichen Unterricht, und die Schweiz verdankt dieser Bockshautelei sogar die Heimathlosen, welche man des Landes Pest nennen könnte. Vereinigt man einzelne Menschen, ohne sie mit ihrem Stand in Berührung zu lassen, so geht gewiß die Wahrheit aus ihren Diskussionen hervor, und zwar leicht, ohne Zwang und ohne Erschütterung; Jeder wägt die Meinung der Andern nach seinem besondern Interesse ab, und Jeder kennt diese Gründe nachdenken, die den seinigen gerade entgegen sind; es kann kein Egoismus aufkommen, weil einer durch den andern aufgehoben wird. So z. B. ist die als Preis für künftiges Jahr gegebene Frage: wie kann der Wöllerei im Kanton Waad gesteuert werden? eine höchst wichtige und ganz nationale Angelegenheit bei uns, bei der sich aber die entgegengesetzesten Interessen kreuzen. Der Weinbauer, der Weinschenk und vielleicht noch mancher Andere wird darüber ganz anders denken und sprechen, als der Schullehrer, der Pfarrer und der große Grundeigenthümer. Diese Kantonsgesellschaften vereinigen sich jährlich an einem andern Ort in der Schweiz, hatten mehrere große Sitzungen, welche das ganze Land betreffen, berathen das Gemeinschaftliche und gehen nach einigen, so nützlich als angenehm verwendeten Tagen wieder auseinander, Jeder in seinen Kanton. Auch bei diesen Zusammenkünften lebt die alte schweizerische Gastfreundschaftheit wieder recht auf. Die auswärtigen Mitglieder wohnen nicht etwa auf ihre Kosten in Gasthöfen und Wirthshäusern, sondern werden den besten Familien des Orts zugetheilt, die sich um dies Vergnügen reißen, und den ihnen zukommenden Fremden nicht wie einen einquartirten Soldaten, sondern wie einen lieben, verwandten, lang erwarteten Gast aufnehmen, pflegen und verköstigen. Manchmal wird auch ein gemeinschaftliches Gastmahl für alle Glieder der Gesellschaft gehalten, jedoch ohne den tadelnswerthen Luxus, der bei dem großen muskatischen Verein eingerissen ist. Unbegreiflich ist der nationale Vortheil, der für die Schweiz aus dieser Zusammenkünften entsteht; Männer, die sich ehemals als Fremde angesehen hätten, ein Mann aus Waadt und einer aus le Locle, ein Genfer und ein Schaffhauser treffen nun wie alte Bekannte und Freunde zusammen; ihr Interesse ist ein gemeinschaftliches. Wenn früher ein Schweizer oder ein Glarner dem Berner von seines kleinen Landes Wünschen und Bedürfnissen sprach, so antwortete dieser: Was geht das mich an? da siehe Du zu. Das ist nun nicht mehr so, wiewohl die Berner im Grunde noch immer die alten sind. Die andern Schweizer haben sich aber sehr geändert, und dazu hat die beliebteste gemeinnützige Gesellschaft wesentlich mitgewirkt. Unbegreiflich ist es, wie eine so großartige, liberale Anstalt bei manchen Tochtervereinen in den Kantonen Engherzigen, Kleinlichkeit und Pfiffigkeit daß kaum. So erlaubt z. B. unsere waadtländische Gesellschaft kraft eines ausdrücklichen Gesetzes keinem Fremden oder Nichtmitglied, ihren Sitzungen beizuwohnen. Wenn Bentham, Lancaster, Say, Ch. Dupin oder andere in der Sphäre allgemeiner Nützlichkeit ausgezeichnete Männer hierhertämen und einer Sitzung unserer Gesellschaft beiwohnen wollten, so würde man sie höflich an der Thür abweisen, denn sie haben zwar der Menschheit große und unvergängliche Dienste geleistet, ihr Name ist gekannt und geehrt in jedem Welttheil, sie könnten auch vielleicht Bemerkungen machen, die für den Kanton von größter Wichtigkeit wären, aber in Lausanne ist dies noch nicht genug, man muß auch selbst seyn in der Gesellschaft, sonst ist es nichts. Wie ganz anders geht man wenige Stunden von uns, in dem liberalen Genf, zu Werke, wo Fremde freien Zutritt in alle Vereine haben, und wo man sich eine Freude daraus macht, sie da einzuführen, an welchen in den für öffentliches Wohl, der seiner Natur nach bei offenen Thüren gehalten werden sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 290:

Die Brandrakete.

Räthsel.

Ein Heer von starken Kameraden,
Gereiht in Glieder nach straffem Faden;
Ihr Dienst ist thatenloses Tragen.
Sie wissen nichts von Besiegerehren und Klagen;
Wohl dröhnt man sie dröhnen bei schweren Mähn'n,
Wohl sieht man zuweilen sie Feuer sprüh'n.
Doch bleiben sie meistens gedultig stehn
Und lassen den Schmählichste über sich gehn.

Wenn aber sie treten ans Reih' und Gliedern,
So fürchte dich ja vor den starken Brüdern!
Man sieht sie allein an seltenen Tagen
Von Händen temper in die Höhe getragen.
Dann wird zu Plünderen das ganze Heer.
Und wen sie erreichen, sie treffen ihn schwer;
Da ist kein Helm und kein Panzer so dicht,
Der nicht vor den furchtbaren Plünderen bricht.

Dem Heere vertrauten sich ohne Grauen
Sonst kleine Kinder und schwache Frauen;
Tagliche traten es alle Tage.
Es rächte mit Stank nur solche Plage:
Jetzt dringt ein Choc nicht von Reitern ein.
Jetzt bricht es den furchtbarsten Arm und Bein;
Auch vergällen die Last zum Streiten dem Feind
Zwei heiße Gesellen, den Plünderen vereint.

Und mancher der Plünder geht zu Grunde
In solcher furchtbaren Kampfesstunde,
Die aber, so nichts gelitten haben,
Sie werden im Frieden doch auch begraben.
Und ihre Geduld wird neu erprobt,
Und ihre Kostbarkeit nicht gelobt;
Da stehn sie wieder in Reih und Glied,
Und ihrer gedenkt nicht ein einzig Lied.

J. G. M.

Berichtigung.

In der Unterschrift des Motto's in Nr. 293 ist statt Goethe zu lesen: Goeze.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 297.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 13. December 1830.

— Mit so einschmeichelndem Wohllaut
Fesselt er alle Gemüther, mit so wollüstiger Wonne
Herrscht ihm das Volk; doch ob auch von Gestatsch die Bänke gebrochen,
Hungert er. — Neide den Sänger mir nicht, den die Bühnen ernähren.

Juvenal.

Didaskalien

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Ich glaubte in meiner Unschuld, daß sich die deutschen Dichter ohne Zaudern diesem Vereine anschließen würden, aber leider schlossen sich gerade diejenigen davon aus, die, rühmlich bekannt, mit den deutschen Direktionen in einträglicher Verbindung standen, und es daher vorzogen, nur für sich selbst zu sorgen, dem Gemeinwohl aber durch Entziehung von Autoritäten, wie z. B. Raupach und der nun verstorbene P. A. Wolff, zu schaden. Dadurch wurde jenen Journalisten, die von Hohn und Faxen leben, Vorschub geleistet; es wurde ihnen leicht, diese rein pekuniäre Verbindung für eine anmaßende literarische Partheі auszugeben, mit dem Worte Bühnendichter und der Zahl dreizehn abgedroschenen Spott zu treiben und große wie kleine Lacher auf ihre edle Seite zu bekommen. Dennoch hätte sich vielleicht der Verein erhalten, und die Zahl seiner Theilnehmer sich vermehrt, sobald dessen einfache Statuten öffentlich im Druck erschienen wären. Aber die Auflösung desselben wurde von einer andern Seite, von der Regierung, herbeigeführt, indem das königl. preuß. Ministerium des Innern es verweigerte, dem Verein der deutschen Bühnendichter die Rechte einer moralischen Person zu verleihen. Nur eine solche konnte in Rechtsstreitigkeiten mit der nöthigen Würde, ja mit der nöthigen Oeffentlichkeit auftreten, nur einem solchen autorisirten Vereine wäre es möglich geworden, für das gemeinsame Wohl der deutschen Bühnendichter wirksam zu seyn, nur ihm hätten sich die berühmten und namhaften derselben doch endlich angeschlossen. So aber zerfiel er im Entstehen, und ich mußte über meine Unerfahrenheit selbst von verständigen und wohlwollenden Freunden lächelnden Tadel erdulden.

Dennoch bleibt es eine unläugbare und niederschlagende Thatsache, daß der deutsche Bühnendichter, als ein solcher, für den Staatsverband gar nicht existirt, und von demselben ausgeschlossen bleibt, indem er der einzige Produzent ist, dessen produzirtes Eigenthum von keinem Gesetz geschützt wird. Unter diesen Umständen gibt es nur zwei Ansichten: entweder die pietistische, nach welcher das ganze Theaterwesen ein verpestender Sündenpfuhl ist, und in einem christlichen Staat überhaupt nicht geduldet werden darf, und dann wird mit den deutschen Bühnendichtern noch lange nicht herabwürdigend genug verfahren; oder — die humane Ansicht, nach welcher die Kunst den Menschen erhebt und jede wilde Rohheit, selbst die religiöse, den Fanatismus bezähmt, die Leidenschaften reinigt, und den segensreichen Sinn für das Angemessene und Schöne erweckt und ausbildet; dann aber ist die Bühnenkunst die lebendigste, die ergreifendste von allen, und dann muß der Dichter, der sie ins Leben ruft, nicht wie ein indischer Pariah behandelt und wenigstens bei seinem Eigenthum geschützt werden.

Digitized by Google

Weniger können, mehr aber sollen die deutschen Dramatiker nicht verlangen. Die französischen Gesetze, die dem Dichter und dessen Erben, bis zehn Jahre nach seinem Tode, einen fortwährenden Autoranntheil, bei allen Landesbühnen, von jeder Einnahme seines dargestellten Werkes bestimmen und sichern, können in einem Lande wie Deutschland, das aus so vielen Staaten besteht, unmöglich eingeführt werden. Wohl aber schützen diese Staaten gegenseitig das Eigenthum ihrer Einwohner, und diesen Schutz, den alle genießen, sollte doch auch wohl der dramatische Dichter ansprechen dürfen. — Hiezu bedarf es aber nur zweier Gesetze:

1) Daß keine Theaterdirektion ein Manuscript von einem andern als von dem Autor selbst oder seinem Bevollmächtigten kaufen darf.

2) Daß keine Theaterdirektion ein im Buchhandel erschienenes Stück zur Darstellung bringen darf, ohne sich vorher, hinschtlich des Honorars, mit dem Autor geeinigt zu haben.

Mehr bedarf es von Seiten des Staates nicht. Alles Uebrige bleibe den Betheiligten und der Konkurrenz, wie im Buchhandel, überlassen. — Was die erste Bestimmung betrifft, so dürfte sie wohl keinen vernünftigen Gegner finden, die zweite aber schwer gegen die starre Theorie einer abstrakt-philosophischen Jurisprudenz zu vertheidigen seyn. Alles jedoch, was für das unbeschränkte und absolute Eigenthum eines gekauften Buchs zu sagen ist, ist auch zur abstrakt-philosophischen Vertheidigung des Nachdrucks geeignet; und dennoch gibt es gegen denselben, in allen kultivirten Staaten, positive Gesetze, lediglich weil man die Literatur nicht will vernichten lassen, und sie also schützen muß. Will man demnach auch die Kunst der Bühne schützen, so bedarf es hiezu ebenfalls eines positiven Gesetzes, sollte dieses auch auf abstrakt-theoretischem Wege nicht zu vertheidigen seyn. Frankreich, England und — wenn ich nicht irre — Rußland haben auch nicht Anstand genommen, das oben vorgeschlagene positive Gesetz zu geben.

Ob nun zu einem solchen deutschen Bundesgesetz der heutige Moment durchaus nicht, oder gar wohl geeignet ist, soll und kann hier nicht entschieden, wohl aber muß gesagt werden, daß die preußische Generalintendantur der königl. Bühnen bereits das Prinzip aufgestellt hat, auch gedruckte Stücke zu honoriren, und daß es nur der Vereinigung der Herrn Intendanten sämmtlicher deutschen Hofbühnen bedarf, um durch ein schönes und öffentlich ausgesprochenes Beispiel einen löblichen Gebrauch einzuführen, den dann ein späteres Gesetz sanktioniren könnte. Läßt man aber, wie bisher, die deutschen Bühnendichter in schutzloser Zurücksetzung verschmachten, während man kostspielige Sorgfalt, Theilnahme, Gönnerschaft und Auszeichnung nur der Augenlust, dem Ohrenkitzel und überhaupt einem Sinnengenuß zuwendet, welcher mit dem der Kunst in offenbaren Widerspruch steht, so dürfte das deutsche Theater auf dem betretenen abschüssigen Wege sehr bald so herabkommen, daß es gegen die Angriffe frommer Gemüther nicht fürder zu vertheidigen wäre. — Werfe man dagegen einen Blick auf die bildenden Künste bis zum Handwerk hinab, auf ihre Schulen, ihre Akademien, ihre Preistheilungen, ihre Reisenden auf Kosten des Staats! Und welcher schöne Erfolg in dem kurzen Zeitraum von fünfzehn Jahren! Welch ausgezeichnete Talente, welch herrliche Kunstwerke hat Preußen und Baiern seitdem hervorgebracht! Wie es der Wärme bedarf und des Lichts, um aus dem fruchtbaren Schooß der Erde Blüthen hervorzulocken, so bedarf die Kunst auch der Wärme des Antheils und des Sonnenlichts der Gunst, um zu gedeihen. Man gewähre den dramatischen Dichtern nur den zehnten Theil des Antheils und der Gunst, die man den bildenden Künstlern spendet, und in wenigen Jahren wird die gefährdete Würde der volkserziehenden Bühne gerettet seyn.

Ich kann diese Bemerkungen nicht schließen, ohne — so sehr es auch meiner innersten Natur zuwider ist — ein Wort über mich selbst zu sagen, damit meine Absicht nicht mißkannt, oder gar von Uebelwollenden absichtlich in den Staub der Gemeinheit herabgezogen werde. Demnach versichere ich — und Alle, die mich näher kennen, werden es bezeugen — daß kein persönliches Interesse mich zu der obigen Darstellung der Schutzlosigkeit und der Geringschätzung des deutschen Bühnendichters bewogen hat. Denn erstlich schreibe ich nicht ausschließlich und nur mit großen Intervallen für das Theater, stehe überdieß mit den einigen Bühnen, denen ich in der Regel meine Arbeiten zusende, in einem so gesicherten Verhältnisse, daß ich einer unverzögerten Darstellung eben so gewiß als eines anständigen Honorars bin, und könnte also, was mein persönliches Interesse betrifft, so ruhig als irgend ein anderer die unwürdige Zurücksetzung deutscher Bühnendichter mit ansehen, ja sogar eine Nahrung eiteln Stolzes darin finden, daß ich etwas besser behandelt werde. — Eben so wissen die, welche mich näher kennen, daß ich früher viel in der großen Welt gelebt, und mich aus ihren glänzenden Kreisen, aus eigener Wahl, zurückgezogen habe, so daß auch alles das, was ich über diesen Gegenstand gesagt habe, keine persönliche Unzufriedenheit zum Grunde haben kann. Nur weil es dem jungen dramatischen Dichter nothwendig ist, die vornehme Welt zu sehen, auf daß man es seinen Werken nicht anmerke, daß er sie nicht gesehen hat; nur weil es der vornehmen Welt Noth thut, Künstler und wissenschaftliche Männer in ihre Kreise zu ziehen, auf daß ihr vernünftige Nahrung werde, und sie nicht bei lebendigem Leibe absterbe, nur deßhalb habe ich diesen, mehr als man glaubt, wichtigen Punkt berührt. Nur zu allgemeiner Beherzigung und des allgemeinen Bestens

Digitized by Google

wegen, habe ich diesen Aufsatz geschrieben, und muß ihn, zu meiner persönlichen Vertheidigung, mit dieser Versicherung schließen.

(Beschluß des siebten Artikels.)

Noahs Regenbogen.

(Fortsetzung.)

Wir sind nun unserer Aufgabe, einen Himmel ohne Regenbogen begreiflich zu machen, näher gekommen. Es gibt unter den Erklärern der mosaischen Erzählung: es war vor der Fluth kein Regenbogen, zweierlei Ansichten. Die einen setzten vor der Fluth eine immer reine Atmosphäre voll Klarheit, die andern eine immer trübe, schwere, dichte voraus. Bei jenen umstuthet die wolkenlose Luft ein besseres Geschlecht von Menschen, als das jetzige, ein lieblicheres Bild seiner Reinheit. Dieß dauerte lange, bis bei der allmähligen Entartung der Menschen allmählig, wie bei Entstehung eines Gewitters, die Dünste sich am ganzen Himmel sammelten, immer sich mehrten, immer mehr nach der Höhe zogen, sich verdichteten, endlich in ungeheurer Maße sich entluden, und die letzte Katastrophe hervorbrachten, die dem jetzigen Zustand der Erde vorangieng. Ihnen ist also die große Fluth die Entladung eines allgemeinen Erdgewitters; vulkanische Erdkräfte wirkten mit, nachher trat, wie bei Gewittern, eine gewaltige Abkühlung ein, von der denn auch die Naturforscher an mehreren Stellen der Erde Spuren nachweisen. Nach dieser und durch diese große Entwicklung war die nun beruhigte Atmosphäre im Stande, fortan Wolken zu tragen, und der Regenbogen konnte erscheinen.

Diejenigen, welche das Gegentheil, also von Beginn an einen trüben, regenbogenlosen Himmel annehmen, sehen die große Fluth als die letzte Bildungsstufe der Erdatmosphäre an, als die letzte Scheidung des Wassers und der Luft, die letzte Aufhellung unseres Planeten, der aus einer chaotischen Atmosphäre entsprang, als die letzte Gründung seines Kerns. Beide Ansichten stimmen übrigens darin zusammen, daß unsere Atmosphäre der große Schauplatz war, wo sich die gewaltigen Kämpfe der Urwelt begaben und endeten.

Ein Weltkörper oder ein System von Weltkörpern, das nichts als Atmosphäre wäre oder war, ist der Lieblingsgedanke unsers Zeitalters. Es ist ihm die einzige verständliche Art, wie sie sich bilden und entwickeln konnten. Aber an sich schon hat der Gedanke etwas Anziehendes, wenn wir die Macht der Concentration betrachten, welche die Natur in luftförmigen Wesen erreichen kann, oder die unendliche Zerstreuung eines doch zusammenwirkenden Ganzen. Reichte unsere Atmosphäre durch Spalten oder Ritze, unverändert durch Wärme oder andere Einwirkungen, bis an den tiefsten Erdkern hinunter, so würde sie schon in einer Tiefe von 8 Meilen so dicht wie Wasser, 600mal dichter seyn, als sie jetzt ist; ebenso wäre es, wenn das Barometer in einer Höhe von 8 Meilen so hoch stände, als es bei uns hier unten an der Oberfläche der Erde steht; dann würde bei uns hier unten die Luft die Dichtigkeit des Wassers haben, dabei eben so durchsichtig, aber viel kräftiger, energischer, gespannter seyn. Welche Kräfte können solch einem lebendigen atmosphärischen Ocean inwohnen! Denn in unserer leichten Atmosphäre Wasserdunst sich verbirgt und auf einmal, in einem Moment, der heiterste Himmel mit Wolken sich bedeckt, wie würden wir über die Riesenkraft einer glühenden Atmosphäre erstaunen, deren Dichtigkeit tausendmal größer wäre, als die der Luft an der Oberfläche unserer Erde! Wäre es Unsinn, wenn Jemand behauptete, daß Granitberge aus dem Schooße einer solchen Atmosphäre sich niederschlagen? Dürfte man von der Sonne vielleicht behaupten, daß sie eine Atmosphäre solcher Art sey, und zwar nichts als Atmosphäre, ohne Kern, der sich allerdings bei ihren Planeten findet, die nur in eine Wasseratmosphäre mehr oder weniger trüb eingehüllt sind?

Doch wir kehren von dieser Abschweifung über die Feueratmosphären, wenn ich sie so nennen darf, wieder zu unserm Gegenstand, eine Atmosphäre ohne Regenbogen und ihre Beziehung zur großen Fluth, zurück. Ich stelle zu den zwei oben angeführten Ansichten noch eine dritte und behaupte: alle Kräfte, die zur Zeit der großen Fluth wirkten, alle die Katastrophen in der Atmosphäre, die sich damals zutrugen, sind nur unter Theilnehmung unsers Mondes möglich gewesen; die letzte Bildung der Erde ist unter Mitwirkung unseres feuchten und kalten Trabanten vollendet worden. Sagen läßt sich ja Vieles über die Zeiten, wo es keine Zeugen gab, oder eigentlich über die Unzeit, denn in einem Zustand so großer Gährungen und Entwicklungen ist zwar eine astronomische, aber keine physische Zeit; es läßt sich vieles darstellen und an Fäden reihen, die fast bis an die Urgeschichte hinreichen, oder fast, um mythologisch zu reden, bis an den Berg, an welchem der indische Mann nach der Fluth sein Schiff befestigte.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London. December.

Karrikaturen bei Gelegenheit des Ministerwechsels.

Die letzten politischen Begebenheiten haben wieder den Griffel unserer Karrikaturzeichner auf hundertelei Weise beschäftigt. Der neue Lord Mayor, welcher die armen Minister so sehr erschreckt hat, heißt zu seinem Unglück Key; da

Digitized by Google

fiel es einem lustigen Zeichner ein, ihm „für seine Verdienste“ mit dem spanischen Herrentitel zu beehren, was ihn denn zum Don Key (donkey, Esel) machte. Der Alderman, welcher den armen Don die Minister erfrorenen half, heißt Hunter, und da dies ein Jagdwort bedeutet, so war das Gespann seetig, welches auf jede möglichte Weise figurieren mußte. So sitzt der Esel neben dem Herzog und scheint ihm, nach dem Ausdrucke des letztern zu urtheilen, gräßliche Worte ins Ohr zu raunen. Auf einem andern Bilde sitzt der Esel in seinem Amtsstuhl und steht in einer Parodie von bekannten Reimen, man solle doch den 9. November und seinen Eselsstreich vergessen. Ein andermal sitzen die zwei Beamten beisammen; der eine mit einem alten Pferdekopf hat dem andern die Finger auf das Eselshaupt gelegt und tröstet ihn damit, daß das, was er gethan, „ein Fehler des Kopfes und nicht des Herzens gewesen sey.“ Die Abdankung der Minister und die Ernennung eines neuen Ministeriums hat indessen den beiden Aldermännern Ruhe verschafft; doch sah ich sie noch zur guten Letzt als ein Kutschengespann vor dem ministeriellen Wagen, in welchem der Herzog und Sir Robert sitzen; die Thiere brechen zusammen, und dem erschrockenen Herzog entschlüpfen zu gleicher Zeit Leitseil und Peitsche. Eine Menge Bilder stellen den Herzog und seinen Kollegen Sir Robert Peel, letzteren immer als Polizeidiener gekleidet und, als Anspielung auf seine Sinnesänderung hinsichtlich der Emanzipation der Katholiken, mit einer Rattenfalle in der Hand, in mancherlei lächerlichen Gruppen auf dem Rücken zu tragen; in einem wird sogar die ganze Gesellschaft vom Könige mit einem großen Besen, welcher, als Anspielung auf die parlamentarische Mehrheit gegen sie, die Zahl 29 trägt, hinausgefegt. Hier erscheint der Herzog beim König im Anzuge eines Kutschers als the Man wot used to drive the sovereign (der Mann, der den Monarchen zu führen pflegte), und entschuldigt sich beim Könige, daß er ihn nicht mehr führen könne, weil das Fuhrwerk mit ihm zusammengebrochen sey. Dort reitet er mit einem Papier, auf dem die Ungluckszahl 29 steht, in der Hand, mit traurigem Gesichte auf einem Esel dem Galgen zu. Aber auch das neue Ministerium erhält seinen Theil. Lord Holland wird durch die Aufforderung, Minister zu werden, plötzlich von seinem Zipperlein geheilt; Lord Brougham fixirt zum Erstaunen seiner ehemaligen Kollegen über ihre Köpfe weg von Brougham-Hall (seinem Landsitz) nach Westminster-Hall (dem Oberhaus) u. s. w. Alle Parteien werden hier auf gleiche Art behandelt; denn der Verkäufer der Karikaturen will nur Geld verdienen und das Publikum — lachen; und da man in England über ein Zerrbild sachen und die dargestellte Person doch achten kann, so verlegen diese Bilder so wenig, daß manche vornehme Männer alles, was von der Art gegen sie selbst erscheint, zur Unterhaltung ihrer Freunde sorgfältig zu sammeln pflegen. Auch der Lord Mayor bewies vor ein Paar Tagen, daß er sich über dergleichen groben Späße hinauszegen könne; denn da der Bierbrauermeister des Bezirks, dessen Alderman er ist, einen Mann vor ihn brachte, der die Karikaturen auf ihn feilgeboten und ein Spottlied dazu gesungen hatte, setzte er denselben augenblicklich wieder in Freiheit und empfahl dem Bierbrauermeister, ihn nicht wieder in seinem Geschäft zu stören.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lausanne, November.

(Fortsetzung.)

Wirksamkeit des Vereins für sittliches Wohl.

Die Allseitigkeit unsers Vereins ergibt man, wenn man seine große und weltgreifende Thätigkeit bemerkt. Um dieselbe zu beurtheilen, berühre ich nur Einiges, was ihm seit einigen Monaten beschäftigt hat: Ernennung einer neuen Kommission für die Kleinkinderschulen, welche nicht nur hier in Lausanne, sondern auch in Vevey, Morges und Nyon trefflich gedeihen; neue Ordnung für die Sonntagsbäute; Ernennung einer Armenkommission; Gründung einer Industrieausstellung; Erweiterung des Journals für Erziehung; Verbesserung des Volksgesangs und Erweckung des musikalischen Sinns bei dem Volk, worin Morges und Vevey schon große Fortschritte gemacht haben; Ernennung einer siebenden Kommission für den Landbau; Hotzersparniß; Reservekasse; Entdeckung und Benutzung neuer großer Kalkgruben; milde Anstalten in Vevey und in Rudonne; Gründung eines Schullehrerseminariums; Verminderung der Wüsteri im Waadland (Preisaufgabe von 12 Louisdor). In der Mitte des Septembers war der Jahresverein der großen belvetischen Gesellschaft bei uns in Lausanne. Alle Gäste schienen mit ihrer Aufnahme ziemlich zufrieden. Es war nur Ein Ton des Vertrauens, der Freundschaft und der Begeisterung für alles Gute. Nur meinten und besten sprachen die Gepfer, besonders über Erziehungswesen, worin sie sonderlich zu Haus sind; auch deutsche Vorträge wurden gehalten und deutsch beantwortet. In den Zwischenstunden der Sitzungen liefen wir es auch nicht an ergötzlicher Ayung- und reichlichem Trinken fehlen. Künftiges Jahr wird die allgemeine Sitzung in Zürich seyn.

Sehr glücklich ist der Impuls, den die waadländische gemeinnützige Gesellschaft hinsichtlich der Verbesserung des Volks- und Kirchengesangs gegeben hat. Bei unserm Alles rasch ergreifenden Associationsgeist hat sich auch für diesen Gegenstand schon eine Gesellschaft gebildet, und diese gründete flugs eine Gesangsschule, wo Kinder von zehn bis dreizehn Jahren für ein sehr Geringes zweimal die Woche im Singen unterrichtet werden; zu andern Stunden bekommen hier auch Erwachsene Unterricht. Auf diese Art können die übeltönigen den, falschgesetzten und falschgesungenen Psalmen aus unsern Kirchen verdrängt, und vielleicht auch das wilde, rohe Schreien und Gällen der Landleute etwas gemindert werden; wenn man aber meint — und gar Viele schmeicheln sich mit dieser Hoffnung — die Waadländer werden einst singen lernen wie die deutschen Handwerksgesellen, deren vierstimmigen Gesängen sie oft mit Entzücken zuhören, so irren sie gewaltig. Erstlich läßt die französische Sprache keinen solchen Gesang aufkommen, und dann müßten wenigstens einige Generationen mit und unter melodischem Gesang erzogen werden, ehe die jetzige unharmonische Roheit des Volks zum Weichen gebracht würde. Es ist schade um die Leute, denn es finden sich unter ihnen eine Menge guter und selbst schöner Stimmen.

In einer Darstellung der kriminellen Statistik unsers Kantons kommen auch einige neue Bemerkungen über unsers Strafzuchthaus vor, seiten kommen Individuen unter siebzehn Jahren hinein; die meisten, gewohnt Männer als Frauen, stehen in ihrem besten Alter. Selten kommen hier mehr denn fünf Katholiken zusammen, größtentheils Franzosen, Savoyarden oder Italiener; sie haben ihren eigenen katholischen Gottesdienst. Einer der Hausdiener gibt denen Unterricht, die dessen noch bedürfen. Jeder Sträfling hat seine Bibel und seinen Katechismus; außerdem ist noch eine kleine Bibliothek nützlicher Bücher vorhanden; diese gehen von Zelle zu Zelle, wo die Sträflinge in ihren Freistunden lesen und schreiben dürfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 127.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 298.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 14. December 1830.

Ja, wenn ganz mit deutscher Seele griechsche Kunst sich hat verschmolzen,
Sollst du sehn, zu welchen Pfeilen greift Apoll, zu welchen Bogen!

Platen.

Schiller an Wilhelm von Humboldt.

Jena, 21. März 1796.

Mein letzter Brief hat Ihnen nun schon gemeldet, liebster Freund, daß vor der Hand weder an Stanzen, noch an etwas Epliches bei mir zu denken ist. Ich kann also von Ihren Bemerkungen über den eigentlichen rechten Gebrauch gereimter Sylbenmaße sobald keinen Gebrauch für mich selbst machen, obgleich ich Ihren Ideen im Ganzen beipflichte. Nur däucht mir, erklären Sie sich zu sehr aus dem innern Wesen, was oft nur zufällig ist. So glaube ich, daß der Reim seinen Ursprung einer Sprache zu danken hat, die viele Wörter mit gleichen Endungen besitzt, und daß theils dieses, theils die Bequemlichkeit für das Gedächtniß ihn einführte. Daß sich der Reim sehr gut mit naiven Dichtungen vertrage, lehrt gerade sein Ursprung; denn die italienischen Dichter, die Minnesänger und Troubadours und dergleichen, obgleich sie den Alten an Werth nicht beikommen, gehören doch mehr in die Klasse der naiven, als der sentimentalen Dichtung. Dann ist auch ferner nicht zu läugnen, daß der Reim in den fröhlichen und scherzhaften Gattungen sich mit der größten Naivetät des dichterischen Gefühls verträgt; ich will hier nur Lafontaine's Erzählungen anführen. Mir däucht, daß sich die alten Sylbenmaße, wie z. B. der Hexameter, deßwegen so gut zur naiven Poesie qualificiren, weil er ernst und gesetzt einherschreitet und mit seinem Gegenstand nicht spielt. Nun gibt dieser Ernst, z. B. im Fuchs, der Erzählung einen gewissen größeren Schein von Wahrhaftigkeit, und diese ist das erste Erforderniß des naiven Tons, wo der Erzähler nie den Spaßmacher spielen und aller Witz ausgeschlossen bleiben soll. Auch däucht mir, ist der Hexameter schon deßwegen in dergleichen Gedichten so angenehm, und vermehrt das Naive, weil er an Homer und die Alten erinnert.

Uebrigens bin ich mit Ihnen überzeugt, daß der Reim mehr an Kunst erinnert, und die entgegengesetzten Sylbenmaße der Natur viel näher liegen. Aber ich glaube, daß jenes Erinnern an Kunst, wenn es nicht eine Wirkung der Künstlichkeit oder gar der Peinlichkeit ist, eine Schönheit involvirt, und daß es sich mit dem höchsten Grade poetischer Schönheit (in welche naive und sentimentale Gattung zusammenfließen) sehr gut verträgt. Was man in der neueren Poesie (der gereimten) vorzüglich schöne Stellen nennt, möchte meinen Satz beweisen; in solchen Stellen ergötzt uns die Kunst als höchste Natur und die Natur als Wirkung der höchsten Kunst; denn erst dann erreicht unser Genuß seinen höchsten Grad, wenn wir beides zusammen empfinden.

Das ist eine Unart des Reims, daß er fast immer an die Poeten erinnert, so wie in der freien Natur eine mathematisch strenge Anordnung, eine Allee z. B. an die Menschenhand. Aber ich glaube, daß selbst dieses — wenn nur das Uebrige reine objektive Natur ist — der höchsten ästhetischen Wirkung nicht entgegen ist.

Digitized by Google

Aber lassen Sie mich auch hier von den Reimen scheiden, wie ich in der That — auf eine Zeit lang nämlich — von ihnen Abschied genommen habe, es müßte denn seyn, daß ich in meinem Schauspiel geheimte Scenen nach Shakespears Beispiel einmischte, wozu es jetzt noch keinen Anschein hat. Ich bin jetzt wirklich und in allem Ernst bei meinem Wallenstein, und habe die letzten fünf Tage dazu angewendet, die Ideen zu revidiren, die ich in verschiedenen Perioden darüber niedergeschrieb. Groß war freilich dieser Fund nicht, aber auch nicht ganz unwichtig, und ich finde doch, daß schon dieses, was ich bereits darüber gedacht habe, die Keime zu einem höhern und ächtern dramatischen Interesse enthält, als ich je einem Stück habe geben können. Ich sehe mich überhaupt auf einem sehr guten Wege, den ich nur fortsehen darf, um etwas Gutes hervorzubringen; dieß ist schon viel, und auf alle Fälle sehr viel mehr, als ich in diesem Fache sonst von mir rühmen konnte.

Vordem legte ich das ganze Gewicht in die Mehrheit des Einzelnen, jetzt wird Alles auf die Totalität berechnet, und ich werde mich bemühen, denselben Reichthum im Einzelnen mit eben so vielem Aufwand von Kunst zu verstecken, als ich sonst angewandt, ihn zu zeigen, und das Einzelne recht vordringen zu lassen. Wenn ich es auch anders wollte, so erlaubte es mir die Natur der Sache nicht; denn Wallenstein ist ein Charakter, der — als ächt realistisch — nur im Ganzen, aber nie im Einzelnen interessiren kann.

Ich habe bei dieser Gelegenheit einige äußerst treffende Bestätigungen meiner Ideen über den Realism und Idealism bekommen, die mich zugleich in dieser dichterischen Komposition glücklich leiten werden. Was ich in meinem letzten Aufsatz über den Realism gesagt, ist von Wallenstein im höchsten Grade wahr. Er hat nichts Edles, er erscheint in keinem einzelnen Lebensakt groß, er hat wenig Würde und dergleichen; ich hoffe aber mich desto weniger auf rein realistischem Wege einen dramatisch großen Charakter in ihm aufzustellen, der ein ächtes Lebensprinzip in sich hat. Vordem habe ich, wie im Posa und Karlos, die fehlende Wahrheit durch schöne Idealität zu ersetzen gesucht, hier im Wallenstein will ich es probiren, und durch die bloße Wahrheit für die fehlende Idealität (die sentimentalische nämlich) entschädigen. Die Aufgabe wird dadurch schwerer, und folglich auch interessanter, daß der eigentliche Realism den Erfolg nöthig hat, den der idealische Charakter entbehren kann. Unglücklicherweise aber hat Wallenstein den Erfolg gegen sich, und nun erfordert es Geschicklichkeit, ihn auf der gehörigen Höhe zu erhalten. Seine Unternehmung ist moralisch schlecht, und sie verunglückt physisch. Er ist im Einzelnen nie groß, und im Ganzen kommt er um seinen Zweck. Er berechnet Alles auf die Wirkung, und diese mißlingt. Er kann sich nicht, wie der Idealist, in sich selbst einhüllen und sich über die Materie erheben, sondern er will die Materie sich unterwerfen, und erreicht es nicht. Sie sehen daraus, was für delikate und verfängliche Aufgaben zu lösen sind, aber mir ist dafür nicht bange. Ich habe die Sache von einer Seite gefaßt, von der sie sich behandeln läßt.

Daß Sie mich auf diesem neuen, und mir nach allen vorhergegangenen Erfahrungen, fremden Wege mit einiger Besorgniß werden wandeln sehen, will ich wohl glauben. Aber fürchten Sie nicht zu viel. Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethe und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Karlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethe's Gebiet gerathe, und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was Mein ist und Er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Produkt keinen Schaden thun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie ich in meinen muthvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden specificiren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungsbegriff einander coordiniren.

Doch genug von diesen Raisonnements. Sie werden sagen, daß die Sache selbst allein hier entscheiden könne, und diese wird jetzt auch mein ernstliches Geschäft seyn. Vor Ihrer Ankunft in Jena, welche doch wohl im August erfolgt, werde ich noch nichts eigentlich ausgeführt haben, aber dann, hoffe ich, soll der Plan ziemlich zu Stande seyn, und mit dem Plan ist auch die eigentliche poetische Arbeit vollendet.

Uebermorgen, liebster Freund, reise ich auf vierzehn bis achtzehn Tage nach Weimar, wenn meine Gesundheit es erlaubt. Ich habe Goethen versprochen, während Iffands Anwesenheit, der am Charfreitag ankommt, ihm Gesellschaft zu leisten, damit er für Iffand um so eher eine Societät eröffnen könne. Er wollte nicht gern zu viel Anstalten Iffands wegen machen, und doch wissen Sie, daß man in Weimar Alles aufbieten muß, um auch nur etwas von Societät zu haben. Nun geht ein Theil der Societätsarrangements auch auf meinen Namen, und wenn wir, Goethe und ich, beide zusammen sind, so verwandelt sich die ganze Historie in eine Komödie für uns. Seyn Sie also so gut, Lieber, mir Ihren nächsten Brief nach Weimar zu adressiren.

Sch.

Digitized by Google

Noahs Regenbogen.

(Beschluß.)

Hier geht es den Forschern wie den Reisenden, welche einen nie besiegenen Berg ersteigen wollen: sie kommen dem Ziele nahe, nun tritt ein unerwartetes Hinderniß ihnen entgegen und treibt sie wieder zurück. So muß auch ich den Beweis für obige Behauptung von der Mitwirkung des Mondes — ein Astrolog braucht dafür keinen — schuldig bleiben, und kann dem Leser statt einer Kette von Wahrheiten nur fliegende, lose Gedanken mittheilen.

Es ist bemerkenswerth, daß unser Mond als Trabant in manchen Stücken sich anders verhält, als die Trabanten der Planeten gegen ihre Häupter. Allerdings faßt, nach Herschels Beobachtungen, alle Trabanten ein gemeinsames Gesetz, daß sie ihren Planeten immer dieselbe Seite zukehren, was auch auf ökonomische Weise so ausgedrückt werden kann, daß sie genau in derselben Zeit um ihren Planeten und um sich selbst, um ihre Achse sich drehen. Diese Gleichheit von Verhältnissen ist ein seltener Fall in der Natur, und hier ist der tiefere Grund uns verborgen. Eine andere Erscheinung in der Trabantenwelt dagegen kommt beim Mond unregelmäßig vor. Der Aequator des Hauptplaneten, dieser Mitte seines planetarischen Sepns, ist gleichsam die haltende und balancirende Kraft für seine Trabanten. Man sieht dieß am deutlichsten beim Saturn. Sein Ring hält sich im Gleichgewicht um den Saturnäquator, in derselben Lage halten sich auch seine Trabanten; daher scheinen sie in ihrem Umlauf oft an der Linie des Rings wie Perlen aufgereiht zu seyn, gleichsam bisweilen von der scharfen Kante des Rings wie durchschnitten zu werden. So kreisen auch die Trabanten des Jupiters um seine Mitte in unveränderter Gleichförmigkeit der Lage. So ist es nun nicht bei unserem Mond: er hält diese Gleichförmigkeit nicht gegen den Erdäquator, er läuft schief um die Erde. Ich kann seinen Lauf nicht deutlicher beschreiben, als wenn ich ihn mit dem Laufe der Sonne vergleiche. Die Sonne steht bekanntlich nicht immer im Aequator, und bildet daher rechts und links vom Aequator eine Zone, die heiße Zone genannt; die Breite dieser Zone bleibt unveränderlich, und die Zeit, in der die Sonne sie durchwandert, ist das Sonnenjahr. Der Mond läuft in einem Monat um die Erde und bildet, weil er auch nicht in der Mitte sich hält, wie die Saturnd und andere Trabanten, nach obiger Bemerkung, gleichfalls eine Zone von gewisser Breite; das Eigenthümliche dabei ist aber, daß die Breite dieser Zone veränderlich, bald größer, bald kleiner ist, als die von der Sonne beschriebene Zone, und zwar in einer Periode von achtzehn Jahren. Dieses sonderbare Verhältniß deutet auf eine kräftigere und umfassendere Gegenwirkung zwischen Mond und Erde in der verwickelten Beziehung ihrer Bahnen.

Aber die Erde selbst zeigt für sich andere Verhältnisse als ihre Brüder, die übrigen Planeten. Sie scheint z. B. der einzige häufig helle, heitere, von Wolken nicht immer umlagerte Planet zu seyn. Betrachten wir die Venus; sie ist in einen immerwährenden Dunst gehüllt; von Mars sehen wir nur seine glänzenden Polargegenden; Jupiter und Saturn sind mit einer Reihe nie sich aufhellender Wolkengürtel umlagert, und nie ist noch einem Sternseher ein Blick durch diese Wolkendecken hinab gestattet worden, um uns Kunde von dem Bau der Planetenoberfläche zu geben.

Es finden sich endlich zwischen Erde und Mond auffallende Verschiedenheiten und Kontraste. Der Mond hat kein Wasser, die Erde eine ungeheure Masse davon, und es ist sehr leicht und einfach zu sagen: die Erde hat ihr Wasser vom Mond. Die Berge auf der Erde sind, wie längst bemerkt worden, in strahlenden Reihen geordnet, auf dem Monde herrscht ganz andere Vertheilung und Stellung der Gebirge. Es sieht aus auf dem Mond, um es kurz zu sagen, wie wenn alles aus dem Centeum herausstrahlend, herauswirkend sich gebildet hätte, während auf der Erde sich alles nach peripherischen Umrissen und in rotatorischen Spiralen gebildet hat, ein Abbild des spiralförmigen Laufs des Monds um die Erde. Nun ist es ein Naturgesetz, daß solche verschiedene Wesen gegenseitig zu ihrer Ausbildung auseinander wirken; warum sollen wir nun nicht dasselbe von Mond und Erde sagen? Man denke sich nun ihre gemeinschaftliche Einwirkung, man nehme eine Mischung ihrer Atmosphäen an, und kann es dann leichter aussprechen: die letzte atmosphärische Bildungsperiode bei Mond und Erde war gemeinschaftlich; der Mond ging kalt, staer und trocken aus dieser Bewegung hervor, und die Erde erhob sich neu gebildet aus den Katastrophen, deren Spuren sich überall finden.

Pfaff.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, November.

(Fortsetzung.)

Kriminelle Statistik. Staatswirthschaftliche Mißgriffe.

Die Erfahrung lehrt, daß der Unterricht, die religiöse Zusprache des Pfarrers, die strenge Gewohnheit an Ordnung und Reinlichkeit, die unausgesetzte Arbeit, das absolute Stillschweigen, worauf in den Werkstätten, beim Essen und in den Zellen sehr streng gehalten wird, die glücklichsten Veränderungen bei den Sträflingen hervorbringen. Dies ergibt sich aus folgender statistischer Uebersicht: Von 70 Maatlandern, die im Januar 1829 seit der Eröffnung des Strafarbeitshauses im Mai 1826 darin gewesen, aber entlassen worden waren, führen sich 11 musterhaft auf, 28 geben gute und gegründete Hoffnungen, über 7 sind die Nachrichten nicht günstig, über 9 entschieden schlecht, 10 haben wieder Verbrechen begangen und von 5 weiß man gar nichts. Die immerwährende Arbeit

Digitized by Google

ist das unfehlbarste Mittel, ihnen Geschmack an der Arbeit beizubringen, ihren künftigen Unterhalt zu sichern und dadurch ihre Sitten zu verbessern. Darüber haben wir Beispiele in beiden Geschlechtern; Sträflinge lernten im Haus weben, Schuhe machen, schneidern, nähen, tapezieren, und erhielten überdies einiges Geld in die Hand, das sie sich im Hause verdient hatten. Jetzt sind manche in Arbeit bei angesehenen Meistern, andere haben sich auf ihre Hand etablirt, und ihr Gewerbe geht gut.

Nicht alle Unternehmungen und Anstalten gelingen so gut, wie das Strafarbeitshaus. So wurde mit großen Kosten seit einigen Jahren von St. Cergues den Jura herunter eine neue Straße nach Nyon angelegt, weil die Janciliés oder die Erster Straße besonders im Winter wegen der ungeheuren Schneewehen mit Frachtwagen und großen französischen Diligencen fast nicht zu passiren ist. Vorigen Winter wurde nun die neue fertig und konnte befahren werden; aber wie Voltaire von Versoix sagte, fehlt es ihr nur an einer Kleinigkeit, nämlich an Leuten, die darauf fahren wollen. Unsere Transportgüter auf die französischen Waaren sind so bedeutend in Vergleich mit denen in den Kantonen Neuschatel und Genf, daß die Pariser Frachtwagen und Diligencen den neuen bequemen Weg von St. Cergues ganz verlassen haben und, der Gefahr und der Unbequemlichkeiten im Winter ungeachtet, über Ger nach Genf gehen. Welcher Widerspruch! Erst bauen wir herrliche Straßen mit großen Kosten, um die Fremden anzuziehen, und auf der andern Seite stoßen wir sie durch ungeheure Abgaben zurück. Die künftigen Jahre müssen wir die Straße unterpflastern und ausbessern, und für wen? was haben wir für einen Vortheil davon? und über dies sagen uns die Nachbarn aus, Unstreitig ist unsere Regierung in ihren staatswirthschaftlichen Ideen noch weit hinter allen Nachbarn, ja selbst hinter Freiburg zurück. Wir verlangen als schweizerischer Bundesstaat freie Einfuhr unserer Weine von Bern, und Genf soll uns frei seinen Dünger zukommen lassen, der uns so nöthig ist; was thun wir aber gegen diese Nachbarn? Wir lassen ihnen nur mit großen Schwierigkeiten Holz und Victualien, auf keinen Fall aber Getreide zukommen. Dies ist wohl sehr bundesbrüderlich! Es wird noch lange Zeit hingehen, ehe wir einen kleinen Hustissen bekommen, der uns Aderzeug, das Reciprocität und niedrige Zölle der einzig wahre Grundsatz für Regierungen sind, die mit ihren Nachbarn in Einigkeit, Friede und Freundschaft leben und überdies an Wohlstand gewinnen wollen.

Ein Bauer bei Cvubloux hat vor einiger Zeit beim Umgraben seines Feldes einen irdenen dunkelbraunen Topf aufgefunden, der mit einem platten Stein zugedeckt war. Dieser Topf enthielt eine Menge kleiner alter Scheidemünzen, so groß wie Kreuzer, und alle zusammen unaefähr 2½ Pfund schwer. Sie stammen aus dem 12ten und 13ten Jahrhundert, und sind alle von den Bischöfen von Lausanne geprägt. Auf den meisten sieht man den Fronton einer Kirche und darüber ein Kreuz mit der Umschrift in gothischen Buchstaben: Sedes Lausannae, und auf der andern Seite: Civitas equestris, ein Beinamen, den unsere Stadt im Mittelalter hatte, den sie aber Gottlob heutzutage nicht mehr verdient.

(Der Beschluß folgt.)

London, December.

(Fortsetzung.)

Unruhen in England.

In London sind wir jetzt ganz ruhig, und werden es auch wohl für den Winter bleiben, besonders da der König auf keinen Fall vor dem Frühjahr seinen Besuch bei der Bürgerschaft abstatten wird, und bis dahin wohl auch die Minister ihre Popularität bedampten werden. In den Provinzen aber, und zwar in einem weiten Kreise, der sich allmählig um die Hauptstadt herumgezogen hat, herrscht große Gährung. Fast jede Nacht werden, bald hier, bald dort, Gebäude oder Scheuern von, trotz allen aufgeseßten Belohnungen noch immer unentdeckten Mordbrennern zerstört, und am hellen Tage ziehen Haufen Tagdöhner umher, welche Dreschmaschinen zertrümmern und unter Drohungen zuerst die Pächter zu Erniedrung ihres Tagelohns zwingen und dann, da sie wissen, daß diese sonst ihr Versprechen nicht würden halten können, Geistlichen und Grundherren die Verringerung ihrer Forderungen an Zehnten und Grundzins abpressen. Ja in vielen Fällen haben sie sogar Essen und Trinken und selbst Geldbeiträge erzwungen, und einigemal selbst Reisende angehalten. Bei dieser Gelegenheit zeigt es sich denn wieder, daß alles Gute auch sein Uebles hat; denn darin besteht eigentlich die englische Freiheit, daß in den innern Angelegenheiten die Regierung nur leitet und nicht — regiert; die Ausführung der Gesetze bleibt der Nation oder doch dem Theil derselben, welcher die Gesetze macht, überlassen. Diesen Umstände, diesem Mangel an Centralisation und Einförmigkeit, die allen Theoretiken und Corporalen so schrecklich dünkt, hat England gerade seine Größe zu verdanken; aber dies erfordert auch in Zeiten der Noth einen Grad von Klugheit, Festigkeit und Muth, welchen diesmal leider nur wenige haben blicken lassen. Das Ministerium war zu sehr mit der Verläugnung seiner eigenen Existenz und vielleicht auch mit den Begebenheiten im Auslande beschäftigt, um den Vorgängen, welche zuerst in der Grafschaft Kent, und zwar schon zu Anfang Septembers sich ereigneten, die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen, und die Friedensrichter und andere einflußreiche Personen waren zu sehr von den ihnen selbst unmittelbar drohenden Gefahren überrascht, um sich dem allgemeinen Uebel mit dem erforderlichen Nachdruck zu widersetzen. Hätten sie sonnell dafür gesorgt, daß die Lage der Tagldhner da verbessert worden wäre, wo dieselben noch nicht zum Aufstand gekommen waren, dabei aber diejenigen nach der Strenge der Gesetze bestraft, die sich gewaltsame Scheitte erlaubt, so wäre das Uebel in seiner Geburt erstickt worden; denn selbst jetzt noch gibt der Pöbel nach, wo ihm ein fester Wille entgegengesetzt wird, selbst wenn gar keine physische Macht vorhanden scheint, denn selben durchzusetzen; wie derselbe dann überhaupt sich bisher noch keine Gewaltthätigkeit gegen Personen erlaubt hat, wenn man etwa die gewaltsame Deportation eines verhaßten Armenaufsehers aus seinem Kirchspiele ausnimmt. Jetzt aber sind Regierung und Beamte in Thätigkeit, und es sind theils durch das Militär, aber am häufigsten durch rechtliche Bauers und Bürgerleute, die dafür als Constabeln bestellt worden, viele Banden zersprengt, eine Menge Insurgenten eingefangen und einige bereits zu schweren Strafen, selbst bis zu immerwährender Verbannung, verurtheilt worden. Bis jetzt soll man von den Aufrührern fast nirgends eine politische Forderung gehört haben; es ist ein Kollam sowelle, ein Kampf der Armuth gegen den Wohlstand, der Rohheit gegen die Bildung, veranlaßt durch die unerschwingliche Hasbucht der Reichen, die, um ihren Luxus zu steigern, den Arbeiter an vielen Orten in die bitterste Noth gestürzt haben, und so Gefahr drohend für das Ganze, daß sich schnell die bessern Bürger vereinigen müssen, um die Ruhe wieder herzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 99.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 299.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 15. December 1830.

Den Frieden zu finden,
Wohin soll ich wandern
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgeberde
Für mich nur ein Grab?

Schiller.

Dante's Tod.

Erzählung von O. L. B. Wolff.

Questo Dante per suo sapere fu eloquanto presuntuoso et schifo et isdegnoso, et quesi a guisa di Philosopho mal gratioso non bene sapeve conversare co' laici, ma per l'altre sue virtudi, et scientie et valore di tanto Cittadino ne pere che siconvenga di derli perpetua memorie in questa nostre Cronica, con tutto che per le sue nobili opere lasciate a noi in iscritture, feccieno di lui vero testimonio et honorobile fama olla nostre Città.

Giov. Villani
Historie Fiorentine
X e, 134.

In einer Felsengrotte saß ein ernster Mann, über dessen Antlitz die Zeit mit schwerer Hand gezogen war; nur seine Augen funkelten von fast übermenschlichem Feuer und seine Stirne schien Allem, was von Außen drohte, kühn zu trotzen. — Er schaute mit raschem, durchdringendem Blick in die Tiefe zu seinen Füßen hinab; Bergesgipfel breiteten sich vor ihm aus, in der Ferne stürzte sich ein schäumender Wasserfall von Klippe zu Klippe, und ganz drüben winkte ein freundliches, gastliches Städtchen ihm zu. Schweifend durchflog sein Auge die Gegend; es schien, als wolle er mit einem schnellen Blicke Alles in sich vereinen und in seiner Seele aufnehmen. Dann wandte er sich plötzlich um und sagte zu einer Jungfrau, seiner Begleiterin, welche schweigend und mit trüben Mienen auf einem breiten Steine ruhte: „Komm, Beatrice, laß uns gehen, es ist die höchste Zeit.“ — „O mein Vater,“ erwiederte die Jungfrau, „ich erinnere mich Deiner Worte und unaufhaltsam drängen sich die Thränen aus meinen Augen:

Kein größ'rer Schmerz,
Als des vergangnen Glücks im Elend sich
Erinnern. —

Wie wohl, wie gut war uns in Udine; welche herrlichen Augenblicke haben wir hier in der schönen Grotte von Tolmino verlebt! und nun treibt uns das Geschick rastlos weiter, immer weiter — jeder Schritt entfernt uns immer mehr von allen Lieben — und was ist unser Ziel!“ — „Dein Ziel, Du kennst es: des Erlösers Frieden, das meine nirgends,“ entgegnete er. „Wie das verbannte Volk Israels an den Flüßen Babylons muß ich ausrufen: ich werde nicht ruhen in meiner Väter Erde, nicht wieder schauen die kronenlose Stadt. — Es treibt mich hinauf auf die Gipfel der Berge, und wenn ich die höchste Spitze erklommen und hinabschaue in das Thal, so möchte ich ausbrechen in die wildesten Klagen, wie der Gott der Flüße ausströmen in Thränenbächen, daß dort unten mein zerrissenes Vaterland liegt, siegend oder besiegt immer die Beute des Siegers, des Fremdlings, des rauhen Barbaren.“

Er blickte bei diesen Worten mit dem tiefsten Schmerz vor sich hin und schwieg lange; die Tochter wagte die Stille nicht zu unterbrechen. Endlich wandte er sich wieder zu ihr und sagte mit weicher, fast klangloser Stimme:

Digitized by Google

„Singe, Vice.“ — Sie gehorchte und sang eine Canzone, die so schloß:

O mein Gebirgsfasane, du ziehst von dannen,
Und siehst vielleicht Florenz mein Vaterland.
Das immer noch behaart mich zu verdammen,
Das liebeleer und mitleidsarm ich fand.
Ziehst dort du ein, so sprich: nicht kann er fechten,
Da andere Bande dort ihn stark umflechten;
Und wollest du auch deiner Härte wehren,
Er hat nicht Freiheit mehr zurückzugeben.

Er wiederholte treu die vier ersten Zeilen und sagte dann: „Ja liebeleer und mitleidsarm.“ — Nun sprach er kein Wort mehr, sondern eilte mit festem und sicherem Schritte den Berg hinunter, nach Udine zu, so daß die Tochter fast Mühe hatte ihm zu folgen. Erst als er in die Stadt trat, wandte er sich zu seiner Begleiterin und faßte sie bei der Hand. So wandelte das ernste Paar schweigend durch die Straßen bis zum Pallaste des Patriarchen, in dessen Hallen sie traten.

Zwei Frauen, die auf den Stufen des Pallastes saßen und den frohen Spielen ihrer Kinder zusahen, schauten ihnen nach. „Wer sind die Beiden eigentlich?“ fragte die eine. „Weißt Du das nicht?“ erwiederte die andere. „Es muß wohl ein vornehmer Herr seyn,“ fuhr jene fort; „er geht immer so nachdenkend, etwas gekrümmt, als läge eine schwere Last auf ihm; aber sein feuriges Auge und die Adernase zeigen wieder, daß ihn nichts niederdrücken kann; nur seiner vorstehenden Unterlippe sieht man mitunter den Unwillen an; im Ganzen hat er doch etwas sehr Stattliches. Wer ist's denn?“ — „Schwätzerin, wenn Du mich nur zu Worte kommen ließest. Messer Dante ist's, den sie von Florenz vertrieben haben, weil er ihnen zu klug und zu mächtig war. Das ist derselbe Mann, der in die Hölle hinabsteigt, wann er will, und ohne Schaden zurückkehrt und den Leuten erzählt, was er da gesehen, zu ihrer Warnung und Bekehrung.“ — „Ohne Schaden, Lisbetta?“ sprach die andere bedenklich. „Man sieht es ihm doch an, daß er da hinabsteigt, an seinem kranken Barte und an der Farbe, die durch Rauch und Feuer braun geworden. — Und wer ist die Dame?“ — „Seine Tochter, sie wird in das Kloster gehen; sie liebt einen vornehmen Herrn, aber der harte Vater will es nicht zugeben, weil er zu der andern Parthei gehört.“ — „Schade darum, aber der Heiland wird sie trösten. Ja so ein armes Mädchen ist immer das Sühnlamm, das für den Hader und Zwist der vornehmen Familien bluten muß.“

Als Dante mit seiner Tochter im Pallaste angekommen war, begab er sich noch immer schweigend in sein Zimmer. Beatrice wartete seines Befehls bescheiden an der Thür. Er ließ sich auf einen Sessel nieder und winkte ihr näher zu treten. Als sie gehorchte, faßte er sie bei der Hand und hob nach einer längeren Pause an: „Wir müssen jetzt Abschied nehmen, meine Tochter, Abschied auf lange Zeit. Darum vertraue mir aus kindlicher Seele an, was Dein Herz noch bedrückt, ehe es sich für immer trennt von dem Irdischen. Nach dieser Stunde muß Dein Sinn allein auf ihn gerichtet seyn, der Dein Erlöser ist und Dich aufnimmt in seinen sichern Schutz. Hast Du noch einen Wunsch, so sprich ihn aus, frei und ohne Scheu; sieh nicht den strengen Vater in mir, sondern den liebevollen Freund, den einzigen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Paoli.

Nicht allein in Frankreich machte Rousseau als Publicist großes Aufsehen, sondern auch in andern Staaten. Als der edle Paoli die Regeneration seines Vaterlandes Korsika begann, beschäftigte er sich gleich mit Gründung der nöthigsten Anstalten, um durch sie die rauhen Sitten seiner Landsleute milder zu machen. Er kämpfte muthig gegen Genua's Gold, das ihn bestechen wollte. Als er, ohne wirklich König zu seyn, doch königliches Ansehen im Lande genoß, bat er Jean Jacques, eine Konstitution und einen Regierungsplan für Korsika zu entwerfen. „Wahrhaftig, ein schönes, herrliches Geschäft,“ sagt Grimm in seiner Korrespondenz, „zu dem Paoli auffordert, ein geistreiches, tapferes und kraftvolles Volk, voll guter Eigenschaften, auszubilden und zur Kultur heranzuziehen. Gewiß die schönste Unternehmung unserer Zeit. Es läßt sich denken, daß ganz Europa der Unternehmung Gedeihen wünschen wird, denn gewiß interessirt sich jeder Ehrenmann für das brave Volk, das von der genuesischen Regierung so schrecklich unterdrückt wurde.“ Und an wen schreibt dieß Grimm? an die Selbstherrscherin aller Reussen und an mehrere kleine Fürsten, denen unumschränktes Herrschen als höchstes Fürstengut am Herzen lag. Rousseau dankte Paoli für sein Zutrauen und seinen Auftrag. Ein Mann, der unumschränkt herrschte und der keiner Aufsicht unterworfen war, wollte seine Macht beschränkt wissen, und trug ihm auf, darüber nähere Bestimmungen zu machen. Dieß schmeichelte Jean Jacques am meisten; deßhalb schrieb er am 15ten November 1764 an den Prinzen von Wirtemberg: „Es ist wahr, die Korsen haben mich beauftragt, einen Regierungsplan für sie aufzusetzen; vielleicht übersteigt diese Arbeit meine Kräfte, aber gewiß nicht meinen Eifer. Uebrigens muß das Unternehmen reiflich überlegt werden, es fordert eine Menge Vorarbeiten, und ehe man überhaupt daran denkt, muß man wissen, was Frankreich mit diesen armen Leuten anfangen will. Auf jeden Fall verdient Paoli hohe Achtung, denn er ist Herr und Meister, und doch wendet er sich

Digitized by Google

an einen, von dem er wohl weiß, daß er nichts über dem Gesetz bestehen lassen wird." Frankreich zeigte nur allzubald, was es mit diesen armen Leuten anfangen wolle, denn es schickte Truppen nach Korsika. Paoli kämpfte fünf Jahre lang gegen sie und verließ die Insel nicht eher, als bis nichts mehr zu halten war, nämlich im Sommer 1769, wo er nach England flüchtete und dort 1807 starb.

Ein Ball in Algier.

Algier, 11en Nov. 1830.

Ein merkwürdiges Schauspiel bot der Ball dar, den gestern der Obergeneral den Gesandten von Tunis zu Ehren gab, und der in seiner Eigenthümlichkeit dem kalten Beobachter und dem denkenden Diplomaten gleich interessant seyn mußte. Die Gesellschaft war auf acht Uhr Abends eingeladen, und wie es in Europa der gute Ton erfordert, erschien man auch hier eine halbe Stunde später; aber nicht in glänzenden Equipagen oder etwa in bescheidenen Fiacres, sondern zu Fuß, zu Pferd, auf Maulesel oder in Portechaisen. Doch nur wenige Damen konnten sich dieses einfachen Transportmittels bedienen, da es in ganz Algier nur zwei Portechaisen gibt. Das Innere des Pallastes erschien in wunderlichem Kontrast mit der Häßlichkeit der engen, schmutzigen Straßen, und ließ bald die Mühseligkeiten des Weges vergessen. Beim Eintritt in denselben wurde das Ohr angenehm durch eine militärische Musik überrascht, die, sechs-und-dreißig Musiker stark, im Marmorhofe aufgestellt war. Drei Säle dienten zum Empfang der Gesellschaft, und im vierten lagen vor den Blicken der Neugierigen die Geschenke ausgebreitet, die der Bey von Tunis dem Obergeneral zugeschickt hat. Der Pallast, den General Clausel bewohnt, ist zwar im nämlichen Styl wie alle Häuser im Lande gebaut, er zeichnet sich aber durch Eleganz und Pracht vor allen aus. Ein alter Dey ließ ihn erbauen, und verschwendete für die Verzierung desselben über zehn Millionen Franken. Beim Eingang tritt man in einen Hof, der ein länglichtes Viereck bildet und von einer Galerie umgeben ist, von deren vier Seiten man in vier große Säle gelangt, welche nur durch die Galerie Licht und Luft erhalten, denn auf die Straße hinaus geht kein Fenster. Statt des Daches zieht sich eine Terrasse um das Haus, von welcher man in jeden Theil des Innern hinabsehen kann, und auf welcher selbst die Frauen Abends frische Luft schöpfen dürfen. So sehr auch die hiesige Bauart getadelt wird, so muß man doch gestehen, daß sie zu einem großen Feste ganz geeignet ist, und ein solches in einem Algierschen Hause einen weit prächtigern Anblick darbietet, als in einem europäischen Hotel; man kann hier alle Punkte des Lokals zugleich übersehen, mit Leichtigkeit sich überall hin bewegen und sich der freien und frischen Luft erfreuen, ein Genuß, den uns selten ein Ball daheim gewährt. — Erst um 9 Uhr erschienen die Gesandten des Bey von Tunis, und waren so prachtvoll gekleidet, daß sie an die Mährchen von Tausend und Eine Nacht erinnerten. Der Obergeneral empfing sie, umgeben von den ersten Generalen und den Stabsoffizieren der verschiedenen Korps. Seine Ordonnanzoffiziere vertraten die Stelle der Ceremonienmeister, und machten die Honneurs mit einer Zuvorkommenheit und Artigkeit, wie wahrscheinlich hier nie gesehen worden ist. Jeder Dame wurde bei ihrem Eintritt ein Blumenstrauß überreicht, und sie von einem Adjudanten zum Obergeneral geführt und demselben vorgestellt. So lebhaft auch die maurischen Damen an diesem Feste Theil zu nehmen wünschten, so haben doch ihre Männer es nicht zugegeben; denn sie sagen, ihre Frauen können nicht bei dem General erscheinen, bevor die Gräfin Clausel nicht in Algier angekommen seyn und sie derselben ihre Aufwartung gemacht haben. Zum erstenmale in ihrem Leben hatten die jüdischen Damen, die zum Balle eingeladen waren, sich entschlossen, Strümpfe anzuziehen, doch außer diesem nichts an ihrer Kleidung geändert. Man denke sich eine Frau, deren Körper niemals in eine Schnürbrust gezwängt gewesen ist, in einem langen Kleide von schwarzer oder dunkelrother Seide, das bis zur Hälfte des Halses reicht; auf dem Kopf eine ungeheuer große Mütze in der Form eines Zuckerhuts, aus Gold und Silberstoff durchbrochen gearbeitet, mit einem schwarzen Schleier bedeckt und so aufgesetzt, daß sie über der Schulter einen scharfen Winkel bildet, und man bei der leisesten Bewegung befürchtet, sie herabfallen zu sehen; den kleinen Theil des Halses, den das Kleid frei läßt, bedecken viele Reihen Perlen und Diamanten, und auch die Stirne ist mit allerhand Edelsteinen beladen; dazu denke man sich jede Bewegung langsam und bedächtig, und man hat das Bild einer Jüdin auf dem Ball des General Clausel. Den Frauen der Kouloli hatten sich mehrere englische Damen angeschlossen, die durch ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit viel zur Verschönerung dieses halboriental-italischen Festes beitrugen, zu welchem auch die bedeutendsten französischen Kaufleute, die sich in Algier befinden, geladen waren. Alles ging schicklich und anständig zu, obgleich keine bestimmte Etikette vorgeschrieben war. Die fremden Offiziere und Schiffskapitäne eröffneten den Ball, und der Gallop wurde in Algier so gut getanzt, als in allen Hauptstädten Europas. Welche Fortschritte der Civilisation!

Der Ball ging erst um 2 Uhr zu Ende, und Jedermann schied angern. Die Gesandten entfernten sich zuletzt, nachdem sie dem Obergeneral und vielen andern wiederholt ihre Zufriedenheit und den Wunsch ausgedrückt hatten, noch lange Verhältnisse bestehen zu sehen, die so glücklich begonnen haben. — Bei der Rückkehr bedienten man sich derselben Transportmittel, wie bei der Ankunft; nur be-

Digitized by Google

merkte man noch äußer den zwei Vortechaisen, von denen die eine sehr baufällig war, Tragbahren, auf die man Bretter genagelt und mit zwei Reifen überspannt hatte; auf solchen Equipagen wurden die meisten englischen Damen nach Hause getragen.

Korrespondenz-Nachrichten.

München, December.

Hernani, nach V. Hugo, und das Münchner Publikum.

Die Lachlust des hiesigen Publikums ist am 28. November im Theater auf eine so tedoste Weise angeregt worden, wie sich kein Komiker rühmen kann, sie jemals erweckt zu haben. Es wurde zum erstenmale das berühmte romantische Trauerspiel des Victor Hugo, „Hernani," von Dr. Hermes deutsch bearbeitet, aufgeführt, und vom zweiten bis letzten Akt mit einem so lauten Gelächter begleitet, daß man mit Mühe das sonst so wenig demoralische Münchener Publikum erkannte. Dieses seltsame Stück, das als Repräsentant der neuen romantischen Schule in Paris so vielen Lärm machte, so allgemein angegriffen und nur von den wenigen Adepten der Romantik vertheidigt wurde, dessen Aufführung seiner Sonderbarkeit wegen das Théâtre français stürzte und sehr einträglich für die Kasse wurde, dieses dramatische Unding ist, nachdem es in Karlsruhe zum erstenmal in Deutschland aufgeführt worden, nun auch über die hiesige Bühne gegangen, um, wie zu vermuthen und zu hoffen ist, nie wieder auf derselben zu erscheinen. Während des ersten Akts horchte Hernani gespannt, und glaubte mit der Zeit selbst das Unverständliche zu verstehen. Donna Sol (ein Name, der trotz seiner Einfachheit von jedem Schauspieler verschieden ausgesprochen wurde), die sechne, junge Braut ihres alten Oheims, des Herzogs von Sylva, liebt den „noch bartlosen" Räuber Hernani, und begegnet sehr schnöde dem bei ihr zu gleicher Zeit eingedrungenen König Karl. Sylva tritt auf, findet beide Herren bei seiner Braut und hält eine lange moralische Rede über die Verderbtheit der Sitten, welcher der König von Spanien mit verhülltem Gesicht und großer Langmuth zuhört, sich endlich, gezwungen, zu erkennen gibt und seinen ihm unbekannten Nebenbuhler als zu seinem Gefolge gehörend bezeichnet. Im zweiten Akt will Hernani um Mitternacht Donna Sol entführen; der König aber hat sie bereits seit mehr als verabredete Zeichen; sie kommt, erkennt an seinem Gang, daß es nicht Hernani ist; auf ihr Geschrei erscheint dieser, und nun steht der König recht jämmerlich da; die Großmuth des Räubers schenkt ihm das Leben und noch obendrein einen Mantel, und Hernani schickt ihn fort. Anstatt aber mit der Geliebten zu fliehen, liebelt dieser recht zur Unzeit Nachts auf offener Straße mit ihr, während das Volk, mit Fackeln ihn suchend, um ihn herumläuft, ohne ihn zu sehen, und vollends als Leuchte ganz Saragossa urplötzlich in Brand steckt. Da bricht das Publikum in ein lautes Gelächter aus; das beste Mittel, seinem Unwillen Luft zu machen, ist gefunden, und je tragischer die Situationen werden, desto rauschender wird das Lachen, denn „vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt." Chiari, als Sylva, zeigt sich unsonst in einigen Momenten in seiner ganzen Kunst; der einzige Geschäftspunkt, aus dem sich diese Ausgeburt eines vielleicht genialen, aber verschrobenen Gehirns betrachten läßt, ist entdeckt, und man sieht Parodie und Scherz, wo der Dichter die Herzen zu rühren glaubte. Während des nächtlichen Tête-à-Tête hat der alte Herzog wahrscheinlich fest geschlafen, denn wir finden ihn im dritten Akt mit Anordnungen zu seiner Hochzeit beschäftigt. Unterdessen kommt Hernani als Pilger verkleidet und wird gastlich aufgenommen, selbst als er, beim Anblick der Geliebten im Brautkleide, verzweifelnd sich zu erkennen gibt. Als er, mit ihr allein gelassen, vom Bräutigam in ihren Armen wieder gefunden wird, versteckt ihn der Herzog in einen Schrank, da man ihm die Ankunft des Königs meldet. Dieser kommt, weiß, daß Hernani im Schlosse ist, und verlangt dessen Auslieferung als Räuberhauptmann und Rebell; der Alte verweigert sie, zeigt ihm statt der Antwort seine Familienbilder und macht genealogische Bemerkungen dazu. Der König hört geduldig zu, bis am Ende der langen Rede der Streit von Neuem beginnt und nur damit endet, daß Karl Donna Sol als Geißel mit sich fortführt. Nun kommt Hernani hervor, erfährt, was vorgefallen, bietet sich dem Herzog als Rächer an, doch mit der Bedingung, daß er ihn tödten könne, wann er wolle, und er sich entleiben müsse, wenn Sylva in ein Horn stoße, das Hernani ihm zu diesem Zwecke übergibt. Der vierte Akt spielt in Aachen am Grabe Karls des Großen, wo der König in einem Wortreichen und sinnlosen Monolog das Publikum zum Gähnen bringt; drei Edelste verrühren seine Kaiserwahl, er tritt aus dem Grabe, in das er hinabgestiegen war, überrascht die gegen ihn Verschworenen und läßt sie entwaffnen; unter ihnen ist Hernani, in welchem man nun Johann von Aragonien, Herzog von Segorda, kennen lernt, den Sohn eines Großen, der auf Befehl von Karls Vater einst durch Henkershand fiel. Der neue Kaiser verzeiht ihm und gibt ihm Donna Sol zur Braut. Der fünfte Akt führt uns wieder nach Spanien, und wir finden das oben vermählte Paar auf einer Terrasse; er spricht viel von seiner Liebe, worauf sie antwortet: „Wie sahn sieht dir das Gold auf schwarzem Sammt." Da ertönt das verhängnißvolle Horn; Sylva erscheint mit Dolch und Gift; Hernani soll wählen; „warte doch bis morgen," ruft er in seiner Angst, und das Publikum bricht in ein gewaltiges Gelächter aus; man klatscht, man zischt, man lacht und schreit, und das Stück wird lustiger begraben, als jemals eine Faschingspoße aufgenommen wurde. Im Original stirbt alles, doch der deutsche Bearbeiter läßt das Drama wie ein Kotzebue'sches Schauspiel mit einer Heirath enden; man kann aber dabei nicht einmal sagen: „wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch," denn so eigentlich recht lasterhaft ist kein Mensch in diesem unhistorisch-romantisch-aristokratischen Machwerk; tugendhaft dagegen auch Niemand, sondern nur Jeder eben das, was die wunderlichsten Situationen mit sich bringen. — Eine Kritik dieses Dramas hier zu geben, wäre überflüssig, da zur Zeit der ersten Aufführung desselben in Paris die meisten französischen und viele deutsche Journale weitläufig darüber besprochen haben; nur der Eindruck, den es auf das hiesige Publikum gemacht, sollte geschildert werden. Man würde der Theaterintendanz zürnen, ein solches Stück auf die Bühne gebracht zu haben, wenn nicht die Erinnerung an manchen Kunstgenuß dieses kleinen Fehlgriff vergessen ließe. So wurde am 26. November Gluck's Iphigenia in Tauris in einer seltenen Vollkommenheit aufgeführt. Das Orchester war vortrefflich und widerlegte die häufig geäußerte Behauptung, daß seit Rossini's Opern kein Orchester mehr im Stande sey, eine der guten ältern Kompositionen aufzuführen. Es war ein ungestörter Genuß, den kein unerwarteter Uebergang, kein schmetternder Ton eines Blasinstruments unterbrach; eine edle Haltung, eine imposante Ruhe, selbst im Ausdruck des Schmerzes, ging durch das Ganze und sprach mächtig zum Gefühl der Zuhörer. So nur konnte Iphigenia um ihr Vaterland, um die zurückgelassenen Ihrigen betrauert haben. C.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 300.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 16. December 1830.

In diesem eignen Zauberkreise wandelt
Der wunderbare Mann, und zieht und an
Mit ihm zu wandeln, Theil an ihm zu nehmen;
Er scheint sich uns zu nahn und bleibt uns fern.

Goethe.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Prevost.

Ein naher Freund Jean Jacques in seinen letzten Lebensjahren war der Professor Prevost in Genf, den wir hier nur anführen, weil wir von ihm einige interessante Bemerkungen über Rousseaus letzte Lebensjahre haben. „Jean Jacques," sagt er, „beschäftigte sich fast nur noch mit Musik und mit Botanik und zuletzt nur noch mit letzterer. Im Frühling und Sommer 1777 botanisirte er früh von neun bis zwölf, und nach Tisch wieder bis zum Abend. Kein Pflanzensammler hat die Nettigkeit und Reinlichkeit in Trocknung und Aufbewahrung der Pflanzen auf Papier so weit gebracht. Sein Mousser oder seine Moossammlung war ein kleines Meisterstück von Nettigkeit und Geschmack. Er gestand mir, daß sich sein Geist in der Ordnung und selbst in kleinlicher Sorgfalt gefalle, und daß er sich jetzt gern damit beschäftige. Deßhalb behauptete er auch, kein Geschäft passe besser für seinen Geschmack und für seinen Charakter, als das Abschreiben. Indessen schrieb er doch in seinem letzten Lebensjahr keine Musik mehr ab, und auch schon vorher that er es nicht mehr so häufig, da er bemerkt hatte, daß das Musikabschreiben vielen Zudringlichen zum Vorwand diene, zu ihm zu kommen, und daß sie manchmal die Musik im Stich ließen, wo dann seine Arbeit umsonst war. Rousseau sagte: „indem ich Musik abschreibe, ist mir's, als hörte ich ein vollständiges Konzert." Linnée schätzte und liebte er sehr, und oft sagte er von ihm, jedes seiner Worte sey ein Gedanke. Sein Geschmack für's Abschreiben war so groß, daß er nach seiner eigenen Versicherung im Dauphiné fast den ganzen Negerat allein abschrieb. Sein Geist und seine Einbildungskraft waren aber so lebhaft, daß sie oft dieß künstlich gemachte Hinderniß durchbrachen und Rousseau weit ab von seinem Kopiren in Gedanken und Gefühle vertieften, von denen er nur loskommen konnte, wenn er sie niedergeschrieben hatte. Ich weiß, daß er mehrere Manuscripte verbrannt hat. Bei seiner Abreise von London machte er ein großes Feuer aus einer Menge für eine neue Ausgabe des Emil bestimmter Noten. Nie arbeitete er mehr, als in freier Luft. So wie Gedanken einander drängend in ihm aufstiegen, warf er sie ohne Ordnung auf's Papier. In solchen Momenten der Begeisterung arbeitete er schnell; sonst aber war seine Arbeit lang und mühsam, das Bessern und Ausfeilen peinlich und beschwerlich."

St. Lambert.

Es ist dem vertrauenvollen Rousseau wohl begegnet, daß er Männer liebte, schätzte und ehrend von ihnen sprach, die in derselben Zeit, wenn nicht gerade seine Feinde waren, doch sein Wohlwollen mit Undank belohnten, oft ohne daß er es wußte. In dieser Beziehung muß besonders Saint Lambert genannt werden. Von seinem Gedicht über die Jahreszeiten läßt sich nur wenig sagen, allenfalls nur, daß er bei einem mächtigen Mann einen Verhaftsbefehl gegen Element auszuwirken wußte, weil dieser sein

Digitized by Google

Gedicht in einer Zeitschrift beurtheilt hatte. Glücklicherweise kam diese letzte de cachet nicht zur Ausführung. Sein Catechisme universel ou les principes des moeurs chez toutes les nations enthält nur ganz gewöhnliche Gedanken über das männliche Geschlecht, außer wenn der Verfasser Jean Jacques anschreibt, versteht sich, ohne ihn zu nennen. Besser ist, was er über die Weiber sagt. Unbegreiflich scheint seine Erbitterung über Rousseau, dessen Ideen er stets benutzt, aber auch manchmal verdreht. Am Ende seines Buchs steht ein Kapitel über die Undankbarkeit, wo der Verfasser eine gehässige Darstellung von Rousseau macht, der hier unter dem Namen Cleon gemeint ist. Wenn dieß auch mit nichts entschuldigt werden kann, so kann man es doch zusammenreimen. Der erste Grund seines Hasses gegen Jean Jacques lag gewiß in der Eifersucht. St. Lambert war entsetzlich in Madame d'Houdetot verliebt und seine Eifersucht ging über alle Grenzen. Als sie 1793 nach fünfzigjähriger Ehe ihre goldene Hochzeit mit ihrem Mann feierte, war St. Lambert so übler und unerträglicher Laune, daß es allen Gästen auffiel. Damals war aber die Hochzeiterin siebenzig, der Hochzeiter achtzig und der eifersüchtige Liebhaber vierundachtzig Jahr alt. Madame d'Houdetot hatte eine junge Verwandtin bei sich. Wer sollte glauben, daß er auch eifersüchtig auf diese war, da sich seine bejahrte Freundin von ihr helfen, unterstützen und manche kleine Dienste leisten ließ? Wenn St. Lambert im vierundachtzigsten Jahr noch so eifersüchtig war, was muß er 40 Jahr früher gewesen seyn, als Jean Jacques jene Frau mit seiner ganzen Leidenschaft liebte? Welche Wirkung mußten die berühmten Worte der d'Houdetot zu Rousseau hervorbringen: „Kein Mann liebte noch wie Sie, mein Herz könnte jetzt nicht zum zweiten Mal lieben — St. Lambert hört uns.“ Ueberdieß war zwischen Jean Jacques und St. Lamberts in Charakter, Ansichten, Meinungen und Lebensweise nicht die geringste Aehnlichkeit. Rousseau floh die Welt, in der er sich nicht zu benehmen, in deren Formen er sich nicht zu schicken wußte. St. Lambert dingegen verstand dieß meisterhaft, und gefiel sich auch sehr in der Pariser Gesellschaft. Er machte immer den Großen, Vornehmen und den Männern den Hof, die in der Literatur hoch standen und Einfluß hatten. Darum kroch er vor Voltaire und setzte ihm laut Corneille und Racine nach. Um Voltaire zu gefallen und ihn zum Freund zu haben, mußte man sich wohl hüten, für Jean Jacques einiges Interesse oder Wohlwollen zu zeigen. Damals mußte ein Schriftsteller einen von beiden zum Freund wählen, denn Voltaire duldete keine Gemeinschaft. St. Lambert war überdieß einer der entschiedensten und schmutzigsten Atheisten des achtzehnten Jahrhunderts. Auch dadurch steht er sehr fern von Rousseau. Sehr bezeichnend sprechen über ihn Madame du Deffand und Horaz Walpole: „Ich werde Ihnen,“ sagt die erstere, „St. Lamberts Jahreszeiten nicht schicken, denn ich kenne nichts langweiligeres, acht Verse über das Alter ausgenommen. An ihm ist Alles kalt, fad und falsch. Er meint voll Ideen zu seyn, und ist doch die Trockenheit selbst. Nähme ihm eins seinen Schilf, seine Bäche, seine Ulmen und ihre Aeste, so hätte er wenig zu sagen.“ Walpole antwortete ihr darauf: „Ach, wie richtig sprechen Sie sich über die „Jahreszeiten“ aus. Das ist ein mattes, trauriges Werk, kein Zusammenhang, keine Folge, keine Imagination. Dafür eine frostige Philosophie ganz an unrechter Stelle; ein Schäfer und eine Schäferin, die alle Augenblicke vorkommen; Anreden und Ausrufungen ohne Ende, bald an den lieben Gott, bald an Bacchus; Sitten und Gebräuche aus keinem Land, mit einem Wort, es ist ein Arkadien aus der Encyklopädie. Man sieht in dem Gedicht Schäfer, die das Diktionär in der Hand haben und das Wort „Donner“ suchen, um zu erfahren, was sie über ihn zu sagen haben. Sie haben acht Verse darin gefunden, die Ihnen gefallen. So glücklich bin ich nicht, denn ich finde nur Einen, nämlich: Fatigué de sentir il paroit insensible. Ich bleibe auf meiner alten Meinung: der schlechte Geschmack, der dem Guten vorausgeht, ist immer vorzüglicher als der, welcher ihm nachfolgt.“ Von dem, was H. Walpole hier sagt, könnte viel auf die poetische Literatur jener Zeit überhaupt angewendet werden.

Dante's Tod.

(Fortsetzung.)

Die Jungfrau kniete neben Dantes Sessel nieder und bedeckte die thränenden Augen mit den Händen. Dann sagte sie dumpf: „Du bist mein Vater und mein Herr und ich gehorche Dir, wie es mir Pflicht und Vorschrift gebieten, zürne aber nicht mit mir, wenn ich Dir kein Vertrauen schenken kann, denn Du bist zu streng. Du hast mir nur die Wahl gelassen zwischen Deinem Fluche und dem Kloster. Wie wenig kennst Du ein Weiberherz! seitdem ich in der Welt nichts mehr zu hoffen hatte, blieb mir ja weiter nichts übrig als die Grabeseinsamkeit bei den frommen Schwestern. Zürne mir nicht, wenn ich von Dir rede, wie ich denke.“ — „Ich zürne Dir nicht, mein Kind,“ entgegnete Dante sanft und mild. „So wie Du vor mir, so bin ich oft in dumpfen, starren Klagen ausgebrochen vor dem Vater Aller, wenn die Sehnsucht nach Florenz zu mächtig über mein Herz hereinbrach, und meine Seele sich einsam fühlte im Gewirre der hassenden und drängenden Menge, die da haßt und drängt, ſie weiß nicht warum. Aber mein Murren dauerte nicht lange; mich ergriff leise die beseligende Kraft der Liebe, der ich gehorchte. Je größer der Kampf, je drängender das An-

Digitized by Google

stürmen von außen, desto gewaltiger erstarkte es mir im Innern, und ich fühlte mich bald mächtig genug, mich über mein Leid zu stellen und auf dasselbe hinabzuschauen, als sey es nicht meines, sondern das eines andern. Und dann beruhigte mich das Bewußtseyn, jener Dante, der so leide, verdiene Liebe und Achtung der Menschen; das war mir genug." — „Du bist ein gewaltiger Mann," erwiederte Beatrice, „man muß Dich lieben und Dich fürchten zugleich, und je mehr man Dich lieben lernt, desto mehr muß man Dich fürchten. Du hörst wohl auf das leise, wehmüthige Klopfen des Herzens, aber selbst wenn es blutet und zuckt, opferst Du es dennoch Deinem Willen auf." — „Brauche ich Dir noch auseinander zu setzen, Beatrice, warum ich so für Dich entschied? Du liebst Alessandro Gabrielli, den Sohn des Mannes, der Deinen Vater unglücklich machte, des Hauptes der feindlichen Parthei. Er kann nie der Deine werden, denn er gibt seinen Bund nicht um seiner Liebe Willen auf." — „Und würdest Du das gethan haben?" unterbrach ihn Beatrice. „Ich weiß es nicht, denn ich bin nie in dem Falle gewesen," antwortete er; „aber selbst daß er nicht schwankt, nicht einmal sich unschlüssig zeigt, macht mich glauben, daß er Dich nicht wirklich liebt, und daß Du ihm mehr Gefühl für Dich zutrauest, als er eigentlich besitzt. Du kannst nicht mehr glücklich werden, armes Kind, denn ein Glück ohne Ruhe ist kein Glück, und nur ein solches würde selbst im besten Falle Dich erwarten; und da ist doch des Himmels Frieden immer dem Treiben der Erde vorzuziehen." — „Ich verstehe Dich nicht," versetzte die Jungfrau, „aber wenn Du meinst, daß nur dann Glück in der Liebe zu genießen sey, wenn sie durch nichts gestört wird, so irrst Du; Unglück an seiner Seite und mit ihm, für ihn erlebt, wäre schon das höchste Glück für mein liebend Herz, das ohne ihn nirgends eine Freude mehr findet und erwartet." — „Ich kenne die Sprache der Jugend nur zu wohl, mein theures Kind," entgegnete Dante und strich mit leiser Hand die herabfallenden Haare aus der Tochter Stirn. „Es gab eine Zeit," fuhr er fort, „wo ich glaubte, nur Engelzungen dürften zu dem liebenden Herzen reden; aber die Welt trat dazwischen, und ich mußte Manches verlernen, das mir wohl that, und anderes aufnehmen, das mich schmerzte. Jetzt kämpfen gar oft Liebe und Haß in meinem Innern, und es wird nur still darin, wenn beide gleich stark einander gegenüber stehen, so wie die Meeresstille entsteht, wenn sich zwei Stürme in der Luft stemmen, bis endlich einer siegt, den andern mit fortreißt, und nun dahin braust, ein fürchterlicher Orkan. Das ist immer der Haß; die Liebe hat zu viel welche Stellen und gibt zu leicht Blößen." — „So mild und wohlthätig hast Du noch nie mit Deinem Kinde geredet, mein Vater," sagte Beatrice und schlug langsam und vertrauensvoll die Augen auf, die bisher von ihren langen Wimpern, wie von Wolkenschleiern verhüllt, zur Erde gerichtet waren." — „Dein Inneres war verdunkelt und Du erkanntest mich nicht," erwiederte er. „Dieß ist die letzte Stunde, wo Du mir noch untergeben bist, als mein Kind; bald gebe ich Dich schon hier auf Erden dem Vater dort oben zurück, der Dich mir verlieh, und dann habe ich weiter keine Ansprüche an Dich, als die Bitte, daß Du liebend meiner im Gebete gedenkest; darum laß uns Alles enthüllen, Beatrice, was wir vor einander verbargen, Du aus mädchenhafter wie aus jungfräulicher Scham, ich aus ernster Pflicht. — Ich würde das Deiner Mutter überlassen, aber sie hängt zu sehr an den Gütern dieser Welt, und das Unglück, das große Herzen nur desto fester mit einander verbindet, hat sie um desto mehr von mir entfremdet, je mehr Sorge und Noth, Kampf und Entbehrung störend in unser Leben traten." — „Und kann ich Dir das nicht seyn, mein Vater, was Du von ihr vergebens forderst, eine treue Gefährtin, die Deinen Zorn mit Liebe hinnimmt, Dich in Deinen trüben Stunden tröstet, in Deinem Schmerze mit Dir weint, an Deiner Freude sich mit Dir freut?" — „Nein, mein theures Kind, wenn die Geier über das Land streifen, und die Wölfe aus den Klüften kommen, so bringt der besorgte Hirt seine Lieblingstaube eher in Sicherheit, als er an seine geschädigte Heerde denkt. Die Pflicht habe ich gegen Dich zu erfüllen. Es wäre unverantwortlich grausam von mir, wenn ich Dich mit hineinreißen wollte in den Strudel, der mich gepackt hat, aus dem nichts zu retten ist, nicht einmal unser Selbst. Denn wer weiß, wie lange jener unselige Zwiespalt zwischen Guelfen und Ghibellinen, der Italien zerstörend überschwemmt, wie zwei Seen, die von beiden Seiten in das Land dringen, noch dauern wird! Wir Verbannten können nichts thun, als dämmen, aber die Fluth der Zeit reißt unser Werk fort und uns mit ihm. Glücklich wir, wenn wir nur einiges Land ihr abgewinnen, auf welchem einst unsere Enkel im Stande sind, das schützende Werk aufzuführen, das sie vor unserm Schicksale sichern wird."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lausanne, November.

(Beschluß.)

Eisbergzüge. Sommerlager.

Eine Merkwürdigkeit hatte vergangenen Winter am Neuenburger See statt. Sie wissen, daß er da ganz zufror, was seit 1695 und 1709 nicht geschehen ist. Dabei fiel aber Einiges vor, was Sie wohl nicht wissen. Als am 11. Februar 1695 der See ganz zu war, kamen vom andern Ufer, von

Digitized by Google

St. Aubin in der damaligen Grafschaft Neuchatel, sechs junge Leute über das Eis nach Stäffis (Estavayer). Sie wurden gastlich empfangen und auf Kosten der Stadt verpflegt; die Nonnen des dasigen Klosters krönten sie mit Blumen und das Ereigniß wurde sorgfältig in den Stadtbüchern bemerkt, denn damals, wo die Geschichte so arm und beschränkt geworden war, hatte so etwas große Bedeutung. Man erneute sich am 6. Februar, was vor 155 Jahren geschehen. Acht junge Leute von St. Aubin, Kanton Neuchatel, wagten sich über den See, wiewohl er erst 48 Stunden zugefroren war; sie wurden in Stäffis auf gleiche Weise empfangen, verpflegt und von den Nonnen gekrönt. Ihrem Beispiele folgten Mehrere, und am folgenden Tag gingen acht junge Leute, und unter ihnen Mlle. Vaudoz, von Stäffis hinüber nach St. Aubin. Dort wurden sie schon am Hafen freundlich von den Ortsbehörden empfangen und bewillkommt, auch an Lorbeerkränzen aus schönen Händen fehlte es nicht; der Gouverneur von Gorgier krönte Mlle. Vaudoz. Nach einem tüchtigen Mahl kehrten die jungen Nähren Gäste wieder in ihre Heimath zurück, wo sie auch glücklich und wohlbehalten bei den Ihrigen eintrafen. Sie fanden den See vom Hafen le Bast bei St. Aubin bis Stäffis 9500 Fuß breit, und in der Mitte war sein Eis nicht einmal einen Zoll dick; da galt es, leicht aufzureten und geschwind zu seyn. Einige andere junge Leute waren auch am folgenden Tag nicht so glücklich, denn unter einem brach das dünne Eis, und er verdankt lediglich dem Edelmuth und der Kühnheit eines Tischlergesellen seine Rettung. Dieser wackere junge Deutsche, Namens Wilhelm Klausener aus Kassel, legte sich der Länge nach auf ein dünnes, schon sehr gebrochenes Eisstück und half so dem Verunglückten zum Ufer. Solche Eisübergänge sind auch auf waadtländischem Territorium zwischen Onnens und Yronnens gemacht worden.

Ein schönes Sommerfest war das Lager, welches im August zu Bierre am Fuß des Jura gehalten wurde. Hier vereinigten sich die Bataillone von Freiburg, Wallis, Waad, Neuchatel und Genf, um unter dem Commando des Obersten Folwer, eines tüchtigen und gepräften Soldaten, den Lagerdienst und die größeren Militairmanöuver zu machen. Alles ging auch glücklich von Statten und wurde von ziemlich gutem Wetter begünstigt. Freiheit, Zutrauen und Bruderstim herrschten so allgemein, daß nicht einmal in den zahlreichen Schenken ein Zwist oder ein Zank vorgefallen ist. Ueberall, wo die Truppen hinkamen, wurden sie freundlich empfangen und gastlich auf Gemeindekosten verpflegt. Die große Ebene von Bierre selbst erinnerte mich bei diesem Lager einigermaßen an die Thereſienwieſe bei München, auch in geistiger Beziehung. Viele tausend kräftiger und gepuzter Männer und Frauen aus allen Cantonen und in allen Costümen standen hier die Höhen hinan in mannichfaltigen Gruppen. Zwar fehlte hier ein geliebter König, dafür aber war der Gegenstand des Schauens auszeichnender und mannichfaltiger, denn gut ausgeführte Infanterie-, Cavallerie- und Artillerie-Manöver sind doch etwas Anderes als Pferderennen und Wiehnußbelaufungen, so ehrenwerth sie auch sonst seyn mögen. Wie vielen Menschen nichts recht zu machen ist, so haben sie auch die Idee dieses Lagers wegen der damit verbundenen Kosten getadelt; ich meine aber ganz ohne Grund. Ich finde es im Gegentheil sehr gut und selbst unerläßlich, daß die Waffenmänner aus den fünf genannten Cantonen zusammenkommen und sich kennen lernen. Bei den Offizieren ist dieß noch nöthiger als bei den Gemeinen. Wie sollen die kleinen Truppenkorps einmal gemeinschaftlich handeln und manövriren, wenn sie nicht gelernt haben, zusammen aufzutreten? Bekenner aus der Fremde, selbst aus dem Sveizer- und Manövrirland Preußen, haben mehrmals versichert, die Manöuvers seyen sehr gut combinirt gewesen und eben so gut ausgeführt worden.

London, December.

(Fortsetzung.)

Das neue Ministerium.

Das neue Ministerium ist in seiner Hauptzusammensetzung aristokratisch, obgleich es seine Existenz nur auf den Beifall des Volks oder auf Demokratie gründen kann. Das Haupt desselben, Graf Grey, gehört zwar zu keiner großen Familie, ist aber dennoch stolz auf seinen „Stand," für dessen Erhaltung er sich unlängst zu sterben bereit erklärte. Dabei war er jedoch immer ein erklärter Anhänger der Parlamentsreform, welche das Unterhaus zu einer wirklichen Versammlung von Volksvertretern machen soll, was es bis jezt höchst unvollkommen war. Doch haben sich auch in diesem Punkt seine Ansichten seit 1793 bedeutend geändert; denn damals, wo er als Hr. Grey im Unterhause sich, überreichte er eine fertige Bittschrift, welche nicht nur zur Zeit großes Aufsehen erregte, sondern noch jezt die Basis der Forderungen der durchgreifenden Reformatoren bildet. Eine Reform, wie er sie damals begehrte, würde das Unterhaus, und damit die ganze Regierung, den Händen des Pöbels überliefert haben; und da er jezt in seinem 68sten Jahre jenen gefährlichen Chimären entsagt hat, so schelten ihn die Ultra-Liberalen einen abtrünnigen Verräther, während er einer andern Klasse von Ultras für zu liberal gilt. Er ist übrigens ein Mann von vortrefflichem Charakter, vieler Erfahrung und Ehrgeiz und einer der besten Redner im Lande. — Die wichtigste Person in der Verwaltung ist jedoch der Großkanzler Brougham, jezt Baron Brougham und Vaux. Dieser Mann, welcher von einer alten, aber nicht reichen englischen Familie abstammt, ist zu Edinburg geboren und erzogen, und begann auch in dieser Stadt seine Laufbahn als Advokat im Jahr 1808. Mit Hülfe der Herrn Jeffrey und Horner wurde er der Stifter des Edinburgh Review, einer Zeitschrift, welche so viel zur Bildung Englands beigetragen hat, und in welcher mehrere der besten Abhandlungen von der Feder des bewährten Mannes selbst sind. Nicht lange darauf kam er nach London und widmete sich hier mit vielem Glück dem Advokatenstand. Der erwors bene Reichthum setzte ihn nach einigen Jahren in den Stand, sich in Westmoreland anzukaufen, wo er seinem Landsiz den Namen Brougham-Hall beilegte. Seine liberalen politischen Gesinnungen und seine Rechtlichkeit, welche ihm nicht erlaubte, sein Talent der herrschenden Faktion zu leihen, deren Streben es bis auf die neuesten Zeiten war, allem Aufstreben der Völker entgegen zu arbeiten, brachte ihn natürlich in Verbindung mit der Whigpartei, welche, um ihrer Opposition Gewicht zu geben, nothwendig die Sache der Civilfreiheit vertheidigen mußte. Doch vermochte er, bei dem jezigen Zustande des Wahlrechtes, keine unabhängige Stellung im Unterhause zu gewinnen, sondern mußte es sich, wie viele Patrioten vor und mit ihm, gefallen lassen, um nur sein Talent geltend machen und gemeinnüzig werden zu können, als der Schüzling irgend eines Edelmanns darin zu sizen, dem die Wähler irgend einen Marktflecken zu Gebote standen, und der Geist genug hatte, sich durch die Ernennung eines solchen Mannes selbst zu ehren.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 100.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 301.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. December 1830.

Ein geistig Feuer ist in einer edlen Seele
Die heil'ge Mutterliebe.

Byron.

Cornelia.

1.

Die reichen Schätze breitet
Die Freundin schimmernd hin,
Und jegliches sie deutet
Mit selbstbegnügtem Sinn;
Es ist dem Grund des Steines
Manch Bildniß eingedrückt,
Der Demant klaren Scheines
Aus ernstem Silber blickt.

Rubinen sich entzünden
Und sprühen Funken aus,
Die goldnen Ketten binden
Den weißen Perlenstrauß;
Cornelia, dem Neide
Unüberwindlich, spricht:
„Ich habe solch Geschmeide,
So edle Steine nicht.

Mag dran das Auge weiden,
Wer Seltneres entbehrt!
Mir winken andre Freuden,
Mieltausend Perlen werth!
Sie stammen nicht aus Erzen,
Nicht aus des Meeres Schooß;
Sie wachsen mir am Herzen,
In Mutterarmen, groß!

Nie wird mein Blick ermatten,
Der auf den Kindern weilt!
Sie sind das Bild des Gatten,
Der frühe mir enteilt.
Aus ihren Seelen leuchtet
Die Zukunft ewig jung,
Und mild und gleich befeuchtet
Mein Aug' Erinnerung.

Dir wird die Luft veralten,
Wird nicht der Schmuck erneut;
Doch kann mein Herz erkalten,
Das sich der Kinder freut?
O fühle, wie mein Sorgen,
Mein Mühen wird versüßt,
Wenn freundlich jeder Morgen
Aus ihrem Mund mich grüßt.

Weißt du, ob keine Klage
Auf diesen Steinen ruht?
Ob sie mit Schmach und Plage,
Ob sie bezahlt mit Blut?
Ob nicht ein Ueberwinder
Von Todten sie gewann?
Doch meine schönen Kinder,
Wer blickt sie feindlich an?

Wenn Feinde Rom verhöhnen
Und hemmen unsre Bahn,
Tret' ich mit meinen Söhnen

Digitized by Google

Den tapfern Feldherrn an:
„Nimm hin die liebste Gabe!
Des Vaterlandes Heil
Ist ihre einz'ge Habe;
Ihr Ruhm — das ist mein Theil!“

Wohl werd' ich einst erkennen,
Wie weh Entsagen thut;
Nicht mein darf ich euch nennen,
Nur ein vertrautes Gut.
Doch werd' ich mich entwöhnen,
Wenn Rom einst frei euch spricht,
Wenn es als seinen Söhnen
Den Lorbeerkranz Euch flicht!“

In ihrem Auge hängen
Die Thränen stolzer Lust;
Die ernsten Kinder drängen
Sich an der Mutter Brust;
Sie wähnen sie im Leide,
Und forschen, was sie kränkt,
Und ahnen nicht, daß Freude
So süße Wehmuth schenkt.

2.

Im schattenreichen Garten
Dem greisen Alter nah,
Schau dort, gedrückt vom harten
Geschick, Cornelia!
Doch wanken nicht die Schritte
Der edlen Römerin,
Und in des Gartens Mitte
Tritt sie ans Grabmal hin.

Es bleicht von tiefen Kämpfen
Ihr ernstes Angesicht;
Die Wehmuth will sie dämpfen,
Die fast ihr Herz zerbricht;
Wohl hat sie's schwer getroffen
Und plötzlich, wie ein Traum;
Begraben ist ihr Hoffen
In Einer Urne Raum.

Sie sinnt, wie sie's ertrage
In Sanftmuth, ohne Groll,
Daß sie am späten Tage
So einsam gehen soll;
Zuletzt zur Ruhe wieget
Sie ihren lauten Schmerz,
Und allen Haß besieget
Ihr königliches Herz.

Am Grabmal kniet sie nieder:
„Ihr Götter seyd gelobt,
Daß ihr zum Leben wieder
Den müden Geist erhobt!

Zwar habt ihr Weh' und Schmerzen
Der Mutter nicht erspart;
Doch hab' ich mir im Herzen
Den alten Sinn bewahrt.

Beweint hab' ich der Kinder
Beweinenswerthes Loos!
Jetzt fließt die Thräne linder
Herab in's bleiche Moos;
So wie ich euch geliebet —
Ich wünsch' euch nicht zurück!
Ich gönn' euch ungetrübet
Des lautern Ruhmes Glück.

Daß ihr so früh gestorben,
Entglüht für Recht und Pflicht,
Das habt ihr euch erworben
Durch meinen Unterricht!
Durft' ich mich selber schänden
Und hemmen eure That?
Ihr mußtet es vollenden!
Ich kenne meine Saat.

Ich schau' von schwerem Streiche
Noch nicht den Baum entlaubt;
Der Ehre nur die Leiche
Nicht euch des Ruhms beraubt!
Wenn jetzt euch hassend richtet
Das blinde Vaterland,
Zur fernen Nachwelt flüchtet,
Den Lorbeer in der Hand!

Was bleibt der Sohnentblößten,
Der Einsamen im Haus?
Ich schaue, mich zu trösten,
In ferne Zeit hinaus;
Ja, eurer Tugend Kunde
Glänzt in der Jahre Lauf;
Erst in der Völker Munde
Geht Euer Leben auf!

Einst nannt' ich ohne Scheue
Mich unermeßlich reich;
Noch fühl' ich keine Reue,
Obwohl mein Antlitz bleich,
Obwohl mir von den Lieben,
Durch des Geschickes Raub,
Erinn'rung nur geblieben,
Nur dieser Urne Staub.

Ein Spiegel will der Lüge,
Dem Haß ein Damm ich seyn;
Ich wasch' der Kinder Züge
Von Staub' und Blute rein;

Digitized by Google

Ihr meßt — bald naht die Stunde —
Zurück den Todesfluß,
Und von der Mutter Munde
Empfangt den Weiheluß!

Ich habe sonst den Kindern
Bereitet sichre Bahn;
Jetzt muß den Fluch ich hindern,
Dem theuren Grab zu nah'n!
Hab' ich auch dieß gerettet,
Dann nimm mich auf o Nacht!
Dann ist mein Geist entkettet
Und mein Beruf vollbracht."

Gustav Pfizer.

Dante's Tod.

(Fortsetzung.)

Beatrice seufzte tief. „Ich verliere mich wieder in alten Träumen," fuhr Dante fort, „und soll in dieser Stunde doch nur einzig an Dich denken, mein Kind. Der unselige Zwist wird so bald nicht erlöschen, und darum kannst Du nie Alessandro's werden. Wie willst Du eingehen in seiner Eltern Haus, in der Seinigen Kreis, Du Güterlose, Tochter des Geächteten, die Du mit gleichen Ansprüchen auf Ehre und Reichthum, wie jene, begabt bist, Du aus eben so edlem Stamme Geborene, aber in den Deinen Geschändete? Welche Liebe willst Du aufgeben, wenn Dein Gatte hinauszieht in den Kampf, um sich mit mörderlichem Schwerdte Deinem Vater entgegen zu stellen, wo beide mit einander kämpfen müssen auf Leben und Tod, weil beide für dasselbe Vaterland kämpfen? Wie wirst Du, Tochter des einen Partheihauptes, ertragen die Flüche des andern, den Du auch als Vater ehren mußt, wenn er sie schleudert auf die Häupter Deiner Blutsverwandten? Welche Parthei auch siegen möge, Du wirst unterliegen; nur der Untergang der Einen hebt die Andern; an Vertrag ist nicht zu denken; jeder Vertrag ist nur eine Frist, die sich der Tod ausmacht, um seine Kräfte zu sammeln für das große Werk, das seiner im bald entspringenden neuen Hader harrt." — „Genug, mein Vater," unterbrach ihn Beatrice schaudernd, „ich entsage. Gebe Gott mir seine Ruhe und seinen Frieden." — „Er wird Dir ihn geben, meine Taube, wie er mir ihn gegeben hat. Wie thut es mir so wohl, jetzt mit Dir zu reden, wie ich noch nie zu Dir geredet habe. Laß mich, damit Du ein liebevolles Bild von Deinem Vater mit in Deine Einsamkeit nehmest, die schönste, aber schmerzvollste Zeit meines Daseyns, die Zeit meiner Liebe zu jener himmlischen Beatrice, nach der Du heißest, mit Dir durchleben." — „O mein Vater, warum den Schmerz erneuen? Die Trauer um ein Wesen, das uns unwiederbringlich entrissen ward, gestattet nie, daß die Wunde des Herzens heile, die der Verlust uns schlug." — „Wehre nie dem Schmerz um Geschiedene, mein Kind; er führt heilenden Balsam mit sich; er zeigt Dir jene, die Du verloren hast, im verklärenden Lichte der Erinnerung, und indem er sie gleich Heiligen vor Deiner Seele einherwandeln läßt, macht er Dich fromm und hebt Dich über die Erde, denn er dringt Dich ihnen nahe. Wenn auch die Welt Alles raubt, die Erinnerung an das Edle kann sie Dir nicht rauben, und mit ihr vermagst Du immer der Zeit zu gebieten; Du kannst die Vergangenheit heraufrufen, wenn Dich die Gegenwart drückt, und stärkst Dich dadurch für die Zukunft." — „Welch ein edler, milder Mann bist Du," sagte Beatrice, „und jetzt, da ich Dich erkenne, muß ich Dich entbehren!" Bei diesen Worten fiel sie ihm weinend um den Hals.

Er erwiederte ihre Liebkosungen zärtlich; dann hob er nach einer Pause wieder an: „Du wirst mich nicht vermissen, denn Du bist des Herrn, und der hat Trost für uns Alle. Aber laß mich beginnen, denn die Stunde drängt. Setze Dich zu mir und höre mir zu."

Sie that es und lehnte ihr Haupt an seine Schulter. Er nahm ihre Hände zwischen die seinen und begann: „Ich war neun Jahre alt, ein ernster Knabe, und in mir lebte ein höheres Sehnen, aber ich wußte selbst nicht, wornach. Da stand ich an einem Festtage mit meinen Gespielen vor dem Thor, und festlich gekleidete Mädchen zogen an uns vorüber. Meine Gefährten winkten und grüßten, sie mochten die Mädchen kennen oder nicht; ich schaute nicht hin, denn mir ging Anderes durch den Kopf. Plötzlich aber war mir's, als sagte mir eine Stimme von oben: blicke hin, und als ich es unwillkührlich that, gewahrte ich sie, die ich von da an immer vor mir sehe. Wie ein himmlischer Engel des Friedens prägte sich ihr Bild meiner Seele ein. Mich durchwallte eine ungekannte Lust, ich fühlte dunkel, daß ich mich selbst veredeln müsse, um ihr würdig näher zu kommen, und meine Lehrer waren bald in Erstaunen gesetzt durch meinen unermüdlichen Fleiß. Wurde ich gelobt, so hörte ich nicht die Stimme Brunetto Latinis, nein, ihre Stimme war es, die das Lob aussprach; wurde mir Gutes mitgetheilt, so war mir stets, als sagte oder gäbe sie es; so schwebte immer ihr Bild vor meiner Seele. Ich sah sie öfter, und immer mehr beseligte mich ihr Anblick; es war mir, als könnte ich keine neue Vollkommenheit an ihr entdecken, und doch strahlte ihr Bild immer wieder in höherm Farbenglanze, wenn ich sie von Neuem gesehen. So waren neun Jahre vergangen; ich wähnte mein Herz länglt gereift an der segenstrahlenden Sonne ihrer Lieblichkeit, aber ich hatte mich geirrt. Als sie mir eines Tages früh um neun Uhr wieder begegnete, war sie in Gesellschaft zweier anderer Frauen; sie gemahnte mich wie das Licht, das einherwandelt, begleitet von der Dämmerung. Mein Herz klopfte so heftig, daß es mich zwang, still zu

Digitized by Google

stehen; ich vermochte nichts weiter, als mich tief zu verneigen. Da sah sie mich holdselig an und grüßte mich mit lieblichen Worten im Vorübergehen, und es überstrahlte mich wie Heiligenschein. Mir ward zu Sinne, als erschienen mir nur die äußersten Grenzen der Glückseligkeit. Ein neues Leben ging in mir auf. Ich schwankte trunken nach meinem einsamen Gemache und sah und hörte nur sie."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M., Anfangs December.

Vorträge über das Klima von Deutschland.

Hr. Clarus von Kitzen hat die in meinem letzten Berichte erwähnten Vorträge gegen Mitte vorigen Monats im physikalischen Vereine angefangen. Diese Vorträge umfassen, wie aus der Vorlegung des Plans erhellt, das Klima von Deutschland, sowohl im Ganzen und im Vergleich mit benachbarten Ländern, als auch mit besonderer Rücksicht auf die einzelnen deutschen Landestheile. Im Eingange berührte der Redner in Kürze die zwei verschiedenen Hauptbedeutungen des Wortes Klima. Nachdem er gezeigt, was man unter mathematischen Klimaten verstehe, bemerkte er, daß, nach der neuesten Eintheilung derselben — 36 Klimate auf beiden Seiten des Aequators — das südliche Deutschland zum Theil noch unter dem 7., im übrigen unter dem 8., das mittlere Deutschland unter dem 9., und das nördliche Deutschland unter dem 10., zum Theil aber auch schon unter dem 11. Klima liege. Inzwischen, fügte Hr. C. hinzu, würde man sehr irren, wollte man annehmen, daß die Witterung und die Vegetation allein von dem höhern oder tiefern Stande der Sonne abhängen. Viele andere Umstände wirken zu der Hervorbringung jener Erscheinungen mit, wovon man sich leicht überzeugen kann, wenn man nur einen Blick auf Nordamerika wirft, welches unter den nämlichen Breitegraden viel kälter als Europa ist. Um daher die Bewohnbarkeit und die Produktionsfähigkeit irgend eines Landes zu beurtheilen, genügt bei weitem die Kenntniß seines mathematischen Klimas nicht, sondern es ist nothwendig, auch die Beschaffenheit seines physikalischen Klimas zu erforschen. Letzteres nun bildet den eigentlichen Gegenstand dieser Vorträge; es wird dasselbe aber in einem dreifachen Sinne verstanden: nämlich im weitern Sinne, wo es die natürliche Beschaffenheit eines Landes oder Ortes bezeichnet, insofern diese durch Boden und Witterung bestimmt werden, sodann in engerer Bedeutung, wo es blos die durch die Witterung bestimmte Eigenthümlichkeit eines Landes oder Ortes bezeichnet, und endlich im engsten Sinne, wo darunter die daselbst herrschende Temperatur verstanden wird. Hinsichtlich der Kenntniß des Klimas in den beiden letztern Bedeutungen bemerkte noch jetzt, bemerkt Hr. C., bedeutende Irrthümer. Rühmt hier habe man dabei sogar nur die Erfahrung eines Ortes vom Aequator und seine Höhe über der Meeresfläche berücksichtigt. Später sey allerdings mehr die hier allein entscheidende Erfahrung zu Grunde gelegt worden, und in dieser Beziehung habe sich vornämlich die von dem Kurfürsten Karl Theodor zu Mannheim im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts gegründete Gesellschaft rühmlich ausgezeichnet. Nichtsdestoweniger aber erscheinen die Beobachtungen jener ältern Zeit schon um deswillen mehr oder weniger unsicher, weil die Instrumente damals noch nicht genug vervollkommnet waren.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, December.

(Beschluß.)

Brougham.

Die liberalen Gesinnungen Broughams, seine ausgebreiteten Kenntnisse, und vor allem seine Beredtsamkeit, die mit jedem Jahre an Feile, an Stärke zuzunehmen schien, sogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn. Eine freisinnige Politik gegen das Ausland, im Handel sowohl, als in der Diplomatie, Verbesserung des Wahlsystems, Anschaffung der Sklaverei, Vereinfachung der Rechtspflege waren die Hauptgegenstände seines Strebens. Auch den Finanzen widmete er oft seine Aufmerksamkeit, obgleich er es Männern wie Hume überließ, in einzelne Extraposte einzugehen; aber er zeigte oft mit siegender Beredtsamkeit, wie nothwendig eine erleuchtete Sparsamkeit im Staatshaushalte sey, und wie weit fruchtbarer der Reichthum des Landes in den Händen der Bürger, als in den Goldtressen der Staatslivreen wuchere. Vor drei Jahren trug er auf Ernennung einer Kommission zur Untersuchung der Rechtspflege in England an; seine Rede, worin er die vielen Gebrechen derselben auseinandersetzte und seine Plane zu deren Verbesserung entwickelte, dauerte sieben Stunden lang. Sie war durchaus aus dem Siegreif gehalten, und er wußte dem an sich trockenen Gegenstand so viel Interesse zu geben, daß die ganze Nacht durch weder ein Mitglied, noch ein Zuschauer daran dachte, seinen Platz zu verlassen, und man die ganze Zeit über eine Nadel hätte können fallen hören. Die Kommission ward ernannt, und trotz allem Widerspruch eingelner, aber einflußreicher Personen ist bereits manches von seinen Vorschlägen ausgeführt. Indessen war er den Ministern als Gegner noch furchtbarer durch seinen feinen, aber vernichtenden Spott, als durch seine Beredtsamkeit, und nur der seltge Canning war ihm darin gewachsen. Dabei kam ihm auch noch seine hohe Rechtlichkeit im öffentlichen, wie im Privatleben zu statten und gab seiner Opposition Gewicht. Im Prozesse der Königin spielte er als der erste Vertheidiger dieser unglücklichen Frau eine Hauptrolle, und trug sowohl durch sein überlegenes Talent im Zeugenverhör, als durch die Furchtlosigkeit und Furchtbarkeit seiner Philippika hauptsächlich dazu bei, daß die Regierung Georgs IV. sich nicht mit der Verurtheilung dieser Unglücklichen befleckt hat. Er zog sich aber, nebst seinem Gefährten Thomas Denman, dadurch so sehr den Unwillen des Monarchen zu, daß, so lange er lebte, ihnen alle Hoffnung abgeschnitten war, ein Amt zu erhalten, Unbekümmert darum, blieb er vor wie nach der unbestechliche Gegner aller Tyranneien. Trotz seinen vielen Beschäftigungen als Advokat und Parlamentsmitglied fand er doch noch Muße, seinen Wirkungskreis zu erweitern; denn, von wem auch die ersten Ideen dazu herrühren mögen, so war es doch er, der „die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse" und die Londoner Universität gestiftet hat. Er schrieb auch die schöne und lehrreiche Abhandlung „über den Nutzen und das Vergnügen, welche die Wissenschaften gewähren," womit jene Gesellschaft ihre nützlichen Arbeiten eröffnete. Bei der letzten Parlamentswahl ist er von der einen Hälfte der Grafschaft York aus freiem Antrieb und ohne Kosten zu ihrem Vertreter gewählt worden, und der König hat sich dadurch geehrt, daß er ihn zu der höchsten Richterstelle im Lande und zu einem Rang erhoben hat, der es ihm hoffentlich möglich machen wird, die meisten seiner Plane, die mancher hochweise Herr sonst als utopische Träume zu belachen pflegte, zum Wohl seines Vaterlandes ins Leben zu rufen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 123.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 302.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 18. December 1830.

Das Glück der Erde mißt ich gerne,
Und bitt', ein Märtyrer, hinan,
Denn über mir, in goldner Ferne,
Hat sich der Himmel aufgethan.

Uhland.

Dante's Tod.

(Fortsetzung.)

„Von dieser Stunde an, fuhr Dante fort, vermochte ich Beatrice zu feiern, aber das Höchste war noch nicht in mir aufgegangen, denn ich hatte den tiefsten Schmerz der Seele noch nicht erlebt. Wie glücklich war ich in meiner Liebe! Sie bemächtigte sich so meines ganzen Wesens, daß ich sie nicht zu verbergen vermochte; wie in Flammenbächen strömte ich sie in Gesängen aus, und ganz Florenz erfuhr es, daß ich liebte, und liebte mich selbst um meiner Liebe willen. Jetzt aber galt es, die Geliebte zu verhüllen vor den Augen der Menge; das schaffte nun neue Freuden, denn die Klugheit gesellte sich zum Gefühl. Wie glücklich war ich damals, und wie mild gesinnt! Wenn Beatrice mir irgendwo erschien, so wußte ich von keinem Feinde mehr. Ja mich überkam eine solche Gluth der Versöhnung, daß ich Jedem verzieh, der mich je gekränkt.

Aber sie war zu gut für die Erde; den Engel forderten die Engel wieder zu sich; sie konnten sie nicht länger entbehren. Die gütige Gottheit sandte mir eine heftige Krankheit; in dieser lebte ich Beatricens Tod und mit ihm alle Qualen durch. So wie ich das unnennbare Leiden überwunden, war auch mein Herz genesen; sie war todt, aber ich litt keine Schmerzen mehr; die Erde hatte mir nichts rauben können, ich hatte einen Engel geliebt, und diese Liebe dauerte ewig fort, hier und jenseits. Welche Qualen ich auch erduldet habe, und vielleicht noch erdulden muß, sie sind nichts gegen die Freude, die in meinem Innern fortlebt und immer neue Blüthen treibt, wie ein ewig grünender Baum, über den kein Winter hereinbricht. Beatricen zu verherrlichen, ist das Ziel meiner Seele, und wenn ich einst nicht mehr bin, werden noch Tausende in ihr die himmlische Liebe verehren."

Er schwieg, vom Feuer der Erinnerung durchglüht und verschönt. Seine Augen strahlten wie funkelnde Sterne, deren Licht durch den wolkenumsäumten Himmel sich Bahn bricht. Beatrice schaute ihm mit andächtigem, fast anbetendem Blicke in das Antlitz, dann fiel sie ihm um den Hals und weinte sanft. So verharrten sie lange im Schweigen.

Endlich brach Dante die Stille und sagte: „Der Abend hat sich herabgesenkt; die Aebtissin wartet Deiner."

Schweigend erhob sich Beatrice und folgte ihm. Er geleitete sie an die Pforte des Klosters, legte segnend seine Hand auf ihr Haupt, küßte sie auf die Stirn und übergab sie der Pförtnerin, die ihnen entgegentrat. Dann wandte er sich um und schritt im Dunkel zurück.

*

Am Hofe des Herrn von Verona, Cangrande della Scala, des tapfersten und gebildetsten Fürsten jener Tage, befand sich Dante bald nachher, fast noch ernster und trüber gestimmt, als bei dem Abschiede in der Grotte von Tolmino. Sein Wesen paßte nicht mehr zu den fröhlichen Festen, die er sonst durch seine Gegenwart und seinen Antheil belebt und beseelt hatte; der Kummer der letzten

Digitized by Google

Jahre hatte, so sehr seine Seele dagegen auch zu kämpfen strebte, doch allmählig seinen Muth geschwächt und fast besiegt, und das Einzige, was seinem Geiste Schnellkraft gab, sein großes Gedicht, war vollendet. Sein Herz hoffte nichts mehr von der kommenden Zeit, aber die Kräfte seines Verstandes strebten noch immer rastlos weiter, in der Nähe wie in der Ferne; denn wirken, wirken mußten sie, es war ihnen Bedürfniß, wie dem Vogel der Flug, dem Fische die Fluth.

Cangrande empfing den Dichter eben so gütig wie früher, denn dieser Fürst ehrte das Große; aber sein lebhafter, jugendlicher Sinn fand nicht mehr in Dante, was er vormals an ihm bewundert hatte, und so wurden ihre Gemüther nicht eben von einander angezogen. Mit Jugendmuth einte der Herr von Verona auch jugendliche Heiterkeit, und seine Liebe für die höheren Gaben des Menschengeistes hielt ihn die Lust an den bunten Spielen des Lebens nicht verachten. Seiner vielseitigen Regsamkeit mußte daher Dante's Einseitigkeit, die durch den starren Schmerz des großen Dichters eine dunkle Färbung bekommen hatte, welche die Bitterkeit und Gereiztheit in dessen Wesen noch verstärkte, störend entgegen treten, ja sogar unangenehm auf ihn einwirken, und daher kam es, daß Dante sich bald von Cangrande zurückgesetzt wähnte, obgleich dieser keine Gelegenheit, ihm seine Achtung und Verehrung zu beweisen, ungenutzt vorüber ließ.

So hatte er ihn denn auch eines Tages zu seinem Mahle gezogen, an welchem noch der Dichter Guido Castelli und der übermüthige Pietro da Tosone, Can's Jugendfreund, und von diesem daher wohl gelitten, nebst einigen andern Edeln Theil nahmen. Die Rede wandte sich auf Dante's Gedicht, und als Can einiges daraus zu hören wünschte, und besonders Guido seine Theilnahme äußerte, sprach der Dichter sogleich den Anfang des dreißigsten Gesangs des Fegefeuers mit gewichtigem Ernst und mit seltener Kraft und Anmuth. Er war zu der Stelle gekommen:

Gleich einem Admiral, der überall
Auf seinem Schiff erscheint, das Volk zu sehn,
Das auf dem hohen Fahrzeug dient, und ihm
Muth macht zu gutem Thun, gewahrt' ich sie
Jetzt auf des Wagens linker Seite stehn,
Als ich bei meines Namens Klang mich wandte,
Den die Nothwendigkeit hier jetzt verzeichnet.
Die früher mir erschienen war, die Hohe,
Verschleiert war sie bei der Engel Fest.
Und blickte scharf auch mir vom andern Ufer.
Der Schleier, der von ihrem Haupte wallte,
Umgeben von Minerva's Zweigen, ließ
Ihr Angesicht nicht sehn. Doch königlich
In ihrem Wesen, stürmend fuhr sie fort,
Gleich einem Redenden, der spricht, allein
Die heftigsten der Worte noch zurückhält;
„Sieh mich wohl an, ich bin's, bin Beatrice!“

Da hielt er plötzlich zürnend inne, denn während des Recitirens hatte er bemerkt, wie Pietro da Tosone bereits seit längerer Zeit Zeichen der Unruhe und Ungeduld von sich gegeben, und endlich gar mit einem hinter ihm stehenden Diener, erst flüsternd, dann immer lauter ein Gespräch angeknüpft hatte. Der Unwille darüber rief eine tiefe Röthe auf seinem Antlitz hervor, und schon war er nahe daran, in zürnende Worte auszubrechen, als Guido Castelli sich zu ihm wandte und lebhaft ausrief: „Weiß Gott, Messer Dante, wenn man Euch hört, so sollte man sich schämen, je einen Vers gemacht, oder einen Reim gefunden zu haben. Euch erreicht man nicht, und Ihr werdet mit Eurem großen Gedicht allein und einzig dastehen, so lange noch in unsrer Volgare wird gesungen und geredet werden. Das heißt, Herr der Dichtkunst seyn; wie muß sich Euch die Sprache fügen; kein Gedanke, kein Gefühl tritt vorhüllt auf, Alles steht klar und wahr da; es steht so leicht aus, daß man sich wundert, nicht schon längst Aehnliches gemacht zu haben, und meint, es könne Einem gar nicht fehlen. Geht man aber dran, so hapert und stockt es, und man kommt nicht vom Fleck, wenigstens daß man, ist man fertig, doch nicht gesagt, was man eigentlich hat sagen wollen und was Einem vor der Seele schwebte. Es ist eine solche Lust, Euch zuzuhören; ich bin gar nicht mehr Guido Castelli, ich bin ganz Geist, wenn ich Euch Stellen aus Eurem erhabenen Gedichte vortragen höre. Ich gebe dann ganz genau acht, und denke mit Euch weiter, bilde mir ein, das muß er nun so wenden, nun kann das Gleichniß kommen, oder jener Reim, aber ich treff' es unter hunderten kaum ein Mal, denn immer überrascht mich etwas Neues und Besseres. Worin liegt das?“ — „Ganz einfach darin, daß Ihr nicht Ich seyd,“ antwortete Dante gutmüthig. „Ich dächte, Messer Guido sey als Dichter auch nicht zu verachten,“ fiel hier Pietro ein. „Gewiß nicht,“ antwortete Dante. „Er macht eigentlich angenehmere Sachen als Ihr,“ fuhr jener fort. „Das mag seyn, jeder in seinem Kreise,“ entgegnete der Sänger Beatricens ruhig. „Mitunter versteht Ihr Euch wohl selber nicht?“ fragte Pietro wieder. Dante schwieg und gab ihm keine Antwort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Rußland.

Heizung und Bäder.

Das wichtigste Stück in der häuslichen Einrichtung des Russen ist der Ofen, und dieser ist auch im Allgemeinen so gut und zweckmäßig eingerichtet, daß wir Deutsche noch Manches daran zu lernen haben möchten. Ihr großer Lehrmeister war die Noth, das rauhe Klima, *duris urgens in rebus egestas*, und es würde uns nicht übel stehen, die

Digitized by Google

Sache näher kennen zu lernen und auch bei uns einzuführen. Denn obgleich unser Klima nicht so streng ist, so ist dafür das Holz so theuer, daß Ersparung von dieser Seite jedem braven Hauswirthe nicht anders als willkommen seyn kann.

Die schlechtesten Oefen habe ich in Italien gefunden, ohne Zweifel, weil dort die Menschen nicht nachdrücklich von der Natur angewiesen werden, über diesen Gegenstand nachzudenken. Allmählig werden, besonders in dem nördlichen Italien, die Oefen des benachbarten Deutschlands eingeführt, und die Italiener betrachten uns darin mit Recht als ihre Lehrmeister, weil wir, unter einer härteren Zucht der Natur stehend, uns auch besser zu schützen gewußt haben und nun in unsern kältesten Wintertagen recht behaglich in der warmen Stube sitzen, während sie in ihrem viel mildern Winter vor Kälte erstarren und nicht wissen wohin sie sich aus ihren kalten, mit Steinen gepflasterten, mit elenden, einfachen Fenstern und mit noch elenderen italienischen Kaminen versehenen Marmorsälen flüchten sollen, um dem peinigenden Froste zu entgehen. Aber auch wir sind noch zum Theil verzärtelte Kinder der Natur und daher noch lange nicht so weit gekommen, als die viel strenger gehaltenen Russen, von denen wir eben so viel, als die Italiener von uns, zu lernen haben. Zwar haben wir nur erst in den letzten Zeiten gar manche gelehrte Abhandlung über diesen, in der Oekonomie so hochwichtigen, Gegenstand erhalten; aber aller dieser Vorschläge und Projekte ungeachtet, fürchte ich, würden wir uns schlecht befinden, wenn wir plötzlich mit unsern gemeinen oder Kunstöfen nach Tobolsk oder Archangel versetzt werden sollten, wo man diese Sache schon seit Jahrhunderten besser versteht und zweckmäßiger treibt, als es unsere schulgerechten Spekulanten auf ihren Studierzimmern zu betreiben im Stande seyn möchten.

Die russischen Oefen sind erstens sehr solid, da sie nicht sowohl aus sogenannten Kacheln, sondern aus Ziegeln bestehen, die oft über zwei Zoll Dicke haben. Dieß ist, wie mir scheint, nicht eben das Nachahmungswerthe, obschon es den Vortheil hat, daß der einmal durchgewärmte Ofen auch viel länger warm bleibt, wie denn auch in Rußland, selbst während der allerstrengsten Kälte, nie mehr als einmal in vier und zwanzig Stunden geheizt wird, und die größte Hitze meistens erst fünf und mehr Stunden nach der Heitzung eintritt. Allein diese dicken Oefen können nur da gebraucht werden, wo das Holz, wie in Rußland wenigstens jetzt noch, in Ueberflusse ist und einen sehr geringen Werth hat. Sie sind also bei uns, wo diese Verhältnisse nicht stattfinden, nicht anwendbar. Daß man übrigens in Rußland im Tage nur einmal heizt, kommt vorzüglich daher, daß alle russischen Oefen von innen, von der Stube, nicht z. B. von der benachbarten Küche aus, geheizt werden, und daß daher an sehr kalten Tagen, vom ersten Oeffnen des Ofens bis zur hellen Flamme des entzündeten Holzes, durch die Oeffnung des Ofens so viel Kälte in das Zimmer tritt, daß es die erste Zeit nach dem Einheizen fast unbewohnbar wird. Sie ziehen es daher mit Recht vor, nur einmal, aber dafür desto ausgiebiger, zu heizen.

Das, was mir an diesen Oefen nachahmungswerth scheint, ist ihr Bau und vorzüglich ihre Verbindung mit dem Schornsteine. Bei uns nämlich steht der Schornstein Tag und Nacht offen, und der eigentliche Herd des Ofens, die Flamme sowohl, als die Kohlen, sind dem unmittelbaren Zutritt der äußern, kalten Luft völlig ausgesetzt, und es ist klar, daß dadurch bei weitem der größte Theil der durch das Feuer erzeugten Wärme durch den immer offenen Schornstein der so stark leitenden Atmosphäre zuströmt und für die Erwärmung des Zimmers, für welche sie doch allein bestimmt ist, gänzlich verloren geht. Dies ist aber in Rußland nicht der Fall. Die Oefen dieses Landes sind so gebaut, daß der unterste Theil des Schornsteins mit dem obersten des Ofens in unmittelbarer Verbindung steht, und daß daher dieser Theil des Schornsteins noch in dem Zimmer selbst liegt, wo er als eine gemauerte Röhre von einem halben oder auch einem ganzen Fuß im innern Durchmesser sichtbar ist. Diese Röhre kann durch eine Klappe von Eisen, die sich mit einem Drucke des Fingers drehen läßt, luftdicht verschlossen werden, was denn auch immer geschieht, sobald die Flamme des brennenden Holzes verschwunden ist und die noch glimmenden Kohlen bereits mit einem Häutchen von Asche überzogen sind. Von dem Augenblick an, wo der Schornstein geschlossen wird, steigt die Wärme im Zimmer sehr schnell, da man im Gegentheile vorher nur sehr geringe Veränderungen an dem Thermometer bemerkt, selbst wenn eine große Menge Holzes in hellen Flammen steht. Allein außer dieser Klappe des Schornsteins gibt es noch zwei andere, die eine im Vorhause, unmittelbar neben dem Zimmer, und die andere unter dem Dache der gewöhnlich nur ein Stockwerk hohen Häuser. Beide sind irdene oder eiserne schwere Teller, die in einen cylindrischen Ring von Eisen gelegt werden, welcher Ring in den höhern Theilen des Schornsteins eingemauert ist. Wie die Kälte mit dem Fortgange des Winters steigt, werden von diesen drei Klappen immer mehrere zugemacht und wenn, wie ich aus Erfahrung weiß, bei sehr strenger Kälte von — 25 bis — 30 Gr. Reaumür die höchste und beste Klappe einmal zufällig vergessen wird, so weiß man sich in der darauf folgenden Nacht der Kälte kaum zu erwehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Frankfurt a. M. Anfangs December.

(Fortsetzung.)

Vorträge über das Klima von Deutschland.

Selbst die Beobachtungen der neuesten Zeit, fährt Hr. Clapius fort, ließen seither noch manches zu wünschen übrig; vor allem die Wahl zweckmäßiger Beobachtungsörter im Freien, außerhalb oder doch am Ende menschlicher Wohnorte, da besonders das Thermometer innerhalb derselben von seinem, hier so zu nennenden, wahren Stande oft sehr abweicht und nicht selten um 1 bis 2 Grad R. zu hoch steht. Ferner scheint man auch häufig in der Wahl zweckmäßiger Beobachtungsstunden zu irren. Endlich aber berücksichtigt man nicht immer hinlänglich die Wichtigkeit der Berechnung des mittlern Thermometerstandes, wenn schon dieser allein die mittlere Temperatur für einen längern oder kürzern Zeitabschnitt genau angibt. Zwar läßt sich diese arithmetische Abstraktion auch auf theoretischem Wege, z. B. mit Hülfe des Quadrats des Cosinus der Breite, finden; gleichwohl ist ein auf diese Weise gewonnenes Resultat, wie die Erfahrung deutlich zeigt, im Ganzen sehr unsicher. — Hr. C. wirft hierauf einen flüchtigen Blick auf die mathematisch- und physikalisch-geographische Lage Deutschlands. Er macht darauf aufmerksam, daß dieses Land eine nördliche Abdachung von den Alpen an habe, die nur durch kleinere Gebirgshöhe, besonders im Süden, etwas unterbrochen werde, wogegen es vom 51. bis 52. Breitegrade an bis zum Meere fast ganz eben sey. Aus dieser Lokalität aber lasse es sich erklären, weshalb in Deutschland diejenige der Alpen das Klima in engerer Bedeutung, bei ungefähr gleich hoher Lage, im Ganzen wenig verschieden sey, ja weshalb selbst mehrere Distrikte und Orte im nördlichen Deutschland wärmer, trockener u. s. w. als andere im südlichen seyen. — In Beziehung auf die Temperatur — Klima in engster Bedeutung — bemerkte Hr. C., daß in den kältesten Ebenen Deutschlands, z. B. im nordöstlichen Theile von Pommern, die allgemeine mittlere Wärme beiläufig = × 5½° R. sey, die der wärmsten Ebenen diejenige der Alpen, z. B. einiger Thäler gegenüber am Rhein, = × 8½° R. sey. Indessen finde dieser auch nicht einmal sehr bedeutende Unterschied von 2½° nur in wenigen eisalpinischen Gegenden statt; die allgemeine mittlere Temperatur sey vielmehr fast durchgängig wenig höher oder tiefer als × 7°. Ferner: die mittlere Temperatur des Sommers (Juni, Juli, August) sey in den meisten niedern Gegenden beiläufig zwischen × 14 und 14½° R., ein noch geringerer Unterschied, als der vorhin angegebene in der allgemeinen mittlern Temperatur. Demungeachtet sey die Differenz zwischen dem wärmsten deutschen Sommerklima, wahrscheinlich in der Gegend von Wien, = 16° R., und dem kältesten, wahrscheinlich auf der nordöstlichen Küste Pommerns, = 13½° R., dem oben bei der allgemeinen mittlern Temperatur erwähnten Unterschiede (2½°) gleich, was sonderbar erscheine. Eine ähnliche Sonderbarkeit zeige sich bei der mittlern Temperatur des Winters (December, Januar, Februar); denn auch hier betrage der Unterschied selten mehr als 5°, während derselbe hinsichtlich des mildesten eisalpinischen Winterklimas und des kältesten in den niedern deutschen Gegenden, der ungefähr 9° betrage, größer als der bereits angegebene Unterschied bei der allgemeinen mittlern Temperatur sey. — Aus dem bereits Vorgetragenen, fährt H. C. fort, ergibt sich, daß der im Ganzen geringe Unterschied der Temperatur in den niedern Gegenden Deutschlands im Winter etwas größer, als im Sommer ist. Die mittlere Temperatur des Frühlings und Herbstes ist in der Regel der allgemeinen mittlern ziemlich gleich; doch ist der Frühling in den von den Gebirgen eingeschlossenen Landstrichen und in den Küstengegenden verhältnißmäßig etwas kälter, der Herbst aber etwas wärmer. Was nun die Extreme der Temperatur betrifft, so sind hier die Unterschiede, als Schwankungen, natürlicher Weise etwas bedeutender, als bei der mittlern Temperatur. Das größte Wärmeextrem (× 30 bis 31° im Schatten, ohne Wärmezurückstrahlung) kommt in der Gegend von Leipzig vor, das größte Kälteextrem aber (— 26 bis 28°) in einigen Distrikten von Pommern und Würtemberg. Dagegen erreicht die Hitze auf der pommerschen Ostseeküste höchstens × 26 bis 27°; die Kälte aber kommt in der Gegend von Straßburg und in einigen niederrheinischen, der Nordsee nähern Gegenden höchstens auf — 20°. Jedoch finden diese Unterschiede, die bei dem größten Wärmeextrem 4° und bei dem größten Kälteextrem 8° betragen, nur zwischen verschiedenen Gegenden Deutschlands statt. In den meisten dieser Gegenden aber ist die größte Hitze × 28 bis 29°, die größte Kälte — 23 bis 25°; mithin ist auch in dieser Hinsicht die Differenz in Deutschland nur unbedeutend. Bemerkenswerth aber ist, so schloß Hr. C. für diese Sitzung seinen Vortrag, die Anomalie, daß, ist auch die mittlere Winterkälte in Schlesien bedeutender, als in Pommern und Würtemberg, dennoch die Kälte in diesen Landstrichen ein größeres Extrem erreicht, als in Schlesien; denn dieselbe hat, in neuerer Zeit wenigstens, in Breslau nie mehr als — 24° betragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 296:

Das Pflaster.

Räthsel.

Die Hofdame.

In fernen Landen thront ein fürstlich Weib
Mit herrlichem Gefolge, das du kennst;
Doch Eine nur der Dienerinnen ist
Die ganz bekannt, auch ihr die Fürstin hold.
Wie liebreich weilt auf dieser Dienerin
Der Fürstin helles Auge, der sie viel,
Wie viel verdankt! Denn läuft nach ihrer Frau
Die Dienerin, wenn kaum der Tag begann;
Da trifft ein Strahl sie aus der Fürstin Aug.
Und roslig blüht ihr sodnes Angesicht.
Uns Freudenthränen glänzen hell darin,
Das freut die Fürstin, und es spürt die Huld
Die frohe Magd, und selig lächelt sie.
Und geht ans Werk des Tages, schmirt
Sie prächtig, deklarirt, auch ihr die Hand gebratet.
Deckt ihren Tisch, besetzt die Teppiche
Mit Wohlgenüssen mannigfaltiglich;
Die Fürstin dürft, doch ist sie nicht davon.
Uns ist des Tages Arbeit nun gethan.
So nimmt sie Abschied von der hohen Frau.
Erröthet wohl, ob sie's auch recht gemacht;
Und trauernd geht sie, noch in Trauer schön.
Da geht ihr Kammerdiener wohl voran.
Ein schöner Mann, mit silberner Livree.
Der seinen Glanz der Fürstin einzig dankt.
Und macht bei ihr, indeß sie sänftet und läuft;
Denn wißt, die Dame wandelt in der Nacht.

J. G. M.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 44.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 303.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 20. December 1830.

— Und machen Nord und Ost
Oft den Pol zu öder;
Und was unser Dach umtost,
Dünkt uns kein Geflüster.
Doch das eng verschlossne Haus
Heitert Wärm' und froher Schmaus.

J. H. Voß.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Es wird hoffentlich keiner umständlichen Erläuterungen bedürfen, um die Vortheile dieser einfachen Einrichtung deutlich zu machen. Auch habe ich eine ähnliche Verschließung des Schornsteines durch Klappen wohl auch schon an mehreren Orten in Deutschland gesehen, da die Sache zu einfach und zu klar ist, als daß sie nicht jeder leicht finden könnte. Aber alle Klappen, welche ich in meinem Vaterlande gesehen habe, erfüllen ihren Zweck nicht, da sie nur wie Teller auf der Oeffnung liegen und der untern, erwärmten, und durch ihre höhere Temperatur sehr elastischen Luft doch noch immer einen freien Ausgang lassen, während dort diese Klappen mehr die Form von Stöpseln oder Stempeln haben, die rings herum auf eine Breite von zwei oder drei Zoll dicht anschließen, und endlich die größere Anzahl dieser Klappen, wie ich oben gesagt habe, von ganz besonderem Werthe ist, da eine einzige den beabsichtigten Zweck nicht leicht ganz zu erfüllen im Stande ist.

Einer Unbequemlichkeit muß ich bei dieser Gelegenheit erwähnen, unter welcher die Russen oft leiden, die man aber leicht durch einige Aufmerksamkeit vermeiden kann. Ich habe bereits oben erwähnt, daß die erste oder unterste Klappe erst dann geschlossen werden soll, wenn sich auf den glühenden Kohlen bereits ein weißes Aschenhäutchen zeigt. Schließt man den Schornstein früher, so dringen die schädlichen Kohlendämpfe, da der Ofen von innen geheizt wird, in das Zimmer und verursachen heftige Kopfschmerzen, ja können sogar tödtlich werden. Bei der Trägheit und Nachlässigkeit der russischen Mägde ist dieß schwer ganz zu vermeiden, wenn man sich dieses Geschäfts nicht selbst annimmt. Indessen ist mir bei meinem langen Aufenthalte in diesem Lande kein Beispiel von ernsthaften Folgen dieses Tschat's (so heißt der Kohlendampf) vorgekommen. Das ganze Uebel besteht in einem heftigen Kopfschmerz, wobei man jeden Pulsschlag an den Schläfen fühlt, aber am andern Tag ist aller Schmerz bis auf die letzte Spur verschwunden. Die gemeine Klasse hält diesen Zustand, der dem einer völligen Trunkenheit ähnlich seyn mag, sogar für einen Genuß, den sie sich daher an Fest- und Ruhetagen absichtlich verschafft, um sich gütlich zu thun. Sie schließen dann ihren Ofen vor der oben angezeigten Zeit und legen sich auf ihn. Denn bei den Bauern sind die Oefen so gebaut, daß sie im Winter zugleich die Schlafstellen der Familie abgeben können. Wenn man in eine solche Stube tritt, so sieht man die Bewohner derselben alle dicht neben einander auf den Bänken auf dem Ofen liegen und vergnüglich mit einander schwatzen. Ihre Gesichter sind von der Wirkung des Kohlendampfes hochroth und aufgedunsen, die Augen stieren glänzend, kurz sie gleichen vollkommen Betrunkenen, obschon die geistigen Funktionen durch diesen Dampf nicht leiden. Im Grunde mag ihnen wohl der Kopfschmerz auch nicht eben angenehm seyn, aber die größere Wärme, die sie auf diese Weise

Digitized by Google

genießen, ist für sie ein solches Labsal, daß sie es gern mit jenem Schmerze erkaufen. Auch sieht man ihnen das Wohlbehagen und die Glückseligkeit an, wenn man sich gleich nicht verstellt fühlt, sie mit ihnen zu theilen.

Eine andere Art von Heitzung, die aber bei uns wohl keine Nachahmung finden wird, hat in den sogenannten Rauchstuben der russischen Bauern statt. Diese Stuben haben sehr kleine und wenige Fenster, durch die man nur eben den Kopf stecken kann, und diese Fenster sind, wenigstens bei den ärmern Bauern, nur selten mit Glas versehen. Wo das bekannte Marienglas (miroir d'âne), eine Gattung Glimmerschiefer, häufig und daher wohlfeil ist, wird dieses statt des Glases gebraucht. Gewöhnlich aber bleiben diese kleinen Löcher offen und werden im Winter nur mit Moos oder Lappen verstopft. Wenn der Ofen geheizt wird, was hier ebenfalls im Innern der Stube geschieht, so wird der Schornstein des Ofens verstopft und der Rauch dringt daher durch die Ofenthüre in die Stube. Anfangs nimmt er, seiner Leichtigkeit wegen, nur die obern Theile der Stube ein, wo er wie eine dichte Wolkendecke zu hängen scheint. Allmählig aber dringt er, wenn sich seine Masse vermehrt, tiefer, so daß man, ohne Gefahr zu ersticken, nicht mehr aufrecht stehen kann. Die Bewohner machen sich daher immer näher an den Boden, sich Anfangs bückend, dann kniend, dann sitzend und endlich sogar liegend. Droht endlich der dichte Rauch den Fußboden der Stube zu erreichen, so werden jene sogenannten Fenster oder Luftlöcher geöffnet, die nicht ganz in Mannshöhe über dem Fußboden angebracht sind, und sofort dringt der Qualm zu diesen Oeffnungen gewaltsam hinaus und läßt den untersten Theil der Stube frei, in welchem sich nun die Bewohner derselben wieder allmählig von der Erde erheben und in dem auf diese Weise erwärmten Raume ihre Geschäfte anfangen. Der Aufenthalt in diesen vom Rauche ganz geschwärzten, unreinlichen und finstern Stuben kam mir, als ich sie zuerst erblickte, schrecklich vor, und ich würde keinen Anstand genommen haben, diesen abscheulichen Löchern selbst ein förmliches Gefängniß vorzuziehen. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich die Bewohner einer solchen Stube auf dem Boden derselben liegen und recht behaglich mit einander schwatzen und Witzreden wechseln hörte, die sich hier nicht gut wieder erzählen lassen, die aber von einem Grade des Frohsinns dieser Leute zeugen, den ich früher für ganz unmöglich gehalten hatte.

Ein wesentlicher Bestandtheil einer russischen Stube ist der Altar, oder eine Sammlung von mehreren Heiligenbildern, die oben in einer Ecke des Zimmers zusammengestellt werden. Wohlthabendere hängen auch wohl eine Lampe vor diese Bilder, die an Festtagen angezündet wird. Arme haben gewöhnlich nur ein kleines und schlecht gemaltes Bild eines Heiligen, gleichviel welches, da alle gewöhnlich mit dem gemeinschaftlichen Namen Bog (Gott) benannt werden. Auch in den Hauptstädten und bey den Großen findet man häufig noch ein Bildchen in der Ecke, um die alte Landessitte zu ehren, aber es ist hier gewöhnlich so klein, daß man es ohne besondere Aufmerksamkeit nicht mehr bemerkt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dante's Tod.

(Fortsetzung.)

In seinem Uebermuthe fuhr Pietro noch lange fort, den großen Dichter zu necken, der jedoch ein Gespräch mit Guido Castelli anknüpfte und durchaus nicht auf ihn achtete. Dieß verdroß den übermüthigen Veroneser, und sich zu Cangrande wendend, rief er laut; „Erinnert Ihr Euch noch, gnädigster Fürst, der Teufelsgarde, die Messer Dante da, der selbst im Ernst ein loser Spaßmacher ist, in seiner Hölle als Schutz- und Schirmwache aufstehen läßt?“ — „Freilich,“ erwiederte Can, „sie ist höchst merkwürdig.“ — „Nun seht, mein Gnädigster, ich habe mich lange bemüht, so trompeten zu können, wie Messer Dante's Wachtcommandant; mit seinem eigentlichen Instrumente will's noch nicht gehen, aber mit dem Munde treff' ichs. — Hört nur.“ Er stieß jetzt sehr unanständige Laute mehrere Mal hinter einander aus, indem er den Rücken der Hand vor den Mund hielt, und Alle brachen darüber in lautes Lachen aus, nur Dante blieb ernst und verzog keine Miene. Nach einer längeren Pause, während welcher Pietro sein unsauberes Kunststück mehrere Mal wiederholte und immer neuen Beifall fand, fragte der Fürst, den Dante's unbezwinglicher Ernst gereizt haben mochte, diesen in einem etwas spöttlichen Tone: „Wie kommt es wohl, Messer Dante, daß dieser kecke, übermüthige Gesell bei Allen beliebt ist, während Ihr, der Ihr ein so großer Dichter und ein so tiefgelehrter Mann seyd, das nun und nimmermehr von Euch rühmen könnt?“ — „Darüber kann man sich nicht wundern,“ antwortete der Gefragte, „wenn man bedenkt, daß die Aehnlichkeit der Sitten die Gemüther verbindet.“

Bei diesen Worten erhob er sich rasch, verdeckte sich tief vor dem betroffenen Fürsten und verließ das Gemach. Alle Anwesenden sahen ihm erstaunt nach, und einer der Gäste wollte etwas bemerken, aber der Fürst unterbrach ihn und sagte ernst: „Bei dem Blute Christi, er hat Recht, und ich hätte meine Frage wohl bedenken sollen; er ist mein Gast.“ Er befahl nun Guido, den Dichter aufzusuchen und ihn zu besänftigen.

*

Dante lustwandelte mit Uguccione della Faggiuola, dem großen Häuptlinge der Ghibellinen, im Schloßhofe

Digitized by Google

auf und ab, als Guido zu ihm trat und sich des ihm von Cangrande gewordenen Auftrags entledigte. „Sagt dem Fürsten," erwiederte Dante auf Guido's wohlgesetzte und noch besser gemeinte Rede, „es bedürfe der Entschuldigung nicht weiter; auf seine Frage habe ich ihm offen geantwortet, und wenn er sich nicht durch mein freies Wort verletzt fühle, so sey das seine, das stechend vorhergieng, schon längst vergeben und vergessen. Uebrigens möge er mir noch heute vergönnen, mich bei ihm zu beurlauben, und ihm aus ganzer Seele zu danken für die freundliche Aufnahme, die er nun schon zum zweiten Male dem unstäten Flüchtlinge bereitete." — „Ihr wollt fort?" rief Guido erschrocken. „Ja, mein ehrlicher Lombarde," entgegnete der große Dichter, „es duldet mich hier auch nicht länger; ich will meine Leuden gürten, meinen Wanderstab heben und weiter ziehen." — „Das betrübt mich sehr," erwiederte Guido, „es ist der erste traurige Augenblick, den ich hier verlebe, seitdem mich, den aus Reggio Verbannten, die gastfreien Mauern dieses Schlosses umfingen." — „So betrachtet es als einen Punkt über dem i Eures Unglücks," sagte Dante lächelnd, „und laßt uns nicht mehr davon reden; in Gesellschaft verständiger Männer ist es besser, die Zeit mit geistreichem Gespräch, als mit leeren Klagen um Dinge, die sich einmal nicht ändern lassen, auszufüllen."

Guido schüttelte das Haupt, wie Einer, dem etwas nicht recht ist, der aber nicht weiß, was er antworten soll. Upuccione, der bisher geschwiegen hatte, hob nun zu reden an, das vor Guido's Ankunft mit Dante gepflogene Gespräch wieder fortspinnend: „In den Städten weiß eigentlich doch jetzt Keiner, wer Koch oder Kellermeister ist; das Volk will herrschen, das heißt, keine Herrschaft dulden, nicht einmal die eigene, und so werden sie bald, nachdem sie ihre alten Tyrannen, wie sie uns schimpften, vertrieben haben, die Beute neuer, wirklicher Tyrannen werden. Es gibt doch einmal nur zwei Partheien in der Welt, Unterdrücker und Unterdrückte, nur daß beide oft die Rollen wechseln mit größerem oder geringerem Glücke; aber die Zeit wird kommen, wo doch endlich die Klugheit den Sieg davon trägt, und jene dumme Masse, die sich um sich wälzt, wie ein Hund, der sich zum Schlafe hinlegen will, wird am Schlusse so vieler Kämpfe nichts errungen haben, als daß sie sich auch, zwar knurrend, aber doch gehorchend, zu den Füßen ihres Gebieters hinstrecket, eben wie ein Hund, und es am Ende behaglich findend, sich in ihrer Ruhe nicht einmal rührt, wenn er sie ohne Weiteres zum Schemel seiner Füße macht. Freilich gehört auch wieder ein Herr dazu, der die Kraft hat, dem knurrenden Köter ohne Weiteres den Kopf einzutreten, wenn er sich ungeduldig zeigt." — „Einen solchen glaubte ich in Heinrich von Luxemburg gefunden zu haben," versetzte Dante, „aber die Gottheit wollte es nicht, und ein frühzeitiger Tod entriß ihn uns wieder. Meine Hoffnung ist nun ganz dahin; glaube mir, Upuccione, wir erleben die Tage bürgerlicher Ordnung und Ruhe nicht mehr." — „Das quält mich nicht," antwortete jener, „so lange mir mein gutes Schwerdt bleibt und meine innere Kraft. Ich habe viel verloren, und am schmerzlichsten traf mich der Tod meines geliebten Sohnes Francesko, der im Treffen gegen unsere Feinde (am 29ten August 1315) fiel und den glorreichen Sieg seines Vaters mit dem Leben bezahlte. Seit jenem Tage, der nie in meiner Seele erlischt, suchte mich Unglück über Unglück heim, bis ich, der gefürchtete Fürst, auch endlich als ein Geächteter zu Cangrande fliehen mußte; aber der frische Muth verläßt mich nimmer, so lange ich athme, denn was mich in solchen Zeiten heute stürzte, gerade das kann mich morgen heben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

München, December.

Säkularfeier des Georgenordens.

Am 8. d. ist nachträglich die Säkularfeier des Georgenordens mit vielem Pomp in der hiesigen Hofkapelle begangen worden. Das Innere dieser Kirche, das zum gewöhnlichen Gottesdienst fast zu beschränkt ist, erscheint für solche Feiern desto geeigneter. Das sehr schmale, länglichte Schiff derselben schmücken rings herum Tapeten von Goldbrocat, auf denen die goldenen Wappenschilder der Georgsritter hängen; rechts vom Altar ist unter einem Thronhimmel der König, Großmeister des Ordens; dem Altar gegenüber, im abgesonderten Bethaus, der Großprior Prinz Karl; zu beiden Seiten die Großkreuze und im Schiff der Kirche die Kommentburen und Ritter. Alle sind im Ordensornat, weiß atlasenem Unterkleide, mit lang schleppendem, belbläuem, silbergestickten Sammtmantel; der schwarze runde Hut, mit breiter, aufgeschlagener Krempe und mit weißen Federn verziert, liegt auf eines jeden Sitz, bis der König sich bedeckt und alle anwesenden Ritter dasselbe thun. Acht Edelknete wurden diesmal zu Rittern geschlagen, und standen links vom Altar im weißen Kleide und silbernen Harnisch und Helm. Nach vollendeter Messe und geleistetem Eid ertheilte ihnen der König den Ritterschlag. Prinz Karl überzog ihnen Sporen, Schwert und Schild, und nach einigen weitern Ceremonien die feierliche Ordensbekleidung, die ihnen angelegt wurde. Hierauf knieten sie noch einmal an den Stufen des Throns nieder und der König band ihnen das Ordenskreuz um, das blau emaillirt ist, in der Mitte das Bild des heiligen Georgs und in den vier Ecken die Buchstaben J. V. p. F. (justus vt palma florebit) zeigt. Nachdem der Gottesdienst vorüber war, ging der Zug zurück durch den Kapellenhof der Residenz, die große Stiege hinauf in den weißen Saal, wo der König mit dem Prinzen Karl an einer Tafel und an drei andern die Großkreuze, Kommentburen und Ritter speisten. Am Abend fand eine glänzende Hofstafeldenie statt, bei welcher man sämmtliche Ritter in der Uniform ihres Ordens, roth mit weißen Aufschlägen, sah. Wie bei den Ritterfesten des Mittelalters, war auch hier ein Kranz

herrlich geschmückter Damen versammelt, die theils durch eigene Anmuth, Jugend und Schönheit, theils durch die Pracht der Juwelen und reichen Gewänder strahlten. Die höchsten Herrschaften erschienen unter Vorrettung des zahlreichen Hofstaates. Die Königin vereint mit einem jugendlichen und schönen Aeußern eine so hohe Würde und Ruhe, daß ihre Gegenwart einen wahren Zauber verbreitet, und der seelenvolle Klang ihrer Stimme und die Milde und Freundlichkeit ihrer Worte jedes Herz gewinnt. Des Königs gesunde Gesichtsfarbe zeugt für sein jetziges völliges Wohlbefinden, und seine raschen Bewegungen für die Lebhaftigkeit seines Geistes. Mit den meisten der fremden Gesandten unterhielt er sich in der Sprache ihres Landes, und redete besonders mit großer Geläufigkeit mehrere hier anwesende Engländer in ihrer Mundart an. Unter diesen Insulanern zeichneten sich einige Seepaare durch die Eigenthümlichkeit ihres Benehmens und Kostüms aus. Ein kleiner dicker Mann, in scharlachrother Yeomanryuniform, diese eine eben so kleine Frau am Arm, die im Hofanzug von St. James, einen Wald himmelanstrebender weißer Federn auf dem Kopf, das Gleichgewicht zu verlieren drohte und deshalb vielleicht sich so fest an ihren Gemahl anklammerte. Ein anderes Paar bestand in einem hagern, bleichen Irländer, mit unbeweglichen Gesichtszügen, im braunen Hofkleide mit großen Stahlknöpfen und Queerdegen, dem eine gleichfalls hagere lange Gattin am Arme hing. Beide Paare gingen Arm in Arm gemächlich im Saale auf und ab, als lustwandelten sie in Hydepark, und bildeten durch ihre Indifferenz für alles, was um sie vorging, den wunderlichsten Kontrast mit einer Kontinentalhofgesellschaft, in welcher der Monarch stets den Mittelpunkt ausmacht, von dem alles ausgeht und um und für welchen sich Alles bewegt. — Im Ganzen bot dieses Fest einen prachtvollen Anblick dar, und die Ritterceremonie vom Morgen, die sich zwar mit gleicher Formalität jedes Jahr wiederholt — stattvermählig eigentlich zweimal: am Namenstag des adeltragenden Landesmutterdutzend. 24. April, und an Mariä Empfängniß, 8. December — hatte im jetzigen Augenblick eine weit größere Bedeutung, als man bisher in dieselbe zu legen pflegte. Bei den gewaltsamen Umwälzungen, die seit den letzten Monaten so viele Staaten betroffen, und dem bewegten Geist, der rüttelnd an so manche bestehende Ordnung greift, ist es erfreulich, ein Fest mit derselben alterthümlichen Würde und Pracht begehen zu sehen, wie es vor 101 Jahren Kurfürst Karl Albrecht, nachheriger römischer Kaiser, im vierten Jahre seiner damals noch glücklichen Regierung eingesetzt, oder vielmehr erneuert hat; denn der Ursprung dieses Ordens verliert sich in die dunkle Zeit der Kreuzzüge. — Münchens Gebäuden und Fortschritten spricht für die Ruhe und den Frieden, die in seinen Mauern herrschen; nur der Winter hemmt die unzähligen Bauten, die, eine schönere Stadt um die eigentliche Stadt, schnell sich erheben; der Kbnigsbau, die Pynacothek stehen äußerlich vollendet, und nur der Frost läßt auch den Maler ihne hatten, dessen Pinsel die Bogengänge des Bazars mit Freskos schmückt. Ueberall spürt man ein geistiges Regen und Streben, das, wenn es auch nicht immer Vollkommenes, ja oft nur Mittelmäßiges hervorbringt, doch den Beschauer erfreut und für die moralische Thätigkeit des Volkes zeugt. Verschiedene politische Ereignisse haben viel dazu beigetragen, München zum Mittelpunct großer Kunstschätze und reicher Sammlungen aller Art zu machen; man nehme dazu noch die Vereinigung der ausgezeichnetsten Künstler und Gelehrten jedes Faches, und man wird gestehen, daß nicht mit Unrecht dieser Hauptstadt im Auslande der Name des neuen Florenz beigelegt wird.

E.

Frankfurt a. M., Anfangs December.

(Fortsetzung.)

Vorträge über Anthropologie und Literatur.

Bereits gegen die Mitte Octobers eröffnete Dr. Med. A. Clemens seinen und für diesen Winter verheißenen Kursus über Anthropologie im Hörsale des physikalischen Vereins vor einer eben so gewählten, als zahlreichen Gesellschaft. Nachdem er die Wichtigkeit des Gegenstandes erläutert, den Begriff der Anthropologie festgesetzt, ihre Hülfswissenschaften angegeben und ihren Unterschied von andern verwandten Wissenschaften, als Physiologie, Biologie und Zoonomie, gezeigt hatte, gab er den besondern Standpunkt an, von welchem aus er seine Vorlesungen betrachtet wissen wollte. „Die Einheit der lebendigen Menschennatur, sagte er in dieser Beziehung, ist bisher, nach der Meinung des Vortragenden, nur höchst einseitig, um nicht zu sagen zersplittert auffassbar worden. Naturforscher und Aerzte betrachteten gewöhnlich den Menschen zu materiell und nur als höchstes Glied in der Reihe thierischer Organismen. Philosophen, Theologen, Juristen und Pädagogen bearbeiteten wieder nur die geistige Lebenshälfte, und diese eben so schroff und mutwendig, als jene die körperliche. Diese Vorträge sollen als ein Versuch, beide Fehler zu vermeiden, angesehen werden. Nur in der umfassenden, tiefgreifenden Betrachtung aller Verrichtungen, durch welche sich das Leben kund gibt, wird auch das wahre und volle Leben des Menschen erkannt. Sinnliches und geistiges Leben dürfen nicht getrennt untersucht werden. Beide wurzeln innenander, beide sind in der Natur des Menschen zu einer wunderbaren Einheit verschmolzen; deshalb sollte der Philosoph stets mit dem Naturforscher Hand in Hand gehen, und beide vereint das gesammte Leben untersuchen." Dr. C. ist der Erste, der in unserer Stadt über diesen Gegenstand Vorlesungen hält. Die wachsende Zahl seiner Zuhörer und die Beständigkeit, womit, ungeachtet so vieler andern Zerstreuungen, seine Vorlesungen zweimal die Woche besucht werden, mögen ihm Bürge sein, daß sowohl Gegenstand, als Art des Vortrags in hohem Grade interessiren. Der ganze Kursus wird bis Ende März dauern, und Bildungs- und Vorstellungsstufen des Menschen mit gleicher Ausführlichkeit abhandeln.

Hr. Pescher aus Genf hat seinen in meinem letzten Berichte angekündigten Cours de Littérature comparée noch in der vorletzten Woche des verwichenen Novembers eröffnet. Um einen Maßstab für das hohe Interesse zu geben, welches die Vorträge dieses ausgezeichneten Literators gewähren, und für dessen Anerkennung die Theilnahme eines eben so zahlreichen, als auserwählten Auditoriums auch bei uns Bürgschaft leistet, mögen einige Bruchstücke, die wir den ersten Sitzungen entlehnen, hier eine Stelle erhalten. Bis auf die jüngste Epoche ward bekanntlich die deutsche Literatur von den Franzosen fast gänzlich vernachlässigt. Hr. P. sagt darüber unter andern: „Frankreich, stolz auf seine Meisterwerke und seit dem Jahrhundert Ludwigs XIV. an eine Art von Suprematie in der Kunst des Gedankens gewöhnt, verschloß den Nachbarmusen das Thor und hielt es kaum der Mühe werth, zu erkunden, ob fremde Nationen einige Schritte auf der Bahn gethan, die es selber mit so viel Glanz durchlaufen hatte. Die Namen Schiller, Goethe, Wieland hatten kaum die Donnerklingen überschritten, die es für die Grenzscheide des Sehbnen hielt; man hätte glauben sollen, es allein besitze sich im Besitz poetischen Gefühls und des Geschmacksprivilegs."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 129.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 304.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 21. December 1830.

Der Pfeil des Schimpfs kehrt auf den Mann zurück,
Der zu verwunden glaubt.

Goethe.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Marmontel.

Unter allen Literatoren, mit denen Jean Jacques längere oder kürzere Zeit in Paris umging, ist keiner so im Widerspruch mit Rousseaus ganzem innern Wesen, als Marmontel. Er war einer der Ersten, welche die Würde der französischen Gelehrten und Schriftsteller vergaßen und sie durch Fuchsschwänzerei, Kriecherei und Speichelleckerei bei den Reichen und Großen in schlechten Kredit brachten. Man sah ihn von einem reichen fermier général, von einem Finanzmann zum andern gehen und ihnen Schmeicheleien sagen, die man sich selbst in ihren Vorzimmern nicht erlaubt hätte. Am unverschämtesten trieb er es bei dem berüchtigten, steinreichen und verschwenderischen Financier Lapopelinière. Der Mann hatte regis ad exemplum einen wahren Hirschpark von Mädchen, von denen er jährlich einige verheirathete und gut ausstattete; dieß war dann immer ein Fest im Haus. Marmontel, der dabei gewöhnlich eine Rolle spielte, machte dann Verse, wo einmal selbst der liebe Gott Popelinière nachgestellt wird, indem dieser doch die Menschen glücklich mache, denen er das Leben gebe.

Wie verschieden von diesem Speichellecker war Jean Jacques, der die Welt floh und in ärmlicher Einsamkeit lebte, da er doch in Wohlhabenheit sich gute Tage hätte machen können, wenn er nicht zu stolz gewesen wäre, die Gaben anzunehmen, die ihm Könige und Vornehme anboten, denen er aber seine Unabhängigkeit in einem armseligen Dachstübchen vorzog, wo er für Geld Noten abschrieb und wo es ihm oft am Nöthigsten fehlte. Ihm waren goldene Ketten ein Greuel. Kein Wunder, daß ihn der Schriftsteller mehr fürchtete und scheute, als liebte, der sich nicht schämte, der maitre d'hôtel eines rohen Parvenu zu seyn. Bei dieser Scheu ließ er es aber nicht bewenden, denn da er Rousseau sein Genie nicht abstreiten konnte, so wollte er ihn wenigstens verläumden und dadurch der Verachtung Preis geben. Ihm ging es jedoch wie allen andern bei diesem saubern Geschäft. Sie wollten Jean Jacques anschwärzen, machten sich aber dabei selbst schmutzig. Marmontel lebte mit d'Alembert und Diderot auf sehr genauem Fuß, und es war vorauszusehen, welche Parthei er ergreifen würde, wenn sich Jean Jacques einmal mit diesen Männern veruneinigte. Dieß konnte nicht ausbleiben; aber auch Marmontel'n stieß Rousseau durch eine beabsichtigte Artigkeit vor den Kopf, die jener für eine Beleidigung nahm. Jean Jacques hatte es sich zum Grundsatz gemacht, seine Schriften nie Journalisten zuzuschicken. Da er nun Marmontel, der damals den mercure de France herausgab, ein Exemplar seiner lettre à M. d'Alembert zustellen wollte, so schrieb er darauf: „Pour M. Marmontel, et non pour l'auteur du Mercure.“ Dieß nahm der Merkurherausgeber entsetzlich übel, denn der Merkure, wo seine Erzählungen zuerst abgedruckt wurden, war unter seiner thätigen Leitung wirklich ausgezeichnet geworden. Jean Jacques hatte allerdings Unrecht, sich

Digitized by Google

nicht näher zu explizieren, um den Vorwurf einer Unart zu vermeiden. Mir scheint dieß aber nur ein Vorwand, denn Marmontel konnte als Theaterschriftsteller, und als d'Alemberts und Diderots Freund, nicht wohl anders, als gegen den auftreten, der sich so heftig gegen den Nutzen des Theaters erklärte. Er schrieb also gegen Rousseau, und allerdings mit Geist und Witz; das genügte aber nicht, denn um ihm zu antworten, mußte man Seele haben, und diese gerade fehlte Marmontel. Dieß fühlte er auch, und darum hielt er sich ruhig, so lange Jean Jacques lebte. Dafür griff er ihn in seinen Memoiren desto heftiger an, als der Gegner nicht mehr antworten konnte; aber seine Beschuldigungen trugen alle in sich selbst das Gegengift. Sie beruhen alle blos auf Deklamationen und allgemeinen Aeußerungen ohne Beleg, ohne Beweis, voll Unrichtigkeiten und Widersprüchen. Davon nur einiges. Einmal heißt es in diesen Memoiren: „Rousseau wollte eine Sekte bilden; um die Menge anzuziehen, gab er sich das Ansehen eines Philosophen aus dem Alterthum, erst in einem alten Ueberrock, dann in armenischer Kleidung. Damit zeigte er sich in der Oper, in den Kaffeehäusern und auf den Spaziergängen, aber die Leute kümmerten sich so wenig um seine kleine schmutzige Perrücke und seinen Diogenesrock, als um seine gefütterte Mütze. Ihm kam's nur darauf an, die Feinde der Literatoren und Schriftsteller durch einen Gewaltstreich zu benachrichtigen, daß er mit diesen gebrochen habe. Dieser Bruch machte ihm eine Menge Anhänger, und er hatte gut berechnet, daß darunter auch die Geistlichkeit seyn würde. Darum kostete es ihm nichts, sich von Diderot und seinen Freunden loszusagen; er sagte ihnen Grobheiten, und verläumdete ersteren noch vor seiner Uebreise. Damit erklärte er ihnen den Krieg." Diese Beschreibung von Rousseaus Kleidung, wodurch er ihn nur lächerlich machen wollte, wäre im Grund ganz unbedeutend, wenn nicht die ganze Erzählung durch die unverwerflichsten Augenzeugen widerlegt wäre. Wer sollte nach Marmontels Darstellung nicht glauben, daß Jean Jacques den armenischen Kaftan und die gefütterte große Mütze angelegt habe, bevor er mit Diderot und dessen Freunden gebrochen? Dem ist aber nicht so. Der Marschall von Luxemburg schickte ihm diese auf Rousseaus Kränklichkeit und besonderes Leiden berechnete Kleidung nach Motiers-Travers, und Rousseau legte sie dort Ende Sommers 1762 an, also nicht weniger denn fünf Jahre nach dem Bruch mit Diderot und d'Allembert. In Paris trug er diese Kleidung noch in den zwei letzten Wochen des Decembers 1765. Grimm berichtet, dieß Kostüm habe jedesmal, wo sich Jean Jacques öffentlich sehen ließ, ein so großes Aufsehen bei den Parisern erregt, daß ihn die Polizei veranlaßte, sich nicht mehr darin zu zeigen. Zu seinem großen Leidwesen legte er es vor seiner Reise nach London ab. Die Geistlichkeit zu gewinnen, wäre schlau gewesen; schade daß das Mandement des Erzbischofs von Paris und die Censur der Sorbonne gerade das Gegentheil beweisen.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Wenn der Russe eine Stube betritt, um seine Freunde zu besuchen, so ist sein erstes Geschäft, nach abgenommenem Hute dem Schutzheiligen des Ortes sein Kompliment zu machen. Er bückt sich dreimal tief vor ihm und schlägt dreimal sein Kreuz, indem er mit der rechten Hand über die Stirne, über beide Schultern und die Brust die Figur eines Kreuzes beschreibt, dann folgt noch ein Bückling, und dann erst wendet er sich zu den Bewohnern, reicht ihnen die Hand und bringt sein Sdrasdibi Baituschka, (sey gegrüßt, Väterchen) an. Im Winter aber zwingt ihn die Noth, beim Eintritt jenen beiden Geschäften ein anderes vorausgehen zu lassen. Da nämlich das bärtige Gesicht des Bauern, wenn er bei strenger Jahreszeit länger im Freien verweilt, mit einer Eiskruste überzogen ist, so macht er sich, sobald er ein warmes Zimmer betritt, zuerst davon los, indem er die aufthauende Kruste stückweise, wie Glasscherben, von seinem Gesichte bricht, und erst, wenn er mit dieser Arbeit fertig ist, wendet er sich an den Pog, und dann an seine Freunde.

Im Allgemeinen sind die Wohnungen selbst der ärmeren Bauern, so wie diese Bauern selbst, viel reinlicher, als dieß in manchen andern gebildeteren Ländern der Fall seyn mag. Einige nördliche Gegenden und die oben erwähnten Rauchstuben ausgenommen, sind die Häuser und die, obgleich nur ärmlichen, Geräthschaften in denselben immer nett gehalten, so wie auch die Kleider und Betten der russischen Bauern sich durch ihre Reinlichkeit und durch die völlige Abwesenheit alles Ungeziefers vortheilhaft auszeichnen. Wer über Polen nach Rußland gekommen ist, wird den grellen Unterschied zwischen beiden Nationen in dieser Beziehung sehr auffallend gefunden haben. Wer in jenem Lande, wenigstens da, wo Juden die Wirthshäuser halten, und wo halten sie sie nicht? gezwungen ist, die Nacht in einem dieser Häuser zuzubringen, mag immerhin am andern Morgen seine Wäsche und Kleider wegwerfen, während er in Rußland keckisch in jeder Bauernstube schlafen und sich mit den Pelzen der Bewohner bedecken kann. Die Hauptursache dieser Reinlichkeit, welche den russischen Bauern sehr vortheilhaft auszeichnet, ist die ihm von der frühesten Jugend angewöhnte Sitte, häufige Bäder zu brauchen. Die meisten neueren Bewohner Europas haben diesen Hang zum Baden, der, vom Alterthum nicht zu sprechen, noch heutzutage den Morgenländern eigen ist, beinahe gänzlich verloren, was weder ihrer Gesundheit zum Vortheile, noch ihrer Reinlichkeit zur Ehre gereicht. Es wäre ohne Zweifel sehr wünschenswerth, diese

Digitized by Google

unter uns längst verschwundene wohlthätige und selbst nothwendige Sitte wieder einzuführen, und ich halte die Sache für so wichtig, daß sie selbst von den Regierungen berücksichtigt zu werden verdient. Wir haben, wie gesagt, den Sinn für diese Art der Reinlichkeit gänzlich verloren, und können daher auch nicht mehr richtig über diese Sache urtheilen. Wenn wir eine unserer gepuzten Damen neben einem russischen Bauern in seinem Pelze sehen stehen, so nehmen wir keinen Anstand, der Dame auch in Beziehung der Reinlichkeit den Vorzug vor ihrem Nachbar einzuräumen. Wenn wir aber hören, daß der arme russische Bauer alle Wochen ein- oder auch mehrmal sein Bad braucht, während die Dame vielleicht den ganzen Winter durch keines gesehen hat, so scheint es, als ob unsere Ansichten über diesen Gegenstand noch einiger Berichtigung bedürften. Der Bauer, der Fuhrmann, der Bettler selbst glaubt in Rußland nicht leben zu können, wenn er nicht wenigstens jeden Sonnabend ein Bad brauchen kann. Er würde wahrhaft unglücklich seyn, er würde meinen, vor Schmuz und Unreinlichkeit zu Grunde zu gehen, und ein unerträgliches Jucken fühlen, wenn er diese Wohlthat länger als eine Woche entbehren sollte.

Aus diesem Grunde darf auch bei keinem russischen Wohnhause die Badestube fehlen, und keinem Gaste, keinem Bettler wird ein Bad versagt, so wenig als das tägliche Brod, weil beide, Bad und Brod, in den Augen der Russen gleich wichtig und zum Leben gleich unentbehrlich sind. Die nähere Beschreibung dieser Bäder, die meistens sogenannte Schwizbäder sind, kann ich übergehen, da sie aus andern Erzählungen hinlänglich bekannt sind.

Dante's Tod.

(Fortsezung.)

„So denke ich auch," fiel Guido ein, „wer weiß, was morgen den guten Leuten von Reggio einfällt, und sie holen mich dann im größten Triumph wieder nach Hause; kann ich es nicht besser machen, so trage ich ruhig das Schlimme, und freue mich schon, wenn es nur nicht schlimmer wird." — „Wohl Euch," erwiederte Dante, „bei solcher Gesinnung, und doch möchte ich sie nicht haben. So sehr mich auch die meintge qualt und peinigt und mir keine Ruhe läßt, ich möchte sie doch nimmer aufgeben, denn sie ist in mir verwachsen und verzweigt, wie die Pulse und die Venen meines Körpers. Ich, der Einzelne, bin nichts gegen eine Menge, und mein Leiden ist nicht in Betracht zu ziehen, so lange [illegible] leidet; aber daß wiederum ich Einzelner nicht die Kraft und Gewalt habe, die ganze Lage der Dinge zu ändern, ja neu zu gestalten, nach meiner besten Einsicht, daß ich kaum im Stande bin, einen Kiesel wegzurollen, wo Felsen im Wege liegen, das ist es, was mich unablässig qualt und mich rastlos umhertreibt; denn überall sehe ich gleich mit klarem Blick, wie es seyn könnte und seyn müßte, und nirgends finde ich es so." — „Ich dächte, wenn man überzeugt ist, das Seine nach besten Kräften, mit redlichem Willen gethan zu haben, das müßte genug seyn, vor Gott und vor Menschen," bemerkte Guido. „Du hast Recht, es müßte genug seyn," war Dante's Gegenrede; „aber wir werden es nie dafür halten, so lange wir noch zu hoffen und zu wünschen haben, so lange das Alte nicht vollendet, das Neue nicht errichtet wurde. Was hat mir mein vielfaches Streben genüzt, seit ich aus Florenz bin? meine häufigen Reisen wurden eben so erfolglos gemacht, als meine Briefe unnüz geschrieben; ja selbst mein Buch von der Monarchie, das ich wie einen Apostel in die Welt sandte, kehrt wie ein armer Prediger in der Wüste wieder zurück, und ist ein politisches Evangelium, an das Niemand glaubt, weil es ihm der Tag nicht gestattet." — „Wenn auch die Mitwelt keinen Nuzen daraus zu ziehen weiß, die Nachwelt wird desto mehr daraus lernen," entgegnete Guido. „Ja," antwortete Dante mit einem tiefen Seufzer, „ich fühl's, ich habe nur für die Nachwelt gelebt; aber das quält mich eben, daß ich mir keine Nachwelt in Italien zu denken vermag. Mann wird dies Chaos, das jezt braust und gährt und sich im Ringen selbst vernichtet, im Stande seyn, sich zu ordnen?" — „Bald, mein Freund, bald," rief Upuectone lebhaft; „die Zeit ist nicht fern, wo unsere Kinder mit Lust ernten, was wir mit Thränen auf dem blutgetränkten Boden Italiens säten." — „Das gebe Gott," versezte Guido, „und möge nie wieder ein Deutscher mit eisernem Fuß auf Italiens Nacken treten!" — „Ein inniger, aber vergeblicher Wunsch," bemerkte Dante; „Italien wird, ich muß wiederholen, was Ihr schon so oft von mir hörtet, Italien wird, siegend oder besiegt, immer dem Sieger als Beute anheim fallen; und eben dieser Sieger muß ein Ausländer seyn, denn einem Eingebornen gönnen unsere neidischen Landsleute weder die Fürsten-, noch die Lorbeerkrone." — „Ihr geht zu weit in Euerm Messer Dante," rief Guido lebhaft; „die Lorbeerkrone wird Euch Niemand weigern, selbst Eure erbittertsten Feinde nicht." — „Doch, doch, ehrlicher Lombarde," antwortete Dante und schüttelte zweifelnd das Haupt. „Ich selber würde sie mir nie zusprechen, denn ich fühle nur zu lebhaft, wie viel mir fehlt, ich weiß nur zu deutlich, was ich leisten sollte, und was ich geleistet habe, und der Abstand ist zu groß. — Doch was ist das?"

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Rom, December.

Pius der Achte.

Gerade zwanzig Monate nach seiner Erwählung starb Papst Pius VIII. den 30. November Abends 9 Uhr an zurückgetretener Gicht, nach einer Krankheit von 15 Tagen. Die allgemeine Theilnahme, welche die, sonst gegen ihre Herrscher

nicht sehr zärtlichen Römer während seiner Krankheit bewiesen, zeigt, daß auch in einer so sturmbewegten Zeit, wie es die jetzige ist, sein friedliches Wirken Achtung verdiene.

Seine äußern Schicksale melden alle öffentlichen Blätter. Er zeichnete sich besonders durch den Widerstand aus, welchen er der französischen Invasion innerhalb der Grenze seines guten Rechts als Bischof entgegensetzte. Er verweilte mehrere Jahre als Confinirter in Oberitalien, und gedachte dankbar der Häuser, welche damals ihm Gnade erwiesen hatten. Pius VII. ernannte ihn aus eigenem Antriebe bei der ersten, nach der Wiederherstellung gemachten Promotion zum Kardinal, und begrüßte ihn als seinen Nachfolger. Sein Wirken war, als er hieher berufen und Bischof von Frascati wurde, ganz der Kirche zugewendet. In dem Conclave nach Pius VII. Tode wollte die Mehrzahl der Kardinale ihre Stimmen auf ihn vereinigen, wenn er versprechen würde, den Kardinal Consalvi nicht zum Staatssekretär zu machen. Er antwortete, wenn Gott ihm die hohe Stelle bestimme, so werde er ihn gewiß auch erleuchten, damit er den Tüchtigsten zu jener Stelle erwähle. Man verstand ihn, und Kardinal della Genga wurde erwählt. So lebte er ruhig und verborgen als Großbeichtiger fort, bis zu Leo's XII. Tode. Aus einem Sclave von fünf Wochen trat er den 1sten März 1829 als Pius VIII. Er verdankte seine Erwählung vorzüglich der Gewandtheit des Kardinals Albani. Dieser war resignirter Staatssekretär.

Dieses Pontificat nahm sogleich den Charakter eines Pontificato calante an. So nennen die Römer die Regierungen, in welchen, durch die Aussicht auf baldige Aenderung, keine durchgreifende Maßregel, keine auffallende Gunst oder Ungunst vorkommen, während sie das Gegentheil Pontificato crescente nennen. Pius VIII. verstand seine Zeit. Er äußerte 1829. das Geschäftsleute für die jetzigen Regierungen sey das Beispiel einer gelungenen Revolution. Die Emanzipation der englischen Katholiken erfreute ihn mehr als die Ultrapartei, und schwerlich würde sein Vorgänger sich vor und nach den Versuchen des Juli mit der Mäßigung benommen haben, welche er zeigte, besonders als er den geflüchteten französischen Bischöfen Rückkehr in ihre Sprengel befahl, und Alles mit Festigkeit ablehnte, was Rom zu einem zweiten Koblenz hätte machen können.

In der Verwaltung des Kirchenstaats zeigte er Gerechtigkeitsliebe und Sparsamkeit. Der Mauthtarif, welcher freilich sehr unterblieben war, war bereits unter Leo XII. vorbereitet, und seine Modifikation für 1831 beschlossen. Keine persönlichen Verschwägerungen fanden statt, und nur in Einer Hinsicht war Pius VIII. unerbittlich streng, wenn nämlich Jemand sich persönliche Verwendung herausnahm. Er kannte Mord, Ehebruch zur Genüge. Er hat als Regent den schwersten Sieg, den über sich selbst, davongetragen. Sein heftiges Temperament, durch exotische Hitze und Trockenheit noch mehr gereizt, wußte er zu beherrschen. Neben gründlichen theologischen Kenntnissen war er sehr in der Münzkunde bewandert. Er sprach klar, kräftig und derbzlich, aber in seinem märkischen Dialekt. Er war ein Mann, wie ihn jeder Staat sich als Bischof wünschet.

Eine Herzenserleuterung machte langen und schmerzhaften Leiden den 30. November ein Ende. Das Volk betrauert seinen Verlust; keine Satire, kein Pfeilen, als gestern sein Leichnam vom Quirinal nach St. Peter gebracht wurde.

Keiner seiner Verwandten wurde während seiner Regierung beunruhigt. In nicht längerer Zeit hatte Papst Alexander VIII. (Ottoboni) Reichthümer auf sein Haus gehäuft und es in den Fürstenstand erhoben. Er hinterläßt kaum 100,000 Sch. Privatvermögen. Gerne wäre er vorigen Herbst nach Castel Gandolfo gezogen. Die Kosten wurden auf 36,000 Sch. berechnet, und er zog es vor, sich in seiner eigenthümlichen Villa mit Wenigen zu ergehen, als auf Staatskosten die Landluft zu genießen.

Für Künste und Wissenschaften that er, was die öden Zeiten erlaubten, führte die Ausgrabung des Forums fort und suchte die neu aufgefundenen Vasen von Canino zu erwerben. Seine Ansicht über das Verhältniß Roms zur Civilisation sprach er in der Antwortrede aus, welche er im Conclave von 1829 an den französischen Botschafter Chateaubriand richtete.

Man möchte ihm Frieden mit den Worten nachrufen, mit welchen Tacitus sein Leben Agricola's schließt. M.

Frankfurt a. M., Anfang Decembers.

(Beschluß.)

Peschier's Vorträge über Literatur.

„Nebstdem jenen Blinden, heißt es in dem Vorrede Peschiers weiter, die sich etwas darauf einbilden, daß Jedermann sie anschaut, während sie Niemand sehen, rühmten sich die Franzosen des Bürgerrechts, das ihre Literatur in ganz Europa erlangt hatte, während ihnen die jeder andern Nation vollkommen unbekannt blieb. Diese Zeit der Vaterlandsbräunelei (patrioterie), einer egoistischen Nationalität, eines kleinlichen Entbusiasmus und einer ausschließlichen Bewunderung ist nicht mehr, Dank den vereinten Talenten der Frau von Staël, der HH. Schlegel und Sismondi, aber vornämlich Dank jenen deutschen Schriftstellern, die durch die Stärke ihres Genies über die abergläubische Verehrung der Franzosen für ihre Idole und über Voltaire's Baumstärke zu triumphiren wußten, wodurch derselbe alle fremde Schriftsteller als falsche Götter ächtete.“ — Auf die Epoche des Wiedererwachens der Wissenschaften im Abendlande kommend, sagt P.: „Das an merkwürdigen Ereignissen so fruchtbare 15te Jahrhundert ertheilt Allem einen natürlichen Impuls und beschleunigt die Entwicklung des menschlichen Geistes. Der gleich dem Hauche des Schöpfers über den Gewässern schwebende Genius nimmt ungewundert seinen Flug von einem Pole zum andern. Wir sehen aus der Mitte seiner furchtbaren Träumer den Schatten der antiken Civilisation hervorgehen, seine Ritche entfalten. Dem Abendlande zuliebe und über den Rest des Erdballs die dem Schooße seines Vaterlandes entrissenen Schätze verbreiten. Wir sehen Wissenschaften und Künste, vom heimathlichen Boden verbannt, gleich Trosa's Kriegern an den Gestaden Siciliens ausschiffen und dort ihr zerrissenes Zelt auf den verbrannten Seiten des Aetna aufschlagen. Portugal hat seine Argonauten und seinen Apollonius. Spanien seinen Herodot und seinen Xenophon. Wir nähern uns Raphael, Michel-Angelo; wir gewahren in der Ferne Galiläi, Descartes, Newton; wir ahnden jene beiden unermeßlichen Entdeckungen, die zugleich des Menschen Wohnsitz und Macht verdoppeln, die Buchdruckerkunst, Amerika; große, geheimnißvolle Namen. Nachung gebietend, wie eine Offenbarung von oben, und den Keim der ganzen Zukunft der menschlichen Gesellschaften einschließend. Das Ungeheuer der Barbarei flieht eiligen Schrittes vor dem Gestirn der Civilisation, dessen Strahlen den ganzen Horizont Italiens erhellen. Noch hören wir das schwache Echo der fernen Klagen Griechenlands und Roms; alle jene glänzenden Träume des Heidenthums ertönen in unsern Augen und verschwinden gleich luftigen Meteoren. Das Reich der rohen Kraft sollte vorübergehen; andere Palmen, als die der Schlachten, erschließen sich von allen Seiten; die Söhne der Gothen und der Vandalen haben das blutige Kriegskleid ihrer Väter abgelegt, und mit ihnen wendet die Welt ihre Blicke andern Ruhme zu.“

Beilage: Kunstblatt Nr. 101.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 305.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 22. December 1830.

Nacht deckt mein Auge, mein Gebein will Ruh',
Es strebte längst nur dieser Stunde nach.

Shakespeare.

Dante's Tod.

(Beschluß.)

Dante und Guido wurden hier durch eine Scene ganz eigener Art unterbrochen. Ein Eseltreiber zog mit seinen Thieren bei ihnen vorüber und sang mehrere Terzinen aus dem dritten Gesange der Hölle; so volksthümlich war Dante's großes Gedicht schon geworden. Dante lauschte mit innigem Vergnügen. Da wurde plötzlich einer der Esel stätisch und war nicht von der Stelle zu bringen. Der Treiber schlug unbarmherzig auf ihn los, ohne im Singen der Terzinen einzuhalten, in welche er nur dann und wann ein laut geschrieenes Arri, das dazu dienen sollte, das Thier vom Fleck zu bringen, einschob. Kaum hörte das der Dichter, als er zornig auf den Mann einsprang, ihm seinen Stock aus den Händen wand, und ihm selbst mit den mehrmals wiederholten Worten: „Arri steht nicht in den Versen," einige tüchtige Hiebe versetzte. Der arme Wicht begriff das gar nicht, und wollte sich Anfangs zur Wehr setzen; da er aber sah, daß er mit vornehmen Leuten zu thun hatte, und gar nicht wußte, wie er daran war, packte er schnell den störrischen Esel bei der Schnauze und entfernte sich so rasch, als er nur konnte. Dante folgte ihm im heftigen Aerger fast bis auf die Straße und warf ihm dann den Stock nach.

Als er sich darauf wieder zu seinen Begleitern umwandte, sah er, wie Guido vor Lachen über die komische Begebenheit fast erstickte; Upuccione, ernsterer Natur, sagte dagegen mißbilligend: „Aber, theuerster Freund, wie könnt Ihr Euch doch so von Eurem Zorne hinreißen lassen?" — „Wie durfte sich der Schuft erlauben, so meine Verse zu verstümmeln?" erwiederte der Dichter, noch immer heftig zürnend.

*

Wir finden Dante einige Monate später bei Guido Novello da Polenta, Herrn von Ravenna, der ihn mit großer Liebe und Verehrung bei sich aufgenommen, und zum Beweise, wie sehr er des Dichters Einsichten und Kenntnisse zu schätzen wußte, als Gesandten bei den Venetianern, mit denen er in einen heftigen Krieg verwickelt war, gebraucht hatte. Diese Sendung aber, so sehr sich Dante auch Anfangs ihrer freute, da sie ihm einen Beweis lieferte, daß sein Werth noch anerkannt werde, seine Fähigkeiten noch von Nutzen seyn könnten, war leider schlecht ausgefallen, indem der Haß der Venetianer gegen die Ravennaten so mächtig geworden, daß es den Abgeordneten der letzteren durchaus nicht hatte gelingen wollen, eine Audienz bei der Signoria zu erlangen, und sie also hatten umkehren müssen, ohne das Geringste ausgerichtet zu haben. Niemand empfand das Fehlschlagen dieser Sendung tiefer als Dante; ein nagender Gram bemächtigte sich seines Gemüthes und wurde dergestalt Herr über ihn, daß sein Körper nicht mehr vermochte, den Kämpfen der Seele Widerstand zu leisten. Er verging sichtlich, und nur die

Digitized by Google

Gegenwart des geistreichen Guido Novello und die ausgezeichnete Ehrfurcht, welche dieser großartige Fürst ihm bewies, vermochten noch allein dann und wann seine Wangen mit dem lebhaftesten Roth inniger, aber still verschlossener Freude zu färben. Die einzige Erholung und Zerstreuung für ihn bestand darin, Freunden der Poesie Unterricht in dieser erhabensten der Künste zu ertheilen, oder sich mit der Durchsicht und Verbesserung seiner eigenen Gedichte, besonders der Komödie, zu beschäftigen.

So saß er eines Nachmittags in einem oberen Zimmer seines Hauses zu Ravenna, als Guido Novello, ohne alle Begleitung, wie er es oft zu thun gewohnt war, bei ihm eintrat. Mühsam erhob der geschwächte Dichter sich von seinem Sitz und ging dem Fürsten entgegen, der ihn freundlich bei der Hand ergriff und ihn zu seinem Sessel zurückführte. „Ihr findet mich bei einer seltsamen Beschäftigung, an die es aber nachgerade Zeit wird zu denken, edler Guido,“ begann Dante. „Seht her,“ fuhr er fort, „an Irdisches habe ich nicht mehr viel zu wenden. Da habe ich mir denn die Zeit damit vertrieben, mir selbst den letzten Dienst auf Erden zu leisten und meine Grabschrift zu verfertigen. Wie es aber oft im Leben geht, daß man eher das Ende findet, als man den Anfang ersonnen hat, so widerfährt es auch mir jetzt. Die letzten beiden Verse drängten sich mir unwillkührlich auf, als ich noch darüber nachdachte, wie ich den Anfang gestalten sollte. Hört nur, sie lauten ganz fein:

Hic claudor Dantes, patriis exlorris ab oris,
Quem genuit parvi Florentia mater amoris.

„Ja wohl,“ redete er weiter, als Guido Novello ihm etwas entgegnen wollte, „das war mir Florenz: parvi mater amoris, und ich liebte die Grausame doch mit dem wärmsten Herzen. Was hat sie mir zum Lohne gegeben? ein langes Dasein voll Kampf und Verbannung, nirgends eine Ruhestätte für mein flüchtiges Haupt, als nur im Grabe, das mich bald erwartet, und wer weiß, ob selbst da, denn die Faust des Hasses wühlt ja auch die Gräber auf und reißt die Gebeine der Verfolgten heraus, um den ewig nagenden Hunger zu stillen.“ — „Aber wie mögt Ihr Euch nur mit solchen Gedanken beschäftigen, da Euch so viel noch zu thun bleibt?“ fiel Guido ihm hier in die Rede; „der Tod ist ein Gast, der nie ausbleibt, und wenn er kommt, ist's früh genug, daran zu denken, wie man ihn zu empfangen hat.“ „Du hast gut reden, Adler von Polenta,“ erwiederte der Dichter, „aber meine Tage sind gezählt; ich fühle die Abnahme meiner Kräfte, und der nächste Vollmond wird über meinem Grabe leuchten. Was Du hier vor Dir siehst, ist nicht mehr Dante, es ist ein Baum, an dessen Marke ein verderblicher Wurm zehrt, Gram genannt; der schlechte Erfolg der Gesandtschaft nach Venedig, warum soll ich es Euch verhehlen? hat ihm neue Kraft verliehen, und bald, sehr bald, wird er den letzten Faden zernagt haben, der meine Seele mit dem Körper verbindet.“ — „O nicht solche Gedanken,“ bat Guido; „ich hoffe Dich noch mit Stolz in jenes Venedig einzuführen, als Guido Novellos Freund, und die Signoria, die den vermittelnden Gesandten zurückwies, soll vor Dir erzittern, wie Ravenna vor mir, wenn der Klang meiner Sporen durch den Schloßhof dröhnt; rede mir, wovon Du willst, von dem Ende aller Dinge sogar, nur nicht von dem Deinigen.“ — „Und warum nicht vom meinigen?“ erwiederte Dante. „Ich ward geboren als eine Beute des Todes, aber droben winkt das ewige Leben; wo Beatrice weilt, ist ungestörter Frieden, und nach ihm sehnt sich meine Seele, denn sie ist müde vom Streit. Hier unten hab' ich um das Vaterland gekämpft, ich Thor, und jetzt erst wird mir klar, daß unser wahres Vaterland nur dort ist, dort, in jenen Himmeln, von denen ich sang in meinen schönsten Stunden.“ Was ist alle Freude der Erde gegen die Freuden dort oben! aber den Schmerz hienieden sandte die ewige Gottheit, daß wir dereinst frei von den Leiden der Erde, um desto reiner den höchsten Lohn empfinden. Sieh, edler Mann, wenn nicht meine letzte Stunde nahte, würde ich so fest davon überzeugt seyn? Alle Zweifel heben sich wie von selbst, und die ewige Macht, da sie mir den Mund schließt, löst mir die Seele.“

Guido schwieg beträdt. Als er aber aufblickte, gewahrte er, wie Dante's Augen flammten, als wenn himmlisches Feuer sie erhellte. Er ergriff des Dichters Hand, aber plötzlich fühlte er, wie dieselbe erkaltete; ohnmächtig lag Dante vor ihm da.

•

Die aufgehende Sonne des fünfzehnten Septembers im Jahre 1321 bestrahlte Dante's Leiche. Traurig umgaben des Dichters Söhne, nebst Guido Novello und Beatrice, welche gekommen war, ihren Vater in seiner letzten Krankheit zu pflegen, aber nur noch eben zur rechten Zeit eintraf, um seinen Segen zu empfangen, den Sarg, der die irdischen Ueberreste des größten Mannes seiner Zeit umschloß. Friedlich, mit gefalteten Händen, die ein Kruzifix umfaßten, lag der erhabene Todte da; alles Strenge war aus seinen Zügen verschwunden, es schien, als habe eine höhere Hand die Furchen der Stirne geglättet; an der Ruhe, die auf dem Antlitz des Geschiedenen herrschte, sah man, was seine Seele im Augenblick der Trennung beschäftigt hatte: die Hoffnung, einzugehen in Beatricens Frieden.

Nichts unterbrach die tiefe Stille, die in dem durch den Todten geheiligten Raum waltete. Endlich ertönten die Glocken von Ravenna's Thürmen; die Straßen füllten sich mit Leidtragenden, denn alle fühlten, daß ein heller Stern Italiens untergegangen sey. Einige Stunden später bewegte sich ein großer Zug angesehener Männer aus der Kirche der Minoriten, wo des Dichters Leiche beigesetzt war, nach Dante's Hause zurück. Guido Novello

Digitized by Google

führte ihn, und ehrte, dort angekommen, den Abgeschiedenen durch eine herrliche, tief empfundene Rede, die er, begeistert von dem Andenken an den Verstorbenen, mit tiefer Rührung sprach. Während dieser Zeit aber kniete eine Betende still weinend an der frischen Gruft. Es war Beatrice. Da trat plötzlich ein junger Krieger, in einen Mantel gehüllt, in die Kirche, sah sich scheu um und nahte sich dann mit raschem Schritte der Jungfrau, die erschreckt aufstand. Als er den Mantel fallen ließ, gewahrte sie ihren Geliebten. „Jezt bist Du mein," rief er im Uebermaß der Liebe, Alles um sich vergessend; mein, bei der Asche Deines Vaters!" — „Bei der Seele meines Vaters," erwiederte sie, „ich bin es nicht! Dieser edle Todte starb, um sein Vaterland sich in Gram verzehrend. — Lebe Du für das Deine. Dort oben will ich Dir angehören, hier auf Erden darf ich es nicht; ich hab' es ihm gelobt, der jezt dort schlummert. Störe seine Ruhe nicht." Bestürzt wollte er ihr etwas erwiedern; sie winkte ihm ernst, zu schweigen, und verließ dann die Kirche. Es gemahnte ihm, als wandle eine Heilige vor ihm her. Er wagte nicht, ihr zu folgen, und sah sie nie wieder.

Beatrice kehrte noch an demselben Tage in ihr Kloster zurück, wo sie bald darauf die Weihe erhielt und als eine Dienerin des Herrn ihr Leben beschloß.

Ein Besuch in einem arabischen Harem *).

In meines Gemahls Abwesenheit blieb ich immer auf meinem Zimmer; doch eines Abends, als ich, der kühlen Seeluft zu genießen, auf meiner Terrasse spazieren ging, öffnete sich ein Fenster, das ich vorher gar nicht bemerkt hatte, langsam, und eine dunkle Hand schien mir zu winken. Ich trat erschrocken zurück, als ich mich aber wieder umsah, bemerkte ich mehrere Frauen am Fenster, welche mir eifrig zuwinkten und mir durch Zeichen zu verstehen gaben, daß die Männer alle abwesend seyen. Da ich noch immer zauderte, erschienen eine Negerin und ein Knabe auf einer andern Terrasse, und drangen durch Zeichen in mich, zu ihnen zu kommen. Nach einem kurzem Kampfe zwischen Aengstlichkeit und Neugierde, siegte endlich die letztere, und ich ging die Treppe hinunter, an deren Fuß mir der Knabe entgegen kam. Er hob einen schweren Vorhang auf und führte mich in einen kleinen innern Hof, an dessen Thüre eine Menge Weiberpantoffeln standen, und worin ich ungefähr ein Dutzend Frauenspersonen traf, welche in weite Beinkleider, eng anliegende Jacken und sehr zierliche Turbane gekleidet waren. Sie empfingen mich mit der innigsten Herzlichkeit und Freude; die vornehmste Frau, die sich Zalkara nannte, ließ mich neben sich nieder sitzen, faßte mich schmeichelnd bei der Hand, gab mit einen Blumenstrauß und reichte mir, nachdem sie selbst davon gekostet, Kaffee, der in den gewöhnlichen schönen, kleinen Porzellantassen auf einem silbernen Teller kredenzt wurde. Er war aber so sehr mit stark riechenden Stoffen gemischt, daß ich ihn kaum zu trinken vermochte. Sie stand in ihrem Benehmen so hoch über den Andern, als eine englische Dame über ihren Mägden. Sie war von leichtem, schmächtigem Bau, hatte hübsche, sanfte Züge, mit lebhaftem, geistreichem Ausdruck, und war in ihrem Wesen so graziös, als herzlich und munter. Die andern Weiber drängten sich neugierig um mich her; mir unterhielten uns recht lebhaft durch Zeichen, und wenn wir uns einander nicht verständlich machen konnten, so lachten wir alle zusammen aus vollem Halse. Sie fragten mich, wo ich herkomme, ob ich vieles Geschmeide und viele Kinder habe, und zeigten mir die ihrigen mit lärmender Freude. Mein Anzug fiel ihnen sehr auf, und es war mir schon bange, ich möchte mich entkleiden müssen, um ihre Neugierde ganz zu befriedigen. Am meisten Spaß schien ihnen der Umstand zu machen, daß meine Kleider hinten zugeschnürt waren; auch konnten sie nicht begreifen, wozu die breiten Zeugstreifen dienen sollten, die unten am Rock waren. Ich blieb einige Zeit bei ihnen sitzen, und erst auf meine wiederholte Versicherung, daß mein Cowassie (Gatte) auf mich warte, ließen sie mich gehen.

Am folgenden Morgen erhielt ich eine förmliche Einladung, meinen Besuch zu wiederholen, und ich wurde eine sehr schöne klösterliche Treppe hinaufgeführt, an welcher der Hausherr, dem Anschein nach im Gebet begriffen, stand, offenbar aber in der Absicht, mich, ohne daß ich es merken sollte, zu sehen. Ich wurde feierlich in den Prunkgemächern empfangen, und fand sämmtliche Weiber weit prächtiger gekleidet, als am Abend zuvor. Zalkara hatte schönzestreifte seidene Beinkleider und einen reich mit Silber besetzten Leibrock an, welcher bis zu den Füßen hinabreichte. Aller Hände und Füße waren mit Henna bemalt, und sie wunderten sich, die meinigen in ihrer natürlichen Farbe zu sehen. Die Möbeln bestanden vorzüglich aus Ruhebetten, welche an den Wänden herum liefen, und man wunderte sich aufs Neue, als ich die europäische Art zu sitzen ihrer orientalischen vorzog. An den Wänden hing eine Stelle aus dem Koran in einem Rahmen von Email, und in einer Vertiefung stand ein bemalter Koran, den sie mir zeigten. Ein angenehmes junges Weib saß auf einem niedrigen Stuhl und machte silberne Borten, deren Verfertigungsart und Gebrauch als Besetzung der Kleider sie mir erklärte. Mein Anzug wurde aufs Neue durchgemustert, und erregte abermals ihr Er-

*) Aus dem eben erschienenen Narrative of a journey overland from England by the Continent of Europe, Egypt at the red Sea, to India, in the years. 1825 — 26, by Mistress Elwood.

Digitized by Google

staunen. Man brachte Erfrischungen, welche alle, ehe man sie mir darreichte, gekostet wurden, wahrscheinlich, um mir zu zeigen, daß sie nicht vergiftet seyen, und fragte mich aufs Neue über meine Kinder und meinen Schmuck aus. Sie sagten mir alle ihre Namen, bemühten sich aber vergebens, den meinigen auszusprechen. Auf einmal erhob sich ein lautes Freudengeschrei, Gelächter und Händeklatschen; sie zogen mich schnell ans Fenster, und da sah ich meinen Mann auf der Straße. Er war in seinem englischen Anzuge mit dem Hute auf dem Kopf, über welchem einer seiner Diener einen Sonnenschirm hielt, eine so ungewöhnliche Erscheinung an diesem Orte, daß ihm eine Menge Neugieriger folgte. Der Anblick machte meinen braunen Freundinnen ungemeine Freude, und diese wurde noch größer, als sie erfuhren, daß die sonderbare Erscheinung mein Comasije sey. Der Hausherr kam nun auch herzu; er behandelte mich mit der größten Achtung und brachte mir einen Säugling, welcher goldene Ringe in Nase und Ohren hatte und der, wie er mir mit Vaterstolz ankündigte, sein und Zakkaras Kind war. Auch er befragte mich über meine Kinder und meinen Schmuck, zwei Gegenstände, welche eine morgenländische Einbildungskraft immer vorzüglich zu beschäftigen scheinen. Mit einiger Mühe machte ich ihnen die Bedeutung meines Trauringes, welcher ihnen aufgefallen war, begreiflich; indessen betrachteten sie ihn offenbar fortwährend als ein Amulet. Zakkara zeigte mir das ganze Haus, welches sehr unregelmäßig gebaut war. Ich sah viele Zimmerchen mit Schießscharten und Fenstern nach jeder Richtung hin, aus welchen man alles sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Sie zeigten mir unser Schiff, den Bazar und die Moschee, aus welchen der Dauda eben in feierlichem Zuge kam. Wir schieden von einander mit gegenseitigen Versicherungen des Wohlwollens; ich hatte zwar weder eine Schönheit wie eine Fatimah, noch die Pracht eines türkischen Harems gefunden, aber die Kunstlosigkeit, Heiterkeit und Glückseligkeit, welche in diesem arabischen Frauenzwinger zu herrschen schienen, hatten mir große Freude gemacht. — Die Weiber in Arabien scheinen mehr Freiheit zu genießen, als in Egypten; denn sie dürfen mit einander ausgehen, so oft es ihnen beliebt. Einmal begegnete ich meinen Freundinnen, als mir eben ausgehen wollten; sie kamen von einem Spaziergange zurück und waren so verhüllt, daß ich sie nicht erkannt haben würde, wenn sie mich nicht schweichelnd bei der Hand genommen und eingeladen hätten, sie wieder zu besuchen. Alle unsere Herren waren bei mir und es schien mir, als blieben die arabischen Damen länger bei mir, um desto besser Gelegenheit zu haben, die fränkischen Männer in der Nähe zu sehen.

Im Regen.

Zählt man die Zeit im Jahr,
Drinn freudvoll war ein Herz,
Sind's wen'ge Stunden nur,
Die andern trug es Schmerz.

Zählt man die Zeit im Jahr,
Drinn blau der Himmel blieb,
Sind's wen'ge Tage nur,
Die andern waren trüb.

Drum da der Himmel selbst
So oft in Thränen steht,
Klag' immer, Menschenherz!
Daß dir's nicht besser geht.

Justinus Kerner.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Anfang Decembers.

Gefahr aus Polen.

Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, welche erschütternde Wirkung die erste Nachricht von den Warschauer Vorfällen bei uns hervorgebracht hat. Die Revolution klopfte dringend und bedeutend auch an unsere Grenzthore. Man fürchtete für Posen und, mehr als dies, einen, wie es uns schien, unvermeidlichen Krieg, wenn man den festen Heldencharakter des russischen Kaisers und die Anhänglichkeit unsers Monarchen für seinen Schwiegersohn und dessen Interesse bedachte. Ein düsterer Winter mit allen Schrecken, welche russische Heerschaaren, polnische Verzweiflung, die eindrechende Cholera, Strdme preußischen Blutes, für die verfochtene Sache vergossen, zum Gefolge haben, schien vor uns zu liegen, und dahinter keine Aussicht auf eine Friedenssonne. Den bebrezzesten Papierhändlern sank der Muth, und die erste Wirkung an der Börse war eine völlige Stockung aller Geschäfte. Freilich zeigte sich bald, daß der Schrecz zu weit ging, daß wir fester stehen, als wir es selbst im diesen kritischen Momenten oft zu glauben wagen. Für Posen, obgleich man im ersten Augenblicke auch dort Allarm geschlagen und auf ein falsches Gerücht: daß der zufällig auf einer Jagdpartie abwesende Obergeneral gefangen genommen sey, das Militär ins Gewehr treten und Kanonen mit brennenden Lunten daneben aufpflanzen lassen, für Posen zeigte sich durchaus keine Gefahr. Der Bürger sieht die Vortheile ein, welche ihm die gesetzmäßige Ordnung unter preußischer Verwaltung gewährt, der Bauer ist auf einem Sklaven freier Eigenthümer geworden und fängt an, seine Freiheit mehr zu schätzen. Als man erwarten durfte, und der Gedanken, in welchem altpolnisches Blut und Freiheitslust noch aufsodern mag, kann ohne Bauern, die ihm folgen, nichts unternehmen. Ein großer Theil der achtbaren adeligen Gutsbesitzer erkennt überdies, daß eine Revolution in jenem alten Sinn der Constellationen nicht mehr an der Zeit ist. Dazu kommt das Aufgebot der Landwehr und eine bedeutende Militärmacht, welche, in einem halben Tage gerüstet, die Grenzen unsers Großherzogthums jetzt besetzt. So ist zwar der erste Schrecz überwunden, aber die Zukunft liegt darum nicht minder düster vor uns.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 306.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 23. December 1830.

— Ihr seyd stumpf; der Lebensfunke,
Der glühen sollt' in Römern, fehlt euch oder
Ihr braucht ihn nicht.

Shakespeare.

Ueber Italien und die Italiener.

Von Eduard Arnd.

Die Entwicklung des italienischen Volkscharakters im Allgemeinen.

Das äußere Leben in Italien ist in vielfacher Rücksicht nationaler und wir möchten sogar sagen, geregelter als in Deutschland und andern Ländern. Da man indessen Recht hat, wenn man sich, von einer andern Seite her, Italien als im Verfall und in einer Art von Auflösung begriffen, vorstellt, so wollen wir uns, um nicht parador zu erscheinen, gleich im Anfange darüber erklären, was hier unter äußerem Leben zu verstehen sey. Wir meinen darunter eine eigenthümliche, auf alle Klassen der Nation gleich einwirkende Eintheilung der Zeit der Arbeit und des Genusses, gleiche Theilnahme an allgemeinen, regelmäßig wiederkehrenden Festen, eine, bis sehr weit herunter verbreitete Leichtigkeit im Gebrauch der Sprache, wodurch die Stände in mannigfaltige und vertrauliche Berührungen kommen, und ein hier, wie irgendwo, verbreitetes Gefühl einer gewissen Gleichheit in dem Verkehr und den Verhältnissen der Menschen unter einander. Diese eben angeführten Bedingungen jeder volksthümlichen Existenz erfreuen sich in Italien einer allgemeinen Gültigkeit, und dieß aus mannigfaltigen weltlichen und kirchlichen Gründen. Die politischen Verfassungen und fremder Einfluß haben dem italienischen Charakter, wenn sie ihn auch nirgends gänzlich brechen konnten, doch hier und da manches Fremdartige beigemischt. Die fast nach der Art absoluter Regierungen im Norden eingerichtete militärische Aristokratie Piemonts, die Alles leitende und beaufsichtigende Verwaltung des Königreichs Neapel, diese, der italienischen Natur fremden, und rein durch fremden Einfluß hervorgebrachten Gestaltungen haben indessen, so übermächtig sie sich auch, von den Umständen begünstigt, hier und da zeigen können, den in seinen Trümmern selbst noch ungemein festen und eigenthümlichen Nationalcharakter nicht gänzlich überwinden können. Dieser zeugt mitten in seinem Verfall von der Kraft, die ihm einst durch so viele Jahrhunderte inwohnte. Auch möchten wir endlich behaupten, daß die Italiener, die heute wenig oder gar keinen politischen Sinn besitzen, sich durch ein sehr lebendiges Nationalgefühl auszeichnen, sich dessen, was sie von andern Völkern unterscheidet, sehr wohl bewußt und ihrer Ueberlegenheit, da wo diese in dem, was dem italienischen Naturell angehört, hervortritt, sich eher zu überheben geneigt sind, als daß sie dieselbe vergäßen. Der Italiener verhält sich zu seiner Regierung auf eine eigene Weise, von der ein Fremder schwer eine klare Vorstellung gewinnt. Man könnte von ihm sagen, daß er weder gern gehorcht, noch eine wahre Neigung zu irgend einem Widerstande besitzt. Eine große Menge der Gebildeten verbirgt sich nicht den tiefen Verfall ihres Landes, die Verachtung, die ihnen in der Regel von ihren eigenen Regierungen gezeigt wird, die Nullität ihrer literarischen, die Geringfügigkeit ihrer künstlerischen Produktionen, und was

Digitized by Google

das Schlimmste ist, die fast ersterbende Hoffnung der Erneurung eines bessern Zustandes, eine Stimmung, die selbst die materiellen Kräfte eines Volkes lähmen kann.

Die Ueberzeugung von der Wahrheit dieser Behauptungen, die man Italiener häufig aussprechen hört, und die jeder zugiebt, der dieses Land auch nur von Ferne kennt, sollte, möchte man glauben, eine gänzliche Muthlosigkeit erzeugen und dem ganzen Leben einen Ausdruck von Schwäche und Trauer aufdrücken, der einen jähen Verfall, eine rasche Auflösung aller Verhältnisse ahnen ließe. Was uns aber in Bezug auf die italienische Nation sowohl in Rücksicht auf ihre Gegenwart als ihre Zukunft tröstet, ist das, daß diese Schatten eine bedeutende Lichtseite gegenüber haben, die ihre Nahrung aus mannigfachen Regionen nimmt und stark genug ist, um über das Leben der Italiener eine Heiterkeit zu verbreiten, der Existenz eine Lust und Leichtigkeit zu verleihen, von der selbst die strengsten Richter unter den Fremden genommen werden.

In keinem Lande erscheint das öffentliche und besondere Leben der Einzelnen so getrennt als in Italien. Diese Erscheinung zeugt von der Schwäche des ersteren und der Stärke des letztern Zustandes. Nirgends haben die Regierungen, seit undenklichen Zeiten, so den Charakter des äußern Zwanges angenommen, nirgends hat die Autorität sich den Neigungen und Bedürfnissen der Einzelnen fremder und ferner gegenüber gestellt, als in den weltlichen und geistlichen Autoritäten Italiens, aber nirgends hat auch das Volk so viel von dieser Gewalt für sich zu retten gewußt, nirgends gibt es so viele Freiheit in den Privatverhältnissen, als eben in Italien. Da dieses Land viele Jahrhunderte lang der Schauplatz beständiger Kriege und Veränderungen, und ein Tummelplatz für alle Parteien war, die großentheils ein ihm fremdes Interesse hatten, so merkte die kluge italienische Natur sehr bald und vielleicht zu früh, daß diesem Schicksal nicht zu widerstehen sey, daß man sich aber in seiner Lage als Einzelner, in Beziehung zu geistlichen und weltlichen Obern, in seinen Verhältnissen als Nachbar, Unterthan, Eigenthümer, so wohl verschanzen und zugleich sich so viele Freiheit, als die Umstände es irgend erlauben, gönnen müsse, um diese einzelne Seite der Existenz, da jede Theilnahme an einer öffentlichen benommen war, so viel als möglich zu sichern, so viel als möglich genießen zu können. Diese Ungleichheit in den öffentlichen und besondern Verhältnissen, die Leichtigkeit des italienischen Naturells im Kampf mit drückenden, oft verhaßten Formen, ein Streit, von dem natürlich jeder Einzelne berührt werden mußte, hatte alle Fehler und Vorzüge des Volkscharakters hervorgebracht, oder diesen überhaupt erst bestimmt, da sich aus dem Alterthum, wie in den Denkmalen, so auch in den Gesinnungen der Einwohner, nur Trümmer erhalten konnten. Ohne die Kenntniß dieser allgemeinen historischen Zustände, wie sie sich aus dem Mittelalter her gebildet haben, ohne die Fähigkeit, sich den Einfluß, den sie ausübten, veranschaulichen zu können, wird man von dem Charakter des italienischen Volkes keine allgemein sichere Vorstellung gewinnen, die vielen Gebrechen seiner Natur leicht übertreiben und das für Schuld anrechnen, was oft nur Verhängniß und Unglück war.

Obgleich der Lauf der Geschichte uns nöthigt, unsere eben angeführten Bemerkungen auf ganz Italien auszudehnen, so hat sich doch in Rom die Eigenthümlichkeit des Italienischen Wesens am originellsten ausgebildet. Die Regierung des Pabstes, obwohl sie sich in mancher Beziehung wenig über die der andern italienischen Staaten erhob, war doch lange die den Einwohnern gemäßeste, bot als Mittelpunkt der katholischen Kirche ihren Bürgern große, sonst nirgends mögliche Vortheile und blieb, aller Mängel ungeachtet, lange das nationalste Gouvernement in Italien. Ohne Zweifel hat sich der italienische Charakter, im Verhältniß zu einer Regierung, die heute nach denselben Grundsätzen, wie vor Jahrhunderten, verfährt, hier mit allen Schwächen und Vorzügen am meisten ausgebildet. Jener, von uns oben, als den neuern Italiener besonders charakterisirend, angegebene Zug einer großen Indifferenz in Bezug auf öffentliche Verhältnisse, denen er immer mißtraut, deren Ausübung für ihn fast immer drückend gewesen, und einer lebhaften Neigung, die individuelle Lage vom Staat und dessen Einrichtungen unabhängig zu erhalten und so viel wie möglich zu trennen, scheint in Rom in allen Klassen gleich allgemein zu seyn. Was den Fremden, der dieses schöne Land liebt, am meisten betrübt, was eine mögliche Diesaturation des italienischen Lebens als sehr fern liegend erkennen läßt, ist der Mangel an kriegerischer Kraft und kriegerischer Gesinnung. Eine gewisse Schlaffheit und Weichlichkeit, die den gebildeten Klassen in Italien gemein ist, gibt ihnen zuweilen ein förmlich weibisches Wesen. Obgleich es wahr ist, daß dem Italiener, zum Theil ohne seine Schuld, alle nationalen Interessen seit Jahrhunderten genommen sind, so liegt es doch sonst in der Natur kräftiger Völker, ihre Existenz mit der anderer zu messen, d. h. mit ihnen zu streiten, und wenn die Verhältnisse daheim dieß nicht gestatten, Kampf und Gefahren in der Fremde und Ferne aufzusuchen. Franzosen und Deutsche haben sich in dieser Beziehung als besonders streitbare Völker gezeigt und häufig, wenn die Politik ihre Existenz zu versumpfen drohte, durch diesen großen kraftvollen Hang ihrer Natur, Gefahren zu lieben und dem nationalen Geist, auch wenn er für Augenblicke gelähmt war, immer zu vertrauen, ihr Lebensblut in Bewegung gesetzt. — Die eben gemachten Bemerkungen über den Mangel an kriegerischem Sinn, der sonst die Grundlage jeder volksthümlichen Existenz ausmachen muß, beschränken sich allerdings meist auf die gebildeten Klassen;

Digitized by Google

die niedern Stände, besonders die, welche sich mit ländlichen Beschäftigungen abgeben, haben ohne Zweifel noch viel von der Energie, welche die Italiener in frühern Zeiten auszeichnete. Im niederländischen wie im dreißigjährigen Kriege that sich der italienische Adel in allen katholischen Armeen hervor; seit dem Erlöschen der Religionshändel hat er aber wenig Neigung für die Waffen gezeigt.

Gewöhnlich werden die Italiener von den in ihrem Lande längere Zeit lebenden Fremden sehr günstig beurtheilt, indem Natur und Kunst hier eine Kette bilden, deren Zauber fast unwiderstehlich wirkt.

Frisches Leben.

Zerfallen liegt die Welt, der alte Glauben
Stirbt an sich selbst, der morsche Stamm zersplittert,
Die Tempel und Paläste sind verwittert,
Die Marmorgötter Epheukränz' umlauben;

Nur wildem Taumel dient die Kraft der Trauben,
Wie ein Gefängniß ist das All vergittert:
Die Sonn' erbleicht, der Erde Schooß erzittert,
Der grausen Nacht entfliehn des Friedens Tauben.

Den irren Blick hebt Sehnsucht aus den Trümmern,
Tod sieht sie ringsum, er drohte sie zu fassen,
Ein neuer Geist nur konnte sie erretten;

Die Nacht erglänzt, und läßt sie nicht verkümmern,
Durchdringend Blut belebt die todten Massen,
Der Busen schwillt, und bricht die starren Ketten.

Märker.

Jean Jacques Rousseau und seine Zeitgenossen.

Bernardin de St. Pierre.

Erfreulich und fast rührend ist Bernardins de St. Pierre Anhänglichkeit und Verehrung für Rousseau. Seine Oeuvres posthumes enthalten darüber die unzweideutigsten Beweise. Er lebte einige Jahre im genauesten Umgang mit Jean Jacques, studierte ihn, und da er immer nur Einfalt und Wahrheit bei ihm fand, so ward er sein innigster Freund und Verehrer, und ihm verdanken wir die interessantesten Mittheilungen über den mürrischen, in seinem Alter menschenscheu gewordenen Weisen. Wir werden ein andermal in diesen Blättern darauf zurückkommen. Da St. Pierre selbst ausgezeichnetes Talent hatte, so konnte er bei seinem edlen Gemüth leicht gegen fremde Auszeichnung gerecht seyn, und er unterschied sich auch dadurch wesentlich von den Schriftstellern seiner verdorbenen, falschen und egoistischen Zeit. Er setzte Jean Jacques neben Fenelon, denn er liebte die Menschen, wie Fenelon sie wollte. Darum dachte er sich auch beide in Einem Grab, und machte auf sie folgende Grabschrift, die an sich ein Gedicht ist: „D. M. Dem dauernden und unbefleckten Ruhm der zwei Männer, deren Geist ihre Tugend erleuchtete, die Irrthum und Mißbräuche bekämpften und ihr Jahrhundert zur Natur zurückführen wollten, den Männern Jean Jacques Rousseau und François Fenelon habe ich dieses vergängliche Denkmal gesetzt und es durch ihre Namen geheiligt, die höher stehen als Cäsar und Achilles. Nicht auf der Menschen Leiden baute sich ihr Ruhm, dem Landmann raubten und zerstörten sie sein kleines Eigenthum nicht, dem Mädchen nicht ihr Lieb', dem Säugling nicht seine Mutter, den Königen nicht ihr Land. Nur durch Eins wird ihres Ruhmes würdig gedacht, wenn die Menschen ihrem Andenken die Thränen widmen, die ihnen diese beiden erspart haben."

Piron.

Wir schließen diese Bemerkungen über Rousseau's Zeitgenossen mit Piron, wiewohl dieser über achtzig Jahre alt war, als er Jean-Jacques zum erstenmal — nicht sah, denn er war blind, aber fühlte. Der schlüpfrige und oft schmutzige, aber höchst geistvolle Piron hatte bekanntlich viel Liebenswürdiges und Edles in seinem Wesen; davon wollte sich Rousseau, der ihn noch nicht kannte, durch den Augenschein überzeugen, und ließ sich daher von Dusaulx bei ihm einführen. Es war gerade Pirons Geburtstag. Vom frühen Morgen an hatte es Blumen und Gedichte bei ihm geregnet; es war 3 Uhr, gerade der rechte Augenblick; Alles war heiter und witzig gestimmt. Diesen Tag entzückte er einen auserlesenen Zirkel, und wider seinen Willen hatte man ihn mit Rosen, Myrthen und Lorbeern gekrönt; er war wie Anakreon, ein geistreiches Wort drängte bei ihm das andere. Auf einmal bemerkte seine Nichte Jean-Jacques, der unbemerkt in den dichten Kreis um Piron getreten war, und sagte zu ihrem Onkel: „Da ist er, da steht er." — „Wer denn? etwa Jean-Jacques?" — „Ja, Hr. Jean-Jacques Rousseau selbst." Bei diesen Worten erhebt sich der Greis von seinem Lehnsessel, sucht herumtastend Rousseau's Hand, faßt sie, öffnet seinen Schlafrock, um sie an sein Herz zu drücken, dann ruft er mit lauter Stimme: „Nunc dimittis servum tuum, Domine. So sterbe ich doch nicht, lieber Rousseau, ohne die Erfüllung meines Wunsches. Da ist er, sagte Nanette nur — ich fühlte, daß Sie es waren." Darauf umarmte er ihn von Neuem, drückte ihn an sein Herz und fuhr dann mit Begeisterung fort: „O, der gute Kopf, das gute Herz! und doch haben Barbaren seinen Emile verbrannt. Desto besser für die Engel, die sich an dem Duft dieses Brandopfers laben konnten. Aber wie sind Sie auf den Gedanken gekommen, mich zu besuchen, da Sie doch so wenig Menschen sehen? Geschah es, um die Weisheit mit der Thorheit recht in Kontrast zu bringen? Apropos,

Digitized by Google

haben Sie mir meine Epigramme verziehen? Ich berene es heute, sie geschrieben zu haben; sie sind aus dem lockern, ausgelassenen Muth entstanden, der mich wider meinen Willen fortriß." Hierauf antwortete ihm Jean-Jacques mit Gefühl und Rührung: „O, ich begnüge mich nicht mit den alten, sondern erwarte neue. Frisch auf, fröhlicher Bacchusjohn, verzogenes Musenkind, bleiben Sie immer derselbe, seyn Sie immer Piron. Sie sind als Schalk geboren, meinten es aber nie böse."

Chr. Müller.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Mina's und Baldes Einfall in Spanien.

Das Monthly-Magazin enthält einen langen, und allem Anscheine nach in den Hauptpunkten authentischen Aufsatz über die letzten Versuche der spanischen Constitutionellen zum Umsturz der gegenwärtigen Regierung in ihrem unglücklichen Vaterlande. Nach diesem Aufsatze liegt der Hauptgrund der Streitigkeiten unter jenen Geschichteten darin, daß ein Theil derselben, und zwar die als Staatsmänner, Feldherrn und Gelehrten ausgezeichnetsten Männer zu der politischen Sekte der Masones gehören, ein anderer aber, unter denen Torrijos und F. Baldes die ausgezeichnetsten sind, sich zu den Communeros bekennt. Daß zu einem Unternehmen, wie sie es vorhatten, ein Oberbefehlshaber unentbehrlich sey, ward freilich von allen anerkannt; nur konnten sie nicht darüber einig werden, wer dieser Oberbefehlshaber seyn sollte. Die Meisten gaben ihre Stimme mit Freude dem berühmten und hochverdienten Mina; aber viele Brausköpfe waren ihm entgegen; zu vorsichtig und klug, in jeden unverdauten Plan einzugehen, war er bei diesen der Laugheit für die gute Sache verdächtig geworden; ja manche hatten die Kühnheit, dem edlen Patrioten verrätherische Absichten zuzuschreiben. Einer dieser Hitzköpfe, F. Baldes, ein tapferer Mann, der sich durch sein Unternehmen auf Tarifa bedeutendes Ansehen erworben hatte, beschloß demnach, für sich selbst zu handeln und drang, wie allgemein bekannt, am 15. October, von ungefähr 400 Kriegern begleitet, in Spanien ein. Mina befand sich nun in einer äußerst kritischen Lage; er wußte aus den sichersten Quellen, daß der Schritt höchst voreilig gewesen, da die königlichen Truppen in der Gegend zu zahlreich waren, als daß die Bewohner der Provinz hätten Lust bekommen können, sich mit einem so kleinen Häuflein, als Baldes führte, gegen die Königlichen zu vereinigen, selbst wenn sie wegen der Privilegien, welche Arragonien noch immer genießt, nicht der Einführung einer allgemeinen Verfassung entgegen wären, die ihnen mehr zu nehmen droht, als sie ihnen zu geben verspricht; er war überzeugt, daß Baldes unterliegen müsse, und ihn selbst wohl kein besseres Schicksal erwarte, wenn er dem tollkühnen Manne zu Hülfe ziehe. Aber um seines eigenen, seit Kurzem so häufig und so schmählich angegriffenen Rufes sowohl, als um der Sache selbst willen, deren Führung ihm anvertraut war, sah er sich genöthigt, gegen seine Ueberzeugung zu handeln und sich in die augenscheinlichste Todesgefahr zu begeben, um, wo möglich, jene unbedachtsamen, aber tapferen Männer zu retten. Seine Truppe, das beliebte Bataillon, bestand indessen aus nicht mehr als 300 Mann, meistentheils gediente Offiziere, von denen der jüngste vielleicht nicht unter 10 Jahre alt war. Männer, welche Alter, Wunden, Mangel und Krankheiten so sehr geschwächt hatten, daß sie in der jetzigen Lage wohl kaum einer Kompagnie gewöhnlicher Soldaten gleichgestellt werden konnten. Aber dennoch gelang es ihnen, ihre Unglücksgefährten zu befreien. Mina rückte am 20. in Spanien ein, und kam nach unsäglichen Strapazen auf den Höhen von Bera in der Nähe von Baldes an. Alle Versuche, diesen Mann zum Rückzug zu bewegen, ehe die Uebermacht, welche, wie Mina genau wußte, gegen sie im Anzuge war, es ihnen unmöglich machte, waren vergeblich, und am 27. wurde derselbe an der Brücke von Bera von einem Heer von wenigstens 5000 königlichen Truppen angegriffen. Die Konstitutionellen fochten wie Verzweifelte, und sey es nun, daß die Königlichen, welche fast ganz aus regelmäßigen Truppen bestanden, das Unglück achtend, nicht ihr Aeußerstes thun wollten oder, gleichgültig gegen die Sache, für die man sie streiten ließ, sich nur als Söldner vertheidigten, es gelang ihnen, mit dem Verlust von nicht ganz 100 Mann und ohne ihre Waffen einzubüßen, Frankreich wieder zu erreichen. Unter den Abgeschnittenen befand sich indessen Mina. Er hatte seine Hauptmacht unter dem Pastor und Butron Baldes zu Hülfe geschickt und die abgehalten, von einem unbedeutenden Hügel, den sie besetzt hatten, das Gefecht von der Höhe von St. Marcial aus.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, Anfang December.

(Beschluß.)

Das Theater. Buchhandel.

Es ist seltsam, aber erklärlich, daß sich gerade bei dieser trüben Stimmung die Theater wieder füllen. Man sucht Zerstreuung, Vergessen der drückenden Tagesgespräche. Die Sängerinnen Elsler aus Wien konnten gerade zur außerordentlichen Glück machen. Welche Kunst läßt so wenig Gedanken zu als der heutige Tanz! Die Neuigkeiten sind unbedeutend. Man gab vor einigen Wochen ein neues Trauerspiel von einem noch ungenannten Autor: „Abdallah," von Seidel. Es machte kein Glück, erregte aber durch die poetisch-schöne Auffassung und Diktion günstige Erwartungen für den Verfasser. Mad. Birch-Pfeiffer aus Wien gastirte, ebenfalls nicht mit besondern Glück. Sie hatte unglückliche Rollen gewählt oder wählen müssen; ihr Naturell eignet sie, ungeachtet ihrer künstlerischen Ausbildung, nur für ein bestimmtes Fach. Auch traf sie hier ein zur Zeit der ersten polizeilichen Aufregung. Etwas Liberales hat sich bei der Theaterverwaltung ereignet. Man hat auf eigenen Antrieb das polizeiliche Verbot aufgehoben, nach welchem neue Stücke erst nach der dritten Vorstellung in den hiesigen öffentlichen Blättern recensirt werden durften. Soll für das Schauspiel etwas geschehen, so ist es mit negativen Maßregeln nicht gethan; zum Positiven ist bisher Augenblicklich indessen am wenigsten geeignet. Eben ist eine neue historische Tragödie von Raupach: „Philipp von Schwaben." Otto von (Wittelsbach) die zweite in seiner Hohenstaufenreihe, mit Glück über die Bretter gegangen, eine zu bedeutende Erscheinung, als daß ich mir nicht den besondern Bericht darüber für eine nächste Mittheilung vorbehalten sollte.

Die Buchhändler klagen unter allen Kaufleuten am meisten. Selbst die herannahende Weihnachtszeit verspricht wenig. Fürst Pückler-Muskau hat in der Staatszeitung erklärt, daß er nirgends erklärt habe, Verfasser der Briefe eines Verstorbenen zu seyn; eine Erklärung, die, wie sie gefaßt ist, jeden Zweifel an seiner Autorschaft zu heben scheint. Frd. v. Raumers Briefe aus Paris aus der Zeit der Julirevolution werden binnen Kurzem (bei Brockhaus) im Druck erscheinen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 102.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 307.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 24. December 1830.

— Er horcht und ist wie neu geboren,
Ein Glockenklang erschallt in seinen Ohren.

Goethe.

Die Glocke.

Aus dem Leben.

Nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren kam ich wieder in die geliebte Heimath zurück. Alles schien mir verändert und doch sprach aus Allem noch die alte Zeit. Die Linde auf der Höhe der Ebene, wohin wir oft mit unserem Lehrer gewandert waren, als dem äußersten Ziel unseres Weges, und wo ich später vom Pfarrdorf aus wieder alte Freunde begrüßte, war noch in schönem Wuchs, und schien mir um so stattlicher, da ein zierliches jüngeres Bäumchen sich zu ihr gesellt hatte. In dem Dorfe selbst war der Kampf zwischen dem Alten und Neuen ziemlich sichtbar; es war aber nichts Widerliches in den Kontrasten; ich fühlte mich wenigstens nicht unbehaglich. Ein alter Backofen war inzwischen eingestürzt, ich hatte es immer den Ungläubigen vorausgesagt, und so fühlte ich mich sogar von dieser kleinen Ruine angezogen. In den Farben der Häuser war der alte Geschmack geblieben, er ließ mich gleichgültig, die Farbe weckte keine alte Erinnerung auf. Die Thurmglocke war mit einer neuen vertauscht; das war mir unheimlich, es war, wie wenn ein Fremder mit mir spräche, und ich hatte wirklich die Empfindung von Verlegenheit. Wir gingen des Abends nach der Stadt; die Vögel begleiteten uns, die Raben flogen um die Kirche und um den Berg, wie vormals. Bald hörten wir das Geläute der benachbarten Dörfer von allen Seiten. Ich sage es frei heraus, die Gegenwart war jetzt für mich verschwunden; nur die Zeit, wo ich einst auf diesen Feldern herumwandelte, war jetzt in meiner Seele; diese Glocken weckten alle schlafenden Gedanken, ja riefen selbst die Todten ins Leben zurück. Es schien, als nehme meine Seele die Bewegungen des Aethers an, der den Schall durch das weite Freie trug, und Welle an Welle der mannigfachsten Erinnerungen drängte sich. Die Ebene, auf der wir wandelten, schien sich mit wirklichen Gestalten, die uns begleiteten, zu füllen; und als die Glockentöne allmählig verklangen, träumte ich noch fort und fand mich beim Erwachen wie in einer fremden Welt.

Es war mir nachher auffallend, daß ich nie so innig und gewaltig diese Wirkung der Glocken empfunden hatte. Hatte ich früher nicht Achtung gegeben? oder war ich jetzt ein anderer Mensch? Ich glaube, daß man oft Kranke, die durch die Gegenwart in eine niederdrückende Verstimmung gerathen sind, in einen heiterern Zustand versetzen könnte, wenn man, wie ich erfahren, ihnen durch die erweckenden Glocken gleichsam eine Seelenarznei bereiten könnte. Doch ich erfuhr die Erinnerungerweckungskraft der Glocke noch auf eine auffallendere Weise.

Wir kamen Abends spät in die Stadt. Ich hatte schon erfahren, daß Veränderungen hier vorgegangen waren, welche an die gewaltigen vulkanischen Stöße der Zeit erinnern. Schon das Getümmel fand ich größer als vormals, und so viel ich bemerken konnte, da es schon dunkel war, neue und breite Straßen, und viele größere Häuser, als sonst da gewesen. Ich schlief jedoch von Getümmel, Nachtwächter

Digitized by Google

und Glocken ungestört, so ruhig wie vormals, nachdem ich mir vorgenommen hatte, gleich den andern Morgen die neue Schöpfung mit geziemender Aufmerksamkeit zu betrachten. Kurze Zeit war ich des Morgens erwacht, da ertönte die kleine Glocke des Gymnasiums. Weg war ich, weg die Erwartungen und Hoffnungen von den schönen Straßen, Palästen, dem Park, der erhöhten Lebensweise, der neuen Zeit. Man sagt von den Glocken, daß sie die Gewitter hinwegläuten, dieser Glocke rasch klingender Ton verscheuchte meine Träume, und ich fand mich in meiner alten, beschränkten Welt. Ich sah die alte Schule vor mir und die alte Angst, den alten Cornelius, den zerrissenen Ramler, hier die enge, krumme Gasse, dort das alte graue Haus, und die verengenden und verengten Dinge alle. Das ist ein gefühlloses Ding, dachte ich, dieß muntere, metallene Wesen, es ist dasselbe geblieben, mit derselben unveränderten Stimme, mit welcher es unbarmherzig und kalt die hoffnungsängstliche Jugend zum Würfelspiel der Wissenschaft rief. Erschreckt sich seine Macht über Gegenwart und Vergangenheit, weil es, wie ein eherner Götze, über den Wechsel erhaben, in der Luft hängt? Es wurde mir in der That unbehaglich zu Muth. Das Unveränderliche muß wirklich einen großen Eindruck auf die gebrechlichen, wandelbaren Menschen machen. Haben sie darum einst die Sterne verehrt und den veränderlichen Mond zu einem weiblichen Wesen gemacht?

Trotz meiner Verstimmung ging ich in der Stadt umher und stillte meine Neugierde und befriedigte meinen theilnehmenden patriotischen Sinn. Von einigen Störungen hatte ich mich bald wieder erholt und faßte endlich den Muth, sogar in die neu hergestellte Hauptkirche in die Nähe der großen Glocke mich zu begeben. Ich vernahm ihren vielbedeutsamen, wohlbekannten Ton, den ich vor vierzig Jahr vielleicht das erste Mal empfunden. Er wurde ernster durch die große Einsamkeit der Kirche, in der ich mich befand. Ich dachte mir eine weite, große ausgestorbene Stadt, oder endlich einen ausgestorbenen Planeten, aus dem der Tod ein allgemeines Leichenfeld gemacht hatte. Die Glocke ding nach oben, sich selbst gleich, einsam auf ihrem Thurm und gab nur von Zeit zu Zeit einen wehklagenden Todtenlaut von sich, wenn ungeheure, durch die Luft brausende Stürme, die sich mit ihren Tönen mischten, sie in Bewegung setzten. Ich will nicht weiter die Empfindungen mancher Art schildern, welche die Glocken auf meinen übrigen Wanderungen erweckten, da ich einmal gestimmt war für ihre Töne; ich fürchte, dem Leser vielleicht einige Augenblicke zu verbittern; der Mensch ist so schwach, daß durch ganz leise Berührung die schlafenden Gespenster in seiner Seele geweckt werden, oder ein Gedanke oft unwillkührlich einen ungebetenen Begleiter mit sich bringt.

Ein Beispiel letzterer Art aus meinen Schuljahren will ich noch kurz anschließen. Wir lasen unter der Leitung eines vortrefflichen Lehrers das neue Testament nach dem griechischen Grundtext. In der Erzählung, wie unsern Herrn und seine Jünger auf dem See Genezaret ein Sturm überfällt, findet sich das eigenthümliche griechische Wort Lailaps, was Gewitterstrum bedeutet. Erklärungsweise führte und der Lehrer einen Vers aus Homer *) an, wo dasselbe Wort vorkommt, da Ulysses von einem Sturm überfallen wird. Dieß Wort und die beiden Situationen waren zwar von Anfang gesondert; es verschlang sich aber bald Alles, und es fetzte sich eine unwiderstehliche, heterogene und mir in der Folge immer lästigere Verbindung von Gedanken in mir fest, wo der Held Ulysses oft gar zu unpassend und ungerufen auftrat.

Ich fürchte nicht, indem ich dieß erzähle, daß der Leser dasselbe als eine Folge eines heidnischen Sinnes oder einer gar zu schwachen Seele ansehen werde. Wie oft hat nicht in zufälligen Lagen des Lebens der bloße Anblick einer Farbe, ein Ton, ja nur ein einzelnes Wort einem Gedanken einen lästigen Begleiter zugestellt, den die Seele mit aller Macht nicht entfernen konnte. Dieß gehört zum Loos der Sterblichen, darum trinken die Seligen vorher aus dem Lethe Vergessenheit.

*) Ilias. Buch 17. V. 57.

Ueber Italien und die Italiener.

Von Eduard Arnd.

Das Verhältniß von Stadt und Land.

Da in Italien städtische und ländliche Verhältnisse nicht nach unserer Art getrennt sind, sondern Landbesitzer und Feldarbeiter mit Kaufleuten und Handwerkern in denselben Orten zusammenwohnen, so macht in diesen, und selbst in den größern, der Gewerbstand keineswegs, wie bei uns, die das städtische Leben allein charakterisirende Bevölkerung aus, sondern Jäger, Winzer und Feldbauer, deren Grundstücke um die Stadt herum liegen, gehören eben so gut zu den Bürgern, und bilden natürlich sogar den zahlreichern Stand; nur die Hirten etwa führen nach unserer Art ein rein ländliches Daseyn, indem sie zerstreut und den städtischen Verhältnissen fern leben. Diese Eigenthümlichkeit, die in der Natur des Landes und den von der alten Welt ererbten Kulturverhältnissen ihren Grund hat, gibt den italienischen Städten einen großen Reiz und einen mächtigen Vorzug vor den unsrigen. Die gewerbtreibende Klasse mit ihrem, von der Natur abgewandten und entfremdeten Sinne, der nur auf die Hervorbringung von ganz Einzelnem gerichtet ist, herrscht hier nicht vor, wie bei uns, und macht nicht jenen Gegensatz nothwendig, der sich diesem partikulären Streben in dem abgeschlossenen Daseyn der höhern Klassen, der Beamten, Gelehrten und Edelleute gegenüberstellt, und jenen schroffen Unterschied der

Digitized by Google

Stände hervordringt, der immer, man mag diese Verhältnisse erklären oder entschuldigen, wie man will, ein Beweis von der Rohheit der Menge oder dem Hochmuth der Höhern bleibt.

Eine bedeutende italienische Stadt stellt meistens ein vollkommen gegliedertes Gemeinwesen vor, sie ist ein kleiner Staat, der Alles enthält, was den größern ausmacht. Die Kenntniß dieses Zustandes und seines Unterschiedes von uns trägt viel zur Verständniß des Geistes der antiken Republiken und des italienischen Städtelebens im Mittelalter bei. Denn noch heute zeigt sich dieselbe Natur in diesen Verhältnissen, obwohl freilich ihr geistiger Theil zertrümmert ist.

In einer italienischen Stadt wohnen größere und kleinere Grundbesitzer in einer vielfachen Berührung in denselben Mauern, ein bedeutender Theil des Landes gehört der Kirche, und in Italien sind, anders als ehemals im Norden, die Klöster, mit seltenen Ausnahmen, in den Städten. In Italien verschönerten einst die größern Landbesitzer die Plätze und Straßen der Städte mit ihren Pallästen, alle ausgezeichneten Familien gehörten einer Stadt an und lebten mit den übrigen Einwohnern als Mitbürger und nicht als eine durch Lebensweise, Sitten und Ansprüche von ihnen verschiedene Kaste, wie der Adel im Norden, der nur unter sich existirte, und Alles ihm nicht Gleiche ausschloß. Der gewerbtreibende Stand gewann durch diese Verbindung mit den Landbesitzern Geschmack an ländlichen Beschäftigungen, wie am Weinbau und an der Jagd; alles berührte, alles verknüpfte sich, es bildeten sich auf diese Art schnell gemeinsame Sitten, die national und nicht einer besondern Klasse angehörig wurden. Durch diese Verknüpfung gewannen die Landbebauer an Bildung und Gemeinsinn, und verloren nichts an Kraft und Frische ihrer Existenz, und das Dasepn der Gewerbetreibenden erhielt mehr Natur und Heiterkeit. So sah es einst in der besten Zeit, vom dreizehnten bis sechszehnten Jahrhundert, mit dem italienischen Leben aus. Noch heutiges Tages macht diese Verbindung ländlichen und städtischen Lebens, unserem Gefühl nach, die reizendste Eigenthümlichkeit des schönen Italiens aus.

Ohne Zweifel wird man uns entgegenhalten, daß, indem sich die gesammte Blüthe einer Bevölkerung in städtisch organisirten Verhältnissen zusammenfindet, daß hierdurch das, was man das Land nennt, eigentlich entadelt, von einem unabhängig eigenthümlichen Standpunkt herabgebracht und zu einer städtischen Domäne gemacht wird, und daß zuletzt die Kraft und das körnige Wesen des Landmanns in der künstlichen und hülfsbedürftigen Existenz eines städtischen Genossen zu Grunde gehen muß. Hierauf ließe sich in Bezug auf Italien erwiedern, daß die ländlichen Beschäftigungen durch das Leben der Besitzer in den Städten keineswegs verlieren, indem der bei weitem größere Theil Italiens, Piemont, die Lombardei, die Marken, Toskana, der größte Theil von Neapel, seinem Lande an fleißiger Kultur nachsteht und viele, wo das ländliche Prinzip überwiegt, vielfach übertrifft. Den moralischen Theil dieses Verhältnisses anbelangend, behaupten wir mit Allen, die Italien kennen, daß die kleinen Landbesitzer, die wir Bauern nennen, in Italien großentheils gebildeter, als in Deutschland sind, was seinen Grund hauptsächlich darin hat, daß sie, wie in manchen Gegenden, entweder niemals leibeigen gewesen sind, oder schon im 12ten und 13ten Jahrhundert aus dem Zustande der Hörigkeit befreit wurden. Daß die höhern Klassen der italienischen Nation, der Adel- und Bürgerstand, so tief gefallen sind, hat andere Gründe, als die oben angeführte Lage des ländlichen und städtischen Lebens. Welcher Geschichtskundige möchte wohl den Adel Venedigs und Mailands, den von Genua, Florenz und Bologna an Berühmtheit, historischem Einfluß und Bedeutung der Existenz mit dem von Mecklenburg, Pommern, der Mark Brandenburg u. s. w. zusammenstellen! und doch war jene große und wahrhaft nationale Aristokratie, die so lange an der Spitze der italienischen Nation in ihrer blühendsten Zeit stand, durchaus bürgerlichen, d. h. städtischen Ursprungs, oder sie hatte sich den Städten angeschlossen und deren Prinzip in sich aufgenommen. Auch kann man sich allein durch jenes, Italien eigenthümliche Verhältniß die rasche Entwickelung der italienischen Sprache, und alles Große und Nationale in der Geschichte dieses Volkes erklären.

In einem Lande, welches den ganzen Kern seiner Existenz in städtisch eingerichteten Verhältnissen umfängt, gewinnt das Leben, wie man am Alterthume sieht, an Raschheit und Lebendigkeit, und die nationale Bildung erreicht schnell eine gewisse Höhe; von einer andern Seite her betrachtet, kann man es sich aber nicht verbergen, daß die Grundlage, auf der ein Volk ruht, sobald ländliche Einrichtungen in ihm überwiegen, sicherer und fester bleibt, und ein kräftiger Nachwuchs für die höheren Verhältnisse des Staates niemals so ganz ausbleiben kann, als da, wo diese Hülfe fehlt. Die letzten Zeiten der griechischen und römischen Welt liefern zu dieser Bemerkung einen langen Beweis.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

(Beschluß.)

Mina's und Valdes Einfall in Spanien.

Da Mina den Rückzug auf geradem Wege unmöglich fand, ja sich auf allen Seiten von Royalisten umringt sah, die mit aller Anstrengung seiner habhaft zu werden suchten, so fand

Digitized by Google

man es am rathsamsten, sich zu zerstreuen, so daß am Ende nur noch sein Adjudant Meca und ein alter Priester nebst einem alten Bedienten bei ihm waren. In dieser Lage wanderte er unter Mangel und Elend im Gebirge herum, jeden Augenblick in Gefahr, in die Hände eines unversöhnlichen Feindes zu fallen. Aber sein Muth blieb unerschüttert. Eines Tages sah sein Adjudant einen Trupp Royalisten auf sie zukommen; man hatte sie bemerkt, Flucht war unmöglich. Mina's Gefährten erblaßten; aber er, der sogleich erkannte, daß nichts als ein kühner Entschluß Hoffnung zur Rettung gebe, bat sie, muthig stehen zu bleiben und ihn allein vertreten zu lassen. In wenigen Minuten war er dicht bei den Truppen und rief denselben in einem gelassenen, aber befehlenden Tone zu: „Ihr wehrlosen Korps! gebührt diese Antwort?“ Der Befehlshaber flugte; er kannte Mina nicht und konnte sich nicht denken, wer der sey, der ihn auf eine so herrische Weise fragte. Mina bemerkte sogleich, daß er den Mann verlegen gemacht hatte, stellte sich, als geriethe er in Zorn, und rief mit einem Fluche: „Mein Herr, ich frage Sie noch einmal, zu wem gehört diese Truppe?“ Der Offizier, welcher nun nicht länger zweifelte, daß er einen Vorgesetzten vor sich habe, erwiederte kleinlaut: „Wir gehören zu Jnanito's Korps.“ — „Nun denn,“ fuhr Mina fort, „was zum Henker bringt Sie hierher? Geben Sie sogleich zum Korps zurück!“ Der Kapitain, dem dieser Befehl ganz unerwartet kommen mochte, schien zu zaudern. „Zum Teufel,“ rief Mina wieder, „muß ich's Ihnen wiederholen? Auf der Stelle marschiren Sie zurück, oder Ihr Ungehorsam soll Sie gereuen!“ Der Offizier verbeugte sich, und in wenigen Minuten hatten Mina und seine Unglücksgefährten diese Verfolger aus dem Gesichte verloren. Der glückliche Erfolg dieser Kriegslist gab ihnen neuen Muth zur Ausdauer in den Gefahren, die ihnen, wie sie wohl wußten, bevorstanden, ehe sie die Grenze Frankreichs erreichen konnten. Da sie bald fanden, daß alle Wege zur Flucht versiegt waren, so verdargen sie sich, in der Hoffnung, später eine bessere Gelegenheit zu finden, in einer Höhle, welche in einer furchtbaren Bergschlucht verstreckt lag. Inzwischen durchsuchten ihre Verfolger Gebirg und Wald mit unermüdeter Sorgfalt, und als sie diese vergeblich fanden, nahmen sie ihre Zuflucht zur List. Sie ließen nämlich mehrere Hirten ihre Heerden durch die Gegend treiben, in der Hoffnung, der Flüchtling werde, wenn er den Schall ihrer Hörner vernehme, aus seinem Schlupfwinkel hervorkommen und dieselben um Hülfe anflehen. Aber der alte Fuchs war nicht so leicht zu prellen, und den blasenden Hirten antwortete Niemand, als das Echo. Nun verschafften sich die Royalisten Spürhunde, und damit wäre es ihnen auch gelungen seyn, die Flüchtlinge aufzuspüren, wenn nicht einer von jenen unvorhergesehenen Zufällen dazwischen gekommen wäre, die wir besonders der Vorsehung zuschreiben geneigt sind, als wenn das Erwartete nicht auch ihr Werk seyn müßte. Die Hunde nämlich fanden nur zu bald der Flüchtlinge Spur, und waren nahe daran, ihre Verfolger zu ihrem Zufluchtsort zu leiten, als — zwei Hirsche der Thiere Pfad durchkreuzten. Dies warf sie natürlich auf eine andere Spur, und die armen Verfolgten sahen sich noch einmal gerettet.

Als Mina die Gegend rein sah, wagte er sich mit seinen Freunden hervor, erreichte nach einiger Zeit auf den unbesuchtesten Wegen einen Weiler, und erregte durch sein plötzliches Erscheinen in einer der elenden Hütten desselben das größte Staunen und Schrecken unter den Bewohnern. Doch wußte er dieselben zu beruhigen, und ein achtehnjähriger Bursche erbot sich sogar, sie über die Grenze zu führen. Es gelang ihm, und eine große Geldsumme belohnte ihm seine Treue. Doch war Mina's Gefahr noch nicht vorüber. Von der langen Wanderung erschöpft, hatte er sich in dem ersten Hause auf dem französischen Gebiet, bei Sara, niedergeworfen, um im Arm des Schlafes einige Erholung zu suchen. Nicht lange darauf kam General Santos-Ladron, welcher mit 400 Mann Baldes bis nach Frankreich hinein verfolgt hatte, auf dem Rückweg an dem Hause vorbei, glücklicherweise für Mina, ohne zu ahnden, welch eine reiche Prise daselbst enthielt. Indessen hatten Mangel und Strapatzen des tapfern Mannes Gesundheit hart mitgenommen; seine alten Wunden waren aufs Neue aufgebrochen und die Aerzte riethen ihm, die Bäder von Cambo zu besuchen, von wo aus er vor Kurzem auf Befehl der französischen Regierung, welche entschlossen scheint, fremden Mächten keinen gerechten Grund zur Klage zu geben, gewaltsam weiter ins Innere geschafft worden seyn soll.

Aus der Schweiz, December.

Verfall der Kunst.

Die bildenden Künste sind in der Schweiz zu einer Unbedeutenheit herabgesunken, die mit der Schönheit des Landes, mit der Größe seiner Geschichte und mit seiner Kultur im Widerspruche steht. Die Geschichtsmalerei im Allgemeinen verlor sich in der Gattungsstaffagmalerei; die poetische Landschaftsmalerei verschwand in der Landschaftsbildnißmalerei (Prospekte), und die Poesie ihrer Darstellungen leuchtet nur aus der Behandlung, als aus dem Gegenstande, wo sie sich frei und groß aussprechen könnte, hervor. Die Sculptur neigte sich bis zur Singerlur hinab; die Freskomalerei in historischen und landschaftlichen Gegenständen, in Blumen, Arabesken und Architekturmalerei ist in der Schweiz, wo einst ein Hans Holbein, Nicolaus Manuel, Tobias Stimmer und andere vortreffliche Werke hervorvorbrachten, ganz untergegangen. So verschwand die Glasmalerei, die aber allmählig, wenigstens in Wappen, wieder aufzuleben beginnt. Die Klage über den Verfall der Kunst, die dem öffentlichen Leben angehört und sich in die Lamentationsstrafe zurückzuziehen hat, wiederholt überall, wo ihr Werth und ihre Würde erkannt sind und begriffen werden. Durch den Fall der christlich-historischen Kunst ging auch die allgemeine Liebe für die Kunst, in ihrer höhern Bedeutung, für das öffentliche Leben verloren. Die Verminderung der Staaten, der Stände und Klassen verwies dieselbe an wenige Liebhaber und Freunde des Schönen, und die Künste der Vervielfältigung schienen im Einzelnen zu ersetzen, was für das große Ganze verloren ging; aber durch diese Zersplitterung in die Allgemeinheit, ohne Centralkunst in großen Bildern, die der Oeffentlichkeit geweiht seyn sollten, litt die Kunst selbst nicht nur für den Augenblick, indem sie in Manieren ausartete, sondern weil die geistlosesten Künstler gezwungen waren, dem Schlendrian der Zeit zu huldigen, wenn sie ihre Leiden fristen wollten, war die allmählige Verflachung für Jahrhunderte begründet.

Forscht man den Ursachen nach, warum die höhere Kunst auch in unsern Zeiten einer allgemeinen Bildung nur geringer Aufmunterung genießt, so zeigen sie sich zunächst in der Schwierigkeit, für größere kostbare Kunstwerke Käufer und Aufstellungsorte zu finden. In der Schweiz sind die Kunstbesitzer wie die Paläste in geringer Anzahl, und die meisten Kunstfreunde wollen lieber von jeder Kunstgattung Bilder besitzen und ein kleines Kabinet auffüllen, als große Kunstwerke ankaufen, für welche sie bedeutende Summen verwenden müßten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 150.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 308.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 25. December 1830.

Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen, der deinen Mund fröhlich macht, und du wieder jung wirst wie ein Adler.

Psalmen Davids 103.

Jung wie ein Adler.

Bedarf mein Herz im bunten Herbst
Nach Wehmuth weit umherzuwallen,
Wenn du dich, schöne Flur, entfärbst,
Wenn der Platane Blätter fallen?
Bedarf es dein, du spätes Roth,
Das über'm Föhrenwald verglühet,
Zu fühlen, wie zum langen Tod
Mein Leben leise niederblühet?

Könnt' ich, du goldne Jugend, dich
Noch einmal rufen aus der Ferne,
Da über meinem Haupte sich
Harmlos bewegten Gottes Sterne,
Da mich von seinem Angesicht
Geheimnißvoll ein Glanz umfangen,
Und ich, bewahrt von seinem Licht,
Getrost im Dunkel hingegangen!

Was ist ein Mensch, das Staubgebild,
Mit allem, was sein Arm beginnet,
Wenn nicht im Seelengrunde mild
Ein Born des ew'gen Lebens rinnet?
Das Innerste, was mir bewußt,
Es ruft: Erlösung! Wiederbringung!
Die tiefste Sehnsucht in der Brust,
Sie seufzt nach himmlischer Verjüngung!

Und wenn der Frühling Knospen treibt,
Die zarte Rose sich entfaltet,
Tönt mir's; o daß nichts ewig bleibt,
Daß alles Menschliche veraltet!
Und wenn der Adler jugendlich
In blauer Höh' den Fittig wieget,
Tönt mir's: o wer verjünget mich,
Daß dieses Herz nie mehr versieget?

Er steugt dahin im Sonnenstrahl,
Durchkreisend das Gebiet der Lüfte,
Fühlt ein Jahrhundert nicht einmal,
Wie lang' er den Azur beschiffte;
Als Kind hab' ich ihm nachgeseh'n,
Und wenn er jugendstark noch steiget,
Blick' ich, ein Greis, in jene Höh'n,
Das Haupt vom letzten Schnee gebeuget.

Wirst du, der ewig strebt und sehnt,
Mein Geist, dich nie mit ihm erheben,
Und aller Schwachheit abgewöhnt,
In lichtem Himmelsraume schweben,
Verjüngt und wonnig dieses Herz
Mit ewiger Genüge füllen,
Und, aufgezogen sonnenwärts,
In's Licht dich, wie ein Adler, hüllen?

Digitized by Google

Du wirst, du sollst! — du selber nur
Verschließest dich mit ehr'nem Riegel;
Verlasse dich, die Kreatur,
Schau nimmer in den Zauberspiegel,
Der Schönheit dir und Stärke lügt;
Tritt als ein Sünder zu dem Hügel,
Wo dein Messias dich ersetzt:
Dann löset Gott dir deine Flügel!

Das Alte stirbt, und Alles wird
Im Licht der Liebe neugeboren;
Zur Heimath kommt, was sich verirrt,
Zur süßen Kindschaft, was verloren;
Der Geist auf Liebesflügeln bringt
Hinauf zu ihm, der dich versöhnet,
Der wie den Adler dich verjüngt,
Und mit Barmherzigkeit gekrönet!

Albert Knapp.

Ueber Italien und die Italiener.

Von Eduard Arnd.

Das alte und neue Ardea.

Während unseres Aufenthaltes in Albano, in den schönsten Tagen des Herbstes, zog uns, neben der Aussicht auf Rom und den herrlichen Halbkreis von Gebirgen, die näher oder ferner die alte Weltstadt umgeben, die Aussicht nach dem Meere zu an, die wir bei unsern Ausflügen in die Umgebung Roms bisher noch wenig beachtet hatten. Der Herbst ist hier ungleich reizender und wirkt um so belebender als bei uns, da die Zeit, die ihm vorangeht, gewöhnlich äußerst drückend ist. In dieser heißen Zeit lernt man die Anschauung der ältesten Griechen von einem ehernen Himmel verstehen, die für den Norden nur eine Metapher ist; denn nicht allein, daß kein milder Hauch, kein erfrischender Tropfen von der flüssigen Natur der Atmosphäre Kunde gibt, sondern die Luft leuchtet so unverändert rein und gleichfarbig, wie die azurne Decke einer Kirche oder eines Pallastes. Es kommt einem vor, als sey dieses luftige Dach ein metallner Spiegel, in welchem sich die Natur, der wunderbaren Ferne wegen, nicht beschauen kann. Im Herbst aber wird der Himmel häufig, wie bei uns, von jenen hohen, weißen Wolken befahren, die bald in großen Massen vorüberziehen, bald jene mährchenhaften Bilder von Gebirgen, Schlössern und Bäumen erscheinen und verschwinden lassen, die in den Tagen der Kindheit unsere Phantasie beschäftigen.

Aus den Fenstern unserer Wohnung übersahen wir die Ebene, die am Fuße der Gebirge beginnt, sich nach dem Meere zu erstreckt, und mit ziemlich unbestimmten Grenzen, da wo sie sich Rom nähert, die Kampagna genannt wird. Dieß ist der Schauplatz eines großen Theils der Aeneis. Obgleich wir uns sonst für die Helden dieses Epos nicht begeistern können, so gewähren doch viele uralte italienische Traditionen, die der Dichter vielfach benutzte, und die sich leicht erkennen lassen, auf demselben Boden sich vergegenwärtigt, ein erhöhtes poetisches Interesse.

Diese weite, einsame Ebene, heute fast nur von Hirten bewohnt, war einst die Heimath so vieler und tapferer Völkerschaften, die in ihrer Abstammung und ihren Einrichtungen eine Mannigfaltigkeit des Daseyns zeigten, die den Charakter der ältesten Geschichte in Griechenland und Italien bildet, und dem klassischen Boden eine so große Ueberlegenheit über den des Nordens verliehen hat, wo große Länderstriche und ganze Völker sich nicht so viel Interesse erworben haben, wie hier einzelne Küsten, Vorgebirge und Städte. Wir übersahen fast mit Einem Blick die Gegenden des alten Lanuviums, Ardea, Laurentum, alle von Abkömmlingen der Götter gegründet, und lange von freien, tapfern Völkern bewohnt, und tiefer in das Land hinein glänzte das majestätische Rom!

Wir hatten Ostia und die Umgegend schon von Rom aus besucht, und wählten diesmal zum Ziel eines Ausfluges Ardea, das in dem Virgil'schen Gedicht eine große Rolle spielt, in der römischen Geschichte nicht unbekannt ist, und durch seine cyklopischen Mauern noch heute die Aufmerksamkeit der Reisenden auf sich zieht.

Der Weg ging eine Zeitlang durch Wein- und Oelpflanzungen, bald aber verschwand jeder Anbau und der Boden war ziemlich spärlich mit Gras bedeckt. Man hatte das Land durch Umzäunungen für die einzelnen großen Heerden abgetheilt, die sich zum Theil noch in den Gebirgen befanden, wohin man sie während der großen Hitze getrieben hatte. Wir sahen während der drei Stunden, die wir mit einem Führer zu Pferde zurücklegten, Niemanden außer einem armen alten Rinderdirten. Einen sonderbaren Anblick gewährten dem Fremden die hier und da zerstreuten Wirthschaftsgebäude der Besitzer dieser Flächen. Sie sind groß, finster, von starken Mauern umgeben, und haben ein sonderbares, kastellartiges Ansehen. Sie werden nur von den Hirten und deren Aufsehern bewohnt, und diese armen Leute müssen so trägen Geistes und jeder Idee für Verbesserung ihrer Lage so fremd seyn, daß sich, auffallender Weise, um diese großen Gebäude herum kein Baum, keine Gartenanlage, kurz nichts von dem befindet, was das ländliche Leben verschönern hilft.

Das heutige Ardea liegt auf einem Felsen, da wo sich die Akropolis der alten Stadt befand, ist eine deutsche Meile vom Meer entfernt und besteht aus wenigen halbverfallenen Häusern; eine ganze Reihe ist wirklich schon eingestürzt und wird nicht wieder hergestellt. Rechts vor dem einzigen Thore ist ein altes Schloß mit dem Wappen der Kolonna, obgleich die Stadt jetzt dem Hause Co-

Digitized by Google

farini gehört. Das Innere dieses Ortes macht beim ersten Anblick einen seltsamen Eindruck. Man erstaunt über die Menge behauener großer Steine, auf denen die spätern Einwohner ihre Häuser errichtet haben, oder die frei da liegen und, ihrer Größe nach zu urtheilen, Trümmer von bedeutenden Gebäuden seyn müssen. Diese gewaltigen Blöcke liegen so wild und chaotisch durch einander, als käme diese Zerstörung nicht von der Zeit, sondern von feindlicher Gewalt her. Mitten unter diesen Trümmern hat sich neben der Kirche ein Grabmal von weißem Marmor in geschmackvoller Form erhalten, das durch den Kontrast, in welchem es zu seinen Umgebungen steht, überrascht. Auf der einen Seite des Würfels befindet sich ein Becher, auf der andern die Inschrift: MANI SEPTICI PATRIS, ein Wort immer unter das andere gestellt, ein Denkmal, wie sich von selbst versteht, aus der heidnischen Zeit.

Die wenigen Einwohner sahen äußerst gelb und fieberkrank aus; einige von ihnen waren eben erst aus den Gebirgen zurückgekehrt und fanden die Luft noch sehr ungesund. Im Wirthshause saßen die Feldarbeiter bei einem äußerst spärlichen Mahle. Auch begannen sie sehr bald ein Gespräch über ihre unglückliche Lage. Die eingestürzten Häuser, die Spuren des Fiebers in den Zügen der Einwohner und ihre große Armuth machten zusammen einen traurigen Eindruck. Auf einem Boden ehemaliger Berühmtheit und mitten unter Ruinen, hat das Elend der Einzelnen einen eigenen tragischen Charakter, der ihm im Gewühl großer Städte und in der Civilisation fehlt.

Wir begaben uns hierauf außerhalb des Thores, um die cyklopischen Mauern, die Ardea noch heute interessant machen, zu betrachten. Diese Mauern umgeben beinahe die ganze Stadt, nur daß sich östlich, neben dem Schloß, einiges moderne Mauerwerk befindet und auf der nördlichen Seite die Mauern eingestürzt sind; sonst sind sie ziemlich wohl erhalten und an wenigen Stellen restaurirt. Sie sind, wie fast überall, in den Felsen geschnitten, auf dem die Akropolis erbaut war. Die Blöcke sind in der Regel kleiner als in Ferentino, und viel kleiner als in Kori und Norta, und auch ungleicher als bei jenen Mauerwerken. Wir versuchten es, diese Mauern zu umgehen, sie sind aber auf mehr als einem Drittel ihres Umfanges von Sümpfen umgeben, die jede Annäherung unmöglich machen und die Fieber unter den zurückbleibenden Einwohnern verursachen.

Wir begaben uns hierauf wieder auf den Hügel zurück, den diese Mauern umgeben, und der, obwohl weit genug, um Heiligthümer, Tempel und öffentliche Gebäude, kurz alles das zu tragen, was im Alterthume die Burg einer Stadt ausmachte, doch zu klein ist, als daß das ganze alte Ardea sich auf ihm befinden konnte, das in frühern Zeiten nicht nur eine selbstständige Republik war, die mit Rom Krieg führen konnte, sondern die Hauptstadt der Rutuler bildete, eines eigenen Volksstammes, der in der alten Tradition, die Virgil in sein Gedicht verwebte, den Aeneas und die Latiner bekämpfte.

Der Felsen, den diese cyklopischen Mauern umgeben, ist weit umher der einzige erhabene Ort, und war deshalb zur Anlage einer Stadt von der Natur sehr geeignet. Wir wandelten lange auf dem Plateau dieses Hügels, indem wir uns die frühere Geschichte dieser Gegend zurückriefen. Aus dem Boden, in dem wahrscheinlich noch manche antiquarische Merkwürdigkeit begraben liegt, und der durch die auf ihm zerstörten Gebäude sich ohne Zweifel etwas erhöht haben mag, ragen noch einige, obwohl gänzlich unbedeutende Trümmer hervor.

Das Gebiet des alten Ardea wurde von dem kleinen Flusse Numicius und den Grenzen von Lanuvium, Korioli und Antium eingeschlossen. Wahrscheinlich war dieser Umfang nicht viel bedeutender, als der mancher Dorfmark heutiger Zeit, aber welcher Fülle von Leben und welcher Dauer, eines Beweises der ihnen inwohnenden Kraft, erfreuten sich die Schöpfungen des Alterthums! Sagunt, eine Stadt so großen Namens, ging von hier aus, dieser Hügel war ihr Mutterland; vor diesen Mauern lagen die Tarquinier, kurz vor ihrer Vertreibung; hier lebte Kamillus in der Verbannung, als die Gallier Rom eroberten. Im Jahre 343 nach Erbauung Roms schickten die Römer, da die Ardeaten durch innere Kriege ihre Stadt fast entvölkert hatten, eine Kolonie dahin ab. Noch im zweiten punischen Kriege müssen sich hier Ueberreste der alten rutulischen Bevölkerung und ein nationaler Gegensatz gegen die Römer erhalten haben, da Livius Ardea unter den Städten aufführt, die Rom gegen Hannibal Hülfe versagten.

Unter den Dichtern wird Ardea am meisten von Virgil und Silius Italikus erwähnt. Obgleich Strabo und Seneka von der Unfruchtbarkeit des Gebiets von Ardea und der ungesunden Luft daselbst sprechen, so konnte dies natürlich nur in einem, mit dem heutigen Zustande verglichen, sehr beschränkten Sinne stattfinden. Auch war Rom in der beißen Jahreszeit, auf manchen Punkten, von jeher ein ungesunder Aufenthalt, und doch einst unermeßlich bevölkert. Unter den Römern führte die noch erhaltene via ardeatina von Rom nach Ardea, und zeugt dadurch von der Bedeutung des letztern Ortes. Wann Ardea eigentlich zerstört wurde, ist gänzlich unbekannt.

Der Genuß dieser historischen Erinnerungen wurde noch durch die Aussicht vermehrt, die wir auf der Akropolis des alten Ardea genossen. Im Norden lagen die schönen Albanerberge, über die Campagna zogen große, wandernde Wolken hin, und im Süden glänzte das

Digitized by Google

Meer, das jeder Gegend einen wunderbaren Reiz verleiht. Wir gedachten der Sage, wie Danae, von Akrisius aus Argos vertrieben, in einem kleinen Nachen an diesem Ufer landet und im Bunde mit einem Gotte des Landes Seriphos erbaut. Diese Verbindung entfernter und entlegener Gegenden mit gewissen Hauptsitzen der alten Mythen adelte den Ursprung der antiken Städte und verband die klassische Welt unter sich auf eigene Art.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, December.

(Fortsetzung.)

Verfall der Kunst.

Die Kunstliebe der Einzelnen ist um so lobenswerther, wenn sie der Kunst unserer Zeit huldigen, in welcher der ächte Geist wieder erwacht ist, und nicht etwa blos nach alten Namen haschen, wobei sie mehr Gefahr laufen, betrogen zu werden, als je ein vorzüglliches Werk, auch selbst um den kostbarsten Preis zu erhalten; denn die besten Bilder verändern nur selten ihre Stelle, und geschieht es, so wandern sie Königen und Fürsten zu. Seit nun eigene Kopierfabriken alter berühmter Bilder bestehen, in welchen, bis auf die Blende rahme und die verrosteten Nägel hinab, das Alter des Bildes täuschend nachgeahmt wird, ist der Eifer für das Sammeln alter Kunstwerke bedeutend erkaltet, und um so eher ist zu hoffen, er werde sich an dem vorzüglichen Neuen wieder erwärmen, um die Schöpfungen unserer Zeit gehörig zu würdigen. Allgemeiner und gleichförmiger ist der Wohlstand in den Schweizerkantonen verbreitet denn in monarchischen Staaten, wie es in einer Republik seyn soll, und darum gibt es nur wenige Privaten, die denjenigen Reichthum besitzen, der sich jährlich bis zum Ueberflusse erneuert und der ihnen die Anschaffung und Aufstellung von großen Kunstwerken gestatten würde. Die Fremden, welche zu Tausenden jährlich die Schauplätzen der Schweiz bewundern, nehmen zur Erinnerung an die Dinge, von denen sie besonders angesprochen wurden, eine Anzahl von Prospekten, Panorama's, Landestrachten u. s. w. mit nach Hause; darum bildete sich die Prospektmalerei in allen Formaten zu einem eigentlichen Handelsartikel aus, der aber bereits durch Nachahmung und Nachmachung in Paris, London und Nürnberg den einheimischen Fabrikanten verkümmert wird. Diejenigen Landschaftsmaler, welche poetisch, wie Salomon Gessner und Ludwig Heß, zu bilden vermögen, behalten die Erzeugnisse ihrer poetischen Stimmung jahrelang, vielleicht für immer, in ihrer Werkstätte, weil nur der Berg, den man besteigt, der Gletscher, den man sah, gekauft wird. Die Geschichte des Landes ist dem Fremden meist fremd; so werden die zeitlebenden Künstler, welche den ganzen Umfang ihrer Kunst durch vieljähriges Studium in sich aufgenommen haben, oder die von der Natur zu vortrefflichen Darstellungen gestempelt sind, genöthigt, ihre Kraft an geringere Kunst zu verwenden, und sie beugen sich nur mit Widerstreben, der Laune Einzelner zu gefallen, um Käufer zu finden.

Dem Mangel an Aufmunterung für jede höhere Kunst steht der rege Eifer für Kunst entgegen. Der reine, schöne Trieb, alle Talente, die sich in jungen Staatsbürgern zeigen, zur Reife zu ziehen, hat dem Vaterlande geschickte Künstler in allen Fächern erzogen. Es bestehen schöne Einrichtungen in der Schweiz, um zu geistiger und künstlerischer Ausbildung zu führen; aber was helfen Anstalten zu vollendeter Ausbildung, wenn die Anwendung der angelernten Kunst nicht endlich wird? Wo sollen die Geschichtsmaler und Bildhauer in der Schweiz Beschäftigung finden? Den Regierungen ist es unmöglich, auch nur die Besten unter den Tüchtigen zu beschäftigen, und der Kunstfreund im Volke erwartet erst noch seine Entwickelung; so geschieht es denn, daß vorzügliche Talente verkümmern oder auswandern, und gelingt es Einzelnen unter Vielen, sich geltend zu machen, so schmücken sich nun fremde Staaten mit den Erzeugnissen des Geistes, der dem Lande entsproß.

Solche Verkümmerung zeigt sich da, wo sie am wenigsten gesehen werden sollte. Dort, wo die Lust erwachte, an klassische Orte der Nationalgeschichte Kapellen hinzusetzen und sie mit passenden Darstellungen zu zieren, konnte wegen Mangel der dazu erforderlichen Mittel die architektonische sowohl, als die künstlerische Ausschmückung nicht anders als dürftig ausfallen. Mittelmäßigkeit und Geringschätzigkeit werden aber nie den Geist zu erheben, noch das Gemüth zu erfreuen vermögen. Bei Betretung des klassischen Geschichtsbodens wünscht der einheimische und fremde Wanderer den hohen Ernst, der ihn ergreift, nicht durch unwürdige Darstellung dessen, was in seiner Vorstellung würdig lebt, entweiht; sondern es soll sich ihm in vortrefflicher Gestaltung zeigen, damit er die Geschichte in hoher Freude gleichsam miterlebe; ein Augenblick, ernst und schön gelebt, ist ihm mehr werth, als tausend gemeine Stunden. Diese Wirkung, welche den geistigen Nutzen bezeichnet, den die höhere Kunst gewährt, wird weder durch aufgestellte eiserne Kreuze, noch durch Obelisken und flache Denksteine, sondern durch die Gestaltung der schönen Idee zu vortrefflicher Darstellung hervorgebracht.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 502:
Die Erde.

Räthsel.

Ein Meer voll Perlen wogt
In schwer erreichbarer Ferne,
Die Perlen verwandeln sich oft
In helle, gesellige Sterne.

Sie lagern sich weit und breit.
Gedrückt an einander so enge.
Sie fliegen in Kugelgestalt
Herüber, hinüber, in Menge.

Sie breiten als Mantel sich aus,
Als Zaubermantel, sie tragen
In reißender Eile dahin,
Wo andere Straßen versagen.

Doch bald verschwinden wie Traum
Die wandelnden Sternenheere,
Und kehren am Ende zurück
Zum Perlenwogenden Meere.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

Nº. 309.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 27. December 1830.

Er hätt' ein Auge treu und rein,
Und wär' auch lieber noch gemein,
Zu schauen manches klar und rein,
Und wieder alles zu machen feine;
Hätt' auch eine Zunge, die sich regt,
Und leicht und fein in Worte schlägt.

Goethe.

Ueber süddeutsche Dialekt-Poesie.

Die neue Dialekt-Poesie der Deutschen geht nothwendig von zwei bedeutenden Namen aus, welche, auf ganz verschiedenen Gebieten einheimisch, doch das wesentlich gemein haben, daß ihre Poesie nicht ein bloßes Erzeugniß der gebildeten deutschen Literatur, sondern ein aus eigenstem innerem Bedürfniß erwachsenes Produkt des Dichters ist. Diese beiden Dichter sind Hebel und Grübel. Beide sind der untersten Klasse der Gesellschaft entsprossen; der eine hat sich durch seine Talente in die höheren Kreise der Bildung und der Gesellschaft erhoben; der andere blieb sein Leben lang der ehrliche Flaschnermeister. Beide aber waren keine hochdeutschen Dichter, die sich nebenher den Spaß machten, einmal zur Veränderung ihren Volkston anzuschlagen; nein, sie waren blos Dichter ihres Dialekts, ihre Muse hätte sich in gar keinem andern Element entwickeln können, als dem ihnen angebornen. Dieß ist aber gerade der wesentliche Punkt, der sie in literarischer Hinsicht weit über alle ähnlichen Erscheinungen wegsetzt, die man in neuester Zeit mit ihnen zusammenzuhalten versucht wird. So geht namentlich von Hebel eine ganze Schule dialektisch-idyllischer Dichter aus, die zum Theil mit bedeutendem Talent auf analoger Bahn ihn reproducirten; aber es ist und bleibt dieß Sache der Reflexion des Dichters, statt der sonst gebrauchten Gemeinsprache sich einmal zur Abwechslung im Gewand des Dialekts zu zeigen. Hebel will als Dichter uns nichts anders seyn, als der zwar zartfühlende, aber ungekünstelt sich äußernde oberrheinische Schwarzwälderbauer; Grübel will nichts anders seyn, als der norddairische Meister- und Bänkelsänger, das verständige, aber ungehobelte Nürnberger Burgerskind.

Hebels poetisches Element läßt sich kaum anders definiren, als durch die Verbindung: das naiv-sentimentale; denn seine Form ist über alle Vergleichung naiv-kindlich, sein Gehalt aber das reinste, tiefste Gefühl der beweglichen Menschenbrust. Grübels Element mag das burlesknaive heißen; denn seine Form ist das Lächerliche und sein Gehalt der gesunde Menschenverstand.

In eine alltägliche Erscheinung der ländlichen, freien Natur eine feine Allegorie zu legen und sie mit den lieblichsten Farben des bäuerlichen Behagens vor uns auszumalen, das ist die Kunst, die Hebeln seine schönsten Dichtungen eingegeben hat. Das Gedichtchen „der Käfer" kann vielleicht das lieblichste Exempel für seine Gattung abgeben. Unter den Grübel'schen Gedichten findet sich, und zwar als das letzte der Sammlung, zufällig eines, das dieselbe Aufschrift wie jenes Hebel'sche führt, das freilich nicht, wie dieses, ein Muster seiner Gattung heißen kann, (denn bekanntlich ist die Schnurre des Dichters eigenthümliches Feld, und wer ihn in seiner Größe kennen lernen will, muß seinen „Peiter in der Fremd" und ähnliche Prachtstücke nachsehen) das aber, diesen lebensheitern Geist im Hintergrund, unendlich rührend wird durch die einzige, vielleicht kurz vor seinem Tod angeregte Trauer

Digitized by Google

des Greifes über die Nichtigkeit des Endlichen, dem er sein Leben und seine Leier gewidmet.

Ich habe diese beiden Gedichtchen, wegen der Aehnlichkeit des Inhalts, und weil sie sich und durch ihre Kürze empfahlen, hiernächst zusammen und ihnen eine Uebersetzung in meine schwäbische Mundart gegenüber gestellt, indem ich mit dem poetischen das sprachliche Interesse verbinde, die beiden fremden Dialekte, die in den Originalen willkührlich und nothdürftig orthographirt sind, (wie es zunächst für ihre Provinz ausreichte) hier nach unsern schon bekannten Zeichen, mit unserem Dialekt übereinstimmend, typisch zu fixiren, so daß nun der Leser den wahren Bestand der Dialekte und ihr Verhältniß nach physiologisch-geographischer Verschiedenheit unverkümmert zu übersehen im Stande ist. Ich bemerke noch, daß ich in den beiden Stücken, mit Absicht, und ihren Originalen gemäß, meine Mundart der Volkssprache etwas näher gehalten habe, als ich sonst gethan hätte.

Dər Xäfər.

(Oberrheinisch.)

Dər xäfər fliəgt dər jilgə zuə,
Es sizzt ə shönən engəl dört,
Er wirtət gwis mit bluəmə-saft,
Und 's xostət nit fyl, han-i ghört.

Dər engəl səit: „Was wär-dər liəb?“
„No shöppli alte hett-i gern.“
Dər engəl səit: „Sell xaa nit sy,
Si hen ou alla trunca fern.“

„So shenc ə shöppli nəüən y.“
„Dä hesh ois,“ het dər engəl gsəit.
Dər xäfər trinct und 's shmeeet-əm wool,
Er frägt: „Was ish my shuldickəit?“

Dər engəl səit: „He, 's xostət nüüt,
Dox rixtsh-mər gern en gfallən uus,
Woish was, sa nimm das bluəmə-määl
Und trag-mər's dört in's näxbərs huus.

Er het zwär selbər, was-ər bruuxt,
Dox fraüt's-en und ər shicct-mər au
Mengmäl ə hämpfəli bluəmə-määl,
Mengmäl ə tröpfli morgə-tau.“

Dər xäfər səit: „Jä fryli jä!
Fərgelt's Gott, wenn-da zfryda bish.“
Druf trəit-ər's määl in's näxbərs huus,
Wo wydər sə ən engəl ish.

Er səit: „I xumm fom näxbər här,
Gott griəs di, und ər shicct-dər dä
En bluəmə-määl.“ Dər engəl səit:
„Də hettsh nit xönnə justər xoo.“

Er ladət ab; dər engəl shenct
E shöppli guətə nəüən y,
Er səit: „Dä trinc ois, wenn də magsh.“
Dər xäfər səit: „Sell xaa shoo sy.“

Druf fliəgt-ər zu sym shäzzli həim;
S' woənt in-dər nächstə hasəl-hurst;
Es balgt und səit: „Wo blybsh so lang?“
Er səit: „Was xaan-i für-my durst?“

Dər Käfər.

Fom Hebel.

Der käfər fliəgt uf 'd ilgə nä,
Zom engəle gĕ, wo drinnə läit,
Es shenct jä ous gwys 'blöəmə-saft,
Und 's soi net təüər, sagəd 'd läit.

Dər engəl saet: „Was steet zə dinst?“
„E shepple alte mext-e häit.“
Dər engəl saet: „Des kä net säi,
Fernt hent-se'n trunca, liəbər fräid.“

„So stell ə shepple naia här.“
„Dä ist-ər,“ hät dər engəl gsaet.
„Dər käfər ziəgt und 's shnecct-əm guət,
Er frägt: „Was ist mäi shuldixəet?“

Dər engəl saet: „Ha, sell kost't necs,
Dox rixst-mər gern en gfallən aus,
Waest waas, so nimm des blöəmə-määl
Und traa-mər's selt in's näxbərs haus.

Er hät zwär selbər, was-ər breuxt,
Dox fraət's-en und ər shicct-mər ao
A'imäl ə messle blöəmə-määl,
En andərsmäl ə trepfle tao.

Dər käfər saet: „Des tuər-e gern,
Fərgelts Gott, wenn zəfryda hist.“
Druff traet-ər 's määl in's näxbərs haus,
Wo wydər soo ən engəl ist.

Er saet: „I komm fom näxbər rum,
En shĕnə gruəs, ər shicc-dər dä
Ao blöəmə-määl. „Jərz gshicctər hettət
Duu-mər net kommə kennə jä.“

Er ladət aa; dər engəl shenct
E shepple guətə naiən äi,
Er saet: „Dä trinc äis, wenn-də mägst.“
Dər käfər saet: „Des kä shū-säi.“

Nä fliəgt-ər zo säim shäzzlo häim;
'S wöt in-dər nächstə hecc. „Də wurst
Am-end gəar nemmə kommə“ zanct's;
Er saet: „Was kän-e for mäin durst?“

Digitized by Google

Jezz luegt-or's aa und nimmt's in arm,
Er küsst's und ish by'm shäzzli froo.
Druf leit-or-si in's fole-bett
Und seit zum shäzzli: „Xumm bald nä.“

Gell, Sepli, 's dunct-di ordeli?
Dä hesh ao so-nə lustic bluat,
Jeo, so-nə läbə, liebə fründ,
Es ish wool für ə tiarli guot.

Jezz guet-or's ä und nimmt's in arm,
Se hent six kusst, fordruct, forspräxt.
Nä leg't-or six in's grabə-loxx
Und saet zom shäzzlə: „Komm bald näx.“

Geli, Alixxalə, 's doixt-de ordəlix?
Da häst ao so-nə lustixs bluat.
Nöi, so-nə läba, liəbar fräid,
Des wär shö for ə tiarlə guot.

Bilder aus Rußland.

Herzensgüte des Russen.

Wenn man weiß, wie hart die untern russischen Volksklassen von den obern behandelt werden, so wird man wohl mit Recht bewunderungswürdig finden, daß demungeachtet noch ein so großer Fond von wahrer Gutmüthigkeit bei dem gemeinen Manne vorhanden ist. Dieser Vorrath muß eine wahrhaft erstaunenswerthe Größe gehabt haben, da selbst eine lange Reihe von Jahrhunderten voll Unbilden und Mißhandlungen ihn nicht zu zerstören vermochte. Diese Gutmüthigkeit geht oft bis zum Kindlichen, und ist in dem tiefen Lande eine so allgemeine und sich gleichsam von selbst verstehende Sache, daß sie dem Russen selbst nicht mehr auffällt, und er dem Fremden, der sich über diese ihm ungewohnte Erscheinung verwundert, gewöhnlich nur mit einem freundlich-mitleidigen Lächeln zu antworten pflegt. Die Kindlichsten von allen sind, nach meinen Erfahrungen, die Tscheremissen, Mordwinen und Tschuwaschen, die die Gouvernements Kasan, Wiatka, Simbirsk, Penza und Ufa bewohnen und noch vor einem Jahrhundert nomadisch herumziehende Hirtenvölker waren. Ihre von allen andern Mundarten völlig verschiedene Sprache leitet auf die Vermuthung, daß sie die Ueberreste eines in frühern Zeiten in der Mitte Asiens weit verbreiteten Volkes sind. Ihre Anzahl mag eine halbe Million betragen, und die meisten derselben hängen noch, obschon sie getauft sind, ihren heidnischen Gebräuchen an; alle aber sind durch ihre Vonhommie, durch ihre Leutseligkeit und durch eine kindliche Gutherzigkeit ausgezeichnet, die ich in diesem Grade nirgends auf der Erde gefunden habe.

Indessen ist diese Gutmüthigkeit, wenn auch nicht in demselben Maße, ein beinahe allgemeiner Charakterzug der russischen Nation. In den unbekannten Gassen der Stadt, auf den Landstraßen, wie in den Steppen Sibiriens ist der fremde Reisende sicher, von Jedem, den er darum anspricht, freundlich zurechtgewiesen und meistens noch eine gute Strecke weit begleitet zu werden. Wem ein Unglück begegnet ist, darf nicht fürchten, kalte und theilnahmlose Zuschauer um sich stehen zu sehen, da sogleich Jeder herzueilt und nach seinen Kräften, selbst mit eigener Gefahr, zu helfen und zu retten sucht. Wer ins Wasser gefallen ist, wird von unbekannten Bauern herausgezogen, die oft selbst ihr Leben dabei wagen, aber, wenn sie den Unglücklichen gerettet sehen, mit einem freundlichen Lebewohl ihres Weges gehen, ohne zu glauben, etwas Besonderes gethan zu haben, oder auf Lob oder Lohn irgend einen Anspruch zu machen. Wie oft habe ich gesehen, daß selbst Arme, ja eigentliche Bettler, wenn sie einen noch dürftigeren Menschen als sie selbst finden, ihre wenigen erbettelten Kopeken mit ihm theilen, ihm ein Glas Branntwein reichen lassen oder, wenn sie selbst nichts anders haben, ihm wenigstens die Tabaksdose füllen, um ihn nicht ganz hülflos von sich gehen zu lassen. Aus derselben Quelle der gutmüthigen Dienstfertigkeit gegen Bedürftige geht wahrscheinlich auch ein anderer, nicht minder allgemeiner Zug der Russen, ihre ungemeine Kinderliebe, hervor, die sich nicht blos gegen die eigenen Kinder äußert. Vornehme Leute sogar bleiben auf den Gassen stehen, den Spielen der kleinen Kinder zuzusehen, sich unter sie zu mischen, die schöneren oder artigen aufzuheben, herzlich zu küssen und dann mit einem kleinen Geschenke wieder zu entlassen. Die schon früher besprochene religiöse Toleranz und die wahrhaft orientalische Gastfreundschaft gegen Fremde scheint ebenfalls nur ein Zweig jenes edlen Stammes, der allgemeinen Gutmüthigkeit gegen seines Gleichen, zu seyn.

Es sey mir erlaubt, auch von dieser Seite des russischen Nationalcharakters einige Züge mitzutheilen, deren Aechtheit ich verbürgen kann. Ein russischer Kaufmann in Turinsk faßte den Entschluß, einen großen Theil seines in dem Handel gesammelten Vermögens zur Gründung eines Krankenhauses in seiner Vaterstadt herzugeben. Alexander, der diese edle Handlung erfahren hatte, ließ ihm dafür den Wladimirorden der zweiten Klasse überreichen. So sehr ihn diese, für einen Kaufmann seiner Gilde seltene Auszeichnung freuen mochte, so gab er doch eine Bittschrift ein, in welcher er um die Erlaubniß bat, das erhaltene Ehrenzeichen seinem alten Vater überlassen zu dürfen, weil er diesem alles, was er habe, und auch den Rath, das Krankenhaus zu stiften, verdanke. Der edle Monarch erfüllte den Wunsch des braven Sohnes, indem er auch dem Vater dasselbe Ehrenzeichen zusenden ließ, ohne den Sohn desselben zu berauben. Sie lebten

Digitized by Google

beide noch, als ich im Jahr 1816 durch Turinsk reiste. Einer reichen Gutsbesitzerin brannte im Jahre 1808 im Innern Rußlands ihr schönstes Dorf ab. Ich las selbst den Brief, den sie ihren Bauern von Petersburg schrieb, in welchem sie sie tröstete und versprach, ihnen im nächsten Frühlinge alle ihre Häuser auf ihre eigenen Kosten wieder aufbauen zu lassen, ihnen das Korn zur Aussaat zu geben und sie auf fünf Jahre von allen Abgaben und Arbeiten zu befreien. Der edle Sinn dieser Frau scheint auch auf die Bewohner ihres Dorfes übergegangen zu seyn, wie denn immer das Gute von oben herab auch wieder umgekehrt, von unten herauf, zu wirken pflegt. Ein Bauer dieses Dorfes hatte kurz vor dem unglücklichen Brande von einem Kaufmann 1000 Rubel auf Zinsen erhalten, mit welchen er seinen Fisch- und Lederhandel erweitern wollte. Er war so glücklich, diese in seinem Hause aufbewahrte und noch nicht berührte Summe aus der Flamme zu retten, und erzählte dieses Glück, daß er wenigstens seinen ehrlichen Namen gerettet habe, indem er das geliehene Geld treulich wieder abliefern könne, öffentlich mit Wohlgefallen, statt den so leichten Vorwand der allgemeinen Verwirrung zu seinem Vortheil zu benützen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Eine St. Simonistische Predigt.

Am vorletzten Sonntage war der Versammlungssaal der St. Simonisten in der Taitboutstraße wieder ganz voll um eilf Uhr, obschon die Sitzung erst um Mittag beginnen sollte. Geschmückte Damen und junge Herren fanden sich in Menge ein, Leute aus allen Ständen, jedoch mehr aus den reicheren und gebildetern, als aus dem Pöbel. Um Mittag trat ein junger Mann, Namens Barrot oder Barreau, auf die Rednerbühne; er begann ziemlich sanft und leise über die jetzigen Verhältnisse der Welt, und besonders Frankreichs zu reden. Er schilderte mit einer Beredtsamkeit, die offenbar kein einstudirtes Machwerk war, sondern aus dem Herzen floß, die mißliche Lage des größten Theils der Einwohner von Europa. „Was haben sie bisher bei allen Fortschritten des Gewerbfleißes, der Aufklärung, der Regierungskunst gewonnen? müssen sie sich beswegen minder abquälen, um ihr tägliches Brod zu gewinnen und die ungeheuren Staatslasten mittragen zu helfen? In einem Lande werden sie fast lebenslang zum Soldatenstande verurtheilt, in einem andern nimmt ihnen der Landesherr die besten Früchte ihres sauer erworbenen Eigenthums weg; in einem dritten werden sie wegen Religionsmeinungen gequält oder wegen politischer Grundsätze verfolgt. Wie wenige besitzen Landeigenthum, oder vielmehr wie ungleich ist das Landeigenthum vertheilt? Einige besitzen meilenlange Strecken Landes, und Tausende daneben haben nicht einmal das Eigenthum des Fleck, worauf sie wohnen. Will Jemand sich in einem Fache auszeichnen, so stößt er überall auf Kinderwisse, die ihm den Muth benehmen und seine Kräfte zersplittern. Die Völker verschanzen sich gegen einander mit Mauthlinien und Festungen; die geistigen Mittheilungen werden durch Censuren und andere Vorkehrungen gehindert; ein Volk sucht dem andern zu schaden; im Innern jeden Landes hat man gegen ererbte oder erworbene Vorrechte zu kämpfen, oder gegen Vorurtheile, die oft noch schlimmer sind, als angemaßte Vorrechte. Die Religion sollte ein Vereinigungsband zwischen den Völkern seyn; allein sind ihre Kriege minder grausam, weil die Krieger Christen sind? haben die Menschen weniger Leidenschaften, weil sie sich zur Lehre des Evangeliums bekennen?“ So redete der junge Prediger mit einem Feuer und einem Eifer fort, daß ihm der Schweiß von der Stirne trof. Nachdem er das Elend unter den Menschen und den Völkern recht treffend geschildert, auch mitunter gezeigt hatte, daß Frankreich bei weitem aus der letzten Revolution nicht die Vortheile gezogen habe, die aus einer solchen Staatsumwälzung für sein inneres Wohl hätten erwachsen sollen, kam er auf den Schluß in dem St. Simonischen Sinne. Namentlich hieß es: da weder die freien Staatseinrichtungen, noch die unlebe Religion Christi mehr vermögen, das zeitliche Wohl der Menschen und der Völker zu befördern, so muß ein zweckmäßigeres Mittel aufgefunden werden, und dieses Mittel glauben die St. Simonisten in dem Zusammenlegen und Zusammengebrauchen aller geistigen und sittlichen Fähigkeiten der Menschen aufgefunden zu haben. Die Vereinigung der verschiedenen Talente der Menschen zu einem gemeinschaftlichen Zwecke soll ihnen alles das Glück, was sie bis jetzt entbehrt haben, in reichlichem Maße verschaffen; jeder soll nach seinen Fähigkeiten und seinem Fleiße einen Rang in der Gesellschaft einnehmen und von ihr belohnt werden; ein reicher Dummkopf, ein armer Gelehrter sollen unbedeutende Erscheinungen in der Welt werden; und nun die Frauen! auch diese haben sich, dem Redner zufolge, außerordentlich über ihr Schicksal zu beklagen. Werden sie nicht überall unter dem Vorwande ihrer Schönheit hintangesetzt, vernachlässigt, unterdrückt? hat man nicht ihre Rechte verkürzt und werden sie für etwas im Staate gezählt?

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schweiz, December.

(Beschluß.)

Bestrebungen der schweizerischen Künstlergesellschaft.

Der auffallende Mangel an fast poetischen Bildern, deren Gegenstände der vaterländischen Geschichte entnommen wären, die reich an großen, erhabenen Stoffen für vorzügliche Kunstgebilde ist; die Ueberzeugung, daß die Schweiz gegenwärtig im In- und Auslande Künstler besitzt, die würdigen Aufgaben in Bezug auf Gedanken und Ausführung gewachsen sind; die Nothwendigkeit, daß in allgemeiner Bildung auch die höhere Kunst ihre Macht ausüben sollte und nicht zurückstehen dürfe, wo die Wissenschaften in allen Zweigen sich zu herrlicher Blüthe entfalten, bestimmten die allgemeine schweizerische Künstlergesellschaft, die Ursachen dieses Mangels in den bezeichneten Umständen aufzudecken, und den Versuch zu machen, das, was Einzelne nicht zu leisten vermögen, durch das Zusammenwirken Vieler zu ergänzen. Sie hat sich Kunst und Vaterland als Zweck aufgestellt, und hofft die Errichtung von Nationaldenkmalen in großen Kunstwerken der Geschichtsmalerei, der Bildhauerkunst, der poetischen Landschaftsmalerei, und wenn einst die Mittel ausreichen sollten, auch der Architektur durch freie Konkurrenz unter den vaterländischen Bildnern Existenz zu ebnen. Die Gesellschaft hat, um jene Mittel zu erwerben, einen Aufruf und eine Einladung an das theilnehmende Publikum erlassen. Sie gründet ihre Hoffnung auf die Herrschende Liebe zum Vaterland und seiner Geschichte, auf die allgemeine Freude an des Vaterlandes Ehre und Ruhm, auf die erwachte Theilnahme an jedem vaterländischen Unternehmen, auf die Achtung, welche die Würde des Zweckes einflößen wird, und endlich auf die Ueberzeugung von den segensreichen Folgen, die ihrem Unternehmen entsprießen werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 310.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. December 1830.

Allah braucht nichts mehr zu schaffen,
Wir erschaffen seine Welt.

Goethe.

Die allgemeine Schwere.

Eine Verantwortung.

Der Leser erinnert sich vielleicht eines Aufsatzes, betitelt: Sterne als Kometen, oder der fliegende Stern im Schwan *), in welchem der Verfasser, zwar dem Zuge seiner Phantasie folgend, aber nie von der mathematischen Wahrheit sich entfernend, zu einer Ansicht über gewisse Weltkörper gelangte, durch welche allerdings das Newtonsche sogenannte allgemeine Weltgesetz der Schwere aufgehoben wird.

„Alle Verhältnisse," höre ich darüber sagen, „haben Grenzsteine, jenseits welcher Unvernunft, Maßlosigkeit, Ungeheuer sind und Gespenster. Wer jene nicht achtet, wird leicht als ein unfreundlicher Phantast oder als Feind der Ruhe angesehen; und wenn er es gleich mit Scherz zu treiben scheint, wird doch die gebildete Gesellschaft, die er zu unterhalten vorgibt, indem er Wirklichkeit und Träume vermischt, und den Schein der Wahrheit nicht achtend, Bilder aus einer verkehrten Welt aufstellt, ihn bald unschmackhaft finden. Der Verfasser des Aufsatzes über den fliegenden Stern im Schwan, scheint dieß nicht beachtet zu haben, indem er durch Läugnung der allgemeinen Attraktion gleichsam die Weltseele geläugnet, und gewissermaßen das Chaos und das Prinzipiose angebetet hat. Nie hat ein Skeptiker die Welt selbst angegriffen, und wenn jener Verfasser einmal den düstern Gedanken hat, die Verzweiflung an aller Gewißheit in den Naturwissenschaften und die traurige Unendlichkeit einer ziellosen Forschung zu predigen, so hätte er sich besser in einem Karthäuserkloster, als im Morgenblatt, hören lassen."

Es würde das gebildete Publikum, erwiedert der Verfasser des angeklagten Aufsatzes, keineswegs unterhalten, oder in eine angenehme Stimmung versetzen, wenn es die Bekenntnisse des Verfassers über seine schriftstellerischen Unterhaltungsmaximen anhören, oder gar den Widerruf eines renmüthigen Ketzers vernehmen, oder als Richter einen Ausspruch über die Orthodoxie in der astronomischen Wissenschaft im Stillen thun müßte.

Ich könnte aber, wenn es erlaubt wäre, vertheidigungsweise wie der Abbé Maury verfahren, der auf dem Weg zum Laternenpfahl, an welchen er aufgehängt werden sollte, zu den ihn dahin schleppenden Wüthenden sagte: „Werdet Ihr darum heller sehen, wenn ich an dem Pfahl hänge?" und sie dadurch zur Umkehr in ihrer Gesinnung und auf ihrem Weg brachte. Ich könnte nämlich die Attraktionsgläubigen fragen: „seyd Ihr dadurch klüger?" Es ist höchst wahrscheinlich, daß Viele von dem gebildeten Publikum, ehe ich nur anfange zu reden, um mich zu verantworten und um ihre fernere Gunst zu bitten, sich entfernt haben, eine unschmackhafte Tracht gelehrter Streitigkeiten fürchtend. Doch ist mir diese Gelegenheit erwünscht, für diejenigen, die mir noch Gehör schenken, eine kleine, anspruchlose Zugabe mitzutheilen.

Da zwei der größten Astronomen sich die Ehre strei-

*) s. Nr. 165 und 164 d. J.

Digitized by Google

tig gemacht haben, wer zuerst den schnellen Lauf jenes fliegenden Sterns im Schwan ausfindig gemacht habe, so möchte wohl dadurch der Gegenstand an Interesse gewinnen, und ich will die verschiedenen Klassen der Sterne, welche uns jetzt bekannt sind, aufzählen, da eben unser Stern die entschiedenste Veranlassung dazu gegeben hat.

Meteorsterne sind leuchtende Wesen in den Regionen des Fixsternhimmels, schnell auflodernd, unbeweglich, aber bald wieder in dunkler Nacht sich verlierend und gleichsam verschwindend; dergleichen einer zu Keplers Zeiten. An die veränderlichen Sterne knüpfte W. Herschel den gefährlichen Gedanken, daß, weil die Sonne auch als Stern zu betrachten sey, sie wohl auch, wie viele tausend andere, veränderlich seyn möchte, und also unser ganzes Planetensystem mit ihr Perioden von ab- und zunehmender Lebenskraft und Thätigkeit durchlaufen, oder allmählig mit ihr in Nacht und Unthätigkeit versinken müsse. Die Doppelsterne sind dem Gebildeten schon wegen ihres Farbenspiels als merkwürdig bekannt. G. H. Schubert, der so reich an Gedanken ist, möchte ich sagen, als der Himmel an Doppelsternen, knüpfte an sie seine Ansicht von der Geistigkeit der Sternenwelt. Die positiven und negativen Sterne und die indifferenten habe ich gewagt an die Erscheinung des fliegenden Sterns zu knüpfen, als eine neue Klasse von Sternen, die gegen andere gleichgültig sind oder gar zurückstoßend.

In Verantwortungen ist es gewöhnlich, sich auf die Freiheit der Meinungen zu berufen, und man fürchtet sich vor ihnen so wenig mehr als vor den Kometen. Ist die Meinung von den positiven und negativen Sternen darum bedenklicher, weil sie noch nicht zu den astronomischen Meinungen gehört, die manchen Leuten für Wahrheiten gelten? zum Beispiel, daß der Mond mit kleinen, von ihm erzeugten Planetchen nach uns wirft, die dann bei uns mit dem Titel und Rang eines Meteor, Steins anlangen; ferner, daß die vier kleinen, jungfräulichen Planetchen nicht von jeher in Freundschaft bei einander wohnen konnten, sondern durch einen feindseligen Genius auseinander gerissen worden. Haben nicht einige geglaubt, die große Fluth auf unserer Erde sey dadurch entstanden, daß ein vorüberziehender Komet sein überflüssiges Wasser auf uns herabgegossen habe? Von andern Kometen nicht zu reden, die durch einen Stoß an die Erde uns den immerwährenden Frühling und das Paradies geraubt haben. Andere lassen die Planeten entstehen wie die Schneelawinen: durch fortgesetztes Aneinanderfügen und Zusammenballen und Zusammendrücken und Zerbröckeln der Massen, die aus dem Weltraum zusammenstürzen, oder wie Hagelkörner, an deren Kern sich beim Herunterfallen immer neue Schichten und Krusten anlegen.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Wenn bei einer Nation Züge solcher Art zu den ganz gewöhnlichen gehören, so muß man Achtung und Liebe für sie fühlen und von ganzem Herzen wünschen, daß dieses edle Volk auch von andern, besonders aber von seinen Vorgesetzten, erkannt und gewürdigt werden möge. Es ist mir übrigens nicht unbekannt, daß man im Auslande eine ganz andere Meinung von diesem Volke hat, und daß selbst diese Meinung nicht ohne Grund ist, da sie sich auf die unmittelbaren Erfahrungen der Reisenden gründet. Aber wo haben diese reisenden Ausländer ihre Erfahrungen gesammelt? Meistens auf den großen Heerstraßen, welche die volkreichern Städte des Reiches mit einander verbinden, oder in diesen Städten selbst, oder endlich in den Zirkeln der höhern Stände. Allein die letzten sind bekanntlich die aller ungünstigsten Orte, die Nation kennen zu lernen, und diejenigen, die an den großen Heerstraßen wohnen, sind durch den häufigen Verkehr mit Fremden, und durch die Verlockungen zur Habsucht bereits verdorben und in ihren ursprünglichen Zügen ganz unkenntlich geworden. Die Bewohner der großen Städte endlich sind, aus allgemein bekannten Ursachen, die schlechtesten von allen. Man weiß, daß die Sterblichsten der großen Städten von jenen des Landes sehr verschieden sind. Von 1000 in demselben Jahre gebornen Menschen sind nach 50 Jahren auf dem Lande noch 110, in London aber nur noch 500 am Leben; nach 60 Jahren dort 210, hier 100; nach 70 Jahren dort 112 und hier 30. Wenn in London in einem Jahre 40,000 Menschen geboren werden, so sind in den ersten 30 Jahren schon gegen 7000 davon gestorben, während auf dem Lande von eben so viel Menschen im 30. Jahre nur 5620 gestorben sind. Man nimmt an, daß auf dem Lande von 40 Menschen jährlich einer stirbt, während in Paris, London u. s. w. jährlich von 25 Menschen einer zu Grabe getragen wird. London hat nach den neuesten Angaben eine Bevölkerung von 1,230,000 Einwohnern; also sterben daselbst jährlich 51,250, während von eben so viel Landleuten jährlich nur 30,750, also 20,500 weniger sterben. Dieser Unterschied der geringern Sterblichkeit auf dem Lande den großen Städten gegenüber beträgt in fünf Jahren schon über 100,000 und in einem Jahrhundert bereits über zwei Millionen, die in der Stadt mehr als auf dem Lande von der Bevölkerung des Reiches verschwinden. Auf der ganzen Erde sollen nahe an 960 Millionen Menschen leben. Wenn sie alle der gesunden Luft und der einfachen Lebensweise der Landleute sich erfreuten, so würden auf der Erde jährlich 24 Millionen, oder in jeder Minute beinahe 45 Menschen sterben. Wenn sich aber im Gegentheil alle Bewohner der Erde unter denselben künstlichen und unnatürlichen Verhältnissen, wie die Bewohner von Paris oder

Digitized by Google

London, befänden, so würden von ihnen jährlich 40 Millionen, oder in jeder Minute 76 sterben. Jedes Jahr würden daher durch das Zusammenwohnen aller Menschen in großen Städten sechszehn Millionen mehr als Todesopfer fallen. Nach dem gewöhnlichen Verhältnisse der Städte und Dörfer beträgt der Ueberschuß der Sterblichkeit in den Städten über die auf dem Lande in 25 Jahren beinahe so viel, als sonst eine allgemeine Pest wegzuraffen pflegte, so daß also der Staat, durch das Zusammendrängen der Menschen in Städten einen Schaden an seiner Bevölkerung leidet, der einer alle 25 Jahre wiederkommenden Pest gleicht.

Wer kann aber den gewiß noch viel größeren Schaden berechnen, welcher durch die moralische Pest der großen Städte über das Land gebracht wird; wo der größte Reichthum neben der drückendsten Armuth steht; wo der eine sich in wollüstigen Genüssen betäubt, im Ueberflusse schwimmt und seinen von den Armen erpreßten Prunk täglich zur Schau trägt, während der neben seinem Staatswagen hinschleichende Bettler unter der Last seiner Entbehrungen zu Boden sinkt und dem Hungertode oder der Verzweiflung zum Raube hingeworfen wird. Wie sehr große Städte ihre Umgebung vergiften, wird in Rußland jedem aufmerksamen Reisenden auffallend werden, wenn er in die Gegenden um Moskau oder Petersburg kömmt. Durch das ganze große Land kann man, wie bereits erwähnt wurde, ohne alle Waffen reisen, da sie überflüssig sind, ja selbst ohne ein Messer in seiner Tasche, und zwar ununterbrochen bei Tage ganz eben so gut und sicher als bei Nacht. Wenn man aber der Mutter des Landes, oder, wie sie auch heißt, der heiligen Stadt Moskau auf einige Meilen nahe gekommen ist, so werden die nächtlichen Reisen eingestellt und die Gewehre in Bereitschaft gelegt. Dieser Vorsicht ungeachtet, vergeht doch selten eine Woche, wo man nicht von Plünderungen und Todtschlägen hört, die vor den Linien der Stadt sich ereignet haben. Doch muß man, der Wahrheit zur Steuer, gestehen, daß die Moskauischen Straßenräuber noch gar weit hinter den Highwaymans zurück bleiben, welche in und um London ihre freie Kunst bereits zu einer Höhe gebracht haben, die in Rußland noch unbekannt ist und wahrscheinlich erst mit der steigenden Kultur auch dort einheimisch werden wird. Als ich im Jahr 1807 im Winter Moskau noch vor der Nacht erreichen wollte, bemerkte ich etwa eine Stunde vor der Stadt ein polterndes Geräusch an dem Hintertheile meines Schlittens. Ich ließ halten und sah nach der Ursache desselben, die nur zu bald entdeckt wurde. Die Straßendiebe hatten die Stricke, welche einen kleinen Koffer an den Schlitten befestigten, größtentheils und so durchschnitten, daß der Koffer sich blos durch das Schütteln des Schlittens losmachen und auf die Straße fallen mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber süddeutsche Dialekts-Poesie.

(Beschluß.)

Dər Käfər.

(Nordbairisch.)

Då sizz-y, syx an käfər zəu,
Təut in dər erdən crəix'n,
Eiz crəixt-ər af ə gräslə naf,
Eiz təut-sy's gräslə bəix'n.

Er gibt sy åbər ålli məi
Und råfft sy wydər af,
Und helt sy on den gräslə õ,
Will wydər crəixən naf.

Båld crəixt-ər naf, båld fällt ər nã
Baenå ə hålbə stund,
Und wenn-ər hålb oft drubən is,
So lixt-ər wydər drunt.

Und wəi-ər sixt, dåss gåər nyt gəit
Und dass-ər gåər nyt kõ,
So braat't-ər sãini flyxəl aos
Und fləixt əiz gånz dərfõ.

Dər Käfər.

Fom Grübel.

Då sizz-e, gucc-'mə käfər zuə,
Criəxt uffəm bodə rum,
Jezz fliəgt-ər ammə gräsle nuff,
Då biəgt six 's gräsle crumm.

Er gəit six abər älle miə
Und rafft-six wydər uff,
Und hebt uf's-nəi am gräslə six
Und will uf's-nəi drã nuff.

Bald stəigt-ər nuff, bald fallt-ər raa,
Es wärt ə fiərtəl-stund,
Und wenn-ər halbə drobən ist,
So lait-ər wydər hunt.

Und wiə's nõ gaar net gråtə will,
Es gåt net, syt-ər shõ,
So braetət-ər əd flygəl əus
Und fliəgt am-end dərfõ.

Digitized by Google

Eiz denc y, wai's den käfor goit,
So taut's dyr selbor goi,
Där haut dox glaexwuul moior fais,
Du åbar haust när zwai.

Du craixst shō rum so längə zaet
Di läng und in di ewär,
Und kummst deswägə dox nyt waet
Und werst af'd lezt, wai där.

Wennst lång ganaux dəu in den gräs
Bist croxxən, haust nyt gwisst, um wås,
So werst nåx sorxən, mai und straet
Fortfloixən in di ewi'kaet.

Jezz denc-e, wia's dem käfor gåt,
So wird's diar selbar gē,
Und där hât weccor dox mō fies,
Du abar hâst nō zwē.

Də crattolst shō so lang durx 'd welt
Und creexst uff älle fiar,
Də kēnst am-end dox ao net wait,
Es gât-dar wia dem tiar.

Denn wenn-də lang gnuog ybar's graas
Bist croxxə, hâst net gwisst, for waas,
So wirst aus noot und herzo-laed
Fortfliegən ao in 'd ebixkaet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Die St. Simonisten. Buckinghams Plan.

Für die Frauen besonders soll die St. Simonsche Lehre eine wahre Revolution werden. Sie sollen gleiche Rechte und Pflichten mit dem Manne bekommen; sie sollen, so zu sagen, den Mann ergänzen, und nur Mann und Frau sollen das eigentliche Staatsindividuum ausmachen; beide sollen nur als eins gezählt werden, und eins ohne das andere unvollständig seyn. Dies und noch manches Andere, was der Redner in dem Flusse seiner langen Rede vortrachte, findet sich auch in den Zeitungsaufsätzen und in den besonders erschienenen Schriften der neuen Secte entwickelt, nur nicht mit der Beredtsamkeit, womit es der junge Redner vortrug. Ich zweifle, ob die Destutirtenkammer viele Redner besitzt, die wie dieser junge Mann im Stande sind, anderthalb Stunden über einen Gegenstand mit solchem Feuer eine Rede zu halten. Wenn man auch oft mit dem Redner nicht übereinstimmen konnte, besonders in seinen Schlüssen, so mußte man doch sein Rednertalent bewundern. Hat die St. Simonssekte viele solcher beredten Apostel, so sollte es mich nicht wundern, wenn sie Eingang fände, besonders bei jungen Leuten und bei Damen. Die Menge der Zuhörer an den Sonntagen wächst jede Woche; außerdem haben sie noch an einem Abende in der Woche eine Sitzung zur Erklärung ihrer religiösen Lehre. Am Sonntage gleicht der Vortrag mehr einer politischen oder ökonomistischen Lehre. Jedoch endigt er mit einem andächtigen Aufschwunge zu dem Schöpfer des Weltalls. Als Barrot geendigt hatte, war er ganz entkräftet; er nahm seine Frau, die sich unter den Zuhörern befand, und von dannen fuhren sie in einer Miethkutsche. Bis jetzt scheint es, daß diejenigen, welche den Beruf zum Reden in sich fühlen, die Rednerbühne besteigen. Nach der Lehre der Secte soll aber das Priester- oder Pfaffenamt von eigenen Leuten besorgt werden, die wahrscheinlich alle sehr gute Redner seyn müssen; denn zu etwas anderm als öffentlichen Vorträgen sind sie wohl nicht vorgesehen. Daß sie schon jetzt eine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen wollen, sieht man aus der Unterschrift Bazar-Lensatius, welcher sich in den Zeitungen Chef de la religion St. Simonienne nennt, aber seitdem sein Amt, wie es heißt, niedergelegt hat. Auch sollen bereits die andern Redner oder Prediger um Entlassung vom Dienst der Nationalgarde angesuchen haben, aus dem Grunde, weil nach dem bestehenden Gesetze die Geistlichkeit von der Nationalgarde ausgenommen sey. Der Staat erkennt aber bis jetzt noch keine St. Simonsgeistlichen an, und es könnten der St. Simonspäpste so viele erscheinen, daß zuletzt blos einige ehrliche Bürger beständig auf die Wache ziehen müßten. Zu Vordeaux hat, nach dem Berichte der Zeitungen, ein St. Simonsprediger sein Glück gemacht, und diese mit Kaufleuten angefüllte Stadt, wo vermuthlich eine vortheilhafte Spekulation den besten St. Simonschen Lehren vorgezogen wird, wieder verlassen. Bessern Erfolg scheinen sie zu Toulouse zu haben, wenigstens gibt hier eine Zeitung, la France méridionale, zuweilen Aufsätze zu ihren Gunsten; dies ist um so mehr zu verwundern, da Toulouse von jeher wegen seines Fanatismus berüchtigt war, weshalb nach der Revolution die Brüderschaften der grauen, schwarzen und blauen Büßenden bald wieder zum Vorschein kamen, wie in der alten Zeit. Diese grauen, schwarzen und blauen Brüderschaften müssen die neue Brüderschaft, die sich nicht wie sie mit einem schweren hölzernen Kreuze umherschleppt, mit sehr schweren Blicken ansehen und sie für wahre Ketzer halten. Glücklicherweise ist die Zeit der religiösen Verfolgung, welche das mittelalter Frankreich senkt so elend gemacht hat, vorüber und alle Brüderschaften, sie mögen nun einen Büßenden oder einen Selbstmörder wie St. Simon zum Stifter haben, können ganz friedlich neben einander bestehen.

Da die jetzigen Staatsverhältnisse allen Versuchen, das Gemeinwohl der bürgerlichen Gesellschaft zu befördern, besonders dem günstig ist, so hat auch ein Engländer, Hr. Buckingham, geglaubt, es sey an der Zeit, seine schönen Entwürfe in Ausführung zu bringen. Bekannt ist dieser Engländer durch seine Reisen in Asien und durch sein rastloses Streben, das Monopolium der ostindischen Handelscompagnie zu untergraben. Diese Gesellschaft hat seinen thätigen und gesprächigen Feind, als Hrn. Buckingham; seit zwei Jahren reist er in ganz Großbritannien umher, hält Reden und trägt die Vortheile eines freien Handels mit Ostindien vor. Ueberall, wo er dergleichen Vorträge gehalten hat, sind Vereine entstanden, welche es sich zum Ziele gesetzt haben, zur Erlangung der Handelsfreiheit in Indien mitzuwirken. Verachtend beförder die ostindische Kompagnie einige geschickte Schriftsteller, um zu beweisen, daß ihr Handelsmonopol vortheilhafter sey, als die vorgeblache Freiheit; die Grundsätze Buckinghams bringen beim Publikum besser ein, als die Behauptungen der Vertheidiger des Monopols, zumal da die gesunde Vernunft mit ihren Gegnern in Uebereinstimmung ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 105.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 311.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 29. December 1830.

Die Tugend des Individuums ist oft kaum liebenswürdig; die Tugend des Volks ist immer groß und rührend.

Montesquieu.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Bei diesem, wie ich später hörte, sehr gewöhnlichen, aber damals mir unbekannten Manöver, vermeiden die Diebe alle Gefahr eines offenbaren Angriffs, und suchen dadurch selbst ihren Leumund, da auch sie gern für ehrliche Leute gelten möchten, zu schützen. Sie geben nämlich bei dem ersten Grauen des kommenden Morgens auf die Straße, und suchen da, was die Reisenden in der letzten Nacht etwa verloren haben könnten. Was sie auf diese Weise gefunden haben, kann nicht für gestohlen gelten und wird mit gutem Gewissen behalten. Mein Fuhrmann, ein gemeiner russischer Bauer, schien nicht ganz einverstanden mit diesen Ansichten und spannte unter derben Flüchen eines seiner Pferde aus, um auf ihm den Weg zurückzureiten und den Koffer zu suchen. Da ich dadurch im freien Felde, in einer so unsichern Gegend und bei bereits eingebrochener Nacht allein zurückbleiben sollte, so erklärte ich mich, so gut ich konnte, dagegen. Allein er ließ nicht ab und ritt fort. Nach einer langen, bangen Stunde kam er jauchzend an, den kleinen Koffer vor sich auf dem Pferde haltend. Wir fuhren getrost weiter, und als ich auf der Station ihm ein Geschenk für seine Treue bot, weigerte er sich, das Ganze zu nehmen, das ihm zu viel schien, und hörte, als ich es ihm endlich in den Busen schob, nicht auf, mir zu danken und mir die Hände zu küssen. Der ihm folgende Postillon, dem ich die Geschichte erzählte, sagte mir, daß mein Iwan ein otschin dobroi tscheloweck, ein ungemein braver Mensch sey, der zehn Kinder habe und nicht einmal, das Beste sollte zuletzt kommen, nicht einmal Branntwein trinke. Wenn dieser Zug von Ehrlichkeit in der Nähe der Hauptstadt und unter Verhältnissen, welche die Unehrlichkeit zu verschleiern so sehr geeignet waren, eine besondere Erwähnung verdient, so mag der folgende, den ich in der Mitte von Petersburg selbst und in einer der belebtesten Gassen dieser Stadt beobachtet, derselben noch würdiger seyn. Ein alter blinder Bettler ließ sich alle Morgen auf eine bestimmte Stelle der Gasse führen, in welcher er, den ganzen Tag sich selbst überlassen, das Mitleid der Vorübergehenden anflehte. Ein alter Hut, den er auf dem Schooße hielt, war der Altar, auf dem der Wohlthätigkeit geopfert ward. Viele aus der untersten Volksklasse brachten ihm ihre kleine Gabe, und mancher warf einen Pjätak (ein fünf Kopekenstück von Kupfer) in den Hut und holte sich aus demselben drei oder vier Kopeken zurück, indem er dem blinden Bettler sagte, um wie viel er seine Bank vermehrt habe. Da mich meine Geschäfte den Tag über öfters durch diese Gasse führten, so hatte ich oft Gelegenheit, zu bemerken, wie sich der Vorrath in dem alten Hut mit jeder Tagesstunde vermehrte; aber nie sah ich, daß der gute Alte bei der eben erwähnten Auswechslung mit seinen Fingern sich von der Richtigkeit der Angabe zu überzeugen gesucht hätte, oder daß es ihm eingefallen wäre, einen Theil des bereits erworbenen

Digitized by Google

Vermögens in seinen Taschen in Sicherheit zu bringen. Mir scheint, daß solche Züge von Ehrlichkeit und Mildthätigkeit auf der einen Seite, und von unbegrenztem Zutrauen auf der andern, den Charakter einer Nation stärken und heiterer schildern, als alle hohlen Deklamationen, und daß in mancher andern Hauptstadt des gebildeten Europas ein Bettler, der sich der Diskretion von tausend Unbekannten zutraulich in die Arme würfe, am Abend des Tages wohl gar oft mit leerem Hute nach Hause kehren würde. Welche Betrachtungen könnte die Vergleichung dieses blinden Bettlers in Petersburg mit der Art an die Hand geben, wie die Geschäfte auf dem Zoll und an so manchem andern Platz in London getrieben werden.

Das Reisen.

In keinem Lande ist das Reisen leichter, als in Rußland. Mit dem fünften Theil des Geldes, welches die Posten in Deutschland, England oder Frankreich fordern, reist man dort denselben Weg und zwar wenigstens in der Hälfte der Zeit. Die russischen Pferde können nur stehen oder laufen: ein gemäßigter Schritt ist ihnen eine ganz unbekannte Sache. Selbst wenn der Russe den steilen Abhang eines Thales herabfährt, läßt er die Pferde frei laufen, damit der Wagen, an der untersten Stelle angekommen, einen Schwung aufwärts erhalte, wo dann die gegenüberliegende Anhöhe, so lang es die Pferde aushalten können, ebenfalls mit verhängtem Zügel zurückgelegt wird. Demungeachtet hört man nur selten von einem Unglück. Auch in den bevölkerten Gassen der Hauptstädte wird im Allgemeinen sehr schnell gefahren und den entgegenkommenden Wagen nur eben so viel ausgewichen, als unmittelbar nöthig ist. Die dem Russen angeborne Gewandtheit und seine Geistesgegenwart in der Gefahr führen ihn glücklich durch alle Hindernisse.

Wer in Rußland den Aufenthalt in den Gasthäusern für einen integrirenden Theil der Reisegenüsse ansehen wollte, würde sich getäuscht finden. In dem tiefern Lande gibt es keine Gasthäuser, und jeder muß sich, so gut es angeht, selbst versprägen. Man sammelt sich in den größern Städten, durch welche der Weg führt, so viel Vorrath von Viktualien, Thee, Zucker, geräuchertem oder gepökeltem Fleisch und dergleichen, als man bis zur nächsten Stadt bedarf, und läßt sich diese Dinge in dem Posthause, d. h. in einer Bauernhütte, oder auch in jeder andern Wohnung des Dorfes, wo der Hunger mahnt, zubereiten, oder bereitet es sich selbst. Jeder Bauer gibt willig seinen Heerd und die Feuerung dazu, nebst seinem herzlichen Dank für ein kleines Geschenk, das man ihm dafür zurücklässt. Eben so leicht erhält man auch wohl in jedem Dorfe Fleisch, Hühner, Eier und dergleichen für einen gewöhnlich ungemein geringen Preis. Im Sommer kann man selbst die Einkehr in den Häusern der Bauern entbehren, da man auf der ersten, der besten schönen Trift am Wege Feuer anmachen und in den dazu sehr gut eingerichteten Gefässen, die jeder mit sich führt, in einer halben Stunde sein Mahl bereiten kann. Dieses Nomadenleben der Reisenden hat in Rußland seine eigenen, großen Reize und wesentlichen Vorzüge vor unsern sogenannten Wirthshausreisen. Wir bewegen uns langsam, wie die Murmelthiere, von einer Scheune zur andern, müssen jeden Tag wenigstens drei Mal einkehren und uns mit oft schlecht genug zubereiteten Speisen begnügen, die ganze Nacht durch in elenden, unreinlichen Betten schlaflos zubringen, oder uns von Insekten aller Art martern, und für alles das am andern Morgen noch prellen lassen, während der Russe von allen diesen Unannehmlichkeiten nichts weiß, wie ein wahrer Naturjohn nur von sich selbst abhängt, ißt und trinkt, wann und was er will, und dabei doch den eigentlichen Zweck des Reisens, das Weiterkommen, viel besser erfüllt, als wir mit all unserm Gelde und all unsern Plackereien es je zu thun im Stande sind. Er reist Tag und Nacht und kümmert sich weder um den Eigennutz der Wirthe, noch um den der Postmeister und ihrer Postillone, und mit demselben Gelde, welches uns eine einzige Station in Deutschland kostet, legt er drei russische Stationen zurück, deren jede zwei auch drei Mal größer ist, als unsere deutschen. Wenn der Abend kömmt, legt er sich in seiner Kibitke schlafen, während der Diener auf den Stationen das Wechseln der Pferde besorgt, und wenn er am Morgen wieder aufwacht und nach dem Namen des Dorfes fragt, durch das er eben fährt, so sieht er auf seiner Karte, daß er schlafend wohl gegen bis zwanzig deutsche Meilen zurückgelegt hat. Vor dem Dorfe läßt er halten und auf der nächsten Wiese sich sein Frühstück bereiten, das in einer Viertelstunde da steht und heitern Muthes, unter dem Gesange der Vögel, die die Tafelmusik besorgen, genossen wird. Dann geht es wieder sporenstreich weiter, um in fünf oder sechs Stunden in einer Entfernung von zwölf bis vierzehn Meilen das Mittagsmahl auf ähnliche Weise einzunehmen. Selbst der Winter, wo jene Annehmlichkeiten wegfallen und man, wenigstens der Nahrung, wenn auch nicht des Schlafes wegen, einzukehren genöthigt ist, hat wieder seine eigenen, großen Vortheile für die Reisenden, und ich glaube selbst, daß er für größere Reisen dem Sommer vorzuziehen ist. Im Sommer leidet man viel von den schlechten Wegen, die, der Natur ganz überlassen, nach stärkern Regengüssen und beim Thauwetter im Frühjahre, so wie im Spätherbste beinahe unbrauchbar sind. Die sogenannten Knüppelwege, die aus horizontal neben einander gelegten Bäumen, mit Erde überschüttet, bestehen und in sumpfigen Gegenden oft viele Meilen weit fortlaufen, sind eine Art von Tortur für den Fahrenden, besonders wenn sein Wagen keine Federn hat. Nicht minder beschwerlich ist der unermeßliche Staub, den die immer schnell laufenden Pferde aufwühlen, der in dichten Wolken den Wagen

Digitized by Google

oft Tage lang umgibt und die Hauptursache der lästigen Augenschmerzen ist, von welchen die Reisenden so oft befallen werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die allgemeine Schwere.

(Beschluß.)

Ich kann, mit dem Vorhergehenden nicht zufrieden, noch weiter gehen. Viele große Astronomen haben in ihre Ansicht von der allgemeinen Anziehungskraft der Welten, bei aller Verehrung, die sie für diese Idee und ihre Fruchtbarkeit für den Rechner hegten, etwas noch Unentschiedenes gelegt, die als etwas, was sich noch weiter ausbilden ließe, betrachtet. Einer der thätigsten und feinsten Astronomen Frankreichs, durch große Unternehmungen und Reisen berühmt, la Caille, bemerkt am Schlusse seines originellen und lange verehrten und angewandten Buchs über den Unterricht in der Astronomie, man solle den Ausdruck, Anziehung der Weltkörper, so lange beibehalten, bis sich, statt desselben, einst eine physische Ursache finden werde. La Place war eine Zeitlang der Ansicht, jene Kraft könnte sich wohl in der Zeit fortpflanzen, wie das Licht. Alle Astronomen sind jetzt, veranlaßt durch Anomalien in den Rechnungen, die aus demselben Prinzip, aber auf verschiedene Fälle angewandt, angestellt worden, geneigt, anzunehmen, daß einzelne Planeten gegen einander eine Art größerer Zuneigung, eine Art Sympathie, stärkerer Anziehung äußern, als gegen andere. Wann aber einmal besondere Sympathie herrscht, warum sollte nicht auch Antipathie herrschen können, oder völlige Gleichgültigkeit vorhanden seyn können? Von Antipathie oder zurückstoßender Kraft spricht W. Herschel deutlich, wenn er die Regionen des Himmels, wo seine Nebelgestalten hausen, uns eröffnet. Die sonderbaren Bildungen, die er dort sah, folgen ganz andern Bildungsgesetzen, als die Körper unsers Sonnensystems.

Aber auch wir haben in unserm Planetensystem unabhängige Gebilde, Organe, in welchen die Mischung von anziehenden und abstoßenden Kräften herrscht. Dies sind die Atmosphären, Organe von höchster Bedeutung. Sie erscheinen in unserer niedern Region nur als eine äußere Hülle; aber könnte nicht der Planetenkern zärter seyn, die Atmosphäre ausgedehnter und die Elemente, die gegen einander Antipathie oder repulsive Kräfte ausüben, entfernter von einander, kräftiger? Ist nicht der Bestand eines Sternhaufens einfacher, und ich möchte sagen, edler begriffen durch repulsive Kräfte? Man denke sich eine unzählige Menge von Sternen in einem Herschelschen Sternhaufen wie in einer Kugel vereinigt; es ist dann ein eben so einfacher Gedanke: diese vereinigten Welten halten sich durch eine Mischung von repulsiven Kräften, als der: sie halten sich durch unter sie vertheilte Schwungkräfte in gehöriger Abmessung. Diese Sternhaufen sind nach den Gesetzen der Atmosphären gebildet, es wirkt in ihnen Antipathie und Sympathie. Die ewigen Wirbel, welche durch die Schwungkräfte hervorgebracht werden, sind hier durch ein gemildertes, gleichsam elastisches Hin- und Herschwingen dieser unendlichen Menge von Weltkörpern ersetzt. Soll denn in allen Werken der Natur nur das Bild der unendlichen Unruhe und des durcheinander Wirbelns zu schauen seyn? Ein Sternhaufen ist, nach obiger Ansicht, ein feines Wesens sich freuender Verein, wo jedes Glied nicht in rastlosem Wirbel getrieben wird, sondern nur lebendige Pulse und Athemzüge seiner Glieder fühlt und theilt. In solche Systeme ließen sich mit den Griechen die Seelen der Abgeschiedenen versetzen.

Warum sollten im großen Bau des Himmels nicht Bildungen der Art vorkommen? Die Angst, das Universum möchte in einen Klumpen zusammenstürzen, hat den Mechanismus eines kleinen Trabantensystems aus unsern Regionen auf die Unendlichkeit übergetragen, und die Wirbel der Planeten überall wiedergesucht und gefunden und jene Angst den himmlischen Körpern selbst mitgetheilt. Aber diese Einseitigkeit wird durch die, im Aufsatze vom fliegenden Stern gegebene Ansicht von Himmelskörpern, die gegen andere gleichgültig sind, oder sogar Antipathie äußern, aufgehoben und die Weltansicht selbst freier gemacht.

Vielleicht gab es auch bei der Bildung unseres Planetensystems Antipathien, in repulsiven Kräften sich äußerud, mit Attraktionen im Streit. Ein Beispiel ganz eigenthümlicher Art mage ich hier anzuführen. Die vier planetarischen Frauen in der Mitte unseres Planetensystems (die Planetoiden) leuchten, im Verhältniß ihrer Zartheit, mit besonderer Klarheit. Sollten diese ihren Wolkenschleier etwa dadurch abgelegt haben, daß sie durch Antipathie ihn weit von sich warfen? Sind vielleicht die zahmen Kometen daraus entstanden, daß sich diese Atmosphären als selbstständige Wesen geäußert haben, und als Kometen noch fortwährend in Gesellschaft jener Planeten wandeln?

Dr. Pfaff.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, December.

Witterung. Religiöse und bürgerliche Verhältnisse.

Als eine besondere Bizarrerie der überhaupt etwas wunderlichen Dame, Witterung genannt, läßt sich vielleicht der Umstand betrachten, daß der vergangene Monat (November), sonst gewöhnlich der unleidlichste, diesmal hier beinahe der erträglichste im Jahre gewesen ist. Bis gegen das Ende mochte ihm seine Güte selbst etwas unnatürlich vorkommen, daher er denn, dem Wetterunke zum Trotz, manchen kalten Regenguß und auf die Köpfe warf, zwigt aber doch noch ziemlich gutgelaunt seinem mit Sturm drohenden Nachfolger das Feld räumte. Der großen, zum Theil aus Personen, welche an den Wechsel unsers Wetters wenig gewohnt sind, belebenden

Digitized by Google

Kommunalgarde verursacht die jetzige Jahreszeit allerdings große Beschwerde, allein eine immer zunehmende Liebe zur Sache hilft ihr das Ungewohnte tragen. Wird doch obnehin die neue Organisation dieses Korps mit jedem Tage erwartet. Durch sie werden aber alle Waffenfähige, mit Ausnahme derer, die ihrer vorgerückten Jahre wegen verschont werden, darunter gestellt, und soll auch wird sich künftig der Wachtdienst dieses überaus heilsamen Vereins auf wenige Tage im Jahre für den Einzelnen beschränken. Das Vertrauen zu der Regierung wächst fortdauernd in dem Grade, als diese nicht abläßt, selbst die freundschaftsten Gedanken und Vorschläge, das Gemeinwohl betreffend, dankbar anzunehmen und partheiloser Prüfung zu unterwerfen.

Eine der größten örtlichen Beschwerden Dresdens betraf das Privilegium des Raths, seine Einnahme- und Ausgabenrechnung abzulegen. Wie es heißt, soll sich dieses Recht, das schon seit langer Zeit Vielen als ein Unrecht erscheinen wollte, zum Theil auf schriftliche Zusicherung eines längst verstorbenen Fürsten gründen. Einen Theil seines Ursprungs leiten Manche auch aus dem Vermächtnisse eines seit vielleicht noch längerer Zeit im Grabe schlummernden vormaligen Rathsmitgliedes her, welches diesem Kollegium in seinem Testamente eine sehr starke Summe mit der vollkommensten Freiheit ausgesetzt habe, darüber zu schalten, ohne irgend Jemand Rechnung geben zu dürfen. Auch diese Beschwerde ist ihrer Erledigung nahe, und die Rathsrechnung bereits in den Händen der Kommunrepräsentanten.

Die Wahl der letztern gibt großentheils erfreulichen Beleg für den gesunden Sinn der Einwohner. Die Furcht vor neuen Unruhen ist gänzlich verschwunden. Aeußerst vortheilhaft auf die Stimmung der Stadt hat der wahrhaft große Gedanke gewirkt, dem letzten Reformationsfeste den Charakter einer allgemeinen Friedensfeier beizulegen. Seit dem 31. October ist weiter keine Spur des Religionshasses hervorgetreten. Merkwürdig erscheint ein am Abende dieses Festes illuminirtes Porträt Luthers, welches bei der allgemeinen Erleuchtung der Stadt nebst einem auf die Liebe zum Licht sich beziehenden Worte und der Unterschrift „von einem Katholiken“ zu sehen war, in seinen Folgen; denn schon am Tage darauf gaben im hiesigen Tagblatte, dem Dresdener Anzeiger, 127 andere katholische Glaubensverwandte dem Ausdrucke ihren Dank und „gleichen Glauben und Sinn,“ dabei auch den Wunsch zu erkennen, ihre Kirche „frei, d. h. unabhängig von Rom“ zu sehen. Ja, im Anzeiger vom 18. November stand sogar bereits eine, zur Anzeichnung vor den übrigen Bekanntmachungen mit lateinischen Lettern und größer gedruckte Aufforderung folgenden Inhalts: „Alle hiesigen Katholiken, welche mit den 127 Personen in Nr. 306 des Dresdener Anzeigers gleiches Sinnes sind, werden hiermit ersucht, über ein Lokal, wo man sich über die gemeinschaftlich Angelegenheit besprechen kann, ihre Erklärung in meiner Wohnung versiegelt abzugeben.

Anton Bertoldy,
Ostra-Allee Nr. 38.“

Dagegen haben aber auch im Anzeiger vom 29. November „Mehrere, der katholischen Kirche wahrhaft angehörige Glieder“ ihre Mißbilligung dieser Schritte öffentlich erklärt.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Buckinghams Plan.

Schwerlich wird das so lange beibehaltene Monopol beim Ablaufe des Termins der ostindischen Gesellschaft wieder erneuert werden, und Hr. Buckingham wird es von sich rühmen können, daß er dazu nicht wenig beigetragen hat. Damit läßt es aber der rastlose Mann noch nicht gut seyn. Er hat einen weit umfassenden Plan zu einer Weltumseglung entworfen, die gewaltig viele Dinge bewirken soll, nämlich Berichtigung und Ergänzung der Erdbeschreibung, Vervollkommnung der Schiffahrtskunde, Erweiterung des Seehandels, Bildung des Menschengeschlechts, Anlegung von Kolonien u. s. w. Zu diesem Plane hatten schon eine Menge Engländer, besonders aus den reichern Ständen, die Hand geboten und es waren mehrere Zusammenkünfte deßhalb zu London veranstaltet worden, als die letzte Revolution in Frankreich ausbrach. Buckingham meinte nun, dies sey ein günstiger Zeitpunkt, um auch in Frankreich Theilnahme für sein Projekt zu erwecken; denn da jetzt das Geld des Hofes nicht mehr auf Jagden und Ausschmückung der Kapellen verwendet wird, so muß doch wohl in den Palästen etwas Geld zu großartigen Unternehmungen übrig bleiben, und die wieder freigewordene Nation wird auch wohl empfänglicher für alles Große und Schöne geworden seyn, weil die Freiheit überhaupt den Geist erhebt. Und ein freies Volk auch gern ein großes werden oder bleiben will. So kam denn der Widersacher der ostindischen Handelskompagnie nach Frankreich, mit Empfehlungen angesehener, einflußreicher Männer, und wandte sich an den Hof, an die gelehrten Gesellschaften und an das große Publikum, indem er um Theilnahme, Unterstützung und Unterweisung für seine Weltumseglung bat. Er ließ eine weitläufige Anzeige seines Vorhabens drucken, und hielt einige Reden in den Athenäen royal über die jetzigen Aussichten des Verkehrs mit Asien. Es ist wohl das erstemal, daß die Franzosen um Unterstützung zu einer Weltumseglung angesprochen werden. Solche Unternehmen waren sie bisher gewohnt, nur von der Regierung ins Werk setzen zu lassen, und es war ihnen noch nicht eingefallen, mit Privatkräften etwas Aehnliches zu versuchen. Ferner traut man den Engländern nicht, sogar wenn sie aus bloßer Humanität zu handeln scheinen. Was diese den Sklavenhandel abschaffen, bebauptete man in Frankreich, sie hätten sich zuvor mit einem hinlänglichen Vorrath von Waaren versehen und schafften jetzt den Handel damit ab, um den Wohlstand der französischen Kolonien zu untergraben. Darum nahmen auch die Franzosen Buckinghams Antrag zur gemeinsamen Unterstützung für die von ihm entworfene Weltreise mit ziemlicher Kälte und unverhohlenem Mißtrauen auf. Freilich gab Buckinghams Ankündigung einigen Grund dazu; er verlangte nämlich, man solle die Kosten seiner Schiffahrt bestreiten; aber Ersatz solle ihm lediglich überlassen werden; was Vortheilhaftes daraus entspringen kann, darüber will er allein verfügen; blos die Beschreibung seiner Reise versprecht er den Interessenten. Der Schiffskapitän Prinsep, welcher dekanntlich selbst eine Reise um die Erde gemacht und dieselbe beschrieben, hat in der geographischen Gesellschaft im Namen einer Kommission einen Bericht über Buckinghams Vorschlag abgestattet, und darin auf eine sehr feine Art die Zweifel und den Argwohn gestübert, den ein so viel versprechendes Projekt den vernünftigen Leuten in Frankreich einflößt. Auch fehlt es den hiesigen gelehrten Gesellschaften an Geld, um so kostspielige Unternehmungen, als eine Reise um die Welt, gehörig unterstützen zu können, und wenn diese Reise nun gar fünf bis sechs Jahre dauern soll, und man Niederlassungen anlegen und mit fremden, angeblideten Völkern in Verkehr treten will, so läßt sich nicht absehen, wie weit die Gelder reichen werden, und wie ein Privatmann zu Allem Rath schaffen will.

(Der Beschluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

N°. 312.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 30. December 1830.

— Die Macht,
Die in die wirkt, die innre Seherin,
Die aus der Vorwelt sich die Nachwelt schafft,
Die Ordnerin, die aus Verwirrungen
Entwirrend webt den Knäuel der Natur,
Das bist du selbst, die Gottheit ist's, wie du.

Herder.

Schiller an Rath Reinewald in Meiningen *).

Bauerbach. Früh in der Gartenhütte
am 14. April 1783.

In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund — und meinen Karlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten blanken Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr. Prüfen Sie solche.

Ich stelle mir vor: jede Dichtung ist nichts Anderes, als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unsers Kopfs. Ich will mich erklären.

Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsre Empfindungen und unsre historische Kenntniß von fremden in andere Mischungen bringen, bei den Guten das Plus oder Licht — bei Schlimmern das Minus oder den Schatten vormalten lassen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unsrer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen, und durch Wirklichkeit und Natur oder künstliche Täuschung ein dauerndes oder nur illusorisch- und augenblickliches Daseyn gewinnen. Alle Geburten unserer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst. Aber was ist Freundschaft oder platonische Liebe denn anders, als eine wollüstige Verwechselung der Wesen? oder die Anschauung unsrer selbst in einem andern Glase? — Liebe, mein Freund, das große, unfehlbare Band der empfindenden Schöpfung, ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. — Erschrecken, entglühen, verschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes Alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist. Ich nehme selbst Gott nicht aus. Gott, wie ich mir denke, liebt den Seraph so wenig als den Wurm, der ihn unwissend lobet. Er erblickt sich, sein großes unendliches Selbst, in der unendlichen Natur umhergestreut. — In der allgemeinen Summe der Kräfte berechnet er augenblicklich sich selbst — sein Bild sieht er aus der ganzen Oekonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem Spiegel, zurückgeworfen, und liebt sich in dem Abriß, das Bezeichnete in dem Zeichen. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geschöpf (mehr oder weniger) Trümmer seines Wesens gestreut. Dieses bildlich auszudrücken: so wie eine Leibnitzische Seele vielleicht eine Linie von der Gottheit hat, so hat die Seele der Mimosa nur einen einfachen

*) Aus dem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen Werke: Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner. 1ster Thl.

Da wir bisher vorzugsweise Briefe aus der Zeit von Schillers Reise mitgetheilt haben, so wählten wir diesmal einen, der kurze Zeit nach seiner Flucht von Stuttgardt auf dem Gute der Frau von Wolzogen, wo er sich verborgen hielt, geschrieben ist. D. R.

Digitized by Google

Punkt, das Vermögen zu empfinden, von ihr, und der höchste denkende Geist nach Gott — Doch Sie verstehen mich ja schon. Nach dieser Darstellung komme ich auf einen reineren Begriff der Liebe. Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existiren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich selbst zurückziehen und mit sich begnügen. Ein ewiges nothwendiges Bestreben, zu diesem Winkel den Bogen zu finden, den Bogen in einen Cirkel auszuführen, dieße nichts anders, als die zerstreuten Züge der Schönheit, die Glieder der Vollkommenheit in einen ganzen Leib aufzusammeln — das heißt mit andern Worten: der ewige, innere Hang, in das Nebengeschöpf überzugehen, daßelbe in sich hineinzuschlingen, es an sich zu reißen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe — vom sanften Händedruck und Kusse bis zur innigsten Umarmung — so viele Aeußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens?

Jetzt wär' ich auf dem Punkt, zu dem ich durch eine Krümmung gehen mußte. Wenn Freundschaft und platonische Liebe nur eine Vermehrung eines fremden Wesens mit dem unsrigen, nur eine heftige Begehrung seiner Eigenschaft sind, so sind beide gewissermaßen nur eine andere Wirkung der Dichtungskraft — oder besser: das, was wir für einen Freund, und was wir für einen Helden unserer Dichtung empfinden, ist eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir brechen uns auf andern Flächen, wir sehen uns unter andern Farben, wir leiden für uns unter andern Leiden. Können wir den Zustand eines Freundes feurig fühlen, so werden wir uns auch für unsern poetischen Helden erwärmen. Aber die Folgerung, daß die Fähigkeit zur Freundschaft und platonischen Liebe sonach auch die Fähigkeit zur großen Dichtung nach sich ziehen müsse, würde sehr übereilt seyn, denn ich kann einen großen Charakter durchaus fühlen, ohne ihn schaffen zu können. Das aber wäre bewiesen wahr, daß ein großer Dichter wenigstens die Kraft zur höchsten Freundschaft besitzen muß, wenn er sie auch nicht immer geäußert hat. — Das ist unstreitig wahr, daß wir die Freunde unserer Helden seyn müssen, wenn wir in ihnen zittern, aufwallen, weinen und verzweifeln sollen; daß wir sie als Menschen außer uns denken müssen, die uns ihre geheimsten Gefühle vertrauen, und ihre Leiden und Freuden in unsern Busen ausschütten. Unsere Empfindung ist also Refraktion, keine ursprüngliche, sondern sympathetische Empfindung. Dann rühren und erschüttern und entflammen wir Dichter am meisten, wenn wir selbst Furcht und Mitleid für unsern Helden gefühlt haben. Ein großer Philosoph, der mir nicht gleich beifallen will, hat gesagt, daß die Sympathie am gewissesten und stärksten durch Sympathie erweckt werde. Jetzt denke ich diesen Satz in seiner ganzen Deutlichkeit. Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden — er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund seyn. Der Antheil des Liebenden fängt tausend feine Nuancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größeren Dosen, als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen. Darum rührete mich Julius von Tarent mehr als Lessings Aemilia, wenn gleich Lessing unendlich besser als Leisewitz beobachtet. Er war der Aufseher seiner Helden, aber Leisewitz war ihr Freund. Der Dichter muß, wenn ich so sagen darf, sein eigner Leser, und wenn er ein theatralischer ist, sein eigenes Parterre und Publikum seyn. — — Ich habe Ihnen hier vieles, und, wie ich beim Durchlesen finde, mit zu wenig Worten gesagt. Vielleicht führe ich solches ein andermal aus.

Nur eine kleine Anwendung auf meinen Karlos. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um — um Bauerbach herum. Wenn er einst fertig ist, so werden Sie mich und Leisewitz an Don Karlos und Julius admessen; nicht nach der Größe des Pinsels — sondern nach dem Feuer der Farben; nicht nach der Stärke auf dem Instrument — sondern nach dem Ton, in welchem wir spielen. Karlos hat, wenn ich mich des Maßes bedienen darf, von Shakespears Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leisewitz Julius — und den Puls von mir. — Außerdem will ich es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition, die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Karlos dadurch auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich auslachen. — —

Ihr letzter Brief, mein Bester, hat Ihnen in meinem Herzen ein unvergeßliches Denkmal gesetzt. Sie sind der edle Mann, der mir so lange gefehlt hat, der es werth ist, daß er mich sammt allen meinen Schwächen und zertrümmerten Tugenden besitze, denn er wird jene dulden, und diese mit einer Thräne ehren. Theurer Freund! ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritte zu früh wider mich. Lieben und schätzen Sie mich wegen dem, was ich unter bessern Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Absicht in mir, die die Vorsicht in mir verfehlt hat; aber bleiben Sie Mein.

S.

Digitized by Google

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

In den dichten Wäldern, in denen man oft drei und mehr Tage ununterbrochen fährt, sind die unzähligen wilden Bienen im Sommer eine Art von Landplage. Sie fangen sich in der aufgestülpten Decke des Wagens, in welcher sie oft ganze Schwärme bilden, die durch belaubte Zweige, mit welchen die Reisenden immerwährend fächeln, vertrieben werden, aber gleich darauf sich wieder erneuern und dem armen Wanderer keinen Augenblick Ruhe gönnen. In sumpfigen Gegenden gibt es so viele Insekten, daß sie, wenn man nur einige Schritte von der Straße geht, zu Millionen aufstiegen und den Menschen, der sich unter sie begeben und ihre Ruhe zu stören gewagt hat, in einigen Augenblicken ganz bedecken. An den Ufern der Wolga, z. B. zwischen Tschebolsar und Kusmodemiansk, gibt es, nach der Ueberschwemmung, welcher dieser Fluß so regelmäßig, wie der Nil, unterworfen ist, den ganzen Sommer durch zahllose große Mücken, eine Art von Schnaken, die aber viel größer und deren Stiche viel schmerzhafter sind, als die der unsern. Alle Menschen haben in diesen Gegenden Hände und Gesicht voll großer Beulen. Alles dieses, und so manches andere, fällt im Winter gänzlich weg. Zwar hat man dann mit der Kälte zu thun, aber der Russe weiß sich gegen dieselbe auf seinen Reisen so gut zu schützen, daß er sie kaum für eine Unbequemlichkeit halten darf. Dafür ist die Hauptsache auf Reisen, der Weg, so gut, daß keine Chaussee in irgend einem Lande besser seyn kann. Alle Unebenheiten der Straße sind unter dem hohen Schnee verschwunden, und auf der festen und spiegelglatten Decke dieses Schnees gleitet der Schlitten wie über einen polirten Marmorboden pfeilschnell fort, ohne Hinderniß und ohne Aufenthalt, während der Reisende in seinem warmen, mit Pelzen und Matratzen versehenen, mit dichten Bastmatten wohl bedeckten Wagen sich dem freundlichen Gespräche mit seinen Gefährten, oder der traulichen Tabakspfeife, oder dem erquickenden Schlafe überläßt, und, wenn er wieder neugestärkt erwacht, sich während seinen Träumen, wie durch eines Zauberers Hand, zehn und mehr deutsche Meilen weiter geführt sieht.

Nur mag der Ausländer, der Rußland im Winter bereisen will, sich zuerst von den Eingebornen belehren lassen, was er zu thun und zu meiden habe, wenn es ihm so gut werden soll. Die meisten derselben, welche sich selbst für weise genug halten und ihre alten Gewohnheiten in das neue Land mit hinüber nehmen wollen, müssen durch eigenen Schaden klug werden und ihr Lehrgeld oft theuer genug bezahlen. So wird man z. B. wohl thun, den Gläserwagen oder die deutsche Kutsche, mit welcher man an die Grenze kommt, sogleich mit einer guten russischen Kibitke auf Federn zu vertauschen, weil man sich in jener der Kälte nicht erwehren kann. Im spätern Herbste soll man die Reise nicht antreten, sondern lieber einen oder zwei Monate verschieden, weil man sonst mit den schlechten Wegen zu kämpfen hat und dem Wechsel des Fuhrwerks ausgesetzt ist. In Rußland muß man sich so leicht als möglich machen, blos das unmittelbar Nothwendige bei sich führen und alles Uebrige durch den Weg der Kaufleute, d. h. durch Bauern nachführen lassen. Man übergibt zu diesem Zwecke einem Kaufmann an der Grenze seine Koffer und Kisten, die dann von ihm an den angewiesenen Ort spedirt werden. Die Fracht dafür ist sehr gering und der Transport sicher. Schleppt man aber alles mit sich, so kann man sicher seyn, wenigstens noch einmal so große Ausgaben und zehnmal mehr Verdruß zu haben. Darin fehlen unter andern auch die Kolonisten, welche aus Schwaben und andern Gegenden Deutschlands nach Rußland wandern. Sie haben ihre deutschen Leiterwagen bis oben an mit allem ihrem Hausgeräthe bepackt, selbst die Rocken, Spinnräder und die alten Hühnerleitern nicht zu vergessen, und die Folge davon ist, daß sie lange, ehe sie an den Ort ihrer Bestimmung kommen, schon ermüdet unter der Last, die sie sich selbst aufgelegt haben, wie ihre Zugthiere, niedersinken, ihr Geld verschleudern, mißmuthig werden und oft vor Gram und Heimweh sterben, ehe sie noch das neue gelobte Land gesehen haben.

In Rußland sieht man nie solche ungeheure Rüstwagen, wie die unserer deutschen Fuhrleute, die wie Häuser langsam über die Straße ziehen. Wenn der russische Kaufmann seine Waaren spedirt, wären es auch hundert Pferdelasten, so braucht er zwar auch hundert Pferde, aber jedes hat seinen eigenen Wagen, jedes zieht für sich sein Faß oder seine Kiste, und diese kleinen Wagen, jeder mit einem Pferde, seiten nur mit zwei bespannt, ziehen in einer Linie auf der Straße, wie die wilden Gänse, hinter einander her, blos von zwei Menschen geführt, deren einer an der Spitze und der andere an dem Ende der Kolonne ein wachsames Auge auf den ganzen Zug hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Decembet.

(Beschluß.)

Gastmahle zu Ehren Lafayette's. Politische Gesellschaften.

Ich fürchte, Buckingham treibt es mit dem Projektmachen zu weit und hat selbst nicht gehörig überlegt, was er leisten kann. Besser wäre es gewesen, er hätte sich auf einen einzigen Punkt beschränkt, z. B. die Anlegung eines Pflanzorts in irgend einer mittelländischen, noch unbebauten Gegend der Erde, oder die Einleitung eines Handelsverkehrs mit irgend einem fremden Volke, das bisher mit Europa wenig zu

Digitized by Google

thum hatte. Dennoch haben sich einige wohlwollende Personen, z. B. die königliche Familie, Lafayette, Delaborde u. a. bereitwillig gezeigt, das Unternehmen des unermüdlichen englischen Reisenden thätig zu unterstützen. Buckingham kehrt nun wieder nach England zurück, wo er wahrscheinlich kräftigere Unterstützung findet, als hier. Zuvor hat er noch dem Gastmahle beiwohnen wollen, welches die Fremden in Paris, das heißt die Engländer und Amerikaner die Deutschen und andere Fremden in Paris wagen es nicht, ihre Meinung über die Begebenheiten des Juli laut auszusprechen), dem Helden jener Tage, dem berühmten Lafayette, geben wollten. Da Buckingham gern über Alle hervorragt, so wollte er bei diesem Gastmahle den Vorsitz haben, und Cooper, der bekannte Romandichter, sollte als Vizepräsident dabei erscheinen. Cooper aber, als ächter Amerikaner, wollte unter dem englischen Windbeutel nicht stehen, und so trennten sich bei dieser Gelegenheit, wie bei so manchen andern, Engländer und Amerikaner. Zuerst gaben die Engländer dem berühmten Manne ihr Gastmahl, wozu auch die Staatsobrigkeiten und mehrere angesehene Staatsbürger eingeladen worden waren. Buckingham, ein sehr warmer Mann mit einem sehr gefälligen Aeußern, hielt eine Rede mit seiner gewöhnlichen Geläufigkeit; es wurde auf das Wohlseyn der drei freiesten Oberhäupter der freiesten Staaten (England, Frankreich und Nordamerika) getrunken und noch mehrere Reden gehalten, von denen die Tagesblätter ziemlich ausführlich gesprochen haben. Einige Tage darauf gaben denn auch die Amerikaner ihrem „berühmten Gaste," den sie schon so lange verehren, ein glänzendes Fest, bei welchem Cooper, wie gedruckt, den Vorsitz führte, und dem auch der amerikanische Gesandte und der Konsul derselben Nation beiwohnten. Cooper ist ein Mann von ungefähr 50 Jahren und hat schon eine erwachsene Tochter, die er nebst seiner Frau bei sich hat. Er spricht sehr geläufig, und seine Rede war sehr angemessen; nur übertrieb er das Lob Lafayette's in einem Punkte: er behauptete nämlich, Lafayette sey beinahe der einzige, welcher sich dem Despotismus Napoleons beharrlich widersetzt habe. Die Romandichter sollten zuweilen fehl, wenn sie sich aufs Gebiet der Geschichte wagen. So ging es Coopern auch hier. Während der Herrschaft Napoleons hatte sich Lafayette von den Staatsgeschäften ganz zurückgezogen, und nahm nicht den geringsten Antheil daran; wie hätte er also seine Opposition an den Tag legen können? Napoleon traute ihm nicht, und er mochte mit dem Despoten, der Frankreich um seine Freiheit brachte, nichts zu thun haben, konnte es auch nicht, weil ihn der Kaiser zu keinem Geschäfte berief. Wegen seines Betragens während der Napoleonschen Herrschaft gebührt ihm also weder Lob noch Tadel, wofern es ihm nicht etwa zum Lobe angerechnet wird, daß er nicht, wie so viele andere Helden aus der republikanischen Zeit, vor dem gewaltigen Herrscher das Knie beugte, und ihm seine Dienste anbot und seine Personzur Verfügung desselben stellte. Der aus politischen Gründen veranstalteten Zusammenkünfte haben wir jetzt viele hier, und sie sind auch in einem freien Staate unentbehrlich; denn die Bürger, die zusammen handeln müssen, bedürfen einer genauen Bekanntschaft miteinander; sie müssen ihre Gesinnungen und Wünsche frei aussprechen können; ihre Herzen müssen einander entgegenkommen, und hiezu sind die Zusammenkünfte, besonders die gemeinsam veranstalteten Gastmähler, ein vortreffliches Mittel. Dies wissen die Engländer recht gut, welche daher auch in ihren Tavernes häufig zusammen schmausen. In Paris fallen diese politischen Gastmähler verschiedener aus, als in London, weil die Pariser keine solche Trinker sind, und überhaupt auf den materiellen Genuß nicht so viel halten, als auf den geistigen. Ferner verursachen die jetzigen Zeitverhältnisse gemeinsame Berathschlagungen. So hat der Präfekt des Seinedepartements in allen Stadtrevieren die angesehensten Bürger, besonders aus dem Handelsstande, durch die Maires zusammenrufen lassen, um durch ihren gemeinsamen Rath die Wünsche und die Vorschläge der Bürger zur Verbesserung der Zeitverhältnisse kennen zu lernen. Despotische Regierungen vermeiden dergleichen Zusammenkünfte, und eine Minister glauben den Rath der Bürger nicht zu bedürfen; in Frankreich aber haben sich die Dinge so gestaltet, daß die Regierung und die Bürger durch ein enges Band verbunden sind, und daß beide es nöthig finden, mit vereinten Kräften dem gemeinsamen Ziele entgegenzuwirken. Die schönen Früchte dieses einmüthigen Strebens erblickt man schon überall, wiewohl die Zeitverhältnisse manchen Uebelstand nicht so leicht heben lassen.

Dg.

Dresden, December.

(Beschluß.)

Die dramatische Poesie und das Theaterpublikum.

Daß nur höchst selten anderes, als sehr verbrauchte alte Stücke auf unserer deutschen sowohl, als der italienischen Bühne erscheinen, ist eine unwiderlegbare Wahrheit. Uebertriebene oder unächte es wohl seyn, die Schuld davon auf die Direktion allein wälzen zu wollen. Allerdings leiden viele andere Bühnen an gleichen Uebeln, hauptsächlich aus Mangel an zur Aufführung geeigneten Schauspielen. Von den in Frankreich neuerscheinenden und dort oft mit Enthusiasmus aufgenommenen spricht nur ein geringer Theil die Deutschen in der Bearbeitung an, und deutsche Originalstücke werden zwar gewiß noch in mehr als ausreichender Anzahl geschrieben, so gewiß aber würden die meisten davon die Zuschauer eher abstoßen, als für sich gewinnen. Und nicht immer möchte dies dem Dichter allein zum Vorwurfe zu machen seyn. Wenn auch selbst das große Publikum sowgerecht so schlimm geworden ist, um von einem wahrhaft vortrefflichen, auf allgemeines Interesse wohlberechneten Stücke nicht freundlich angeregt zu werden, so besitzt es doch heutzutage die gewaltige Untugend, Vorstellichkeiten dieser Art von jedem Bühnenabend zu verlangen. In früherer Zeit schien es die Unmöglichkeit der Befriedigung solcher Forderungen anzuerkennen, und ließ sich daher gern mitunter auch eine recht schwache Piece in der Hoffnung gefallen, daß ihm das nächstens zu erwartende Meisterwerk dann nur um so besser zusagen werde. Dazu kommt, daß der Maßstab, der jetzt an die Stücke gelegt wird, oft äußerst wunderlich genannt werden kann. Nur Lustspiele der, wahre, eigentliche Lustspiele! ruft ein ziemlicher Theil der Bühnenbesucher, während das wahrhaft Lustige gewöhnlich mit Nichtigkeiten läppisch und niedrig-komisch genannt, oder gar mit dem Schimpfworte gemein gebrandmarkt wird. Das nun scheint manchem der bessern Dichter den Versuch eines Lustspiels und, wenn eins erscheint, den Direktionen die Lust zur Aufführung zu verleiden; nicht zu gedenken, daß der Bühne gegenüber, der Anstand allmählig eine bis zum Lächerlichen nervenschwache Personen geworden ist, die bei den harmlosesten Scherzen in Zuckungen geräth. Trauerspiele haben wir außer den von Schiller und Goethe fast gar keine. Am besten könnte diesem Mangel vielleicht der wahrhaft geniale Grabbe abhelfen, wenn er seine Dramen zur Aufführung fähig machen wollte.

Beylage: Intelligenzblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

№. 313.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 31. December 1830.

— Jedes Aeußerste führt Kunst, die Alles
Begränzt und bindet, zur Natur zurück;
Sie stellt den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größte Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu.

Schiller.

Ein Bruchstück
aus einer Ode des Viktor Hugo.

Wenn ein Deutscher – sey auch seine politische Gesinnung welche sie wolle — einen Blick auf die französischen Poesien wirft, die in Folge der jüngsten Umwälzung aus derselben hervorgingen, so wird er in allen diesen zu uns herüber gekommenen Gedichten die Auffassung des Tragischen vermissen, dessen unselige Nothwendigkeit ihren Gegensatz, den Ausblick zum Himmel, und mit ihm die Gefühle der Demuth und der Pietät hervorruft. Es sind, so viel uns bekannt ist, in Frankreich nur Gelegenheitsgedichte erschienen, welche die einseitige Empfindung des Moments, die glorioſe Freude der Sieger, besingen, oder Gelegenheitsreden in poetischer Prosa, die, eben so einseitig, die Klagen der Besiegten aussprechen. Beide Gattungen von Poesien sind, im untergeordneten Sinne des Worts, politische zu nennen; d. h. sie sind Produktionen der Partheien. Der ächte Dichter aber steht, wie der ächte Staatskünstler, über den Partheiungen; wir sehen ihn, selbst in seinen lyrischen Ergüssen, objektiv, also nie einseitig politisch, sondern stets historisch überschauend, und so an eine höhere als menschliche, an eine göttliche Weltleitung anknüpfend.

Von solch einer höheren Tragödie ist, wie gesagt, in den uns bekannten neueren Gelegenheitsgedichten auch nicht eine Spur zu finden. Um so erfreulicher ist es, daß ein trefflicher französischer Lyriker, Viktor Hugo, den Muth hatte, wenn auch nicht für religiöse Demuth, doch für Pietät die Saiten seiner Lyra tönen zu lassen. Jamitten der Partheien ermahnt er diese, das Unglück eines königlichen Greises schonend zu bedenken, ermahnt er jene, nicht fürder aus Eigennutz den Fürsten verderblich zu umdrängen.

Ich gebe hier eine Uebersetzung dieser bemerkenswerthen Stelle, denn in diesen immer mehr sich trübenden Tagen ist es ein Trost, wenn die Kunst ihrer edeln Bestimmung getreu bleibt, und die Leidenschaften zu reinigen und zu bewältigen sucht.

•

Kein Leid dem Greis! er schleicht, langsamen Schritts, verbannt.
Es will die Pietät, daß man Ruinen schone.
Eindrücken nimmermehr könnt' ich die Dornenkrone,
Die auf das weiße Haar ihm setzt des Unheils Hand.
Nein, Ihr Unseligen! noch tönt mein Lied, noch klinget
Die Kette derber Qual, die Ring an Ring Euch schlinget;
Grad und Verbannungsort hab' ich gesegnet ja;
Und während Genß und Heil am neuen Thron erschallen,
Wird noch mein Dichtergeist, lang noch, in Trauer wallen
Und Sanct Denis, um Helena.

Die Lehre däuf' indeß unhemmbar Straf' und Schande
Auf die Pygmäendrut, die, fremd dem Vaterlande,
Für ihre Selbstsucht nur dem Herrscher dienstbereit;

Digitized by Google

Die Alles um sich her versteinet, selbst verstockt,
Und die, mit mattem Hauch, aufblaset, hingedockt,
Die Asche, roth annoch von unsrer Schreckenszeit.

LAbt.

Bilder aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Nicht minder empfehlenswerth scheint mir der Bau der russischen Wagen in Beziehung auf ihre Sicherheit zu seyn. Der eigentliche Kasten liegt bei ihnen bedeutend niedriger, als bei uns, und ihre Räder sind durchaus viel weiter von einander entfernt, als die unsrigen. Die Folge dieser doppelten zweckmäßigen Einrichtung ist, daß sie, selbst auf schiefem Boden, nicht leicht umschlagen können, ein Unglück, das in Rußland zu den sehr seltenen gehört.

Die Leichtigkeit und die geringen Kosten des Reisens in Rußland macht, daß man dort selbst unter den untersten Klassen häufig Leute trifft, die mehr von fremden Ländern und Sitten gesehen haben, als gar mancher von denen, die bei uns schon für berühmte Reisende gelten. Ich hatte in Perm einen Dworník (Hausknecht) bereits über ein Jahr, ohne zu wissen, daß der alte, gute und stille Mann, den ich für einen gebornen Permer hielt, der nie über die Grenze seines Weichbildes gekommen ist, vielleicht mehr von Gottes schöner Erde gesehen hat, als ein Niebuhr oder Humboldt. Ich traf ihn einst, als er das Stroh, welches für die Stallungen im Winter bestimmt war, auf dem Boden mit seinen Knechten in Ordnung brachte. „Wer sollte es denken," sagte er, indem er sich zu mir wandte, „daß man in Kitai (so heißt im Russischen China) aus solchem Stroh Papier, und so schönes Papier machen kann." — „Woher weißt denn Du das?" fragte ich. „Nun," meinte er, „bin ich ja lange genug dort gewesen. Ich bin mit meinem Vetter, dem Kapitän, als Bedienter nach Ochotsk gezogen, wo ich drei Jahre blieb, und dann als Schreiber bei der amerikanischen Kompagnie angestellt wurde." In den Geschäften dieser Kompagnie besuchte er die Aleuten und die kurilischen Inseln, ging mit auf die Messe in Irbit, wurde darauf nach Irkuzk versetzt, wo er das nahe Kiachta, die Grenzstadt Chinas, häufig besuchte und mit den Chinesen im Verkehr stand. „Aber wie kamst Du endlich wieder hieher in Deine Vaterstadt?" fragte ich. „Je nun, Herr, man wird alt, und da können einen die Leute nicht mehr recht brauchen. Ich bin nicht von Perm, sondern von Kislar (am kaspischen Meere), und dahin ging ich wieder zurück, als ich das Ding in Sibirien genug hatte. Allein es ließ mich nicht ruhen, obschon ich dort gut hätte leben können. Ein sibirisches Regiment zog durch Kislar, um gegen Persien zu fechten, und meine alten Bekannten in dem Regimente sprachen mich so an, daß ich die mir angebotene Stelle als Korporal annahm und mit ihnen zog. Es ist mir aber schlecht bekommen. Zwar in Persien ging's gut, und wir führten da ein recht lustiges Leben. Aber kaum war der Krieg aus, so fing der neue mit Schweden an und nun mußten wir nach Finnland ziehen, wo es uns ganz erbärmlich ging. Nach erhaltenem Abschied bin ich über Archangel und Petersburg nach Perm gekommen, wo ich nun, lieber Herr, Ihr Dworník bin und, so Gott und Ihr wollt, bleiben werde, bis mein Stündchen schlägt."

Aehnliche, wenn gleich nicht so auffallende Beispiele könnte ich noch viele erzählen, da große, selbst sehr große Reisen in Rußland eine, auch für den gemeinen Mann sehr gewöhnliche Sache sind, die sie oft, nicht blos der Geschäfte, sondern auch blos des Vergnügens wegen unternehmen. Als ich z. B. im Jahre 1807, während der Buterweche, in Petersburg angekommen und bei einem befreundeten deutschen Kaufmann abgestiegen war, kam wenige Tage darauf ein russischer Kaufmann aus Tobolsk, der die Tochter meines Freundes geheirathet hatte, mit seiner ganzen Familie bei uns an, um den Karneval mit seinem Schwiegervater zu feiern und dann, am Ende der Woche, wieder wohlgemuth nach Hause zu fahren. Da Petersburg von Tobolsk 415 deutsche Meilen entfernt ist, so machte er, um sich einige Tage mit seinen Freunden und Verwandten zu vergnügen, eine Lustreise von 890 deutschen Meilen. Wenn man bei uns eine Reise von wenigen Tagen macht, so kann man mit den Vorbereitungen dazu kaum fertig werden, und wenn es endlich zum Abschied kommt, so gibt es Aufträge, Ermahnungen, Küsse und Thränen die Hülle und Fülle, während der Russe, indem er seine Familie auf Monate verläßt, mit einem biedern Händedruck und einem herzlichen Prosthschai (Lebewohl) sich fröhlich auf seinen Wagen schwingt und sorgenlos und munter, wie ein Vogel, weiter zieht. Wie staunten meine Landsleute, als sie hörten, daß ich bis nach Perm und Kasan zu reisen entschlossen sey. Nach ihrer Meinung war dieß beinahe bis an das Ende der Welt und sie gaben alle Hoffnung auf, mich je wieder zu sehen. Auf der andern Seite der Grenze im Gegentheile vernahm man meine Reiseroute mit der größten Gleichgültigkeit, da die meisten Russen jene Gegenden und wohl noch weit entlegenere auf eigener Ansicht kannten. Dieser auffallende Unterschied in der Sinnesart zweier benachbarten Länder offenbart sich noch in mehrern andern Dingen auf dieselbe Weise. Bei uns ist alles klein zugeschnitten, wie es unter beschränkter Gebrauch mit sich bringt, während dort Alles ins Große, oft selbst ins Riesenhafte geht. Die engen Grenzen unserer Heimath haben auch unsere Gesinnungen und Ansichten eingeengt, während sie sich dort, dem ungeheuren Raume gemäß, in welchem sie

Digitized by Google

sich frei bewegen, entwickeln und entfalten. Eine Reise von Kiew nach Moskau, oder von Moskau nach Tobolsk, ist für sie so viel, als für uns eine Reise von Dresden nach Leipzig, und während sie in ihren ungemessenen Räumen frei, wie die Vögel des Himmels, hin und wieder fliegen, lächeln sie gutmüthig über uns, die wir, wie die Vögel im Käfig, von einer Sprosse zur andern flattern und auch zu fliegen glauben. Wenn der Ausländer, nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Rußland, wieder in seinen vaterländischen Käfig zurück kömmt, hat er Mühe, sich von den großen Ideen und den erweiterten Ansichten der Dinge um sich her wieder zu entwöhnen und an dem kleinlichen Marionettenspiel, das ihn hier umgibt, wieder einigen Geschmack zu finden.

Seelenzuversicht.

Was hält das Weltenheer, die Sterne,
In nächster Nähe, in fernster Ferne,
Daß ihren Lauf nichts unterbricht?
Was fesselt sie bei ihrem Wallen,
Daß nie aus ihrer Bahn sie fallen?
Die Schwere und das Gleichgewicht.

Wer aber gab dem Weltenheere
Dieß Gleichgewicht und diese Schwere?
Der's schuf, Er, Gott, der ew'ge Geist;
Der, was in dem Atome lebet
Und was als All im Raume schwebet,
Umfaßt und jeden Nu umkreis't.

Und Seele du, du wolltest zagen?
Du Hauch aus Gott, von Gott getragen
Durch aller Endlichkeiten Zeit.
Sieh dieses Bild schon, dein Gedanke
Von Gott, vernichtet jede Schranke
Des Zweifels an Unsterblichkeit

Stuttgart, 1830.

Theodor B. von Sydow.

Schiller an Karoline v. B.*)

Donnerstag, den 27. Nov. 1788.

. . . . Endlich also einen Laut von Wolzogen, und einstweilen genug, um wegen seiner ruhiger zu seyn. Er ist doch endlich an Ort und Stelle, und wir sehen, daß es nur bei ihm stehen wird, seinen Lebensplan auszuführen.

*) Aus dem in der gestrigen Nummer angeführten Werke.

Wolzogens Urtheil über Paris konnte unter diesen Umständen wohl nicht anders ausfallen. Das Objekt ist ihm wirklich noch zu groß; sein innerer Sinn muß erst dazu hinauf gestimmt werden. Er hat eine Elle mitgebracht, um einen Koloß zu messen. Ich glaube wohl, daß er am Ziel einer langen Bekanntschaft mit Paris so ziemlich zu demselben Urtheil zurückkommen mag; aber er wird es aus andern Motiven und aus einem andern Standpunkte thun. Wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat, muß sich in diesem weiten, großen Element gefallen; wie klein und armselig sind unsere bürgerlichen und politischen Verhältnisse dagegen! Aber freilich muß man Augen haben, die von großen Uebeln, die unvermeidlich mit einfließen, nicht geärgert werden. Der Mensch, wenn er vereinigt wirkt, ist immer ein großes Wesen, so klein auch die Individuen und Details ins Auge fallen. Aber eben darauf, dünkt mir, kommt es an, jedes Detail und jedes einzelne Phänomen mit diesem Rückblick auf das große Ganze, dessen Theil es ist, zu denken, oder, was eben so viel ist, mit philosophischem Geiste zu sehen. Wie holpericht und höckericht mag unsere Erde von dem Gipfel des Gotthards aussehen! aber die Einwohner des Mondes sehen sie gewiß als eine glatte und schöne Kugel. Wer dieses Auge nun entweder nicht hat, oder es nicht geübt hat, wird sich an kleine Gebrechen stoßen, und das schöne große Ganze wird für ihn verloren seyn.

Paris freilich dürfte auch dem philosophischen Beobachter vielleicht einen widrigen Eindruck geben, aber einen kleinen gewiß nie; denn auch die Verirrungen eines so fein gebildeten Staates sind groß. Was für eine prächtige Erscheinung ist das römische Reich in der Geschichte, auch bei seinem Untergang!

Mir für meine kleine stille Person erscheint die große politische Gesellschaft aus der Haselnußschale, woraus ich sie betrachte, ungefähr so, wie einer Raupe der Mensch vorkommen mag, an dem sie hinaufkriecht. Ich habe einen unendlichen Respekt vor diesem großen, drängenden Menschen-Ozean; aber es ist mir auch wohl in meiner Haselnußschale. Mein Sinn, wenn ich einen dafür hätte, ist nicht geübt, nicht entwickelt, und so lange mir das Bächlein Freude in meinem engen Cirkel nicht versiecht, so werde ich von diesem großen Ozean ein neidloser und ruhiger Bewunderer bleiben.

Und dann (um doch recht ins Gelag hinein zu philosophiren!) dann glaube ich, daß jede einzelne, ihre Kraft entwickelnde Menschenseele mehr ist, als die größte Menschengesellschaft, wenn ich diese als ein Ganzes betrachte. Der größte Staat ist ein Menschenwerk, der Mensch ist ein Werk der unerreichbaren großen Natur. Der Staat ist ein Geschöpf des Zufalls; aber der Mensch ist ein nothwendiges Wesen; und durch was sonst

Digitized by Google

ist ein Staat groß und ehrwürdig, als durch die Kräfte seiner Individuen? Der Staat ist nur eine Wirkung der Menschenkraft, nur ein Gedankenwerk; aber der Mensch ist die Quelle der Kraft selbst, und der Schöpfer des Gedankens.

Aber wo gerath' ich hin? Ich lasse meine Feder machen und vergesse, daß ich einen Brief und keinen Discours philosophique schreibe. Lassen Sie mir's dießmal hingehen. Ewig der Ihrige

Schiller.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Die Straßenaffichen.

Seit der letzten Revolution haben die Affichen oder Anschlagzettel zu Paris eine ziemlich bedeutende Rolle gespielt, und zuletzt zu einem Gesetze und zu ziemlich lebhaften Debatten in der Deputirtenkammer Anlaß gegeben. Jetzt sollen sie unter Aufsicht der Polizei gesetzt werden, oder vielmehr es sollen keine politischen Affichen mehr angeschlagen werden, und das ist wirklich schade, denn es waren sehr kuriose Dinge an den Mauern zu lesen, und Jemand konnte den ganzen Tag mit Lesen unter freiem Himmel zubringen, ohne daß es ihn einen Sou kostete. Unter der letzten Regierung waren die Anschlagzettel einer gewaltig strengen Polizei unterworfen, und der tollsühne Mongin hatte sich als Polizeipräfect sogar das Recht angemaßt, die Affichenrus oder Anbeter der Anschlagzettel, welche in Paris eine eigene Klasse ausmachen, nach Belieben ein- und auszusperren. Niemand konnte mehr dies Handwerk treiben, als wer von ihm dazu Erlaubniß erhalten hatte. Die Polizei trieb den Mißbrauch der Gewalt so weit, daß, wenn ihr ein neuerschienenes Buch mißfiel, sie nicht erlaubte, die Ankündigung desselben öffentlich anbeften zu lassen. Dafür waren auch die Affichen das erste, was in den ruhmwürdigen Julitagen wieder frei wurde; denn die königliche Garde war noch nicht aus Paris getrieben, als schon die Nachrichten von dem Siege des Volkes überall gedruckt an den Mauern zu lesen waren. Nun folgte eine Flut von Anschlagzettelu mit Proklamationen, Neuigkeiten, Anreden, Wünschen und Aeußerungen aller Art. Der Vorschlag, den Herzog von Orleans zum Könige auszurufen, wurde angeschlagen, ehe er noch öffentlich ausgesprochen war. Um das Volk auf eine schnelle Art von allen wichtigen Ereignissen in Kenntniß zu setzen, hatten die Zeitungsherausgeber auch zu dem leichten Mittel des Anschlagens gegriffen, und alle Tagesblätter waren Anfangs gratis an den Mauern zu lesen, weshalb die Zahl der Leser auch immer sehr groß war. Die kleinern Tagesblätter betrachteten dies als ein Mittel, sich bekannt zu machen, und setzten das Anschlagen bis auf den heutigen Tag fort; so einige sind vielleicht erst dadurch zur Kenntniß des Publikums gelangt. Wer hätte sonst wohl von einem Gisbles, einem Omnibus, einem Journal des ouvriers, einem Journal du Peuple, einem Journal des faubourgs gehört? Ich für meinen Theil habe sie erst an den Straßenecken kennen gelernt. Alle diese Blätter sollen für das Volk geschrieben seyn; den Volkston können aber nun einmal die Pariser Schriftsteller nicht treffen; man sieht es ihrem Style wohl an, daß sie noch mehr in den Salons, als in den Werkstätten zu gefallen suchen. Auch bekümmern sich alle diese Blätter mehr um die allgemeinen Angelegenheiten, als um die eigentlichen Bedürfnisse des Volks; dagegen haben sie so gut wie die größern Blätter ihre witzigen Ausfleinungen auf die Ultramontanen, auf die Prälaten, auf einige Deputirte, welche sich zuweilen durch zweideutige Betrügen verdächtig machen, z. B. die beiden Dupins in der Deputirtenkammer, welche ganz unpopulär geworden, obschon sie beide ausgezeichnete Redner und geseierte Männer sind. Der ältere ist bekanntlich einer der besten Advokaten von Paris, und der andere ist dem Anstande dinlänglich durch seine statistischen und ökonomischen Werke bekannt. Allein beide haben sich einstgemal in der Deputirtenkammer bei wichtigen Fragen von der Meinung der Mehrzahl getrennt und allzu ministerielle Gesinnungen geäußert. Seit dieser Zeit beschuldigt man sie des Ehrgeizes und der Herrschsucht, und macht sich oft über sie in den kleinen Blättern lustig. Da ihrer drei Brüder sind, die jetzt alle in der Deputirtenkammer als Abgeordnete der Nation sitzen, so sollen sie auf den Grabstein ihrer Mutter die Worte haben setzen lassen: Ci gil la mère des trois Dupin! (hier liegt die Mutter der drei Dupins!) Vermuthlich ist dieses falsch; allein man versichert es ganz ernsthaft. Neben den an den Straßenecken angeschlagenen Tagesblättern las man große Zettel mit allerlei Vorschlägen; hier äußert ein vermuthlich unglücklicher Ehemann den Wunsch, man möchte doch bald die Ehescheidung wieder gesetzlich erlauben; dort schreibt ein Buchhandlergehülfe gegen die Vertheidiger der Druckmaschinen und fragt, warum denn die Tagesblätter, welche vermittelst der Dampfmaschinen gedruckt werden, nicht wohlfeiler seyen, als diejenigen, welche mit Pressen nach der alten Art gedruckt werden. Ein Hr. Capron hat ein Mittel erfunden, sogleich eine Menge Arbeiter zu beschäftigen und eine große Anstalt zu errichten. Er schätzt die Stärke der Nationalgarde auf 50.000 an; gäbe ein jedes Mitglied derselben jährlich 6 Fr., damit seine Waffen rein erhalten werden, so würde dies eine Summe von 300.000 Franken abwerfen, und diese würden dann eine ungeheure Werkstätte hinlänglich alimentiren. Ein Anderer will keine erblichen Pairs mehr, und erbeut sich gegen allen Erbadel. Man hätte ein Journal schreiben können, blos um alle die angeschlagenen Wünsche und Projekte zu recensiren. Gegen die angeführten Anschlagzettel ließ sich wenig sagen; bedeutender aber waren diejenigen, welche auf den Kriminalprozeß der Minister Karls X. einigen Einfluß äußern, und die Stimmung des Volks in dieser wichtigen Angelegenheit aufregen wollten. Gegen diese besonders war das Gesetz, welches politische Anschlagzettel nicht mehr duldet, gerichtet. Jetzt ist es mit dieser Straßenecken-Literatur zu Ende, und obschon die Mauern noch eben so bunt anssehen wie zuvor, so erblickt man doch weiter keine Curiosa, als die Anpreisung des wundersamen Zuckers des Hrn. Laurenti, der gegen alle Krankheiten helfen soll, und der Perruques acéphales u. dgl. Dg.

Auflösung des Räthsels in Nro. 308:

Der Schnee.

Beilagen: Literaturblatt Nr. 132. u. Monatsreg. Dec.

Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

A 103

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 930 551

AP
30
M65
v.24
nos 233
Oct.-Dec.
1830

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google